DIE CLAUDIER

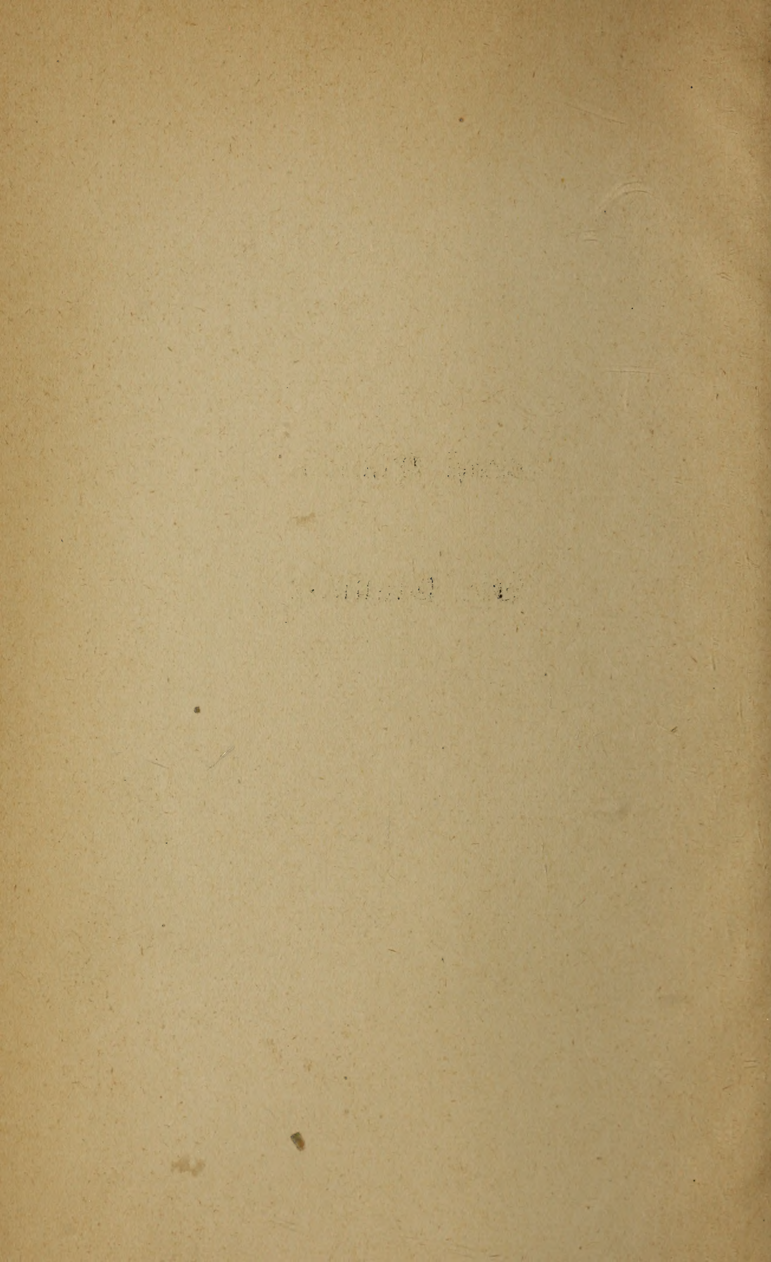
VON

ERNST ECKSTEIN



Ernst Eckstein

Die Claudier



Die Claudier

Roman aus der römischen Kaiserzeit

von

Ernst Eckstein

Erster Band

19. und 20. Auflage



Dresden
Verlag von Carl Reißner
1920

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden-A. 27

Vorwort zur ersten Auflage.

In Rom selber, in der feierlich erhabenen Rotunde des Colosseums, zwischen den Trümmern der Kaiserpaläste und den vermorschten Säulen der alten Göttertempel, regte sich die erste traumhafte Ahnung der Bilder, die dem Leser im Folgenden an der Seele vorüberziehen sollen. Mit jeder neuen Wiederkehr wuchs der geheimnißvolle Drang, die Schatten dieser großen Vergangenheit aus ihren Gräbern heraufzubeschwören, — und später, in Deutschland, wo die mannigfachen Eindrücke Muße fanden, sich zu sammeln und zu gruppiren, reifte dieser Gedanke zur Ausführung.

Daß die römische Kaiserzeit in ihrer ganzen Physiognomie dem neunzehnten Jahrhundert verwandter ist als die meisten Geschichtsepochen bis zum Jahrhundert der Reformation, will ich an dieser Stelle nicht weiter erörtern: ihr Anrecht auf dichterische Verwerthung leitet sie auch ohne diese innerliche Verwandtschaft aus dem Umstande her, daß sie, wie kaum eine zweite, reich ist

an gewaltigen Conflicten rein menschlicher Art, an hoch-dramatischen Gegensätzen auf allen Gebieten des Denkens, Fühlens und Wollens.

Es erübrigt mir ein Wort bezüglich der dem Werke beigegebenen Anmerkungen. Ich habe die störende Zersetzung des Textes durch Verweisungen unterlassen; denn die Erzählung ist durchweg so gehalten, daß sie für jeden Gebildeten ohne Weiteres verständlich ist. Nicht erklären sollen die Anmerkungen, sondern ausführen, ergänzen, vervollständigen, außerdem aber liefern sie für die einzelnen Züge des hier geschilderten Culturlebens die wissenschaftlichen Belege und Nachweise. Aus diesem Gesichtspunkte dürften sie für das große Publikum, dem der Ueberblick der Quellen versagt ist, ihre Berechtigung haben.

Leipzig, im Juli 1881.

Der Verfasser.

Erstes Buch.





Erstes Capitel.

Der 12. September des Jahres 95 nach Christi Geburt goß den ersten fahlen Schimmer des Frühlichts auf die graue Fluth des tyrrhenischen Meeres. Ostwärts über der sanft verschwimmenden Küste Campaniens hatte der Himmel schon jene thaugrüne Färbung, die dem Erblassen der ersten Gestirne folgt; westwärts über der offenen See lagerte noch unergründliches Dunkel. Auf der Höhe von Salernum, zwischen dem enipeischen Vorgebirge und der Insel Capreä, durchfurchte eine große Trireme, von Süden kommend, die kaum gekräuselte Fläche. Die Ruderstangen der zahlreichen Mannschaft, die auf drei Bänken übereinander gereiht saß, hoben und senkten sich nach dem Takte eines melancholischen Liedes. Der Obersteuermann blickte gähnend in s Weite, als ersehne er die Stunde der Ablösung.

Da öffnete sich auf dem Deck die kleine, silberbeschlagene Thür, die nach dem Mittelraum führte. Ein dicker, rundlicher Kopf mit kurzgeschorenen Haaren drängte sich durch die Spalte und blickte augenzwinkernd nach allen Seiten. Zwei Secunden später folgte auch die Gestalt, deren gedrungene Knappheit mit dem kugelartigen Kopf übereinstimmte.

„He, Chrysostomus! Puteoli bald in Sicht?“ fragte der Ankömmling, indem er zum Rand des Verdeckes trat und nach den blauschwarzen Felsenmassen der Insel Capreä hinüberschaute.

„In drei Stunden frag' wieder," versetzte der Steuermann. „Da Du's nicht fertig bringst, wie der Zauberer von Tyana um die Ecke zu seh'n, so wirst Du abwarten müssen, bis wir die Insel dort und was drum und dran hängt, im Rücken haben."

„Was?" rief der Dicke, indem er ein elfenbeinernes Reisekärtchen aus der Tunica zog; „die Felsen dort sind erst Capreä?"

„Du sagst es, o Herodianus. Dort auf der Höhe rechts, kaum erkennbar, liegt der Palast des verewigten Kaisers Tiberius. Siehst Du die schroffe Wand, die sich gegen das Meer senkt? Dort wurden so unnütze Menschen wie Du von den Sclaven des Kaisers in die Tiefe spedirt!"

„Chrysostomus, werde nicht dreist! Wie kannst Du, ein ganz gewöhnlicher Schiffslenker, Dir herausnehmen, mich, den Begleiter und Vertrauten unseres verehrungswürdigen Cajus Aurelius, in dieser Weise zu foppen? Bei den Göttern, ich thue Unrecht, daß ich mit Dir, dem ungeschulten Seemanne, überhaupt Unterredungen pflege. Ein Mensch, der keine Wachstafel bei sich führt, der nur das Steuerruder, nicht aber den Griffel zu handhaben weiß, ein gewöhnlicher Gallier, dem jede Kenntniß der Göttergeschichte abgeht, — ein solcher Mensch sollte für den Freund des Aurelius nicht existiren."

„Oho! Du schwärmst! Nicht sein Freund bist Du, sondern sein Freigelassener."

Herodianus nagte die Lippen. Wie er jetzt so dastand, das zorngeröthete Antlitz dem erwachenden Tag zugekehrt, mochte man ihn für bösartig und gehässig nehmen. Bald aber gewann die Milde und Gutmüthigkeit wieder die Oberhand.

„Du bist ein Lästermaul," sagte er lachend; „aber ich weiß ja, Du willst nicht beleidigen. Ihr Seeleute seid ein rauhes Gelichter. Allen Göttern zünd' ich ein Dankopfer, wenn dies vermaledeite Geschaukel auf dem Rücken der Meere nun endlich aufhört. Ist das eine Reise! Von Trajectum bis Gades, ohne auch nur ein einziges Mal zu landen! Und kaum hat man in Gades festen Boden unter den Füßen, so

heißt's wieder eingeschifft! Hätte Aurelius, unser verehrungswürdiger Herr, nicht in Panormus mit dem Gastfreunde seines verstorbenen Vaters Allerlei zu verhandeln gehabt, ich glaube, auch die Fahrt von Hispanien nach Rom wäre ohne Unterbrechung vollführt worden. Wie ein Korybant will ich jubeln, wenn ich endlich wieder anfangen darf, ein Mensch unter Menschen zu sein! Wie lang kann's währen bis Ostia!"

„Zwei Tage, nicht mehr!" versetzte Chrysostomus.

„Aphrodite Euploia sei brünstig gebenedeit!"

„Was schwatzest Du da? Wen benedei'st Du?"

„Ja so, guter Chrysostomus," sprach der Dicke mit triumphirendem Lächeln, „ich vergaß wieder einmal, daß ein Seemann aus dem Lande der Lugdunensischen Gallier kein Hellenisch versteht. Euploia heißt verdolmetscht: die Göttin, die uns glückliche Fahrt verleiht. Du nimmst mir die Bemerkung nicht übel: aber so viel Griechisch hättest Du auf Deinen zahlreichen Weltfahrten mit dem verewigten Vater unseres Aurelius wohl füglich erwerben können."

„Dummes Zeug," versetzte Chrysostomus. „Bin niemals in die griechischen Meere gekommen. Zehnmal in Ostia, achtmal in Massilia, zwölfmal in Panormus und zwanzigmal droben im Gothenmeer bis zum Lande der Rugier: das ist der Inhalt meiner Annalen. In all den Meeren aber hört man Lateinisch. Selbst die Friesen drücken sich wohl oder übel auf Römisch aus; bei den Rugiern aber sprachen wir Gothisch."

„Eine schlechte Entschuldigung!" rief Herodianus voll Pathos. „Aber ich rede mich durstig! Bis der Herr kommt, bin ich wieder zur Stelle!"

Er schob das elfenbeinerne Kärtchen, das er zwischen den Fingern gehalten, sorgfältig wieder ins Unterkleid und wollte sich eben zurückziehen, als ein schlanker Jüngling, von einigen Sclaven begleitet, auf der Treppe erschien. Die Schiffsmannschaft begrüßte ihren Gebieter durch lauten Zuruf. Cajus Aurelius dankte und schritt nach dem Vordertheile, während die Sclaven unter dem Baldachin des Verdeckes ein Frühstück herrichteten. Nur Einer aus der Dienerschaft folgte ihm.

Inzwischen war es vollständig Tag geworden. Hinter

den bläulichen Bergen Campaniens glühte der ganze östliche Himmel. Ein leiser Wind kräuselte die widerstrahlende Fluth in Millionen von Wellen und Wellchen. An der Vorderseite des Kiels, dessen Spitze mit dem ehernen Kopfe eines colossalen Widders gekrönt war, sprühte es hoch auf wie von flüssigem Golde. Jetzt schien der Palast des Tiberius auf der Höhe des Felseneilandes mit einem Male in heller Lohe zu brennen. Immer tiefer zog sich der funkelnde Streifen, immer neue Zacken flammten und sprühten, — und majestätisch, in der vollen Pracht ihrer Südlandsgluth, stieg hinter den Höhen Salernums der Feuerball der Sonne empor.

Herodianus, der sich geschäftig an seinen Gebieter herangedrängt hatte, schien große Lust zu verspüren, der weihevollen Stimmung des Jünglings durch ein griechisches Dichter=Citat zu Hilfe zu kommen. Schon warf er sich pathetisch in Positur und legte den Mittelfinger wie nachsinnend an die Wange. Aurelius gab ihm jedoch ein Zeichen, daß er ungestört zu sein wünschte. So trat der Freigelassene denn etwas verstimmt ein paar Schritte seitwärts; Aurelius aber, an der Seite seines schweigsamen Lieblingssclaven Magus, lehnte eine Weile hindurch, in tiefes Sinnen verloren, wider der Brüstung und ließ die Blicke bald fernhin über das offene Meer schweifen, bald auf den phantastischen Contouren der Felsmassen und Berge verweilen, die sich für das rasch enteilende Ruderschiff in immer neuer Gruppirung übereinanderschoben.

Jetzt lag Capreä bereits in gerader Linie zur Rechten. Der weite parthenopeische Golf mit seiner endlosen Kette von Städten und Landhäusern that sich auf wie eine gewaltige Perlenmuschel. Trotzig ragte der blauschwarze Aschenkegel des Mons Vesuvius empor, der vor Kurzem erst die blühenden Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä von der Erde getilgt. Jetzt entquoll ihm nur ein duftiges Rauchwölkchen, goldrosig von der steigenden Sonne bestrahlt. Weiter abwärts gewahrte man die Rhede von Puteoli, die Prachtbauten des herrlichen Bajä, die Inseln Aenaria und Prochyta. Zur Linken eröffnete sich die Fernsicht in's Grenzen=

lose. Alexandrinische Marktschiffe und Kauffahrteiboote aus Massilia zogen langsam wie Traumbilder am Horizonte entlang; andere bogen mit aufgespannten Segeln in den Golf ein, um ihre Schätze demnächst im Puteolanischen Welthafen auszuladen und der allesverschlingenden, unersättlichen Roma, der Herrin des Universums, als Tribut zu Füßen zu legen...

Unterdeß hatten die Sclaven den Tisch unter dem Baldachin mit kostbaren Tüchern belegt, einige Ruhebänke und Sessel herzugerückt, Blumen gestreut und alles vorbereitet, um auf den Wink ihres Gebieters das Frühstücksmahl auftragen zu können. Die ermüdeten Nachtruderer waren seit einer halben Stunde durch frische Matrosen ersetzt worden. Mit verdoppelter Schnelligkeit flog die schöne Trireme dahin, zumal sich jetzt eine lustige Brise erhob und kraftvoll die Segel schwellte. Die ganze Meeresfläche erschien mit einem Male verwandelt. Soweit das Auge reichte, Schaumkamm an Schaumkamm.

Aurelius hüllte sich fester in seinen tarentinischen Reisemantel und schaute unwillkürlich auf Magus, den Gothensclaven, der ihm zur Seite stand. Magus schien den Blick seines Herrn nicht bemerkt zu haben; regungslos, mit geschürzten Brauen starrte er in der Richtung von Bajä. Dann hielt er wie zum Schutz gegen das Licht die rechte Hand über die Augen.

„Hva gasaihvis? Was entdeckst Du?“ fragte Aurelius, der mit den Sclaven zuweilen Gothisch redete.

„Gasaihva leitil skip,“ gab der Gothe zur Antwort. „Ein Schiffchen dort unweit der Landzunge. Geht's im Südmeere wie bei uns droben im Norden, so thäten die Leute gut, ihre Nußschale eilig an's Land zu bringen. Wenn das Meer sich so plötzlich mit Eiderdaunen bedeckt, gibt es leicht einen tüchtigen Tanz.“

„Du hast Augen wie ein rugischer Seeadler. Wahrhaftig, ein kleines Boot, kaum erkennbar zwischen den Fluthkämmen, eine Barke mit höchstens acht Ruderknechten.“

„Es sind ihrer nur vier, Herr,“ sagte der Gothe; „außerdem aber drei Frauen.“

Die Brise ward mit jedem Augenblick heftiger. Die Trireme schoß wie ein Pfeil durch die Wellen. Schon tauchte ihr Vordertheil, durch die schaukelnde Bewegung bald gehoben und bald gesenkt, weit über die große Metallrosette in's Wasser.

„Das kann in der That ernst werden," sagte Aurelius. „Nicht für uns, — denn eh' die stolze „Batavia" gefährdet wird, muß es anders kommen: — aber für die Frauen dort in der winzigen Gondel . . ."

Er wandte sich um.

„Amsivarius," rief er dem Obmann der Ruderer zu, „heiß' Deine Leute tüchtig in's Zeug gehn! Und Du, Magus, geh' zu Chrysostomus und befiehl ihm, daß er den Curs ändert."

Nach wenigen Secunden war das Schiff in einer Viertelsdrehung nach rechts herumgeworfen und steuerte jetzt graden Wegs in den Golf hinein. Unheimlich dröhnten die beschleunigten Hammerschläge des Obmanns durch die pfeifende Luft. Das Meer brauste hohl auf, und der tiefblaue Himmel, an welchem nach wie vor kein Wölkchen zu sehen war, strahlte in unbegreiflicher Klarheit auf das rauschende Fluthgewoge.

Unterdessen hatte man sich dem Boote bis auf hundert Ellen genähert. Es war eines jener zierlichen Lustfahrzeuge, wie sie den vornehmen Badegästen in Bajä zu kleineren Ausflügen dienten. Die Rudersclaven hatten beim Herankommen der Trireme den vergeblichen Kampf wider das empörte Element aufgegeben und nur das Umschlagen zu hintertreiben gesucht. Die drei Frauen waren augenscheinlich in höchster Erregung. Zwei von ihnen, eine reich gekleidete Matrone von etwa vierzig Jahren und ein junges, blühendes Mädchen, hielten sich fest umschlungen; die dritte kauerte wie in einen Knäuel gerollt am Boden der Gondel und hielt ein Amulet in den Händen, das sie zu wiederholten Malen leidenschaftlich wider die Lippen preßte.

Jetzt erscholl vom Schiff des Cajus Aurelius ein Zuruf, den die Ruderer des Bootes lebhaft erwiderten. Ein Matrose

der „Batavia" warf dem Vordersten mit geschicktem Griff einen Strick zu. Der Sclave befestigte ihn rasch an der Kielspitze und rief sein „Fertig!" Auf Deck zog man ruhig und gleichmäßig an. Das Tau straffte sich, und die Gondel folgte, schräg auf die Seite gelegt, wie ein Fisch, der sich gegen die Angel sträubt. Zwei Minuten später lag sie fest an die Planken der Trireme geschmiegt, und in kurzer Frist waren die Frauen mitsammt den Sclaven in Sicherheit.

Aurelius, auf die Brüstung des Backbords gelehnt, hatte dem Rettungswerk mit sorglicher Spannung zugeschaut. Jetzt, als die Frauen, von dem Schütteln der aufgewühlten Meerfluth erschöpft, auf die Polsterbänke unter dem Baldachin sanken, trat er höflich grüßend heran und lud die unerwarteten Gäste ein, nach den geschützten Binnenräumen der Trireme hinabzusteigen. Das junge Mädchen erhob sich sofort und sprach mit edler Herzlichkeit einige Worte des Dankes. Auch die Matrone hatte sich nach kurzer Frist völlig erholt. Nur die Alte mit dem knöchernen Amulet drückte wie erstarrt ihr welkes Antlitz in die üppigen Kissen, während ihr ein Zucken und Schauern durch alle Glieder lief.

„Steh' auf, Baucis," sagte das Mädchen freundlich, „die Gefahr ist vorüber."

„Allerheiligste Isis, errett' uns!" stöhnte die Alte, das Amulet auf und ab drehend. „Beschirm' uns vor jähem Tod, und erlös' uns aus aller Fährniß! Ein wächsernes Schifflein will ich Dir weihen, und Lämmer und Früchte opfern, so viel Du begehren magst!"

„O, Du abergläubische Thörin!" raunte ihr das Mädchen in's Ohr. „Wirst Du denn nie zur Vernunft kommen? Bete lieber zum allmächtigen Jupiter, daß er Deine Verblendung erleuchte! Jetzt aber komm! Der edle Fremdling, der uns an Bord genommen, wird ungeduldig."

Ein gellender Schrei war die Antwort. Das Schiff hatte sich stark auf die Seite gelegt, so daß die Alte, die mit untergezogenen Beinen im Polster saß, unsanft herabfiel.

„O, Du tausendnamige Isis!" wimmerte sie entsetzt, „das kostet mich zwei bis drei Rippen und ein Krankenlager

von zwanzig Wochen! Barbillus, Du falscher Priester, ist das die Kraft Deines Amulets? Hab' ich mir deshalb die Stirne mit Wasser aus dem heiligen Nilstrom besprengen lassen, jede Besprengung zu fünfzig Sesterzen? Hab' ich darum frische Brodkuchen auf die Altäre gelegt? Wehe mir welch ein unerträglicher Schmerz!"

Während sie dem Himmel so ihre Noth klagte, hatte Magus, der Gothensclave, die kleine Gestalt mit kräftiger Hand in die Höhe gerichtet.

„Laß Dein Geschrei, Mütterchen!" sagte er gutmüthig. „So schnell geht ein römischer Knochenbau nicht entzwei! Mach' jetzt, daß Du hinabkommst! Der Sturm wird heftiger! Siehst, Du, mein Gebieter führt bereits Deine Herrin über die Schwelle."

Da Baucis keinerlei Anstalten machte, den Worten des Germanen Folge zu leisten, sah sie sich plötzlich von seinen muskelstrotzenden Armen wie eine Feder emporgehoben und zur größten Heiterkeit aller Umstehenden zwangsweise nach dem Eingang geschleppt . . .

„Herrin!" sagte Aurelius zu der Matrone, als die Gäste sich's im Speisezimmer bequem gemacht, „ich bin ein römischer Ritter aus der Bataverstadt Trajectum, hoch im Norden, unweit der belgischen Grenze. Mein Name ist Cajus Aurelius Menapius. Ich reise nach Rom, um dort, im Centrum der bevölkerten Erde, meine Kenntnisse zu bereichern und mich dem großen Vaterlande vielleicht nützlich zu machen. Darf ich nun auch Dich und Deine holde Begleiterin bitten, mir kund zu thun, wen mir ein günstiges Schicksal hier zugeführt hat?"

„Herr," sprach die Matrone beinahe feierlich, „wir rühmen uns von senatorischem Geschlechte zu sein. Ich bin Octavia, die Gattin des Jupiterpriesters Titus Claudius Mucianus. Diese Jungfrau ist unsere Tochter. Seit Ende April verweilen wir um meiner Gesundheit willen in Bajä. Die Seeluft, der würzige Hauch der Wälder und die beschauliche Ruhe unseres ziemlich entlegenen Landhauses haben mich rasch gekräftigt. Besonders labten mich die Morgen=

fahrten im Golfe. Heute früh bei schönster Witterung brachen wir auf, um nach Prochyta zu fahren. Da hat uns, wie Du weißt, fern vom Lande der Sturm überrascht, und nur Dir und Deiner Trireme danken wir's, daß wir so guten Kaufes davongekommen. Empfange denn nochmals unsern heißesten Dank und gib uns Gelegenheit, die Gastfreundschaft, die Du uns jetzt an Bord Deines Schiffes erweisest, in unserem Bajanischen Landhause zu erwidern."

„Mit tausend Freuden!" versetzte Aurelius lebhaft; „um so mehr, als ich ohnehin die Absicht hatte, in Bajä zu rasten . . ."

Sein Antlitz bedeckte sich mit einer flüchtigen Röthe, denn er sagte die Unwahrheit . . . Verlegen wandte er die Blicke nach Magus, der bescheidentlich in einer Ecke des Raumes stand und Vorbereitungen zum Auftischen eines Imbisses traf. Die Augen des Herrn und des Sclaven begegneten sich, und der Herr erröthete nochmals, während der Sclave voll inneren Behagens still vor sich hinlächelte.

Zwei andere Diener rückten nach altrömischer Art Sessel zum Speisetisch, denn die Sitte des Liegens war damals in der Provinz noch keineswegs allgemein, und Aurelius wußte, daß selbst in Rom strenge und edle Frauen diese Verweichlichung von der Hand wiesen.

Die Schwankungen der Trireme ließen jetzt nach; das Schiff hatte eine geschütztere Stelle des Golfes erreicht. In kurzer Frist stand ein leckeres Frühstück auf dem gewirkten Tischtuche — Fische, Milch, Honig, Eier, Früchte und eine Schüssel gesottener Seekrebse, deren brandrothe Schalen sich malerisch von dem Silber der kunstvoll getriebenen Platte abhoben.

Aurelius lud seine Gäste zum Sitzen ein und führte Octavia nach dem Ehrenplatz am obern Tischende. Links von der Matrone nahm ihre Tochter, die liebliche Claudia, Platz; Aurelius setzte sich Beiden schräg gegenüber. Herodianus und die noch immer schwer gedrückte Baucis schlossen sich am unteren Ende der Tafel in maßvoller Entfernung an.

„Du mußt fürlieb nehmen, o Herrin," sagte der Bataver. „Wir Nordländer sind einfache Leute . . ."

„Du scherzest," fiel ihm Octavia in's Wort. „Wähnst Du, wir Bewohner der Hauptstadt seien allzumal Schlemmer nach Art des Gavius Apicius?"

„Nun," versetzte Aurelius verwirrt, „man weiß doch, daß Rom die unübertroffene Meisterin eines verfeinerten Lebensgenusses und vor Allem eine glorreiche Feinschmeckerin ist . . ."

„Nicht halb so, wie Ihr's Euch einredet," sagte Octavia. „Ihr Herren aus der Provinz verfallt ohne Ausnahme in den gleichen seltsamen Irrthum. So gilt Euch auch die römische Frau für den Ausbund aller Verderbtheit, weil einige Frevlerinnen viel von sich reden gemacht. Ihr vergeßt nur, daß es der Tugend eigenthümlich ist, im Verborgenen zu bleiben. Aber sprich, o Herr, wer liefert Dir diesen ausgezeichneten Honig?"

„Der Berg Hymettus," versetzte Aurelius, den die Art und Weise der Matrone verlegen machte „In Panormus hat ihn mein Freund hier, der wackre Herodianus, einkaufen lassen."

„Ah!" sagte Octavia. Sie hob einen geschliffenen goldgefaßten Smaragd vor das Auge, denn sie war kurzsichtig. „Dein Freund ist ein Kenner, das muß ich einräumen; meinst Du nicht auch, liebe Claudia?"

Das junge Mädchen gab eine recht zerstreute Antwort. Seit einigen Minuten schien sie tief in Gedanken versunken. Von den Speisen, die man ihr vorsetzte, hatte sie nur wenig berührt. Den Sclaven, der ihr jetzt die Schale mit dem köstlichen Honig anbot, wies sie mit einer stummen Handbewegung zurück. Selbst der komische Kampf, den Herodianus mit einem furchtbaren Hummer bestand, nöthigte ihr kein Lächeln ab. Und doch war ihr Antlitz nie so klar, nie so strahlend gewesen. Ein oder zwei Mal streifte ihr Blick das Antlitz des jungen Batavers, der mit Octavia so eifrig der Rede pflog. Dann schaute sie wieder sinnend zu der Luke empor, deren Krystallscheibe demantgleich im Lichte der

Sonne glänzte. Octavia erzählte von Rom, Herodianus unterhielt die ehrliche Baucis über die Lustspiele des Menander. So konnte Claudia ungestört ihren Träumen nachhängen. Noch einmal durchlebte sie im Geiste die jüngste Vergangenheit. Sie sah sich wieder im Kahn, von der brausenden Fluth umwogt. Fern über der aufgewühlten Fläche erschien die schlanke Trireme. Jetzt schwenkte sie links in den Golf ein. Claudia sah das Alles so deutlich, so greifbar! Ach, und der Augenblick, wie der Sclave das rettende Seil warf! Und wer lehnte dort so stolz und ruhevoll an der Brüstung, unerschütterlich in all der wildbewegten Natur ...? Sie erinnerte sich genau, daß ihr beim Anblick dieser männlich-edlen Gestalt, die den Sturm gleichsam zu bändigen schien, das Gefühl der Sicherheit wie mit einem Zauberschlage zurückgekehrt war. Und dann, wie sie an Bord kamen! Erst hätte sie weinen und schluchzen mögen wie Baucis; der Klang seiner Stimme aber, der wundersame Ausdruck von milder Kraft, der seine Züge belebte, gab ihr die Fassung zurück. Nur ein einziges Mal hatte sie ähnlich empfunden: wie sie vor zwei oder drei Jahren an der Seite ihres erlauchten Vaters jene Lustfahrt nach Tibur machte. Die kappadocischen Hengste scheuten, bäumten sich und raſ'ten wie ein Sturmwind davon. Der Wagenlenker flog aus dem Sitz. Schon rollte das Fuhrwerk dicht am Rande eines thurmhohen Abgrunds. Da ergriff ihr Vater noch rechtzeitig die schleifenden Zügel und sprach ruhig: „Sei unbesorgt, liebe Claudia!“ Fünf Secunden später standen die Pferde wie angewurzelt. Was Claudia damals gefühlt, war ihr heute wieder lebendig geworden ... Und doch, wie verschieden waren die beiden Männer nach Alter, Aussehen und Lebensstellung ... Wunderbar ...!

Und von Neuem streifte ihr Blick das im Eifer des Zwiegesprächs hocherglühende Antlitz des Batavers.

Plötzlich verstummten die Hammerschläge des Ruderer-Obmanns. Der Fleck, den die Sonne durch die Krystallscheibe auf die getäfelte Wand zeichnete, beschrieb einen Halbkreis und verschwand gänzlich. Das Schiff ging vor Anker.

„Herrin," sprach Aurelius zu Octavia gewandt, „gestatte mir, daß ich Euch meine Dienste anbiete. Wir Nordländer machen von der Bequemlichkeit der Tragsitze zwar nur selten Gebrauch. Doch dem Grundsatz gemäß, daß der kluge Mann sich doppelt und dreifach wappnet, hat Herodianus auch hierfür Sorge getragen."

„Die Sänften harren schon auf Deck Eurer Befehle!" sagte der Freigelassene.

„Du übertriffst Dich selbst, Herodianus. Wohlan denn, wenn's Euch gefällig ist . . ."

„Und es bleibt dabei," versetzte Octavia, zur Thüre schreitend, „auf einige Tage bist Du mein Gast?"

„So lange Du gestattest!" wollte Aurelius erwidern. Er besann sich jedoch und antwortete nur durch eine verbindliche Neigung des Kopfes.

Zweites Capitel.

Der Sturm hatte sich völlig gelegt. Der Golf brauste und brodelte noch ein wenig, aber die Wimpel der zahlreichen Schiffe, die sich rings an die Bucht schmiegten, flatterten nur ganz unmerklich im Lufthauch, und die Fischerkähne steuerten schaarenweise der offenen See zu.

Am Gestade von Bajä wogte ein farbenprächtiges Leben. Vornehme Fremdlinge aus allen Theilen des unermeßlichen Reiches fuhren, ritten oder spazierten über die großen Lavaplatten der Dämme und der endlosen Hafenstraße. Reichgekleidete Damen auf prächtigen Ruhebetten wurden von Sigambrern in rother Livrée oder von krauslockigen Aethiopiern vorübergetragen. Weiter abwärts lärmte und schwärmte es von schreienden Schiffern; wettergebräunte Packträger in phrygischen Mützen boten zudringlich ihre Dienste an; Straßenbäcker und Obstverkäufer priesen in gellenden Modulationen ihre duftige Waare. Hinter dem Wirrwarr dieses rastlos

bunten Gewühls hob sich amphitheatralisch das Bild der prunkvollen Stadt empor. Aurelius war von Gades und Panormus berauscht gewesen. Hier mußte er bekennen, daß beide Städte ärmlich waren im Vergleich mit diesem ersten Luxusbade des Weltreichs. Palast reihte sich hier an Palast, Landhaus an Landhaus, Tempel an Tempel. Aus dem Blättermeer prangender Gärten stiegen Bildsäulen und ragende Hallen, Thermen und Theater empor. Bis fernhin zum Vorgebirge Misenum erschien der ganze Golf wie eine unermeßliche Villenstadt, umfluthet von dem zauberhaften Doppelglanze des Reichthums und der Naturschönheit.

Der Zug unserer Freunde bewegte sich eine Zeit lang am Hafen her und wandte sich dann in der Richtung von Cumä bergan. Vorauf gingen acht oder zehn Sclaven, die im Gedränge den Weg bahnten. Dann folgte Octavia, von sechs broncefarbigen Lusitaniern getragen. Claudia hatte die zweite Sänfte mit Baucis getheilt. Herodianus, Magus, die Ruderknechte Octavia's und einige Diener mit Gepäckstücken folgten zu Fuße. Aurelius hatte seinen hispanischen Hengst bestiegen und ritt der kleinen Karawane zur Seite, bald vor, bald zurück sprengend und jetzt Octavia, jetzt Claudia oder Baucis um die Richtung befragend.

„Unsere Villa steht ganz auf der Höhe des Bergrückens," sagte Claudia; „dort, wo die Steineichen über die Feigenpflanzung hinauslugen."

„Wie?" rief Aurelius staunend — „der gigantische Säulenbau, der sich links im Hochwald verliert?"

„Nicht doch!" lachte das Mädchen. „So glänzend hat uns Jupiter nicht gebettet. Rechts das kleine Landhaus, dort über der Kuppe."

„Ah!" versetzte der Bataver. Die Enttäuschung war ihm augenscheinlich höchst angenehm. „Und wem gehört dieser colossale Palast?"

„Der Kaiserin Domitia. Seit sie von ihrem hohen Gatten getrennt lebt, verbringt sie hier regelmäßig die Sommerzeit."

Der Weg begann steiler zu werden.

„O Du Allgütige," seufzte die brave Baucis, mit einem

Blick auf die Sänftenträger, „müssen die reizenden jungen Menschen sich um ein altes Weib quälen! Beim Osiris, ich schäme mich! Ja, Dich zu schleppen, Du süße Claudia, das ist ein Hochgenuß! Aber mich, die runzlige Baucis! Hätt' ich mir nicht die Rippen verstaucht, — so wahr ich lebe . . .! Doch ich lohn' Euch dafür! Jeder kriegt ein Fläschchen mit Nilwasser!"

„Sei unbesorgt!" keuchte Herodianus, die Stirn trocknend. „Unsere Bataver sind andere Lasten gewöhnt!" Dann zu Magus gewandt: „Bei allen Göttern," rief er, „beschwör' ich Dich: einen Schluck Cäcuber! Dieses verwünschte Gepäck" — er schlug sich mit der flachen Hand auf den Bauch — „diesen erymantischen Eber muß ich, ein zweiter Herkules, mit unbewaffneten Beinen zur Höhe schleppen! Mir erlahmen die Kräfte!"

Lächelnd winkte der Gothe einem der Sclaven, die unter anderen Vorräthen auch Wein mit sich führten.

„Der Cäcuber," sprach Herodianus, „hilft besonders gegen Ermüdung. Dionysos, allgütiger Spender, ich opfere Dir!"

Hiermit goß er zwei Tropfen wie zur Libation auf den Boden und leerte den Becher mit der Behendigkeit eines Fachmanns.

Es währte noch etwa zwanzig Minuten, bis das Landhaus der Octavia erreicht war. Am Vestibulum stürmte den Ankömmlingen ein junges Mädchen entgegen.

„Mutter, süße, herzige Mutter!" rief sie voll Leidenschaft. „Claudia, mein Liebling! Seid Ihr endlich zurück? Ach, haben wir Angst ausgestanden, Quintus und ich! Das entsetzliche Unwetter! Der ganze Golf schäumte wie Milch! Nein, bin ich glücklich, daß ich Euch wieder habe! . . . Quintus! Quintus!"

Mit diesen Worten lief sie eilig in's Haus, und noch drei- oder viermal hörte man den hellen, freudigen Ruf: „Quintus!"

„Mein Adoptivkind," sagte Octavia, da der Bataver einen fragenden Blick auf sie heftete.

„Lucilia," fügte Claudia hinzu, „die ich liebe, als wär's meine leibliche Schwester."

Aurelius, der vom Pferde gesprungen war und die Zügel seinem getreuen Magus gereicht hatte, wollte eben Octavia nach dem Atrium führen, als ein Jüngling von wunderbarer Schönheit über die Schwelle trat und die Matrone stumm in die Arme schloß. Dann drückte er auf die Lippen Claudias einen langen, innigen Kuß. Erst nachdem er Mutter und Tochter auf diese Weise bewillkommt hatte, wandte er sich etwas zögernd gegen Aurelius, der hocherröthend am Thore stand. Ein Wink Octavias verschob jedoch alle weiteren Erklärungen. Man begab sich in's Haus, und erst im Säulenhof, wo reichgepolsterte Marmorbänke zur Rast luden, sprach die Matrone zu dem befremdeten Jüngling wie folgt:

„Quintus, mein lieber Sohn," sagte sie feierlich, „diesem Fremdling, dem edlen und ausgezeichneten Cajus Aurelius Menapius aus Trajectum, im Lande der Bataver, verdanken wir's, daß Du uns wiedersiehst. Er hat uns an Bord seiner Trireme genommen, da unser Schifflein am Sinken war. Ich bekenne mich ihm allzeit verpflichtet. Bekunde auch Du ihm alle Wohlgesinntheit und Herzlichkeit, die er verdient!"

Quintus erhob sich, schritt auf Aurelius zu und umarmte ihn.

„Ich hoffe, o Herr," sagte er mit liebenswürdigem Lächeln, „Du gewährst uns auf längere Zeit die Ehre Deiner Gesellschaft und bietest so Deinem Schuldner die erwünschte Gelegenheit, auch Dein Freund zu werden!"

„Er versprach's uns bereits," sagte Octavia.

Nun erschien auch Lucilia, die dem Fremdling zu Ehren ein reicheres Oberkleid angelegt und in das volle nußbraune Haar eine blühende Rose gesteckt hatte. Sie setzte sich neben Claudia und ergriff deren Hand, während sie den Kopf schalkhaft an ihre Schultern lehnte.

„Aber nun erzählt doch!" rief Quintus. „Ich brenne darauf, die genaue Schilderung Eures Unfalls zu hören."

Octavia berichtete. Ein Wort gab das andere. Ehe

man sich's versah, war die Stunde des Prandiums, der ersten Hauptmahlzeit, gekommen, — nach unserer Tageseintheilung etwa Mittag.

Man verfügte sich in's Triclinium.

Nirgends wird man so schnell vertraut als bei Tische. Aurelius, der bis dahin mehr gehört als geredet hatte, ward in der kühlen, traulichen Wölbung des Speisezimmers gesprächig. Recht lebhaft und anschaulich erzählte er von der langen, gefahrvollen Seereise, von den Städten und Völkern, die er besucht, und besonders von der nordischen Heimath. Er gedachte seines unvergeßlichen Vaters, der als Kaufherr die fernsten Länder ostwärts von der cimbrischen Halbinsel, bis zum nebligen Reich der Guttonen, Aestuer und Scandier bereist hatte. Aurelius kannte die Merkwürdigkeiten und Wunder dieser entlegenen Gebiete vielfach aus eigener Anschauung, denn dreimal hatte er den Vater begleitet. Wie oft war auf diesen Reisen in vereinsamten Gehöften und Weilern genächtigt worden, wo keiner der Insassen die römische Sprache verstand, wo im nahen Eichenwalde der Auerochs mit dem Bären kämpfte, und ewiger Qualm über den unendlichen Mooren brodelte!

Gerade die Bilder der Unwirthlichkeit und Verödung, die Aurelius ihnen so vor die Augen führte, schienen den Zuhörern zu behagen. Hier im Landhause der üppigen Golfstadt, umringt von Allem, was das Leben bequem und genußreich macht, fühlte man sich durch den Gedanken ferner Schrecknisse doppelt freudig erregt.

Nach aufgehobener Tafel zogen sich die Frauen zurück, um während der Mittagshitze die übliche Rast zu halten. Lucilia konnte nicht umhin, ihrer Adoptivschwester in's Ohr zu flüstern, sie wäre weit lieber bei den jungen Männern geblieben. Dieser Aurelius sei ein ganz entzückender Mensch, schlicht und treuherzig, und doch so vornehm und stattlich, ein Fels im Meere, auf dem sich der Pharus eines Lebensglückes erbauen lasse.

„Weißt Du," sagte sie ernsthaft, während ihr Blick voll Uebermuth unter dem dichten Gelock hervorlugte,

„Quintus ist ja weit schöner; der gleicht ganz dem Apoll aus dem goldenen Hause am Esquilin. Aber auch darin gleicht er den Göttern, daß er plötzlich auf der Wolke entschwebt, — und fort ist er. Aurelius jedoch, da möcht' ich meine Seele verwetten, steht fest zu dem, was er liebt. Schade, daß er nur dem Ritterstand angehört und das Unglück hat, aus Trajectum zu stammen!"

„Die echte Römerin!" lachte Claudia. „Nur, was im Bereiche der sieben Hügel geboren, zählt für voll!"

Sie umschlang das lustige Mädchen und zog die scherzhaft Widerstrebende in's stille Gemach.

Weder Quintus noch Aurelius wünschten das Beispiel der Frauen nachzuahmen, — der Römer nicht, weil er bis hoch in den Morgen geschlafen hatte, der Bataver nicht, weil die Eindrücke dieses ereignißvollen Tages ihn fieberisch erregten. Dazu kam die Lockung einer wahrhaft paradiesischen Luft, die den Glanz und die Fülle des Sommers mit der Klarheit des Herbstes vereinigte. Schon während der Mahlzeit hatte Aurelius durch die weit geöffnete Pforte in die prächtige Wildniß geschaut. Jetzt trat er über die Schwelle und erquickte sich auf's Neue an dem köstlichen Anblick. Da war nicht, wie in den römischen Modegärten, Alles nach dem Winkelmaß und der Richtschnur geordnet; da gab es keine zugestutzten Bäume und Hecken, keine abgezirkelten Beete, kein verstümmeltes Strauchwerk; Alles war frische, freie Natur, volles, lebendiges Leben. Nur die Wege, die vom Landhause nach drei Richtungen in's Gehölz führten, bekundeten die Thätigkeit ordnender Menschenhände. Die ganze Vegetation des beglückten Campaniens schien auf dieser Anhöhe wie in einem Brennpunkt vereinigt. Mächtige Platanen, von üppigen Reben umklettert, ragten über Steineichen und knorrige Quitten empor. Saftgrüne Feigenbäume glänzten freundlich neben dem Silbergrün der Oliven. Dort gruppirten sich stämmige Nadelhölzer, hier kraftstrotzende Nußbäume und schlanke Pappeln. Dazwischen drängte sich ein Chaos von Buschwerk und Ranken. Epheu, Immergrün, Bärenklau umspannen die Baumriesen mit unlöslichen Ma=

schen. In hochbusigen Wellen quoll das Venushaar neben Lorbeer und Myrthe hervor, und ernster Acanthus erhöhte die Glut brennender Centifolien. Kurz, die süditalische Pflanzenwelt feierte hier eine wahrhaft berauschende Orgie.

Quintus schien den Gedanken des jungen Batavers zu errathen. Er schob die Hand vertraulich in den Arm seines Gastes. So schlugen sie den mittleren der drei Parkwege ein, der langsam bergan stieg.

„Ich sehe," sprach Quintus, „Du bist ein Freund der Natur. Es begreift sich, daß ein Bajanischer Park Dich entzückt, denn Du kommst aus den Regionen des Boreas, wo kaum die Birke und die Buche gedeihen. Den vollen Eindruck wirst Du jedoch erst auf der Höhe empfangen. Wir haben dort eine Art Tempel errichtet mit der unvergleichlichsten Aussicht . . ."

„Ihr seid beneidenswerth," sagte der Bataver. „Und wie kommt es, daß Titus Claudius, dein glorreicher Vater, dies Besitzthum nicht ausnützt, sondern, wie ich höre, in Rom weilt?"

„Als Priester des capitolinischen Jupiter ist er an die Scholle gebunden. Das Gesetz verbietet ihm, die Hauptstadt für mehr als eine Nacht zu verlassen. Du siehst, Würde ist Bürde, und selbst den Großen geht nicht Alles nach Wunsch. Gar manchmal hat sich mein Vater herausgesehnt aus der tosenden Weltstadt, — aber kein Gott zerreißt ihm die Fessel. Unerfülltes Verlangen, — das ist die Losung des Menschenseins."

Er sprach das mit so eigener Betonung, daß der Bataver aufblickte.

„Welches Verlangen könnte Dir unerfüllt bleiben?"

Um die Lippen des Römers spielte ein seltsames Lächeln.

„Wenn Du Dinge meinst, die wir um Gold und Silber erkaufen, so gebricht mir allerdings wenig. Für Geld ist in Rom Alles zu haben, Alles — nur das Eine nicht: die Ertödtung unserer Sehnsucht nach Glück."

„Wie verstehst Du das?"

„Kannst Du fragen? Wie Du mich siehst, bin ich ein Liebling des Schicksals, reich und unabhängig durch das Testament meines Großvaters, das mich früh zum Besitzer vieler Millionen machte, — frisch und gesund wie ein Vogel, kräftig und wohlgebaut und vollauf gewandt in Allem, was man von Jünglingen meines Standes erwartet. Es würde mich nur ein Ausstrecken meiner Hand kosten, um die einflußreichsten Stellungen, die höchsten Aemter und Ehren, die Prätur, das Consulat zu erlangen. Bei Hof bin ich wohlgelitten; frei blick' ich dem Kaiser, vor dem so Viele zittern, in's Antlitz. Ein Mädchen, schön wie Aphrodite, ist meine Braut; hundert andere, nicht minder schön, gäben Jahre ihres Lebens darum, nur auf acht Tage meine Freundin zu heißen . . . Und doch . . . Hast Du niemals gelernt, was Ekel am Leben heißt?"

„Nein!" sagte Aurelius.

„So bist Du ein Gott unter Sterblichen. Siehst Du, Wochen und Monate geh'n so im Taumel des Genusses dahin. Der wüste Kopf ist unfähig nachzudenken. Dann lebt sich's leidlich. Den Becher mit Rosen bekränzt, an der Seite einer glutäugigen Gaditanerin mitten im Strudel des unerhörtesten Luxus, toll und sinnlos wie ein Thyrsusschwinger am Dionysosfeste, — das ist die Form unter der ich's eine Weile ertrage. Hier aber, wo das verödete Haupt zu sich selbst kommt . . ."

„Was aus Dir redet," unterbrach ihn Aurelius, „ist nicht sowohl der Ueberdruß an den Freuden des Daseins als — Du verzeihst mir — der Ueberdruß an der Ausschreitung. Du hast eine Braut, sagst Du, und doch entflammst Du Dich für glutäugige Gaditanerinnen. Bei uns zu Lande meidet man alle Mädchen, sobald man Eine zur Braut erkoren."

„Ich weiß es, die Sittsamkeit flüchtet zu den Provinzbewohnern," sagte Quintus ironisch. „Wir Jünglinge Roms halten das anders, und Niemand verdenkt es uns. Natürlich, man scheut sich ein wenig vor der unbeschränkten Oeffentlichkeit, die man sonst geflissentlich aufsuchte — aber man lebt doch ganz, wie's die Laune verlangt . . ."

Aurelius schüttelte bedenklich das Haupt.

„Ja, ja," fuhr Quintus fort, „Ihr da droben im Norden habt strenge Gewohnheiten. Fast so strenge schildert uns Tacitus die rauhen Germanen. Rom aber lebt römisch, — da hilft kein Beten! Und man gewöhnt sich daran! Ich glaube, selbst Cornelia würde kaum zürnen, wenn sie erführe . . . Es liegt eben so in der Luft. Der alte Cato ist längst, längst vergessen. Das neue Babylon am Tiberstrand will genießen, und es muß genießen, denn nur im Genuß liegt sein Beruf und seine Berechtigung."

„Deine Braut weilt in der Hauptstadt?" fragte Aurelius nach einer Pause.

„Zu Tibur," versetzte Quintus. „Ihr Oheim, Cornelius Cinna, meidet grundsätzlich die Nähe des Hofes. Daß hier Domitia, die Kaiserin, wohnt, genügt, ihm Bajä verhaßt zu machen, — obgleich, wie Du weißt, Domitia längst nicht mehr zum Hofe gehört . . ."

Aurelius schwieg. Oft genug hatte sein weltkundiger Vater ihm den Rath ertheilt, nur im Kreise der allervertrautesten Freunde von Angelegenheiten des Staates oder gar des Thrones zu reden. Unter der Schreckensherrschaft des Domitian konnte das Unbedeutendste für den Sprecher verhängnißvoll werden. Die zahllosen Angeber, Delatoren genannt, die sich überall einschlichen und auf Beute spähten, hatten Treu' und Glauben dergestalt untergraben, daß der Freund vor dem Freunde, der Patron vor dem Clienten, der Herr vor dem Sclaven bebte. Wenn auch die Art und Weise des Quintus Vertrauen weckte, so war Vorsicht immerhin das Gerathenste, um so mehr, als der junge Römer ja augenscheinlich zur Partei des Hofes gehörte. Der Bataver unterdrückte daher die Regungen der empörten Vaterlandsliebe, die bei der Nennung des verhaßten Namens Domitianus schmerzvoll durch seine Brust zuckten. „Armes Rom!" dachte er, „was soll und kann aus dir werden, wenn Leute wie dieser Quintus für deine Schmach und Noth kein Gefühl haben!"

Die nächste Biegung des Weges brachte den kleinen

Tempel in Sicht. Marmorne Stufen, halb von Ranken bedeckt, führten durch korinthische Säulen in den luftigen Binnenraum. Der Umblick, der sich hier bot, war überwältigend. Tief unten der blaue Golf mit der ungeheueren Brücke des Nero; etwas weiterhin Bajä mit seinen tausend Palästen, und der Mastenwald von Puteoli; dahinter Parthenope, das schöne Surrentum und, von der ewigen Meerfluth umspült, die schimmernden Inseln. Wie ein riesiges Schneegebirge lag die Rauchwolke des Vesuvius im regungslosen Azur. Nordwärts umspannte das Panorama den Meerbusen von Cajeta, den Lucrinersee und das waldreiche Cumä. Auch die nächste Nähe war zauberhaft. Rings um den Pavillon grünte eine wuchernde Wildniß. Kaum zweihundert Schritte entfernt stieg der colossale Palast der Kaiserin empor, von hundertjährigen Baumkronen überschattet. Ueber alledem lag der Hauch schweigsamer Mittagsruhe. Nur abgedämpft drang vom Hafen her das Geräusch des Lebens herauf. Sonst Alles still. Kein athmendes Wesen schien in der Nähe . . .

Plötzlich erscholl Etwas durch die Luft, wie ein halb unterdrücktes Stöhnen. Aurelius wandte den Blick. Dort, wo das gabelförmig auseinandertretende Astwerk die Aussicht nach der Tiefe gestattete, da erglänzte Etwas wie ein menschlicher Leib. Unwillkürlich streckte der Jüngling die Hand aus.

„Sieh' dort, Quintus!" raunte er, zum Begleiter gewandt.

„Das gehört zum Parke der Kaiserin," versetzte der junge Römer.

„Aber bemerkst Du Nichts dort am Stamm der Platane? Sechs, acht Schritte jenseits der Lorbeerhecke? Horch! Wieder dies beklommene Seufzen!"

„Pah! Irgend ein Sclave, den man ausgepeitscht hat! Stephanus, der Verwalter der Kaiserin, ist vom Stamme derer, die zu regieren wissen."

„Aber der Seufzer klang so gepreßt, so herzzerreißend!"

„Nun ja!" lachte Quintus. „Stephanus fackelt nicht. Wo sein Zuchtmeister hintrifft, da schält sich die Haut. Dann stellt er wohl noch zum Ueberfluß die Gepeitschten hier in's Gehölz, wo die Mücken und Ameisen . . ."

„Entsetzlich!“ unterbrach ihn der Bataver. „Laß' uns hinabeilen und den Aermsten befreien!“

„Ich werde mich hüten! Nichts in der Welt gibt uns ein Recht hierzu.“

„So will ich erfahren, was er verbrochen hat. Diese Grausamkeit seines Peinigers jagt mir alles Blut nach der Stirne.“

So sprechend, schritt er auf's Gerathewohl die Böschung hinab. Quintus folgte, nicht eben erbaut über den Einfall. Schier hätte er seinem Unmuthe Luft gemacht, wie ihm jetzt eine prallende Ranke scharf wider die Stirn schlug. Die angeborne Höflichkeit, die Urbanitas, die alle Römer auszeichnete, überwog. Bald war die Lorbeerhecke erreicht. Quintus staunte, eine ziemlich breite Oeffnung zu finden, die unmöglich durch Zufall entstanden sein konnte. Die Jünglinge blieben stehen, da Quintus Bedenken trug, den Grund und Boden der Kaiserin zu betreten.

Der Anblick, der sich ihnen hier bot, war für die abgestumpften Nerven des Römers allerdings ein alltäglicher; Aurelius aber fühlte sich tief erschüttert. Ein bleicher, bärtiger Mann, jung und doch von seltsam gereiftem Ausdruck der Züge, stand gefesselt vor einem hölzernen Pflock. Sein Rücken war von Stock- oder Peitschenhieben fürchterlich zugerichtet. Eine Unzahl von Insecten aller Art umschwärmte den blutüberströmten Körper in dichter Wolke.

„Unglücklicher!“ rief Aurelius; „was thatest Du, daß Du so grausig büßen mußt?“

Der Sclave seufzte tief auf, blickte gen Himmel und sprach mit klangloser Stimme:

„Ich that meine Pflicht.“

„Straft man hier zu Lande die Pflichterfüllung?“ fragte der Bataver stirnrunzelnd. Unfähig sich länger zu halten, schritt er auf den Mißhandelten los und machte Anstalten, ihm die Fesseln zu lösen.

Das Antlitz des Sclaven leuchtete hell auf.

„Ich danke Dir, Fremdling,“ sprach er gerührt; „aber wenn Du mich losbändest, gäbest Du mir ein schlechtes

Geschenk. Neue Martern wären die Folge. Laß mich nur; ich ertrag' es schon. Eine Stunde noch hab' ich auszuhalten. Bist Du mir wohlgesinnt, so entferne Dich! Wehe mir, wenn Dich einer bemerkt!"

Jetzt trat auch Quintus herzu. Dieser wahrhaft heroische Gleichmuth hatte sein Erstaunen, seine Bewunderung erregt.

„Mensch," sagte er, indem er mit ausgestreckter Hand dem Insectenschwarm wehrte, „bist Du ein Schüler der Stoa oder ein Halbgott? Wer in aller Welt hat Dich gelehrt, so den Schmerz zu verachten?"

„Herr," versetzte der Sclave, „Bessere haben Größeres erduldet."

„Größeres, aber um großer Zwecke willen! Einem Regulus, einem Scävola galt es das Vaterland. Aber Du, elender Sclave, Staubkorn im Sande — Du, dessen Qualen so ruhmlos bleiben wie das Sterben eines verröchelnden Schakals woher nimmst Du diesen unbezwingbaren Muth? Welcher Gott rüstet Dich mit so übermenschlicher Kraft aus?"

Ueber das verstörte Antlitz des Sclaven glitt ein seliges Lächeln.

„Der eine und wahrhaftige Gott," sagte er inbrünstig, „der sich der Schwachen erbarmt; der allgütige Gott, der die Armen liebt und die Elenden."

Von ferne ertönten Schritte.

„Laßt mich allein!" flehte der Sclave. „Es ist der Aufseher."

Quintus und Aurelius zogen sich schweigend zurück. Von der Höhe der Böschung gewahrten sie noch, wie eine bucklige Gestalt sich mit Brummen und Schelten dem Gefesselten näherte, ihn schließlich vom Pflocke band und nach dem Innern des Gartens zurückführte. Noch einige Augenblicke verweilten die beiden Jünglinge unter dem Dache des Pavillons. Dann schritten sie, in Gedanken versunken, dem Hause zu. Das Zwiegespräch wollte nicht wieder in Fluß kommen.

Drittes Capitel.

Die zweite Hauptmahlzeit, die sogenannte Coena, war eingenommen. Die Gesellschaft hatte sich nach dem Cavädium verfügt, wo es eben zu dämmern begann. Dieser luftige Säulenhof, wohl der schönste Theil des altrömischen Hauses, war hier ganz besonders reich an Blumen und Blattpflanzen. Selbst die Halle, die rings um den offenen Raum lief, strotzte von Epheu. Ein hellgrüner Rasenteppich, Cypressen und Lorbeerbäume, vollerblühte Magnolien, Granaten und Rosen nahmen mehr als die Hälfte des Quadrates ein. Zwölf Statuen aus vergoldeter Bronce dienten als Lampenträger. Ein Springbrunnen sandte den mächtigen Strahl bis zum höchsten Baumwipfel.

Eine Zeit lang saß man plaudernd im Halbdunkel. Dann erschienen zwei Sclaven mit Fackeln und setzten die Leuchter der zwölf Broncestatuen in Brand. Zwei andere entzündeten die Candelaber im Säulengang, so daß die purpurgrundigen Wandgemälde weit in den Hofraum hinausstrahlten.

Eine Flötenspielerin aus dem benachbarten Cumä trug jetzt eine schmelzende Weise vor. In griechischer Tracht, das reiche Haar in einen Knoten verschlungen, stand sie am Eingang und ließ die schlanken Finger über das tönende Instrument gleiten. Ihre Züge waren voll Anmuth, ihr Wesen mild und harmonisch. Nur zuweilen glitt ein seltsamer Ausdruck von Geistlosigkeit und Ermattung über ihr Antlitz.

Nachdem sie ihr Spiel geendet, ward sie von Baucis nach der Hinterpforte geleitet. Gleichgiltig empfing sie das Silberstück, das sie als Lohn bedungen. Dann schritt sie thalabwärts nach Cumä, das schon tief im Dunkel der Nacht lag.

„Mit Verlaub,“ wandte sich Herodianus zu Quintus, „wie heißt diese melodiebegabte Jungfrau?“

„Sie nennt sich Euterpe, nach der Muse, die ihrer Kunst vorsteht.“

„Sie heißt Arachne," ergänzte Lucilia; „aber Euterpe klingt ihr poetischer."

„Euterpe!" hauchte der ehrliche Herodianus. „Himmlischer Sylbenfall! Ist sie Hellenin?"

„Sie stammt aus Etrurien und war ehedem Sclavin des Marcus Coccejus Nerva, der ihr die Freiheit gab. Vor Kurzem hat sie sich in Cumä verheirathet."

„Streng historisch, wie die Annalen des Tacitus!" lachte Claudia.

„Ich weiß es von Baucis."

„Die alte Sünderin!" rief Quintus mit absichtlich erhobener Stimme. „Wenn sie nicht klatschen kann, fehlt ihr die Lebensluft."

„Alle Götter!" versetzte Baucis, die Hände auf's Herz pressend. „Herr, Du verleumdest mich schwer! Mißgönnst mir das bischen Geplauder! O, Du allgütige Isis! Soll ich mir die Lippen mit Wachs verkleben? Nein, beim grausigen Typhon! Ich muß die Töchter des Hauses heranbilden: dafür ess' ich alte, garstige Kröte das Gnadenbrod! O, Baucis kennt ihr Pflichten! Hab' ich doch Claudia sogar im Gesang und im Saitenspiel unterrichtet! Hab' ich doch Lucilia mehr als ein Dutzend ägyptischer Zaubersprüche gelehrt! Nun setzt's auch hin und wieder ein wenig Menschen- und Weltkenntniß ab. Das nennst Du klatschen! Ei, wie die jungen Cavaliere von heutzutag' höflich sind!"

„Du singst zur Kithara?" wandte sich Aurelius an Claudia. „O, so bitt' ich herzlich: laß mich eins deiner Lieder hören!"

„Mit Freuden," sagte das Mädchen, flüchtig erröthend. „Gestattest Du, liebe Mutter . . .?"

„O," versetzte Octavia, „Du kennst meine Schwäche. Ich hör' Dich nur allzugern. Wenn die Bitte des edlen Aurelius mehr bedeutet als eine bloße Höflichkeit . . ."

„Sie bedeutet einen sehnlichen Wunsch," rief der Bataver. „Die Stimme Deiner Tochter klingt beim Reden schon wie Musik; im Liede muß sie bezaubern."

„Das mein' ich auch!" fügte Herodianus hinzu. „O,

wir Nordländer verstehen uns auf's Melodische. Die Camönen besuchen nicht nur den Helikon und die Hügel von Rom: sie ziehen auch unser Trajectum an ihre Mutterbrust! Wär' ich in Hellas geboren, wo Zeus das Füllhorn der Kunstgeschichte zu so reiner, idealer Vollendung brachte . . ."

„Herodianus, Du phantasirst!" unterbrach ihn der Bataver. „Ich fürchte, der alte Falerner, den wir bei Tische tranken, war zu stark für deine Constitution."

„Mit Verlaub! Das stünde mir schlecht an! Seit mich zuerst Apoll in die Wiege gelegt, war Mäßigkeit meine vornehmste Tugend . . ."

Eine Sclavin hatte inzwischen die neunsaitige Kithara und das elfenbeinerne Stäbchen gebracht. Claudia nahm Beides mit einer gewissen Hast in Empfang, hing das Schulterband um den Nacken und setzte sich dann im Polster ihres Lehnstuhls zurecht. Prüfend drehte sie hier und da an den Wirbeln, ließ das Plektrum einige Male in kunstmäßigen Läufen über die Saiten hüpfen und begann ein griechisches Lied, den reizenden Lenzgesang des sicilischen Dichters Ibykos:

> Frühling ward es, und wieder blüht,
> Vom sanftströmenden Bach getränkt,
> Der Kydonische Apfelbaum,
> Wo jungfräulicher Nymphen Schaar
> Tief im Dunkel des Haines spielt,
> Und die Blüte der Rebe schwillt
> Unter schattendem Weinlaub.
>
> Doch nicht achtet der lieben
> Jahreszeit Eros und läßt mich ruh'n;
> Nein, wie thrakischer Wintersturm
> Widerleuchtend von Blitzesschein,
> Fällt er, Kypria's wilder Sohn,
> Mit blindsengender Wuth mich an
> Und erschüttert gewaltsam mir
> Die Grundfesten des Herzens.

Claudia schwieg. Das Spiel der Kithara verklang in vollen, weichen Accorden. Cajus Aurelius saß wie verzaubert.

So schlicht, so natürlich, so herzenswarm hatte er sich

die Töchter der fiebrisch erregten Weltstadt nicht vorgestellt. Das gemahnte ja fast an die keusche Lieblichkeit jener Nordlandsgesänge, die er von den Lippen gothischer und amsivarischer Mädchen gehört! Dort freilich klang aus all dem Liebreiz etwas Gewaltiges und Wehmüthig=Getragenes hervor. Hier aber schien Alles vollendete Harmonie, lebendigste Freudigkeit, ein berauschender Dreiklang von Glück, Jugend und Liebe! Hier scholl's ihm entgegen wie ein Echo des schimmernden Golfs da draußen, wie leuchtendes Baumgrün und herzerquickende Frühlingsluft.

„Es lebe die neue Sappho!“ rief Herodianus, da sein Gebieter kein Wort über die Lippen brachte. „Mit der Süßigkeit dieser Stimme vergleiche ich den wunderbaren Falerner, den wir zu Tische tranken. Das war ein Nektar, nicht für Götter zu schlecht! Uebrigens — der hispanische Wein dort in Dingsda, weißt Du, o Herr, — in . . . in . . . Dingsda . . . der war auch exquisit . . . und bei Licht betrachtet . . . Ja, was ich sagen wollte . . . Ich hatt' eine Tante, die sang auch zur Kithara, ja wohl, warum sollte sie nicht . . . Es stand ihr ja frei, ganz frei . . . so frei, wie nur irgend was . . . und sie war eine gute Person, die alte Pris . . . Priscilla . . . Nur litt sie nicht, daß man schwatzte, wenn sie die Kithara blies . . .“

Octavia zog ein wenig die Brauen zusammen. Aurelius ward purpurroth und winkte dem Gothensclaven, der abseits unter der Halle stand. Dieser trat ruhig zu Herodianus heran und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

„Das bekundet ein tiefes, ein außerordentlich tiefes Verständniß!“ rief der Freigelassene begeistert. „Im Grunde: was beweist die Musik? Ich spiele die Wasserorgel, und . . . Halt' mich fest, Magus! Diese Glätte ist unerhört für ein anständiges Cavädium! Pflastert doch lieber mit geräucherten Aalen oder mit Spiegeln!“

„Du bist ein guter Mensch,“ brummte der Gothe, indem er ihn langsam hinwegführte, — „aber Du treibst es zu toll . . .“

„Ach was! Dir fehlt der Sinn für's Erhabene! Du

bist kein Philosoph, sondern ein . . . ein . . . ein . . . Mensch! Aber beim Pluto, Du drückst mir den Arm entzwei! Ich . . . belange Dich wegen . . . wegen . . . Dingsda! Willst Du mich loslassen, Du verwünschter Halunke?"

Der Gothensclave ließ sich nicht irre machen. Wie mit eisernen Klammern hielt er den Trunkenen umspannt und zwang ihm so eine ziemlich correcte Haltung auf.

Als die beiden im Corridore, der nach dem Atrium führte, verschwunden waren, wollte sich Aurelius entschuldigen.

Octavia wehrte ihm.

„Wir sind in Bajä," sagte sie lächelnd, „und Bajä gilt von Alters für bacchusfreundlich."

„Man kann ihm nicht böse sein," fügte Lucilia hinzu. „Er ist so drollig und zwinkert so treuherzig mit den Augen."

„Schlimm nur," sagte Aurelius, „daß er uns gerade die weihevollste Minute gestört hat. Wahrlich, o Herrin, deine Stimme ist zauberhaft. Und welch' himmlische Melodie! Wie heißt der Künstler, der diese Weise ersonnen?"

„Du beschämst mich," erwiderte Claudia. „Ich selber habe das Lied in Musik gesetzt. Ich freue mich, daß es Dir zusagt. Quintus fand es abscheulich."

„Nun, nun," wehrte Quintus.

„Ja wohl," rief die muntere Lucilia. „Es war Dir zu matt und zu weibisch!"

„Du verdrehst mir die Worte. Ich sagte nur, die Melodie entspreche dem Texte nicht. Es ist ein Mann, der hier das Leid seiner Liebe klagt; was aber Claudia uns vorgesungen, klang durchaus nicht wie thrakischer Wintersturm, sondern wie die Sehnsucht eines verschämten Mägdleins."

„Thorheit," lachte Lucilia. „Liebe ist Liebe, wie Luft Luft ist! Ob Du sie athmest, oder ob ich sie athme, das bleibt sich gleich."

„Nur mit dem Unterschied, daß meine Lungen etwas mehr zu ihrer Füllung bedürfen. Uebrigens meinetwegen: das Lied ist brillant!"

„Ei, wie gnädig! Den Göttern solltest Du danken,

daß Du's überhaupt nur zu hören kriegst. Freilich, bei den Zechgelagen gewisser Nachtschwärmer schwirrt und rauscht der Gesang wohl titanischer."

„Kleine Heuchlerin! Willst Dich hier als weiblicher Cato aufspielen! Wie oft hast Du mir eingestanden, daß Du für's Leben gern ein solches Zechgelage mitmachen würdest, — wenn's nur erlaubt wäre!"

„Mutter," sagte Lucilia, „gib nicht zu, daß er mich so rücksichtslos an den Pranger stellt! Wenn ich ein Mann wäre, hab' ich gesagt, aber nicht: wenn's nur erlaubt wäre."

„Auch gut!" versetzte Quintus.

Cajus Aurelius sprach jetzt die Bitte aus, Claudia möge auch ein lateinisches Lied singen. So begann sie denn ein Poëm des vielgefeierten Statius, des Modedichters, der damals neben Martial den Geschmack der vornehmen Kreise vollständig beherrschte. — Auch dieses Lied schien den Bataver zu entzücken.

Da Claudia geendet, griff er wie begeistert nach Leyer und Plektrum. Mit voller Stimme trug er einen Kriegsgesang vor. Dem Rauschen des Bergstromes vergleichbar dröhnten die wuchtigen Klänge durch die schweigende Nacht. Man sah das Hinüber- und Herüberwogen des Kampfes. Der Führer der Heerschaar kömmt in's Gedränge. „Genossen," ruft einer der Waffenbrüder, „unser Feldherr ist in Todesgefahr! Zu Hilfe, zu Hilfe dem Feldherrn!" Ein letzter wüthender Anprall: die Schlacht ist gewonnen . . .

Die jungen Mädchen schauerten leise zusammen.

Wie die Töne langsam verhallten, ward oben an der Brüstung des zweiten Stockwerks eine mondbeglänzte Gestalt sichtbar.

„Herr, bei den Göttern!" rief die Stimme des Herodianus „ich komme! Wüßt' ich nur, wo Magus mein Schwert gelassen! Halt' Dich tapfer, wir zwingen sie!"

Die Gesellschaft lachte hell auf.

„Geh schlafen, Herodianus!" rief der Bataver, „Du redest im Fiebertraum!"

„Gelobt sei Apollo!" lallte der Freigelassene. „Deutlich

mit eigenen Ohren hab' ich's gehört, wie Du ganz verzweifelt um Hilfe riefst!"

Mit diesen Worten trat er von der Brüstung hinweg, noch immer scheltend und hochgehobenen Armes in der Luft herum fechtend. Lucilia aber erklärte rückhaltslos, bei der nächsten Begegnung mit diesem unglaublichen Nachtwandler vor Lachen sterben zu müssen.

Der Mond stand bereits hoch, als die Gesellschaft sich trennte. Quintus führte den Bataver in die Gastgemächer, wünschte ihm gute Ruhe und begab sich in sein Cubiculum, wo die Kammersclaven gähnend ihres Gebieters harrten. Eine Weile schritt er gedankenvoll auf und nieder. Dann blieb er stehen, schaute unschlüssig durch die offene Thüre und fragte halblaut:

„Welche Zeit ist's?"

„Eine halbe Stunde bis Mitternacht," versetzte sein Leibdiener Blepyrus.

„Gut. Ich verspüre noch keinen Schlaf. Oeffnet die Fenster. Die Luft ist hier zum Ersticken. Blepyrus, meinen Dolch!"

„Den syrischen?"

„Unnütze Frage! Trag' ich je einen anderen?"

„Hier, o Herr," sagte Blepyrus, die Waffe aus dem Wandschrein hervorholend.

„Es ist nur der Vorsicht halber. Seit Kurzem treibt sich in Bajä allerlei wüstes Gesindel herum. Ich geh' noch ein Stündchen lustwandeln."

Er schritt nach der Thüre.

„Noch Eins: mein später Gang bleibt Geheimniß!"

Die Sclaven verbeugten sich. „Du kennst uns, o Herr!" sagten sie wie aus einem Munde.

Quintus trat wieder hinaus in die Halle. Bleich und träumerisch lag der Säulenhof im Glanze des Mondlichts; schwarz fielen die Schatten der Bildsäulen auf den thauigen Rasen und auf die phantastischen Linien des Mosaikbodens. Quintus eilte geräuschlos nach dem Posticum, dem Hinterpförtchen, das vom Peristyl in den Park führte. Er schob den Riegel zurück und erreichte den Vorplatz.

Tiefe Stille ringsum. Nur die Baumwipfel regten sich leise im Hauch der Nachtluft. Quintus blickte hinunter nach Bajä. Dort und hier glänzten zerstreute Lichter vom Hafen herauf. Sonst Alles wie ausgestorben. Dann schaute er vorwärts in die dunkeltiefen Gänge der Parkwildniß. Er schien zu zögern. Bedächtig holte er aus dem Gürtel seiner Tunica ein Briefchen hervor.

„Wahrlich," sagte er zu sich selbst, „die Sache sieht aus wie ein Abenteuer. Nicht zum ersten Mal hätte die Bosheit solche Formen gewählt. Doch nein! Der Plan wäre allzu plump! Wer bürgte dem Verräther, daß ich allein käme? Und dann: ich verstehe mich schlecht auf Liebeshändel, oder die Zeilen hier stammen wirklich von Frauenhand."

Er bog das Billet auseinander. Es war auf blaß=gelbem, alexandrinischem Papier mit feinster Tusche ge=schrieben. Die rothseidene Schnur trug ein Siegel aus gelb=lichem Wachs, den Abdruck einer kunstvollen Gemme. Die Schriftzüge verriethen große Routine; sie entstammten augen=scheinlich der Hand einer sehr gebildeten und vornehmen Dame.

Auch der Inhalt entsprach dieser Annahme: aristokra=tisches Getändel im Ausdruck, rhetorische Eleganz, und doch jener Hauch dämonischer Leidenschaft, der die echte Römerin kennzeichnet.

„Kein Zweifel," murmelte Quintus, da er noch einmal Alles geprüft hatte. „Das ist glühender Ernst. Sie befiehlt mich zum Stelldichein mit der Siegesgewißheit der Unsterb=lichen. Und bei all dieser majestätischen Zuversicht welch süßes Gekose, welch lockende Sehnsucht! Es wäre Verrath an der Göttlichkeit Aphroditens, wenn ich noch schwanken wollte. Nein, schöne Unbekannte . . . Denn schön mußt Du sein, schön wie die Göttin, deren Feuer deine Adern durchströmt! Nur die Schönheit gibt den Muth, eine solche Sprache zu führen!"

Er schob das Billet in den Mantel und schlug dann denselben Weg ein, den er vor wenigen Stunden mit Aurelius gewandelt. Nach beiden Seiten in's Dickicht lauschend, die Hand am Griff seines Dolches, schritt er langsam bergan.

Die ganze Natur schien zu schlafen. Nur wie im Traum erklang von ferne der scheue Ruf eines Nachtvogels.

Nach kurzer Frist erreichte Quintus die Stelle, wo der Weg nach dem Pavillon umbog. Der mondbestrahlte Tempel hob sich tageshell vom bläulichen Himmel ab, — ein Bauwerk, aus flüssigem Silber und Schnee geformt. Wie selbstleuchtender Thau schien das Licht um den Marmor zu rieseln. Inmitten des Tempels aber thronte die Göttin, eine hehre Gestalt in weißen Gewändern, das Antlitz verschleiert, regungslos, wie gemeißelt.

Quintus machte einen Augenblick Halt. Dann schritt er vollends hinan und sagte, das Haupt verneigend:

„Unbekannte, ich grüße Dich!"

„Ich grüße Dich, Quintus Claudius!" gab eine Stimme zurück, die vor Leidenschaft bebte.

„Unbekannte, Du hast befohlen, — und Quintus Claudius hat Dir gehorcht. Wohlan, so enthülle mir das Geheimniß, das ich zu hören brenne . . ."

Die Verschleierte faßte den Jüngling sanft bei der Hand und zog ihn voll Innigkeit nach der Ruhebank.

„Mein Geheimniß?" wiederholte sie seufzend. „Du ahnst es nicht? Quintus, göttlicher, anbetungswürdiger Quintus, ich liebe Dich!"

„Deine Gnade verwirrt mich!" versetzte Quintus im Tone eines Cavaliers, dem solche Phrasen geläufig sind.

Die Unbekannte legte ihr Haupt an des Jünglings Schulter, umschlang ihn mit beiden Armen und brach in Thränen aus.

„O trunkene, unbeschreibliche Seligkeit!" hauchte sie mit ersterbender Stimme. „Du Herrlichster unter Allen, Du mein Abgott, den ich so lange mit trostlos brennendem Auge verfolgt habe, Du, Quintus, mein, mein! Es ist zu viel Wonne auf einmal!"

Quintus fühlte bei der stürmischen Raschheit dieser Entwicklung ein Mißbehagen, das er vergeblich zu meistern strebte. Das dämonische „Mein, mein!" berührte ihn wie der Griff einer Sirene. Unwillkürlich erhob er sich.

„Das Glück benimmt mir den Athem!" sagte er schmeichlerisch, — doppelt schmeichlerisch, weil er sein hastiges Aufstehen wieder gutmachen wollte. „Jetzt aber gestatte mir ein kühnes Verlangen! Laß mich Dein Antlitz schauen! Laß mich wissen, wer mir so unvergleichliche Huld erweist!"

„Du erräthst es nicht?" hauchte sie vorwurfsvoll. „Aber sagt man nicht, das Auge der Liebe sei scharf? Quintus, Geliebter, das Schicksal mißgönnt uns ein offenes, ungefährdetes Glück. Nur insgeheim darfst Du diese Lippen im Kusse berühren. Doch Du weißt, Quintus, die echte Liebe lacht aller Hindernisse. Ja, mehr noch: die Blüthe, die am Abgrund des Todes wächst, duftet am süßesten."

Quintus trat einen Schritt zurück.

„Noch einmal: wer bist Du?"

Die hohe Gestalt hob den üppigen Arm, der im Mondlicht wie parischer Marmor glänzte, und strich langsam den Schleier zurück.

„Die Kaiserin!" rief Quintus erschreckt.

„Nicht für Dich, süßer Quintus! Für Dich nur Domitia, die arme, schwache Domitia, die zu Deinen Füßen vergeh'n möchte!"

Quintus stand regungslos.

„Fürchte nichts," sagte sie lächelnd. „Kein Lauscher entweiht das heilige Glück dieser Mondnacht."

„Fürchten? Ich bin kein Mägdlein, das beim Donner Krämpfe bekommt. Was ich will, das führ' ich zu Ende, und gält' es den Tod! Auch weiß ich wohl, daß Deine Huld im Verborgenen blüht, still und gefahrlos, wie die Rose im Hausgärtchen."

Domitia erblaßte.

„Wie verstehst Du das?" fragte sie zitternd.

„Du wohnst fernab vom Blicke Deines kaiserlichen Gemals; Du bist von Spähern bedient; deine Paläste sind Labyrinthe mit hundert verschwiegenen Gemächern . . ."

„Wohl," sagte Domitia, ihre Erregung bemeisternd. „Aber ich sah Dich zusammenzucken. Was erschreckte Dich so, wenn nicht die vermeinte Gefahr?

„Du weißt," versetzte der Jüngling zögernd, „ich gehöre zu denen, die man des Kaisers Freunde nennt. Ein Freund, selbst ein amtlicher, soll den, dem er sich zugesellt, nicht betrügen."

Domitia lachte hell auf.

„Prächtige Redensarten!" rief sie voll Hohn. „Freundschaft für den Henker, der Euch die Köpfe abschlägt! Treue gegen den Bluthund! Nein, Quintus, ich kenne das besser! Du bist standhaft, aber nicht aus Treue, sondern . . . aus Klugheit . . ."

Quintus warf sich hoheitsvoll in die Brust.

„Du zwingst mir die Wahrheit ab, trotz meines Sträubens. So wisse denn, Quintus Claudius hält sich zu gut, um der Nachfolger eines Comödianten zu werden!"

„Wahnwitziger! Was hast Du gesagt . . .?"

„Was ich muß! Du wähnst mich feige: ich bin nur stolz. Wahrlich, und wärest Du Kypris in eigener Person: ich würde Dich dennoch verschmähen, unbekümmert um die Macht Deines Liebreizes. Ich küsse die Lippen nicht, die ein Possenreißer, ein Sclave geküßt hat!"

Domitia rührte sich nicht; sie schien von der ungeheuren Wucht dieses Schlages gelähmt. — Endlich erhob sie sich.

„Du hast Recht, Quintus," sagte sie bebend. „Die Zumuthung war zu fürchterlich. Geh' schlafen, Quintus, und träume von Deiner Hochzeit! Du weißt, die Götter sind neidisch. Oft gönnt uns das Geschick nur den Traum und zerstört uns die Wirklichkeit. Jetzt aber, eh' Du hinabsteigst, auf's Knie vor der Kaiserin!"

Drohend schwang sie ein scharfes Stilet. Eben so schnell aber hatte auch Quintus die Klinge gezückt.

„Nur gemach!" versetzte er, sich zurückbeugend. „Die Ehre, von der schönen Domitia gespießt zu werden, ist zwar verlockend . . ."

Sie ließ die Waffe beschämt sinken.

„Laß mich!" stöhnte sie, an die Brüstung tretend. „Ich weiß nicht, was ich beginne. Mein Hirn schwindet. Vergib, o vergib mir!"

Da Quintus ihr nichts erwiderte, warf sie ihm einen Blick voll des glühendsten Hasses zu und eilte die Stufen hinunter. Durch die Lücke im Buschwerk schlüpfte sie hinüber in den schweigsamen Park und verschwand in den Laubgängen.

Quintus hatte ihr gedankenvoll nachgestarrt.

„Eine Feindin mehr!" sagte er zu sich selbst. „Was verschlägt's? Ob der Stoß eines Meuchelmörders mich wegrafft, — ob die Seele im Ekel erstickt . . . Pah!"

Die Melodie eines griechischen Trinkliedes trällernd, schritt er dem Hause zu.

Viertes Capitel.

Am folgenden Morgen erhob sich Quintus lange vor Sonnenaufgang. Im Atrium traf er noch die Sclaven und Sclavinnen, die mit dem Reinigen des Mosaikbodens und der Wände beschäftigt waren. So harrte er eine Weile im Peristyl. Traumverloren folgte sein Blick dem sanften Hin- und Herwogen der Baumwipfel, die sich melancholisch gegen den grünblauen Himmel abhoben. Leichtes Flockengewölk schwamm zerstreut im durchsichtigen Aether. Hier und da blitzte noch ein verglimmender Stern im Zenith. Quintus lehnte mit rückwärts gebogenem Haupt auf der Ruhebank. Er war ermüdet und abgespannt. Eine seltsame Unruhe hatte ihn vom Bette gescheucht. Wie still und rein war diese dämmernde Frühe! In Rom hatte der Morgen — so meinte Quintus — etwas Vergrämtes und Trübseliges; das Grauen des Tages war dort der Schlußeffect einer sinnlos durchtollten Nacht. Hier, auf der Höhe von Bajä, blinkten die Sterne wie Freundesaugen, und das Zwielicht that der Seele so wohl! Doch nein! Auch hier war die

Weltstadt, auch hier gab es Stürme und Qualen! Rom, der ungeheure Polyp, streckte seine Fangarme bis an die äußersten Grenzen, bis in die stillste, friedlichste Einsamkeit. Auch hier am Golfe spann die Verderbtheit ihre gleißenden Netze; auch hier ward Pflicht und Treue gebrochen; auch hier feierten Lüsternheit und Grausamkeit ihre Orgien . . .

Quintus dachte des gemarterten Sclaven . . . Das bleiche, schmerzlich gefaßte Antlitz hatte sich ihm tief in die Seele gegraben. Seltsam genug! Sein Auge war doch längst an solche Scenen der Qual und des Schreckens gewöhnt. Die blutigen Kämpfe der Gladiatoren hatten ihm nie ein anderes Interesse als das eines öffentlichen Schaustücks eingeflößt. Und jetzt drängte sich ihm mit solcher Klarheit ein Bild auf, das, vom Standpunkt eines vornehmen Römers betrachtet, gar kein Interesse besaß! Denn was galt im römischen Weltreich ein Sclave? Was galt er insbesondere dem reichen, schönen, glänzenden Quintus? Es war in der That unbegreiflich, — aber das blasse, bartumrahmte Gesicht mit der edlen, schmerzverachtenden Miene wich und wankte nicht, und das geistige Auge des Jünglings schien unvermögend, sich abzuwenden. Da mit einem Male schob ein anderes Bild sich daneben: die weißarmige Kypris, — Domitia, die liebeglühende Kaiserin. Hier das Weh, das Elend, das stumme Entsagen; dort die fiebernde Lebensgier, die Leidenschaft, der rücksichtslose, mark- und beinzerfressende Egoismus . . . Bei den Göttern, — da standen sie vor ihm, der Sclave und das fürstliche Weib, — Beide in handgreiflicher Klarheit . . . Der Sclave hatte die Fesseln gelöst und streckte friedsam lächelnd die Rechte aus, das Weib aber zuckte zusammen, und ihre schneeigen Arme wandten sich wie zwei marmorne Schlangen. Sie stürzte zu Boden und ihr goldblondes Haar wogte dem Niedriggebornen um die blutigen Füße . . .

Quintus sprang auf. Das Plätschern des Springbrunnens hatte ihn eingeschläfert. Wie er jetzt mit der Hand über die Augen strich, nahte sich ihm in der That eine

Frauengestalt, nicht so stolz und majestätisch wie die mondbeglänzte Domitia, aber lieblich und blühend wie eine Rose.

„Lucilia! So früh schon im Hofe?"

„Ich konnte nicht schlafen und stahl mich von Claudias Seite hinweg. Sie schlummerte noch, da sie spät zur Ruhe gekommen. Aber Du, Verehrtester? Was führt D i c h vor Sonnenaufgang in's Peristyl? Dich, den größten Langschläfer latinischer Herkunft?"

„Es ging mir just so wie Dir. Ich glaube, die wuchtigen Tropfen, die wir gestern zum Nachtmahl getrunken..."

„Richtiger Vorwand!" sagte Lucilia. „Wann jemals hätte ein guter Wein Dir den Schlummer geraubt? Eh'r will ich glauben, daß es die Sehnsucht nach Cornelia gewesen."

„Wie kommst Du darauf?"

„Das liegt doch nahe! Wozu wärst Du ihr Bräutigam? Freilich, Du nimmst Deine Rolle nicht allzu ernsthaft."

„Wie so?"

„Nun, besuchst Du nicht nach wie vor das Haus der Lykoris?"

„Pah!"

„Pah! Was hast Du da Pah! zu sagen? Gehört sich das? Ist die abscheuliche, unverschämte Person, die allen Männern die Köpfe verdreht, ein Umgang für einen Bräutigam? Ich weiß ja, Du l i e b s t Cornelia; aber die böse Welt . . .! Bedenke doch, wenn Cornelia erfährt . . ."

„Nun, und wenn . . .?" sagte Quintus lächelnd. „Ist's ein Verbrechen, muntere Gesellschaft zu suchen, ein paar Sprünge gaditanischer Tänzerinnen mit anzusehen und gebackene Muränen zu speisen? Liegt im Feuerwerk oder im Flötenspiel etwas Verletzendes?"

„Wie beredt Du bist! Es gelänge Dir, Schwarz für Weiß zu verkaufen! Aber ich bleib' dabei, es ist ungehörig, und wenn Du vernünftig wärest, so gäbst Du die Sache auf!"

„Aber ich bitte Dich, nie war mir ein schönes Mädchen so gleichgiltig wie Lykoris!"

„So? Und deshalb verkehrst Du bei ihr, wie ein Client im Hause des Patrons?“

„Dein Vergleich ist nicht schmeichelhaft.“

„Aber treffend. Weshalb gehörst Du zu ihren Stammgästen, wenn sie Dir so gleichgiltig ist?“

„Kind, das verstehst Du nicht. Ihr Haus ist das geistige Centrum der Siebenhügelstadt. Alles Interessante und Bedeutende strömt hier zusammen. Bei Lykoris trägt Martial seine packendsten Späße vor. Statius liest hier seine schönsten Gedichte. Was von Staats- und Hofbeamten, von Rittern und Senatoren Anspruch auf Genialität erhebt, gibt sich im Atrium der Lykoris ein Stelldichein. Im vorigen Herbste traf ich sogar den Consul Asprenas. Wo solche Leute verkehren, da kann sich auch der dreiundzwanzigjährige Quintus Claudius sehen lassen.“

„Ganz im Gegentheil,“ rief Lucilia. „Hättest Du greises Haar, wie Nonius Asprenas, so verlör' ich kein Wort. Aber so! Die gallische Circe wird sich schließlich in Dich verlieben, und dann hilft Dir kein Beten mehr.“

Quintus blickte ihr freundlich in das spöttisch lachende Antlitz.

„Du meinst es umgekehrt,“ sagte er scherzend. „Ich weiß, Du hältst mich für ungefährlich. Nun, auch diesen Schlag werd' ich verschmerzen.“

„So bist Du nun! Auf keine Art ist Dir beizukommen. Hättest Du nur halb so viel Stetigkeit wie der Bataver!“

„Ah! Er gefällt Dir wohl?“

„Ausgezeichnet! Weißt Du, es wäre köstlich, wenn er noch hier bliebe, — ich meine so sechs bis acht Tage. Wir könnten dann in seiner Gesellschaft nach Rom reisen.“

„Wirklich?“ versetzte Quintus bedeutsam.

„Was Du nun gleich wieder denkst . . .“

„Ich? O, ich denke nicht das Geringste.“

„Geh', Du bist unausstehlich. Siehst Du, ich meinte nur, die langen Tagfahrten so ganz unter uns . . . Claudia blättert in ihren Büchern, und Du alter Faulpelz liegst

wie ein Kranker im Polster. Ich finde das furchtbar langweilig. Ein bischen Reisebegleitung wäre da höchst erwünscht. Oder kannst Du den Cajus Aurelius nicht leiden?"

„O doch! Wenn seine Trireme nur Räder hätte und bespannt werden könnte."

„Sein Schiff wird den Weg schon allein finden. Er steigt zu uns in den Reisewagen. So bekommt er gleich ein Stück der appischen Straße zu seh'n. Das ist doch hundertmal interessanter als die Fahrt auf dem Meer! Thu' mir's zu Liebe und bring' heute bei Tisch die Rede darauf!"

„Wie Du willst!" nickte Quintus.

Ein Sclave erschien auf der Schwelle des Corridors, der vom Peristyl nach dem Atrium führte.

„Herr," sagte er, „es sind Briefe aus Rom angelangt. Auch für Dich, o Herrin . . ."

„So bring' sie heraus!"

Es waren drei sehr verschiedenartige Schreiben, die Blepyrus den Beiden behändigte. Der Brief für Lucilia kam von dem Oberpriester des Jupiter. Titus Claudius Mucianus schrieb seiner Adoptivtochter wie folgt:

„Heil und Segen! Durch meine Gattin Octavia, Deine vortreffliche Mutter, hab' ich Dir neulich schon das Versprechen ertheilt, mein nächster Brief solle an Dich, geliebte Tochter, gerichtet sein. Du legst Werth auf solche Beweise meiner väterlichen Gesinnung, und ich freue mich deß. Allerdings betrifft das, was ich zu sagen habe, nicht allein Dich, meine süße Lucilia, sondern Euch Alle. Die Vorbereitungen zu dem großartig geplanten Säcularfeste, das der Kaiser Domitianus, wie Euch bekannt ist, im Laufe des kommenden Jahres zu feiern gedenkt, haben auch mich während der letzten Wochen so stark in Anspruch genommen, daß ich der Ruhe und der Annehmlichkeit eines regelmäßigen Familienlebens dringend benöthige. Politische Aufregungen aller Art sind hinzugekommen. Sechsmal hat mich der Kaiser nach Albanum berufen: ich versichere Dich, es war ein ewiges Hin und Her. Die Sache ist ein öffentliches

Geheimniß: ganz Rom spricht von den Maßregeln des Palatiums gegen die Nazarener. Du erinnerst Dich doch jener abergläubischen Secte, von der Euch Baucis erzählte, jener Umsturzmänner, die vor einigen Jahrzehnten die Stadt in Brand steckten und das Strafgericht des vergötterten Nero heraufbeschworen? Auch jetzt wühlen sie, wie von Sinnen; sie rütteln am Bau der Gesellschaft und drohen Allem den Untergang, was uns bis zur Stunde heilig gewesen. Das Nähere muß ich verschweigen. Genug, ich bin müde und abgespannt; mein Herz verlangt sehnsuchtsvoll nach Eurer Gesellschaft. So bitt' ich denn, macht Euch reisefertig und kehrt so bald als möglich nach den sieben Hügeln zurück. Deine Mutter ist ja, Dank dem allgütigen Jupiter, so ziemlich genesen. Quintus vollends wird just nicht böse sein, wenn er hört, daß auch Cornelia wieder in Rom weilt. Man verläßt diesmal die Landsitze außerordentlich frühzeitig; seit Langem hab' ich keinen so erträglichen September erlebt, als den heurigen. Ich erwarte Euch also längstens bis zum Dienstag der nächsten Woche. Die Reise zu drei Tagen gerechnet, habt ihr so gerade zwei Tage zur Vorbereitung.

„Ich bitte Dich, Deine Mutter und Deine Geschwister recht herzlich von mir zu grüßen. Hoffentlich trifft Euch dieser Brief bei voller Gesundheit. Ich meinestheils bin gesund. Lebe wohl.

„Geschrieben zu Rom, am 11. September im Jahre 848 nach Erbauung der Stadt."

Der zweite Brief kam von der jungen Braut an den Bräutigam und lautete also:

„Cornelia umarmt ihren theuren Quintus viel tausendmal.

„Da bin ich wieder in Rom, mein Geliebter! Die Zeit der Verbannung in dem öden, entsetzlichen Tibur ist glücklich zu Ende! Aber wehe mir! Auch Rom entbehrt noch des Lebens, denn Du, mein Alles, mein Gott, weilst fern von den sieben Hügeln! O, wie beglückte es mich, von Deinem Vater zu hören, daß er Euch früher als verabredet, von Bajä zurückrufen wolle! Quintus! Wenn Du den tausendsten Theil von dem empfindest, was mich beseelt, dann

eilst Du auf Flügeln des Sturmes in die Arme deiner sehnsuchtskranken Cornelia! Die Tage in Tibur waren traurig wie nie. Mein Oheim schien mir nie so verstimmt, so von düstern Gedanken gequält. Um das Uebel zu krönen, mußte der alte Coccejus Nerva acht Tage lang zu Besuch kommen. An diese Woche will ich gedenken mein Lebenlang! Du weißt, wenn die beiden Grauköpfe so beisammen sitzen, gleicht unser Haus einer Grabkammer. Alles schleicht auf den Zehen. Dieser Coccejus wirkt entschieden unheilvoll auf den Oheim. Denke nur, was am Tag seiner Abreise vorgefallen! Der Oheim hatte ihn eben zum Wagen begleitet und kam nun, in's Haus zurückkehrend, an meinem Zimmer vorüber, da Chlos mir gerade frische Rosen in's Haar steckte. Wie er das sieht, bricht er in die unbeschreiblichste Wuth aus. „Alte Närrin!“ ruft er entrüstet und stößt meine ehrliche Chlos bei Seite, „habt Ihr Weibsvolk nur Erbärmlichkeiten im Sinne? Schmückt Ihr Euch wie die Opferthiere? Fort mit dem Tand! Im Haus des Cornelius Cinna ist kein Raum für blühende Rosen!“ Und dann sprach er zu mir, — in einem Tone, der Alles ausdrückte: „Gedulde Dich doch! Bald kannst Du ja thun und treiben, was Dir beliebt!“ Verstehst Du, Quintus? Die Rede zielte auf Dich. Ach, wie mir das Wort in die Seele schnitt! Ich weiß ja längst, daß der Oheim unsere Verbindung nicht gerne sieht. Hätte meine unvergeßliche Mutter nicht auf dem Sterbebett ihm den Eid abgenommen, er werde mir freie Wahl gönnen, wer weiß, wie Alles gekommen wäre. Gleichviel: es schmerzt mich immer von Neuem, wenn ich so wahrnehme, wie er eine gewisse Bitterkeit gegen Dich hegt, — denn, trotz alledem: ich verehre, ich liebe ihn.

„Gehab' Dich wohl, theurer Quintus! Auf baldiges Wiedersehen am Strande des Tiber! Grüß' mir die Deinen, besonders die muntere Lucilia. Ihr frisches, herziges Wesen hab' ich in gar lieber Erinnerung.“

Der dritte Brief, gleichfalls an Quintus gerichtet, kam von Lucius Norbanus, dem Commandanten der prätorianischen Leibwache.

„Seid Ihr angewachsen auf Eurem scheußlichen Landsitz," — so schrieb der Oberst in seiner grobdrastischen Weise, — „oder hast Du beim Trunk des Vesuvweins vergessen, daß es ein römisches Forum giebt? Glühend neid' ich Euch diese ungezügelte, wüstenroßähnliche Freiheit! Ihr lebt wie die Schwalben! Ich dagegen, — es ist ein Jammer! Tag für Tag auf dem Posten! In der letzten Zeit ein wahres Hundeleben geführt! Fast ein Drittel der Mannschaft neu recrutirt! Es spukt wieder einmal an allen Ecken und Enden. Erst jetzt athme ich auf. Leider sind die besten Freunde noch abwesend. So vor Allem Clodianus, der neuerdings dem Kaiser nicht von der Seite geht. Wollte Dir nur im Auftrag unserer holden Lykoris vermelden, daß die Recitation des Martial am sechzehnten October prunkvoll in Scene geht. Hundert Epigramme! Halb Rom wird gegeißelt! Das Fest, das sich der Vorlesung anschließt, soll großartig werden. Ich glaub's ungeschworen. Wir kennen ja unsere göttliche Gallierin. Bleibe gesund!"

„Schön!" sagte Quintus, die Briefe zusammenfaltend.

Lucilia begab sich mit dem Schreiben ihres Adoptivvaters nach dem Schlafzimmer, wo Claudia und Octavia nun wohl erwacht sein mußten. Quintus schritt nach dem Atrium und setzte sich gedankenvoll an's Bassin, um auf Cajus Aurelius zu warten.

Fünftes Capitel.

Der Tag der Abreise kam heran. Aurelius hatte den Plan der gemeinsamen Fahrt mit einer Freude begrüßt, die der klugen Lucilia ein übermüthiges Lächeln entlockte. Nur schlug er, anstatt der Fahrt zu Lande, die bequemere Seereise vor.

Er bat so dringend und doch mit so großer Bescheidenheit, daß Octavia nach einigem Zögern ihre Zustimmung gab.

Die zweite Morgenstunde war als Zeitpunkt für den Aufbruch festgesetzt worden. Es dämmerte kaum, als die Sclaven bereits am Werke waren, die Maulthiere zu bepacken und die Sänften in den Vorhof zu schaffen. Dies geräuschvolle Treiben weckte den Quintus. Unfähig wieder einzuschlafen, erhob er sich, machte sich reisefertig und trat in den Säulenhof, wo Lucilia die Thätigkeit der Dienerschaft überwachte und die Säumigen mit heller Stimme zur Eile anspornte.

„Unstätes Gemüth," sagte Quintus auf Griechisch, „verfolgt Dich die Bremse der Juno, daß Du bei Nacht und Nebel das ganze Haus in Alarm setzest? Du mußt befürchten, das Schiff des Aurelius werde abrudern, ohne uns mitzunehmen!"

„Tadelst Du selbst meine Vorzüge?" versetzte Lucilia. „Pünktlichkeit ist die erste Tugend der Hausfrau."

„Aha! Und da nun Lucilia diesem hohen Berufe kraftvoll entgegenstrebt . . . ."

„Spotte nur! Ein geordnetes Hauswesen thäte Dir sehr, sehr nöthig! Ein wahres Gnadenglück, daß Du heirathest! Seit Du allein wohnst, gehst Du auf Irrwegen. Aber was willst Du eigentlich, Du häßlicher Satyr? Siehst Du nicht, daß Du hier schrecklich im Wege bist? Da, nun trittst Du gar auf die Reisemäntel! Ich beschwöre Dich, verlaß den Raum dieser Laren!"

„So? Ich störe Dich? Was Du sagst! Aber Du fälschest die Thatsachen! Du bist der Störenfried, der ewig rastlose Sturmwind, der uns hier so oft die Idylle hinweggefegt hat. Von Allem, was hier an Rom erinnert, bist Du am entschiedensten römisch. Nur Dein Stumpfnäschen beißt Dich noch ein wenig heraus. Im Uebrigen, — wenn ich so zusehe, wie Du einhertobst . . . beim Herkules, dann ahn' ich bereits den ganzen Fieberlärm der Zweimillionenstadt! Nun, ich will noch einmal Seeluft genießen, noch einmal Frieden und Stille kosten."

„Wie so?"

„Droben, wo sich die Straße nach Cumä senkt, werd' ich die Sonne erwarten. In Rom scheint sie durch Rauch

und Dünste; hier aber — o, wie groß, wie frei taucht sie hinter dem Kegel des Vesuvius empor . . ."

„Um so erst recht durch Rauch und Dünste zu scheinen!" lachte Lucilia. „Mach' nur schnell, daß Du fortkommst, sonst geht sie auf ohne Dich!"

Sie wandte sich wieder den Sclaven zu. Quintus hüllte sich in die weiße Lacerna, grüßte leicht mit der Hand und schritt nach dem Ausgang.

Die breite Straße war menschenleer. Tief schöpfte er Athem. Ein köstlicher Morgen. Sein Verlangen, von der Luft und der Sonne Bajä's gleichsam Abschied zu nehmen, war ungekünstelt. Wie alle Römer, schwärmte er für das Meer. Die Küste war auch ihm das eigentliche Museion, — wie der jüngere Plinius sich einmal ausdrückt, — der Musensitz, wo die Himmlischen ihm näher traten; und wenn irgendwo, so fand er hier im Angesichte der Brandung Zeit und Gelegenheit, zu sich selbst zu kommen. Seit Ende April weilte er mit den Seinen in der lauschigen Villa, — und manche Stunde ernster Betrachtung, ruhigen literarischen Genusses und fleißiger Studien war ihm hier vorübergegangen. Er hatte den Werth der Einsamkeit, die in Rom so unmöglich schien, wieder einmal von Grund aus schätzen gelernt. Ein langer geräuschvoller Winter hatte ihn geradezu übersättigt. Bajä's ambrosischer Golf, ein schlichtes Leben im Schooß der Familie und der Geist der hellenischen Poesie heilten ihm hier das verlechzte Gemüth und die allzu erregten Nerven. Je näher indeß der Zeitpunkt der Heimkehr heranrückte, um so mehr ergriff ihn wieder die alte Unruhe. Er fühlte, daß die Allgewalt jenes Dämons, Roma geheißen, ihn doch wieder dahinraffen würde in den Strudel sinnloser Tragicomödien. So war ihm denn ein letzter Blick auf das friedvoll schlummernde Meer ein echtes Herzenbedürfniß.

Langsam stieg er bergan. Wohl hundert Schritte aufwärts lag ein Punkt, der über die Dächer der höchsten Villen hinweg den Blick unumschränkt in die Tiefe erschloß. Quintus wandte sich um. Sein Auge, das fernab über das Meer schweifen wollte, ward jedoch unwillkürlich durch eine Er=

scheinung der nächsten Nähe gefesselt. Rechts von ihm führte ein Seitenpfad abwärts nach dem Palaste der Kaiserin. Das große Portal mit seinen korinthischen Säulen schimmerte in traumhaft seltsamer Fahlheit herauf. Was den Jüngling hier interessirte, war ein Seitenpförtchen, das sich langsam und mit leisem Geräusch in den Zapfen drehte, und eine Frauengestalt in griechischem Kleide auf die Straße ließ. Quintus erkannte Euterpe, die Flötenspielerin. Müde und schlaff klomm sie die mäßige Steigung heran, den Blick starr zu Boden gerichtet. Als sie näher kam, bemerkte Quintus, daß ihr Antlitz die Spuren reichlicher Thränen trug.

„Sei gegrüßt!" rief er, da die junge Frau nur noch wenige Schritte entfernt war.

Euterpe stieß einen leichten Schrei aus.

„Du bist's, o Herr?" sagte sie, mühsam lächelnd. „So spät noch von Cumä?"

„Nein, gute Euterpe, — ich bin nicht spät, sondern frühe. Was aber in aller Welt treibst Du um diese Zeit im Landhaus der Kaiserin? Gab Domitia ein Fest? Du schaust nicht aus, als hättest Du Gold oder Kränze geerntet."

„O Herr, nein!" versetzte Euterpe, auf's Neue in Thränen ausbrechend. „Ich komme vom Besuch eines Freundes, der die gräßlichsten Schmerzen leidet. Drunten in Bajä, wo ich die Nacht beim reichen Timotheus aufspielte, gab mir der Wahrsager Agathon Kräuter und Salben — sie kosten mich schweres Geld, Herr — und nun war ich drinnen ... O, seine Wunden sind schauderhaft ... Doch was red' ich da! Es ist nur ein Sclave, Herr. Was frägt Quintus Claudius danach ..."

„Meinst Du?" unterbrach Quintus die Aufgeregte. „Aber ich bin durchaus nicht von Stahl. Ich weiß, daß es unter den Sclaven zwar viele Schufte, aber auch brave, tüchtige Leute gibt. Wenn er nun vollends der Freund einer so allerliebsten Person ist ..."

„Ach, Herr, Du scherzest noch! Wenn Du ihn sehen könntest, den armen Eurymachus! Wenn Du wüßtest, wie treu er ist und wie edel!"

„Das nenn' ich gründlich verliebt!"

Euterpe erröthete. „Nein, Herr," sagte sie demüthig. „Wohl Mancherlei hab' ich mir vorzuwerfen, aber Eurymachus ... Kein sündiger Gedanke ist je in sein Herz gekommen."

„Ist das Lieben denn sündhaft?"

„Ich bin verheirathet, Herr!"

„Hm! Du warst sonst nicht so strenge."

„Leider! Hätt' ich den Eurymachus gleich Anfangs gekannt, wie ich ihn jetzt kenne ..."

„So. Wie kennst Du ihn denn?"

„O, er hat mir die Augen geöffnet. Ich weiß jetzt, wie schwer ich fehlte ..."

„Ein Philosoph also, der die schöne Sünderin zur Entsagung bekehrte."

„Ein Heros!" rief Euterpe begeistert.

„Du bist nicht geizig im Lobe. Gehört er der Kaiserin?"

„Ihrem Verwalter, dem Stephanus. Ach, Herr, das ist ein Tyrann ..."

„Man sagt's."

„Wie er den Aermsten mißhandelt hat, — es übersteigt jede Schilderung. Eines einzigen Wortes wegen ließ er ihn bis auf's Blut peitschen und dann bei voller Mittagsgluth in den Park stellen. Die Mücken und Ameisen haben ihn fast bei lebendigem Leibe aufgezehrt ..."

Quintus war bei den letzten Worten der Künstlerin dichter herangetreten.

„Höre," sagte er lebhaft, „ich glaube fast, ich kenne Deinen Eurymachus. Ein bleiches Antlitz, von dunklem Barte umrahmt ... ruhig, schmerzverachtend ... So stand er am Marterpfahl ..."

„Du sahst ihn?" rief Euterpe durch Thränen lächelnd. „O, wahrlich er ist's! Nur er besitzt diese unbegreifliche Kraft, allem Jammer zu trotzen. Jetzt liegt er sterbensmatt auf dem Siechbett; sein ganzer Rücken gleicht einer einzigen Wunde, und doch — kein Vorwurf, kein Wort der Klage! Zum Glück ist mir der Pförtner gewogen. Der gab mir

Botschaft. Sonst wäre Eurymachus vielleicht, ohne daß ich's ahnte, seinem Elend erlegen. So aber hoff' ich, daß der Zauber ihn retten wird."

„Höre, Kind," sagte Quintus nach einer Pause, „Du sollst doch sehen, daß ich den Muth selbst in der Hülle des Sclaven zu schätzen weiß. Hier, nimm dies Gold und verwend' es im Interesse des Dulders. Später, wenn er genesen ist, schreib' mir nach Rom; wir wollen dann weiter seh'n."

„O Herr," rief die Künstlerin leidenschaftlich, „Du gleichst an Huld und Gnade den Göttern. Versteh' ich recht, was Deine Güte uns zugesagt . . ."

„Verstehe, so viel Du willst," unterbrach der Jüngling sie freundlich. „Die Hauptsache ist, daß Du mich rechtzeitig wieder erinnerst. In Rom vergißt man das Nächste."

„Ich will Dich erinnern, Herr!" sagte Euterpe strahlend. „Eher vergäß' ich Essen und Trinken. Um die Mitte des nächsten Monats zieh' ich mit Diphilus, meinem Gatten, zur Hauptstadt. Er ist Zimmermeister und arbeitet mit an den großen Bauten für's Säcularfest. Erlaubst Du, so komm' ich selber als lebendige Mahnung."

„Thu' das, Euterpe!"

„O Herr, ich danke Dir von Grund meiner Seele! Wen Quintus Claudius beschirmt, der ist aufgehoben wie ein Kind in der Wiege."

Die Freude verlieh der jungen Frau einen so reizenden Ausdruck, daß Quintus von der unwiderstehlichen Anwandlung ergriffen wurde, ihr die Wange zu streicheln. Im Ueberschwang ihres Jubels litt sie's geduldig, obgleich sie sich, wie wir wissen, gelobt hatte, künftighin ihrem Diphilus keinen Anlaß zur Klage zu geben.

In diesem Augenblicke erschien auf der Höhe der Landstraße ein prunkvolles Tragbett, von acht riesigen Negern gestützt. Vier Bewaffnete folgten. In den Purpurkissen lehnte, nur halb verschleiert, Domitia. Die qualvolle Unrast ihres empörten Blutes hatte sie schon kurz nach Mitternacht in's Freie gescheucht. Stundenlang mußten die Sclaven sie

durch die waldigen Klüfte jenseits des Bergrückens oder auf der vereinsamten Straße hin und her tragen, bis sie jetzt, endlich ermüdet, zurück in ihr Landhaus begehrte.

Quintus, ein wenig beschämt, trat rasch auf die Seite; doch nicht rasch genug, daß Domitia die kleine Liebkosung nicht bemerkt hätte. Sie erbleichte und wandte sich ab. Der Jüngling, der die Kaiserin grüßen wollte, blieb unbeachtet. Euterpe stand wie versteinert.

Quintus folgte der Entschwindenden ruhig mit dem Blicke und zuckte wie bedauernd die Achsel. Dann ergriff er die Flötenspielerin bei der Hand.

„Es bleibt dabei," sagte er laut und bestimmt, „Du besuchst mich in Rom! Jetzt fahr' wohl — und nochmals: auf Wiederseh'n."

Mit diesen Worten wandte er sich der Villa zu; Meer und Sonne waren völlig vergessen. Euterpe aber eilte nach Cumä und verschwand in demselben Augenblicke hinter dem Hügelkamm, da die Kaiserin das korinthische Portal ihres Palastes erreichte.

Bald darauf saß die Familie der Claudier im Triclinium beim Morgenimbiß. Octavia war nachdenklich. Der Brief ihres Gatten hatte sie mit Besorgniß erfüllt. Sie wußte, wie strenge Titus Claudius den Begriff seiner Pflicht faßte und wie Vieles in so bewegter Zeit an ihn herantrat. Auch Claudia schien ernster als sonst. Nur der Bataver und Lucilia blickten klar und vergnüglich drein, — Letztere überdies purpurroth von ihrer eifrigen Thätigkeit im Säulenhof und im Atrium. Erregt wie sie war, gönnte sie sich kaum Zeit, ein Glas Milch zu trinken und ein Stückchen Sesamkuchen zu bröckeln.

Gegen seine Gewohnheit schweigsam war auch der Freigelassene des Bataver, der ehrliche Herodianus. Was beschäftigte nur dieses sonst so harmlos heitere Gemüth? Von Zeit zu Zeit starrte er, die Brauen schürzend, geheimnißvoll nach der Decke. Dabei regte er, wie in pythischer Orakelspendung, die Lippen. Der Honig, — sonst seine Lieblingsspeise — blieb unberührt. Das Ei, das er auslöffeln wollte,

zerbrach ihm unter den Fingern. Schon glaubte Aurelius, die Sache bedenklich nehmen zu sollen: da fand das Räthsel seine natürliche Lösung. Als nämlich Blepyrus mit der Meldung erschien, es sei nunmehr Zeit zum Aufbruch, da erhob sich der stumme Grübler, trat an die Pforte und begann mit entsetzlichem Pathos ein Abschiedsgedicht eigener Inspiration. Das Poëm war dem weltbekannten Hymenäus des Catull nachgebildet und gipfelte in dem unerhörtesten Refrain, den je die Muse der Gelegenheitspoesie ausgeheckt.

Einige Minuten lang hörte man den Rhythmen dieses Festgesanges in stiller Ergebung zu. Als das Ding aber gar kein Ende nahm und Lucilia, die von Anbeginn mit sich gekämpft hatte, schließlich in ein helles Gelächter ausbrach, da rief Aurelius dem Freigelassenen ein freundliches Halt! zu.

„Nichts für ungut, trefflicher Herodianus! Aber wenn die Poesie ein Spiegel der Wirklichkeit sein soll, dann darf sie auch den Gang dieser Wirklichkeit nicht gar zu sehr aufhalten. Zwölfmal hast Du jetzt mit großer Hartnäckigkeit behauptet: „Fort nun reisen wir, fort von hier . . .", aber noch wurzeln unsere Füße am Boden. Du kannst uns den Schluß Deines Gedichtes an Bord vordeclamiren; jetzt aber gib Raum und nimm als Lohn für Deine Talentprobe diesen Ring!"

Herodianus, der Anfangs nicht übel Lust hatte, den Gekränkten zu spielen, fühlte sich durch die Ehrengabe seines Gebieters völlig versöhnt. Nur auf Lucilia ließ er einen Blick stumm-trauriger Klage weilen. Dann schloß er sich der Gesellschaft an, die im Säulenhof die Sänften und Rosse bestieg und sich allgemach in Bewegung setzte.

In langem Zuge ging's den Hügel hinab. Zauberhaft schmiegte sich das vollbeleuchtete Bajä in seine Goldmuschel. Das Meer war glatt wie ein Spiegel; die krystallene Luft verhieß eine glückliche Fahrt. Bald war der Steindamm erreicht, wo das farbenprächtige Treiben der Hafenbevölkerung schon lärmende Wogen schlug. Da lag sie vor den Blicken der Ueberraschten, die stolze Trireme, auf's reichste geschmückt wie eine Braut, die auf den Bräutigam harrt. An den

Segelstangen wiegten sich unzählige Blumenguirlanden, mit Purpurschleifen und blauen Bändern geziert. Glänzende Teppiche aus Alexandria und Massilia hingen üppig vom Verdecke herab. Die ganze Mannschaft war in auserlesene Gewänder gekleidet.

Da man die Barken bestiegen und sich jetzt näherte, scholl den Ankömmlingen eine schmeichlerische Musik entgegen. Claudia erröthete über und über. Sie erkannte ihr eigenes Lied, jenen schwärmerischen Frühlingsgesang, den sie am ersten Abend im Peristyl vorgetragen . . .

Noch zehn Minuten, und die „Batavia" hatte die Anker gelichtet. In majestätischem Bogen ruderte sie an den Molen vorbei. Quintus, Claudia und Lucilia lehnten stumm an der Brüstung, während Aurelius mit Octavia unter dem Baldachin saß und von Rom sprach. Immer weiter sank das prächtige Bajä mit seinen Palästen und Tempeln in die Ferne zurück. Noch sah man über den Baumwipfeln ein Stückchen des trauten Landhauses rechts vom Palaste der Kaiserin. Dann änderte das Schiff seinen Curs. Immer kleiner ward der schimmernde Fleck, bis er völlig verschwand.

Claudia trocknete sich eine verstohlene Thräne, während Lucilia mit silberner Stimme ein lautes: „Leb' wohl, schönes Bajä!" über die Fluth rief.

Sechstes Capitel.

Unweit des steil aufragenden Mons Capitolinus, mit dem Blick auf das Forum Romanum und die „Heilige Straße", lag das Wohnhaus des Oberpriesters Titus Claudius Mucianus. Einfach und doch grandios, trug es in jeder Linie den Stempel jenes ruhigen, sichern und selbstverständlichen Reichthums, jener gelassenen Vornehmheit, die den Emporkömmlingen so unerlernbar ist.

Es war im October. Die Sonne stieg eben erst über

den Horizont. Im Hause des Oberpriesters herrschte ein buntes Gewühl. Das riesige Atrium strotzte förmlich von Menschen. Der Mehrzahl nach waren es berufsmäßige „Morgenbesucher", nach dem vorgeschriebenen Gala-Kleide auch „Togaträger" genannt, — ärmere Freunde des Hauses, Clienten und Schutzbefohlene. Doch gewahrte man auch nicht wenige Personen von Distinction, Mitglieder des Senats und der Ritterschaft, Hofbeamte und Magistrate. Es war ein Bild von unbeschreiblicher Fülle und Abwechslung, — die Weltstadt Rom in verjüngtem Maßstabe. Bittsteller aus allen Regionen der Windrose schauten sehnsuchtsvoll auf die Sclaven, denen die Vorlassung oblag. Reiche Pächter, die dem Jupiter Capitolinus ein Privatopfer zugedacht, saßen offenen Mundes auf den polsterbelegten Marmorsesseln und begafften die prunkvoll gekleidete Dienerschaft oder die herrlichen Wandgemälde und Statuen. Junge Ritter aus der Provinz, die sich um ein Legionstribunat oder sonst eine Ehrenstelle bewarben und die Fürsprache des Priesters erhofften, blickten voll Bewunderung auf die unabsehbare Reihe wächserner Ahnenbilder, die in Schränken von Ebenholz rings in der Halle prangten.

In der That, es lohnte, diese Ahnenbilder in's Auge zu fassen. Das war ein Stück Weltgeschichte im Auszug. Hier die ernsten, unbeugsamen Züge gehörten dem Appius Claudius Sabinus, der als Consul so fürchterliche Justiz gegen das Heer übte. Gleich daneben schürzte der eisenharte Patricier Cajus Claudius, der Bruder des Appius, die buschigen Brauen, ein verkörperter Protest gegen die angestrebten Rechte der Volkspartei. Dort das scharfe Adlergesicht war der allbekannte Decemvir, der Verfolger der schönen Virginia — ein Frevler, aber ein kühner und gewaltiger Frevler. — Claudius Crassus, der straffe Plebejerfeind; Appius Claudius Cäcus, der Erbauer der appischen Straße; Claudius Pulcher, der geistvolle Skeptiker, der die heiligen Hühner in's Meer werfen ließ, weil sie ihm Unglück weissagten; Claudius Centho, der Eroberer von Chalkis; Claudius der Kaiser, — und hundert andere weltberühmte

Namen aus alter und neuer Zeit, — welch' unermeßliche Kette! Wie sie da Kopf an Kopf aus den Schreinen hervorlugten, waren sie fast ohne Ausnahme hartnäckige Verächter des Volkes, unerschütterliche Vertheidiger ihrer senatorischen Privilegien. Ein glänzendes, ein trotziges, ein ruhmerfülltes Geschlecht! Selbst der tätowirte Britannier, der dem erlauchten Titus Claudius schöne Bernsteinketten und durchbrochene Goldringe zum Geschenk brachte, empfand hier etwas wie einen Hauch weltgeschichtlicher Größe.

Einer nach dem Andern, die geringeren Leute auch truppweise, wurden die Besucher aus dem Atrium in das teppichausgeschlagene Empfangszimmer geführt, wo sie der Hausherr in blendender Toga, den priesterlichen Hut auf dem Haupte, stehend bewillkommte.

Schon hatte sich eine beträchtliche Anzahl hervorragender Persönlichkeiten wieder verabschiedet, als ein stattlicher, fast derb zu nennender Officier sich anmelden ließ, der mit Unterbrechung der festgesetzten Reihenfolge sofort Zutritt erhielt. Dieser Officier war kein Geringerer, als Clodianus, der Adjutant des Kaisers. Er schritt geräuschvoll über die Schwelle, umarmte und küßte den Priester und fragte dann, den Blick auf die Sclaven gerichtet, ob es gestattet sei, mit Titus Claudius unter vier Augen zu reden.

Der Priester nickte. Die Sclaven traten in's Nebengemach.

„Es nimmt kein Ende!" sagte Clodianus, indem er sich in einen der breiten Lehnstühle warf. „Jeder Tag bringt uns neuen Verdruß!"

„Was werd' ich hören!" seufzte der Oberpriester.

„O, diesmal betrifft's nicht die Wühlereien der Nazarener und was uns sonst die Wochen über beschäftigt hat. Wir entdecken wohl hier und da wunderbare Symptome, märchenhafte Gerüchte . . . zum Beispiel . . . Dein Wort darauf, daß Du schweigen wirst . . .?"

„Zweifelst Du?"

„Zum Beispiel . . . es klingt unerhört . . . aber Freund Parthenius brachte es brühwarm von der schönen Gallierin,

der Lykoris . . . In gewissen Kreisen erzählt man sich, der nazarenische Wahnwitz habe selbst hochgestellte Personen ergriffen . . . Man nennt . . ."

Er unterbrach sich und blickte im Zimmer umher, als ob er Zeugen fürchte.

„Nun?" fragte der Oberpriester.

„Man nennt Titus Flavius Clemens, den Consul . . ."

„Thorheit! Ein Verwandter des Kaisers! Man sollte die Verbreiter solcher Gerüchte ausfindig machen und strengstens zur Strafe ziehen . . ."

„Thorheit! Das hab' ich auch gesagt. Infernalische Thorheit! Aber charakteristisch bleibt die Geschichte doch immerhin. Sie beweist uns, was man im Volke für möglich hält . . ."

„Nur Geduld, edler Clodianus! Die Sache wird anders werden, noch ehe der Winter naht. Auch die tollste Fluth läßt sich eindämmen. Doch wir sind abgekommen. Welch' ein neuer Verdruß . . .?"

„Ah, richtig!" unterbrach ihn Clodianus. „So ist noch gar Nichts zu Deinen Ohren gedrungen?"

„Nicht Einer hat mir davon gesprochen."

„Sie wagen es nicht."

„Weshalb nicht?"

„Sie kennen Deine Gesinnung. Sie wissen, daß Du den Pöbel hassest, — und der Pöbel hat gestern einen Triumph errungen."

„Bei welcher Gelegenheit?" fragte Claudius stirnrunzelnd.

„Im Circus. „Ich sage Dir, edler Freund, es war ein Hauptscandal, eine wahre Puppencomödie! Der Kaiser ist blaß geworden. Er hat gezittert."

„Gezittert!" rief Claudius empört.

„Natürlich vor Aerger," sagte der Adjutant, wie entschuldigend. „Die Sache ging so zu. Ein Wagenlenker von der neuen Circuspartei — ich meine die Purpurfarbigen — kutschirte so meisterhaft, daß der Kaiser vor Entzücken fast außer sich kam. Bei der Pferdegöttin Epona, der Kerl fuhr

aber auch ein Viergespann, wie die Welt kein zweites besitzt! Der Hengst Incitatus des alten Caligula war ein Esel dagegen. Die Namen der Prachtgäule gehen heute von Mund zu Mund wie ein Volksgebet. Andrämon, Adsertor, Vastator und Passerinus, — so klingt es auf allen Gassen und Plätzen. Unsere Dichter könnten fast neidisch werden. Auch der Wagenlenker, ein freier Grieche im Solde des Oberkämmerers Parthenius, ist ein Staatsbursche. Er stand auf seiner Quadriga wie ein Ares, der in die Schlacht saust. Kurz, der Anblick war colossal! Dabei ein Vorsprung, sag' ich Dir, ein Vorsprung, — noch nicht dagewesen, seit Rom steht! Scorpus heißt der verwünschte Bengel. Alles war hingerissen. Der Kaiser, die Senatoren, die Ritter — Alles klatschte sich fast die Hände wund. Selbst die Fremdlinge, die blödäugigen Sarmaten und Hyperboräer, jauchzten vor Hochgenuß."

„Nun?" fragte der Oberpriester, als Clodianus innehielt.

„Ja so! Die Hauptsache! Es war bekannt geworden, der Imperator würde dem besten Wagenlenker persönlich eine Gnade erweisen. Höchlich gespannt sah man also zur kaiserlichen Tribüne empor. In der That läßt der Cäsar durch den Herold Schweigen gebieten. Scorpus, sagt er, wie der Sturm sich gelegt hat, Du hast Dich mit Ruhm bedeckt. Bitte Dir eine Gunst aus! Da neigt Scorpus das Haupt und heischt mit fester Stimme die Versöhnung Domitians mit der Kaiserin."

„Unerhört!" rief Titus Claudius entrüstet.

„Es kommt noch besser. Kaum sind die Worte des Wagenlenkers verhallt, so tönt es vielhundertstimmig von allen Bänken: „Hörst Du, o Cäsar? Laß die Liebschaft mit Julia! Wir verlangen die Kaiserin!" Es war ein Tumult, ein Scandal, der jeder Beschreibung spottet."

„Aber was will das Volk? Wie kommt es so plötzlich zu dieser Forderung?"

„O," versetzte Clodianus, „ich durchschaue die Farce. Das Ganze ist nur ein Werk des Stephanus, des Verwalters der Kaiserin. Der schlaue Fuchs will seiner Gebieterin den verlorenen Einfluß zurückerobern. Den Scorpus hat er na=

türlich gekauft, und nur die Götter wissen, wie viele Hunderttausende der Spaß ihn gekostet hat. Die Zuschauerräume waren allenthalben mit bestochenem Gesindel gefüllt; sogar unter den Rittern sah ich einige, die mir verdächtig schienen."

„Schlimme Botschaft!" unterbrach ihn der Oberpriester. „Und was gab Domitianus dem Pöbel zur Antwort?"

„Ich scheue mich fast, Dich von seinen Entschlüssen in Kenntniß zu setzen."

„Seine Entschlüsse können ja nicht zweifelhaft sein. Als er dem Scorpus die Bitte freigab, übernahm er die Verpflichtung, den Wunsch des Bittstellers zu erfüllen. Aber wie bestrafte er die brüllende Rotte, die so frech auf ihn einstürmte? Auch ich beklage die Beziehungen unseres Herrschers zu seiner Nichte; was aber gibt dem Pöbel ein Recht, an solche Dinge zu rühren?"

„Du weißt," versetzte der Adjutant, „wie nachsichtsvoll man von jeher solche Theater- und Circus-Demonstrationen beurtheilt hat. Auch Domitianus hielt es für angemessen, den gerechten Groll zu bezwingen und Milde zu üben. Als der Herold abermals Schweigen geboten, rief der Kaiser mit fester Stimme: „Gewährt!" und verließ dann die Loge. Er war sehr verstimmt, edler Claudius."

„Nun, und weiter?" fragte der Oberpriester ängstlich gespannt.

„Nun, die Sache ist so weit erledigt. Im Secretariat wird heute noch ein kaiserliches Decret entworfen, das Domitia in ihre palatinischen Gemächer zurückberuft und für alles Vorgefallene Verzeihung ertheilt."

„Und Julia?"

„Beim Herkules!" lachte der Adjutant. „Bezüglich der Julia hat der Kaiser ja nichts versprochen."

„Dann fürchte ich sehr, diese Versöhnung ist nur der Keim neuer Verwicklungen."

„Möglich. Mir persönlich hat sie Verdrießlichkeiten genug bereitet. Der Kaiser ist in der schwärzesten Laune. Thu', was Du kannst, edler Claudius, um ihn zu sänftigen. Wir Alle leiden darunter . . ."

„Ich will's versuchen," sagte der Priester seufzend.

Der Adjutant schob geräuschvoll den Sessel zurück und sprang auf.

„Domitianus erwartet mich. Gehab Dich wohl, glorreicher Freund! Ach, sind das Zeiten! Wie anders lebten wir noch vor drei oder vier Jahren!"

Claudius geleitete ihn mit kühler Förmlichkeit nach der Thüre. Die Sclaven und Freigelassenen traten jetzt wieder aus dem Nebengemache und reihten sich schweigend im Hintergrund. Gleich darauf näherte sich der Nomenclator, der „Namen-Nenner", dem es oblag, die unbekannten Besucher vorzustellen, und sagte zögernd:

„Herr, Dein Sohn Quintus weilt im Atrium und bittet um Vorlassung."

Ueber die Stirne des Oberpriesters flog ein Schatten des Unwillens.

„Mein Sohn mag warten," versetzte er nachdrücklich. „Quintus weiß, daß die Morgenstunden weder mir, noch meiner Familie gehören."

Und Quintus, der stolze, verwöhnte eigensinnige Quintus mußte Geduld haben. Unbeirrt empfing der Oberpriester die zahlreichen Freunde, Clienten und Bittsteller, die freudig oder gesenkten Hauptes, je nachdem sie Gunst oder Ungunst davontrugen, seine Schwelle verließen. Erst nachdem sich der Letzte entfernt hatte, durfte der Sohn eintreten.

Quintus hatte inzwischen seine Verstimmung über die unverhoffte Zurückweisung niedergekämpft. Mit freundlichem Gruß bot er dem Vater die Rechte. Claudius schien die Geberde des Sohnes nicht wahrzunehmen.

„Du bist ungemein frühe," sagte er mit eisiger Kälte. „Oder kommst Du vielleicht erst jetzt aus einer sogenannten heiteren Gesellschaft zurück?"

„So ist's, Vater," versetzte Quintus gelassen. „Ich war bei Lucius Norbanus, dem Präfecten der Leibwache. Auch der edle Aurelius war dort," setzte er mit ironischem Lächeln hinzu, „Aurelius, unser vortrefflicher Freund."

„Suchst Du Dich reinzuwaschen, indem Du Andere ver-

dächtigst? Wenn Aurelius ein- oder zweimal im Monat dergleichen mitmacht, so laß ich das gelten; ich will der Jugend das Recht der Fröhlichkeit nicht verkümmern. Du aber mein Sohn, hast das, was die Ausnahme sein sollte, zur Regel gemacht. Seit Ihr von Bajä zurück seid, führst Du ein Leben, das Dir und mir zur Schande gereicht."

Quintus blickte zu Boden. Sein Trotz und seine Ehrfurcht kämpften offenbar einen schweren Kampf.

„Du siehst zu schwarz, Vater," sagte er endlich mit bebender Stimme. „Ich genieße mein Leben; ich genieß' es vielleicht zu stürmisch; aber ich thue Nichts, was Dir oder mir zur Schande gereicht. Dieser Ausdruck ist zu hart, Vater."

„Gut denn — ich will das zugeben; aber auch Du wirst zugeben, daß der Sohn des Oberpriesters mit anderm Maßstab zu messen ist, als die übrigen Jünglinge Deines Standes."

„Das möchte zutreffen, wenn ich bei Dir noch im Hause wohnte. Da ich aber selbständig bin und mein eigenes Vermögen besitze . . ."

„Das ist Dein Unglück!" unterbrach ihn der Priester. „Genug! Du kennst meine Ansicht. Uebrigens, was mich heute veranlaßt, Dich hierher zu bestellen, ist nicht Dein Lebenswandel im Allgemeinen. Ein specieller Fall des unerhörtesten Leichtsinns ist mir zu Ohren gekommen. Du treibst ein frevelhaftes und gefährliches Spiel. Ich rief Dich, um Dich zu warnen."

„Du machst mich neugierig, Vater."

„Deine Neugier soll auf der Stelle befriedigt werden. Ist es wahr, daß Du so dreist, so vermessen warst, an die vestalische Jungfrau Polyhymnia Liebeslieder zu richten?"

Quintus nagte die Lippe. „Ja und nein," versetzte er zögernd. „Ja, wenn Du die Unterschrift der Verse im Auge hast. Nein, wenn Du denkst, das Poëm sei in ihre Hände gelangt."

Der Oberpriester maß mit großen Schritten das Zimmer.

„Quintus," fragte er plötzlich, „weißt Du, welche Strafe

den Frevler trifft, der eine vestalische Jungfrau zur Liebe verführt?"

„Ich weiß es!"

„Du weißt es!" wiederholte der Priester aufseufzend.

„Aber Vater," rief Quintus lebhaft, „Du stempelst einen Scherz zum Verbrechen! In lustiger Weinlaune improvisire ich ein Gedicht nach Art des Catull. Um den Uebermuth voll zu machen, setze ich statt des Namens einer Lykoris den unserer allverehrten Polyhymnia drüber. Und nun erzählt sich Fama — Pah, es ist lächerlich! Ich gebe ja zu, die Sache war keck, unschicklich, abgeschmackt, wenn Du willst; aber nur die Verleumdung kann mehr behaupten."

„So lautet die Sache allerdings minder abscheulich. Indeß, rücksichtslos und frevelhaft bleibt sie immer. Quintus, ich warne Dich! Gerade jetzt hüte Dich ängstlich vor jedem Schritte, vor jeder Aeußerung, die man als Verletzung der Staatsreligion auffassen könnte! Vertrau' nicht zu viel auf den Einfluß meiner Stellung und meiner Persönlichkeit! Das Gesetz ist mächtiger, als der Wille des Einzelnen. Wenn das, was wir planen, in's Leben tritt, dann herrscht in solchen Dingen die eisernste Unerbittlichkeit. Jener ruchlose Scherz entsprang einem Herzen, dem die ewigen Wahrheiten der Religion nicht mehr theuer sind. Hüte Dich, Quintus! Verbirg diese Gleichgiltigkeit! Sei kein Verächter der Gottheit! Nochmals ich warne Dich!"

„Vater . . ."

„Geh jetzt, mein Sohn, und erwäge, was ich gesagt habe!"

Quintus neigte sich und küßte dem strengen Priester die Hand. Dann eilte er festen Wandels der Schwelle zu. Ein Blick voll der unendlichsten Liebe, voll des leidenschaftlichsten Vaterstolzes, folgte ihm, wie er so hoch und herrlich durch das stille Gemach schritt.

Siebentes Capitel.

Lykoris, die schöne Gallierin, gab ein glänzendes Fest. Valerius Martialis, der witzigste Kopf der Siebenhügelstadt, hatte unter rauschendem Beifall seine neuesten geistsprühenden Epigramme zum Vortrag gebracht. Jetzt lag die Gesellschaft — mehr als hundert Personen — in dem verschwenderisch decorirten Speisesaal auf schwellenden Ottomanen zu Tische. Die junge Massilierin präsidirte. Nacken und Schultern von halb durchsichtigen koïschen Geweben umfluthet, das reiche goldblonde Haar auf dem Hinterhaupte geschürzt und nur mit Epheu geschmückt, so strahlte sie vom oberen Ende der Tafel herab, für Manchen das Ziel stiller Sehnsucht, für Alle ein Gegenstand der Bewunderung. Eine Unzahl von Sclaven in reichen alexandrinischen Gewändern eilte geräuschlos durch den prächtigen Raum, während die Unterhaltung am Tische mit jedem Augenblicke lebhafter wurde.

Unter den Gästen befand sich auch Cajus Aurelius, der junge Bataver. Er hatte dem Drang der Neugier oder dem Zug der Mode nachgegeben, — zumal auch der Name des weltberühmten Epigrammatikers mit in die Wage fiel.

„Wahrlich!“ sagte er zu seinem Tischnachbar, dem Commandanten der prätorianischen Leibwache, — „wahrlich, Norbanus, ich hielt mich bis zur Stunde für reich: hier aber erschein' ich mir als ein Bettler. Welch ein Prunk, Norbanus, welche Verschwendung! Säulen aus Alabaster, riesige Goldplatten, Teppiche im Werth eines Landhauses — mir schwirren die Sinne. Was sonst für auserlesen und selten gilt, hier ist es alltäglich. Beim Hermes, der Vater Eurer Lykoris war ein Liebling des Schicksals!“

„Nicht so laut!“ unterbrach ihn Lucius Norbanus. „Sieh' doch, Stephanus blickt ganz bedeutsam herüber.“

„Stephanus? Der Verwalter der Kaiserin? Was hat Stephanus mit Lykoris zu thun?“

„Hm,“ sagte der Kriegsmann, eine prächtige Auster zum Munde führend, „ich erzähle Dir das ein anderes Mal, —

weißt Du, so unter vier Augen. Inzwischen rath' ich Dir, von jenen ausgezeichneten Meertulpen zu kosten. Geht Dir's wie mir, so hat das verwünschte Lachen Dich hungrig gemacht."

„Du hast Dich allerdings gründlich geschüttelt," versetzte Aurelius, dem servirenden Sclaven eine der angepriesenen Meertulpen abnehmend. „Ich meinestheils kann dieser Art der Dichtkunst keinen Geschmack abgewinnen. Martial besitzt ungeheuer viel Geist und Laune: aber dies ewige Spötteln, dies gewerbsmäßige Verunglimpfen der ganzen Gesellschaft, — nein, theurer Norbanus, das will mir nicht zu Gemüth! Zumal höchst unsympathisch berührt mich die Art und Weise, wie er die Frauen behandelt. Wenn man ihm glauben dürfte, so gäb' es in ganz Rom keine ehrbare Gattin, kein gesittetes Mädchen."

„Pah!" lachte Norbanus, behäbig weiter kauend; „es gibt schon welche, aber sie sind rar, lieber Aurelius, außerordentlich rar."

„Was amüsirt Dich so, lieber Norbanus?" rief Quintus Claudius von seinem Platz herüber.

„Das alte Thema, die Weiber! Aurelius meint, unser lorbeergekrönter Poet habe sich gegen die Römerinnen grimmig versündigt, dieweil er in unterschiedlichen Epigrammen ihre Sittsamkeit angezweifelt."

„Wie? Was?" rief Valerius Martialis, hastig emporfahrend. „Welch ein Ravidus stürzt sich hier kampfbegierig auf meine Jamben?"

Das Citat aus Catull, dem Lieblingsdichter und Vorbild des Epigrammatikers, verfehlte nicht seine Wirkung, denn Jedermann, mit Ausnahme des hocherröthenden Batavers, erinnerte sich, daß Ravidus an jener Stelle „armselig und wahnwitzig" titulirt wurde.

„Ich," sagte Aurelius ruhig. „Aber nicht Deine Verse habe ich bekrittelt, sondern . . . Doch Du hast's ja gehört! Ist das Weib Dir nicht mehr als die Gauklerin, die Schlange, die da im Staube kriecht, so beklag' ich Deine Erfahrungen."

„Die Deinen sind wohl gediegener?“ lachte Martialis.

„Ich hoffe, ja!“

Lykoris, die trotz der Entfernung jede Sylbe verstehen mußte, plauderte krampfhaft mit ihrem Nachbar zur Linken, dem vornehm und haltungsvoll dreinschauenden Stephanus. Zwei ihrer Freundinnen, hübsche, aber recht unweiblich kecke Erscheinungen, gafften dagegen höhnisch nach Aurelius hinüber, als ob sie sagen wollten: Bist Du ein Tölpel!

„Glück auf, nordischer Cato!“ rief Martialis pathetisch. „Nenn' mir, o Muse, die Namen, und ich gelobe Dir fünfundzwanzig . . . Epigramme auf ihre Tugend!“

„Er hat eine freche Schnauze,“ brummte Norbanus. „Gegen den kommst Du nicht auf!“

„Allerdings,“ versetzte der Bataver, „das Geplänkel mit Worten ist nie meine Sache gewesen.“

„Ganz mein Fall! Kann auch das verwünschte Geklöhne nicht ausstehen! Die Kerle sind wie die Aale. Nicht möglich, sie fest zu kriegen. Städtischer Ton, lieber Freund! Unser Stephanus, — nein, sieh' doch, wie der Mensch wieder ausschaut! Jetzt, so in voller Beleuchtung . . . Beim Castor! Geschniegelt und gemalt wie ein Dirnchen! . . . Ja, Stephanus ist auch so ein Meister im Wortemachen. Der verkauft Dir Kiesel für Edelsteine. Alles ist falsch an ihm, selbst die Haare. Nimm Dich in Acht! Er wird Dich zu ködern suchen.“

„Höre doch, Martialis,“ erklang jetzt eine blecherne Stimme, „wo sollen die Epigramme von heut' denn veröffentlicht werden?“

„Weiß noch nicht. Möglicherweise bei Tryphon.“

„Und wann, Verehrtester?“

„Nun, im Laufe des Monats.“

„So bald schon? Höre, wenn das Büchlein erschienen ist, darf ich dann zu Dir schicken, um mir's zu borgen?“

„Zu gütig, mein theurer Lupercus! Weshalb aber willst Du Dir und dem Sclaven die Mühe machen? Ich wohne gar weit auf der Höhe des Quirinalis. Was Du suchst, kannst Du näher haben. Dein Weg führt täglich am Argiletum vorbei. Dort ist ein höchst interessanter Laden,

gegenüber dem Cäsarforum. Der Sortimenter Atrectus wird sich's zur Ehre rechnen, Dir ein prächtiges Exemplar auszuhändigen. Halb geschenkt, sag' ich Dir, denn purpurgeschmückt und glattgebimset kostet's nur fünf, sechs Denare."

„Sechs Denare!" wiederholte Lupercus. „Das ist mir zu theuer. Man muß das Seine zu Rathe halten."

„So werd' ich denn meine Bücher zu Rathe halten."

„Gefälligkeit ist nicht Jedermanns Sache."

„Verlier' nur nicht alle Hoffnung!" höhnte der Epigrammatiker. „Laß es an den Straßenecken bekannt machen! Vielleicht borgt Dir's ein Erbsenverkäufer."

„Weßhalb ist Martialis so rücksichtslos?" fragte Aurelius den Prätorianer-Obersten. „Dieser Lupercus scheint doch in beschränkter Lage zu sein."

„Oho!" versetzte Norbanus. „Zweimalhunderttausend Sesterzen Einkünfte . . ."

„Unglaublich! Wie kann man so reich und gleichzeitig so bettelhaft sein?"

„In Rom, Aurelius! Vergiß nicht, wir sind in Rom! Hier berühren sich die Extreme. Hier ist Alles möglich, selbst das Unglaubliche."

Allgemach begann es zu dämmern. In kurzer Frist entzündeten sich hunderte von kostbaren Broncelampen, die theils in Candelabern von der Decke herabhingen, theils geschmackvoll gruppirt rings an den Pfeilern und Säulen angebracht waren. Das Mahl ward im Glanze dieser feenhaften Beleuchtung erst zu dem, was der kunstsinnigen und üppig-verschwenderischen Gastgeberin vorgeschwebt. Das getriebene Silber der colossalen Schüsseln blitzte magisch durch die Farbenfülle der Blumen und Blattkränze. Die Mischkrüge und die kostbaren Murrha-Gefäße, die frohen, immer höher aufglühenden Gesichter der Gäste, der Prunk der Gewänder, die Perlen und Edelgesteine, — Alles kam erst jetzt völlig zur Geltung. Ein kostbares Gericht jagte das andere. Die Erzeugnisse der entferntesten Länder und Meere gaben sich im Speisesaal der Lykoris ein Stelldichein. Barben aus dem Atlantischen Ocean, Muränen aus dem Lucriner-

see, Perlhühner aus Numidien, junge Böckchen aus der epirotischen Landschaft Thesprotis, Fasanen vom Kaspischen Meer, ägyptische Datteln, feines Gebäck aus Picenum, Feigen aus Chios, Pistazien aus Palästina, — dies Alles bot sich hier in auserlesenster Qualität und in köstlichster Zubereitung. Euphemus, der Tafelmeister des Kaisers, hätte nichts Besseres geleistet. Vollendet war auch die Grazie, mit welcher die reichgekleidete Schaar der Sclaven die einzelnen Bissen auf länglichen Brodschnitten darreichte. Nach jedem Gang trugen kleine geflügelte Knaben herrliche Onyxvasen mit duftigem Wasser herzu, damit die Gäste sich die Hände abspülten. Das lang herabwallende Haar einer schönen Sclavin diente alsdann zum Abtrocknen, — an Stelle des sonst wohl üblichen Leinwand- oder Asbestgewebes. Lykoris liebte auch in solchen Kleinigkeiten das Originelle.

Schon während des Speisens unterbrach ab und zu ein künstlerisches Intermezzo die geräuschvolle Conversation. Schwarzlockige Mädchen aus Gades und Hispalis tanzten zum Schall der Castagnetten und Cymbeln; Flötenspieler, Sänger und Declamatoren trugen beifallgekrönte Proben ihrer Talente vor. Da nun die eigentliche Mahlzeit beendet war und der Beginn der sogenannten Commissatio, des Zechgelages, durch das Herumreichen neuer Blumenkränze und Salben bezeichnet wurde, trat ein Spaßmacher auf, der alsbald ein homerisches Gelächter hervorrief. Die kleine, musculöse Gestalt war in bunte Fetzen gekleidet und über's Angesicht mit grellen Farben bemalt. In den Speisesaal hüpfend, schlug er mit großer Virtuosität einige Purzelbäume. Dann sprang er über die Gäste hinaus geraden Wegs auf die Tafel, stellte sich vor den Platz der Lykoris und rief mit krähender Stimme:

„Werthgeschätzte Freunde dieses hochansehnlichen Hauses! Nachdem Ihr Eure sündigen Bäuche sattsam gemästet habt, soll auch die Seele Euch gar lieblich gefüttert werden. Ich biete Euch die Speise der Selbsterkenntniß. Jeglichem unter Euch will ich kurz und deutlich die Wahrheit sagen. Sollte ich unverschämt werden, so haltet es meinem Amte zu gut:

denn die Frechheit ist mein Beruf, so gut wie der unseres allverehrten Martialis."

Stürmischer Beifall scholl durch den Speisesaal. Auch Martialis lachte aus vollem Halse.

„Ganz vortrefflich!" rief er dem Kleinen zu. „Der Anfang war vielversprechend."

Selbstgefällig strich er die ergrauenden Locken. Der Possenreißer aber verneigte sich und setzte seine privilegirten Unarten fort. Jedem der Gäste warf er eine epigrammatisch zugespitzte Injurie in's Antlitz, und immer lohnte ihn mehr oder minder lebhafter Beifall. Als er so in der Reihenfolge an den jungen Bataver kam, grinste er mit besonderer Impertinenz.

„O Du edle vestalische Jungfrau!" rief er, in affectirter Verschämtheit die Hand vor die Augen haltend, „was kostet in Trajectum der Centner Sittsamkeit?"

Alle übrigen Scherze waren flotter und pointirter gewesen; aber keiner hatte ähnlich gezündet. Die Gesellschaft lachte so unbändig, daß der Witzbold Mühe hatte, wieder zu Worte zu kommen. Aurelius, obgleich ihn der Bursche anwiderte, besaß doch so viel Klugheit und Tact, sich Nichts merken zu lassen. Er lachte und applaudirte mit, so gut's gehen wollte. Nicht so Herodianus, sein Freigelassener, der ganz am untern Ende der Tafel lag und in aller Stille dem Genusse des Cäcubers reichlich gefröhnt hatte.

„Oho, breitmäuliger Schuft!" rief er mit Donnerstimme. „Wessen erfrechst Du Dich? Mein theurer Aurelius ein Weibsbild? Geh' heim, laß Dir von Deiner Mutter die Nase putzen!"

Die Gesellschaft war so lustig gelaunt, daß sie sofort aus diesem Zwischenfall Capital schlug. Als der Bataver seinen Freigelassenen zurechtweisen wollte, wehrte man ihm; den entrüsteten Herodianus aber stachelte man durch halb ironische Zurufe noch mehr auf.

„Laß ihn doch!" meinte auch der Oberst der Prätorianer. „Er wird dem Possenreißer schon dienen."

„Zweifellos!" rief ein Anderer. „Seht nur, wie er die

Stirn runzelt. Gleicht er nicht dem Silen im Speisezimmer des Stephanus?"

„Seid so gut und fesselt jetzt Eure Zungen!" rief Quintus, den die Schlagfertigkeit des Herodianus höchlich ergötzt hatte. „Der Bursche dort auf der Tafel will antworten."

„Ruhe für den Spaßmacher!" klang es im Chore.

Der Possenreißer legte die Hand in Muschelform hinter das Ohr.

„Bellte dort nicht ein Mops?" rief er mit unnachahmlicher Komik. „Wahrhaftig da hockt er! Ein maltesischer Mops! Komm, Lailaps, komm! Hier gibt's lucanische Bratwürste!"

Wer das Antlitz des Freigelassenen unparteiisch betrachtete, mußte einräumen, daß der Vergleich seine Berechtigung hatte. Herodianus aber konnte und wollte sich dieser unparteiischen Auffassungsweise nicht anschließen. Alle Rücksicht auf seine Umgebung vergessend, sprang er vom Lager auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief, purpurglühend vor Zorn: „Komm heran, Du Windbeutel, wenn Du den Muth hast! Ich will Dir zeigen, daß ... daß ... Beim Herkules, wenn Du nicht augenblicklich herabsteigst, so bist Du die feigste, erbärmlichste Kröte unter der Sonne."

Der Kleine sprang sofort über den Kopf des Stephanus auf den Boden, streifte sich die Aermel seines bunten Hemdes zurück und rief spöttisch: „Komm, Lailaps, komm, Du sollst Schläge haben!"

Der Freigelassene schien einige Augenblicke zu zögern. Dann mit einem Mal stürzte er wie ein rechter Sturmwind — das besagt jener hellenische Hundename — auf den Spaßmacher los. Blitzgeschwind war der Kleine ihm ausgewichen. Herodianus, der ohnehin nicht fest auf den Füßen stand, klatschte, so lang er war, auf den Fußboden. Im nächsten Moment saß der Possenreißer ihm quer auf dem Rücken.

„Mops, Du bist hitzig," schrie er im Ton eines Triumphators. Und nun begann er mit kräftig geschwungener

Faust Alles, was er erreichen konnte, fürchterlich zu bearbeiten.

„Möpse müssen dressirt werden!“ rief er bei jedem Schlag. „Ruhig, Lailaps! Ruhig, mein prächtiger Köter!“

Herodianus, der sich überdies den Ellenbogen und die Kniescheibe verletzt hatte, brüllte wie ein Besessener. Vergeblich mühte er sich, seinen Peiniger abzuschütteln. Der Zwerg klammerte sich fest mit den Beinen an. Das Ganze war ein Anblick von mitleiderregender Komik, so recht geschaffen für die Stimmung einer blasirten, übermüthigen Zechgesellschaft.

Jetzt war der Bataver nicht länger zu halten. Mit scheinbarer Kaltblütigkeit schritt er auf die Streitenden zu.

„Das geht zu weit!“ rief er unwillig. „Hinweg, kleiner Witzbold!“

Als der Spaßmacher dieser Aufforderung keine Folge gab, sah er sich plötzlich am Gürtel gepackt und mit einem Ruck in die Höhe gehoben. Da half kein Sträuben und Zappeln. Aurelius trug ihn wie einen Federball nach dem Tisch und setzte ihn gleichmüthig zwischen die Becher und Mischkrüge.

Die Kraft und Schnelligkeit, mit der dies ausgeführt wurde, nahm der Sache jeden verdrießlichen Beigeschmack. Wie ein gelähmter Kranich stand der zahm gewordene Clown auf der Tafel, halb ängstlich, halb boshaft um sich blickend. Der Griff des jungen Nordländers hatte ihm schier den Athem benommen. Ein Wink der Lykoris, der ihm befahl, sich zurückzuziehen, war ihm augenscheinlich willkommen. Wie ein scheues Wild verschwand er im Gedränge der Sclaven.

Aurelius war unterdeß zu Herodianus geeilt, der, von einigen Dienern emporgerichtet, sich nur mit knapper Noth auf den Beinen hielt.

„Armer Bursche!“ sagte er theilnehmend. „Aber Du bist und bleibst unverbesserlich.“

„Ach, Herr!“ stöhnte der Freigelassene, „es war ja nur wegen der vestalischen Jungfrau! Den Mops hätt' ich noch auf mir sitzen lassen! O, ihr Götter, mein Knie!“

„Ich nehm' Dich in meine Sänfte. Ohnehin schwirrt mir der Kopf zum Zerspringen."

„Du willst fort?" fragte Quintus Claudius, herantretend. „So weißt Du nicht, daß Lykoris eine großartige Ueberraschung geplant hat?"

„Ich weiß es, aber ich leiste Verzicht. Diese Späße mißfallen mir. Leb' wohl und auf Wiedersehen!"

So sprechend, winkte er seinem Gothensclaven, der den hinkenden Heriodianus mit gewohnter Muskelkraft um die Hüften faßte. Das Paar schritt voran, Aurelius folgte. Da die Gesellschaft sich inzwischen erhoben hatte, blieb sein Verschwinden so ziemlich unbemerkt. Nur die schöne Gallierin ließ den Blick auf ihm haften, bis der undankbare Gast im Gewühl sich verloren hatte. Dann trat sie, verführerisch lächelnd, zu Quintus, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte schalkhaft:

„Was ist das für ein närrischer Philosoph, der sich hier zum Advocaten der Frauenwelt und zum Vertheidiger eines Freigelassenen aufwirft?"

„Dieser närrische Philosoph," sagte Quintus nachdrücklich, „ist einer der edelsten Menschen; und ganz ohne Zweifel der edelste, der die Schwelle Deines Hauses betreten!"

„Schau, schau," sagte Lykoris, etwas verlegen. „Nun, wir finden später noch Zeit, über diesen Ausbund von Merkwürdigkeit zu plaudern."

Mit einer koketten Beugung des Nackens wandte sie sich von Quintus hinweg und mischte sich rasch unter die Schaar ihrer Gäste, die jetzt erwartungsvoll nach dem festlich erleuchteten Park strömte.

Achtes Capitel.

Draußen unter den Wipfeln der Ulmen- und Ahornbäume, die sich in langen Alleen am viminalischen Hügel hinaufzogen und auf der Jenseite wieder hinabstiegen, war von dem kunstverständigen Gartenaufseher Etwas veranstaltet worden, was wir heutzutage eine italienische Nacht nennen würden. Tausende von buntfarbigen Lampen schwangen sich in mächtigen Guirlanden von Stamm zu Stamm. Das barock zugestutzte Lorbeer- und Taxusgesträuch zwischen den sechs gewaltigen Baumgängen war mit kleinen halb geöffneten Leuchtkugeln übersäet. Die Bronce- und Marmor-Statuen trugen Fackeln und Pechpfannen. Der freie Platz zwischen den Mittelalleen war durch einen riesigen Vorhang gesperrt. Von zwei hochaufragenden Mastbäumen festgehalten, schwankte das Purpurgewebe geheimnißvoll in der Nachtluft und warf seltsame Lichter. Auch rechts und links war der Raum durch teppichverhangene Bretterverschläge gegen die Zuschauer abgeschlossen.

„Das bedeutet etwas Pikantes," meinte der Adjutant Clodianus, jetzt zum ersten Male seit Beginn des Festes den Quintus anredend. „Ein Prachtgeschöpf, diese Lykoris! Immer bereit, für das Behagen ihrer Gäste Millionen zu opfern! Sahst Du je ein schöneres Gewebe? Das ungeheure Velarium des Nero war nicht kostbarer."

„Das Gold ist allmächtig," versetzte Quintus zerstreut. „Höre," fuhr er fort, den Adjutanten bei Seite nehmend, „ganz im Vertrauen . . . Ist es wahr, was ich heute in den Bädern des Titus gehört? Bist Du wirklich bei Domitia gewesen?"

„Du sagst es."

„Also doch!"

„Nun ja, weshalb nicht? Du weißt doch, was sich im Circus ereignete?"

„Gewiß; aber ich dachte . . ."

„Nein, diesmal war's nicht zu ändern. Ich hab' ihr

im Namen des Kaisers feierlich die Hand zur Versöhnung geboten."

„Nun, und Domitia?"

„Morgen will sie dem Kaiser auf seine Botschaft erwidern. Sie ist selbstverständlich bereit."

In diesem Augenblick näherte sich die schöne Massilierin. „Quintus, auf ein Wort!" bat sie mit liebenswürdigem Lächeln. „Du verzeihst, Clodianus!"

Der Kriegsmann verneigte sich.

„Höre!" sagte Lykoris, da sie mit Quintus abseits getreten, „Du mußt mir noch ein wenig von Deinem nordländischen Freunde erzählen. Der Mensch ist unausstehlich mit seiner Strenge und Nüchternheit; und doch, er hat Etwas, — wie soll ich nur sagen — was Euch Anderen ohne Ausnahme fehlt, ein inneres Gleichgewicht, eine Sicherheit ... Man möchte sich ducken, sobald er den Mund öffnet!"

Bei diesen Worten legte sie ihren Arm vertraulich in den des Jünglings.

„Allerdings," versetzte er frostig. „Aurelius ähnelt nur wenig den salbentriefenden Cavalieren, die sich glücklich schätzen, den Staub von Deiner Sandale zu küssen. Aber der Knabe da will Dir was mittheilen."

Lykoris wandte den Kopf. Ein jugendlicher Sclave, der ihr langsam gefolgt war, schaute sie bedeutungsvoll an.

„Herrin," sagte er, „Alles ist vorbereitet."

„Ah?" versetzte die Gallierin mit eigenthümlichem Nachdruck; „die Comödianten sind fertig? Wohl! So laß zunächst die Musik anheben."

Der Sclave neigte sich und verschwand. Lykoris drängte ihren Begleiter unmerklich nach einem der grünumwucherten Seitenwege.

„Wir haben Zeit mehr als genug," sagte sie, verführerisch zu ihm aufblickend. „Die Musik hört sich von hier weit angenehmer, als drüben von der Terrasse. Wovon sprachen wir doch ... Ja, von dem Bataver ... Warum hast Du mir diesen Sonderling nicht schon früher in's Haus gebracht?"

„Weil er erst seit Kurzem in Rom weilt.“

„In Rom ...“ versetzte Lykoris zerstreut. Ihr Blick spähte nach der Seite in's Dickicht. Dann, sich besinnend, sprach sie mit großer Lebhaftigkeit weiter.

Das Paar verlor sich so immer tiefer in die Labyrinthe des Gartens. Das Gespräch verstummte. Unwillkürlich lauschten sie den Klängen einer Dionysischen Hymne, die lieblich abgedämpft aus der Ferne herübertönte. Auch hier, im entlegenen Baumgang, war Alles festlich erleuchtet. Jedes Blatt, jeder Kiesel am Wege glänzte in buntfarbigem Schimmer. Und doch, wie einsam, wie öde, trotz der zahlreichen Lichter! Das schweigsame Flackern und Flimmern hatte etwas Geisterhaftes, Gespenstisches ...

Mit einem Male blieb die Gallierin stehen.

„Beim Styx!“ rief sie lebhaft, „ich habe den kostbarsten meiner Ringe verloren! Vor zwei Secunden sah ich ihn noch am Finger! Bleib', Du zertrittst ihn! Zwanzig Schritte von hier muß er am Boden liegen.“

Ehe Quintus noch recht begriff, war sie um die nahe Biegung verschwunden.

Der Jüngling wartete. „Lykoris!“ rief er nach einer Weile den Weg hinab.

Keine Antwort.

Er schritt bis an die Biegung zurück. Von Lykoris nirgends die leiseste Spur.

„Seltsam!“ dachte er. „Was bedeutet das?“

Plötzlich verharrte er regungslos. In der Mitte des Weges stand eine freundliche Mädchengestalt, klein, aber wohlgebaut und von äußerst graziöser Haltung. Geheimnißvoll preßte sie den Finger an das schwellende Mündchen. Dann gab sie dem Jüngling ein nicht mißzuverstehendes Zeichen, er möge ihr folgen.

„Was willst Du?“ fragte Quintus herantretend.

„Vor Allem Verschwiegenheit!“ gab die Kleine zur Antwort. „Meine Botschaft ist nur für Dich bestimmt.“

„So rede!“

„Nicht hier, edler Quintus! Bedenke doch, rechts und

links die undurchdringlichen Hecken! Käme Jemand, wir vermöchten nicht auszuweichen.

„Wer bist Du?" fragte Quintus mit eigenthümlichem Lächeln.

„Nur eine Sclavin, — Polycharma geheißen... Willst Du mitkommen?"

„Gut, Polycharma. Ich folge."

Ungefähr hundert Schritte weiter aufwärts öffnete sich zur Rechten ein kleiner Rundplatz. Der Eingang war durch goldfarbene Guirlanden bezeichnet. Unmittelbar vor dieser Stelle verengte sich der Pfad dergestalt, daß er für beleibte Personen kaum zu passiren war. Die Taxuswände zu beiden Seiten hatten hier mehr als zwei Drittel des ursprünglichen Wegs überwuchert. Polycharma zog die Falten ihres Gewandes dichter um ihre geschmeidigen Glieder, während der Jüngling rechts und links die Zweige zurückbog. Einmal noch sah er sich um, ob er etwa Lykoris gewahre; aber hinter ihm lag Alles öde und stumm. Selbst die Klänge der Musik drangen nur noch wie traumverloren in diese Einsamkeit.

Auf dem Rundplatze angelangt, zog die Sclavin einen Brief aus dem Busen.

„Herr," sprach sie, „ich heische einen unverbrüchlichen Schwur . . ."

„Worüber?"

„Daß Du den Inhalt meiner Botschaft ewig verschweigen und mir den Brief da zurückgeben wirst."

„Gut, ich schwöre beim Jupiter!"

Polycharma überreichte ihm nun das Billet, dessen Aeußeres ihm schon eine seltsame Ahnung einflößte. Hastig erbrach er Siegel und Schnur. Beim Schimmer der farbigen Windlichter, die den Rundplatz erhellten, las er wie folgt:

„Die nur zu befehlen gewohnt, krümmt sich im Staube: so furchtbar verwandelt uns die Allmacht der Leidenschaft. Der Grausame, der mich gehöhnt, — er ist gleichwohl der Gott meiner Sehnsucht! Hab' Erbarmen, o Quintus, mit der Elenden, die in zehrender Gluth schier vergeht! Mein

Gemahl, der Kaiser, beut mir die Hand zur Versöhnung. Es kostet mich nur ein Wort, und ich bin, was ich war: die Herrscherin Roms, die Fürstin des Weltreichs. Aber siehe, mein theurer Quintus, all diese Macht, all diese Herrlichkeit will ich von mir werfen; ich will thränenlos in die fernste Verbannung gehn, wenn Du mir nur secundenlang das Glück Deiner Liebe gönnst! An Deinem Herzen laß mich dahinschmelzen, wie Semele in den Armen des Götterkönigs . . .! Vernichte mich, tödte mich; aber eh' Du mich tödtest, sei mein! Quintus, ich erwarte mein Urtheil! Ein Wink von Dir, und ich stoße die Hand der Versöhnung zurück."

Der Jüngling war wie betäubt. Wortlos starrte er auf den Brief, der so zweifellos die Sprache einer verzehrenden Leidenschaft redete. Und doch, trotz jener sympathischen Regungen, die jede Liebesgluth, auch die verschmähte, vom Geliebten erzwingt — er vermochte das Grundgefühl, das ihm schon damals in Bajä ergriffen, nicht wieder abzuschütteln. Ein dumpfer, unbeschreiblicher Ekel behielt die Oberhand. Das geckenhafte Antlitz des Schauspielers Paris trat ihm klar vor die Seele. Hatte das Ohr dieses Sclaven nicht ganz dieselben Schmeichellaute getrunken, die jetzt ihn berauschen und kirren sollten? Ein elendes, ein verächtliches Weib! Wie anders, o wie anders schlug das stolze Herz seiner Cornelia . . .

Cornelia! Der Gedanke gab jetzt den Ausschlag, Quintus zog ein wachsüberkleidetes Täfelchen aus dem Busen und schrieb wie folgt:

„Ich fühle und erkenne die Größe des Opfers, das die Erlauchte mir anbietet: als guter Patriot aber stell' ich das Heil, das dem Staate aus der Wiederversöhnung seines Herrscherpaares erwachsen muß, höher als selbst die Pflichten der Dankbarkeit."

Er schlug das Täfelchen in den Brief ein, schlang die Schnur darum und übergab das Ganze der harrenden Polycharma, die sich eilig entfernte. Als ihre Schritte verhallt waren, preßte Quintus die Hand vor die Augen und

setzte sich nachdenklich auf eine der Marmorbänke. O diese schlaue, ränkevolle Lykoris! Sie stand also auch im Solde der Kaiserin, wie sie im Solde des Stephanus stand! Von Beiden ward sie bezahlt und Beide betrog sie! Denn so viel war zweifellos, daß Stephanus um diese nächtliche Begegnung nichts wußte. Er, der eigentliche Urheber jener Circus-Demonstration, konnte unmöglich die Hand zu einer Intrigue bieten, die seinen Bemühungen schnurstracks entgegenlief.

Dumpf in diese unerquickliche Betrachtung versunken, starrte Quintus zu Boden. Mit einem Male hörte er Schritte. Verworrenes Rufen klang aus der Tiefe. Dazwischen Geklirr wie von Schwertern und Rüstungen. Im nächsten Augenblick eilten vor dem Eingang des Rundplatzes zwei dunkle Gestalten vorüber, den engen Weg hinauf nach der Höhe des Hügels. Zwei andere folgten, nicht ganz so schnell wie die ersten.

„Laß mich, um Christi willen! Ich kann nicht mehr!" stöhnte eine klangvolle Stimme, die den Jüngling seltsam bewegte. Gleichzeitig fiel der Strahl der Windlichter auf ein bleiches, schmerzliches Antlitz. Quintus erkannte den Dulder, den er in Bajä am Marterholze erblickt hatte.

„Muth, Eurymachus!" raunte der Begleiter des Sclaven, eine stramme, untersetzte Gestalt, die ihn kräftig umklammert hielt. „Häng' Dich auf meine Schultern! Noch hundert Schritte, dann bist Du gerettet!"

Sie verschwanden im Dickicht.

Quintus war nicht wenig verblüfft. „Was geht hier vor?" sagte er zu sich selbst, indem er aufstand und vom Rundplatze auf den Weg trat. „Ist dieser Park von Dämonen bevölkert?"

Wieder Schritte und Stimmen, zahlreicher und stürmischer als zuvor. „Dort, ihr Leute!" — „Da den Weg zwischen den Hecken hinauf!" — „Laßt sie nicht entschlüpfen! Zehntausend Sesterzen dem, der die Schurken lebendig bringt!" So klang es wild durcheinander. Gleich darauf wurden Bewaffnete sichtbar. In keuchender Hast rannten sie die enge Gasse hinan. Jetzt stand der Erste vor Quintus.

„Gib Raum, Herr!“ bat er, vor Eifer glühend. „Wir suchen einen Verbrecher!“

Mit diesen Worten suchte er sich an Quintus vorbeizudrängen.

Wundersam! Quintus, der stolze, vornehme Quintus, fühlte plötzlich den unerklärlichen Drang, dem elenden, verachteten Sclaven, der da flüchtete, ein Schirm und eine Schutzwehr zu sein.

„Dreister Bube!“ rief er in gut erkünsteltem Zorn. „Berührst Du den Quintus Claudius?“

Hiermit packte er den Verblüfften am Handgelenk und schleuderte ihn wuchtig zurück. Der Sclave taumelte und stürzte langwegs zu Boden.

Unterdeß waren die Anderen herangekommen. Quintus sperrte auch jetzt noch mit seiner ganzen Breite den Weg. Verdutzt blickte die Schaar bald auf den vornehmen Jüngling, bald auf den Gefährten, der sich murrend vom Kies erhob. So verstrich eine kostbare Minute. Endlich hielt es Quintus für angemessen, die Situation zu begreifen . . .

„Dummköpfe!“ rief er lachend. „Hättet ihr gleich gesagt, was ihr wollt . . . Statt dessen raset und lärmt ihr wie wahnsinnig . . .“

Er trat auf die Seite. Athemlos stürmten die Verfolger an ihm vorrüber.

„Nur zu!“ dachte er, den Bewaffneten nachblickend. „Entweder bin ich ein schlechter Rechner, oder das Wild ist diesmal seinen Jägern entschlüpft.“

Quintus traf die Gesellschaft in größter Aufregung. Ueberall standen bewegte Gruppen, mit Leidenschaft debattirend; überall herrschte Ungewißheit, Angst und Bestürzung. Der Einzige, der völlig ruhig und gelassen erschien, war der hagere, diplomatisch verschlossene Stephanus. Er lehnte abseits, unweit der Stelle, wo der Baumgang, durch welchen Quintus zurückkehrte, auf die Terrasse ausmündete. Hier lag ein Mensch von athletischem Wuchse, aus zahlreichen Wunden blutend, am Boden. Mit der Rechten hielt er den Griff eines zersprungenen Schwertes umklammert. Die Linke preßte

er in stiller Qual auf die Brust, wo ein feindlicher Stahl ihn durchbohrt hatte. Fünf oder sechs Sclaven, die ihn hierher geschleppt, standen mit ausdruckslosen Gesichtern um ihn herum, während Stephanus den grausam-lächerlichen Versuch machte, mit dem Sterbenden ein Verhör anzustellen.

Dreißig Schritte von dieser Gruppe entfernt lagen vier Sclaven, furchtbar zugerichtet, in ihrem Blute. Dem einen war der Schädel bis auf den Rumpf gespalten. Die Leiber der übrigen klafften von entsetzlichen Hiebwunden. Alle vier waren todt.

Auch an der Stätte, wo sich noch vor Kurzem das golddurchwirkte Siparium in der Nachtluft gewiegt, herrschte jetzt die größte Verwirrung. Der Vorhang war in die Versenkung gerollt, die phantastischen Decorationen auf der einen Seite über den Haufen gestürzt und bis zur Hälfte verbrannt. Hämmer, Nägel, Stricke, Fetzen von Kleidern, Bruchstücke jeder Art bedeckten die Bühne. Inmitten dieser heillosen Unordnung ragte ein mächtiges Kreuz empor.

Es währte geraume Zeit, bis Quintus im Zusammenhange erfahren konnte, was sich ereignet hatte. Anfänglich lärmten immer zehn Stimmen zugleich. Lykoris schmollte und schmälte, daß ihr der beste Effect ihres Programmes zerstört worden sei. Ihre Freundin Leaina schwur ihm dagegen beim Herkules, er habe das Schönste versäumt. Der schlaue Clodianus, der jede Gelegenheit benützte, um sich den Anstrich offenherziger Derbheit zu geben, wetterte in dröhnendem Brusttone über die unverschämten Banditen. Die Anderen ergingen sich vielfach selber in Fragen, so daß Quintus zuletzt die Geduld verlor. Er schritt auf den Obersten der prätorianischen Leibwache zu, faßte ihn unter'm Arm und sagte fast ärgerlich:

„Norbanus, willst Du mir Rede stehen? Ich war fern in den Baumgängen und finde bei meiner Rückkehr ein Chaos. Bündig heraus: was bedeutet das?“

„Das bedeutet wiederum ein Zeichen der Zeit. Rom ist nachgerade ein Vesuvius geworden. Das rumort jetzt an allen Ecken und Enden. Was meinst Du wohl? Wir sitzen

hier ganz vergnügt auf den Gartensesseln und fröhnen dem Wohlgefühl des Verdauens. Nun, denk' ich so bei mir selbst, bin doch gespannt, was der massilische Goldfuchs wieder ausgeheckt hat. Gut also. Der Vorhang schiebt sich herunter. Großartiger Musikeffect. Ein scharlachroth gekleideter Kerl tritt vor die Rampe und vermeldet uns in schön gedrechselten Trimetern, man werde hier ein verwünscht kitzliches Stück geben, die kunstgemäße Hinrichtung eines ruchlosen Sclaven mit Namen Eurymachus ..."

„Was?" rief Quintus erschreckt.

„Wie ich Dir sage: die Hinrichtung des Sclaven Eurymachus, der gegen Stephanus, seinen erlauchten Gebieter, vielfältig gefrevelt und somit sein Leben verwirkt habe."

„Eine Hinrichtung als Garten-Comödie? — Das ist neu, beim Jupiter!"

„Allerdings, seit den Tagen des verewigten Nero kaum dagewesen."

„Nun, und weiter?"

„Der Kerl erzählt also, wie Lykoris vom Oberkämmerer Parthenius die Erlaubniß erwirkt habe, die Execution in Form einer Posse vor den Augen der verehrungswürdigen Gäste vollstrecken zu lassen; er bittet um Nachsicht mit den executirenden Künstlern — verbeugt sich, und die Comödie nimmt ihren Anfang. Na, wie Du mich kennst, Quintus, bin ich just kein Liebhaber von solchen Narrenspossen. Jahrelang hab' ich gegen die Dacier und Germanen gefochten. Die Götter wissen's, daß der Anblick des Todes mich kalt läßt. Nur das verwünschte Abmetzeln eines Wehrlosen — weißt Du, Quintus, das erinnert mich immer an's Schweineschlachten. Wenn ich so dasitze und behäbig mit zusehe, komm' ich mir stets wie ein rechter Lump vor — auch im Amphitheater. Mag colossal einfältig und gegen die Mode sein, aber ich kann mir nicht helfen!"

„Weiter! weiter!" sagte Quintus in wachsender Aufregung.

„Gut also. Die Comödie beginnt. Sie bringen den

Menschen herzugeschleppt, halb nackt, mit Rosen bekränzt. Sah mir just nicht darnach aus, als ob er gefährlich sei. Ganz im Gegentheil; selbst jetzt, da's ihm doch an den Kragen ging, hielt er sich ruhig. Nur seine Blässe verrieth, daß ihm die Sache nicht eben vergnüglich schien. Da führten sie nun allerlei Späße und Possen auf. Der Mensch bekam Peitschenhiebe und Fußtritte. Alles mit vollkommenster Grazie. Halbnackte Tänzerinnen hopsten wie verrückt um ihn her, zwickten und zerrten ihn, gaben ihm Ohrfeigen und was der Dummheiten mehr waren. Das währte so zehn Minuten. Dann stellten die Henkersknechte eine Leiter an's Kreuz, warfen dem Verurtheilten einen Strick über die Schultern, zogen ihn hoch . . . und — eben sollte ein wuchtiger Hammerschlag den ersten Nagel in's Fleisch treiben, als ein Theil der Coulissen mit lautem Gekrach über den Haufen stürzte. Vier Kerle mit rußgeschwärzten Gesichtern brachen wie ein Donnerwetter herein, packten den todesbleichen Eurymachus straff bei den Armen und waren fortgestürmt, eh' noch der Sclaventroß zur Besinnung kam. Die Zuschauer dachten erst, der Spaß gehöre zum Schaustück, bis die Rufe des Stephanus und der Lykoris sie aufklärten. Da fiel's denn auch der verblüfften Henkerschaar bei, den Fliehenden nachzusetzen. Aber siehe da: in der Lücke, durch die der Einbruch erfolgt war, stand ein baumlanger Kerl. Der empfing die Nachstürmenden mit einem wahren Hagel von Schwerthieben. Rhodius, der Sohn des Obergärtners, brach lautlos zusammen. Dem Zweiten erging's nicht besser. Allgemeine Bestürzung. Jetzt beginnen die Coulissen zu brennen. Die ganze Bande weicht vor dem Einen heulend zurück, wie die Hunde, wenn der Leu sich zur Wehre setzt. Der baumlange Kerl aber drängt nach, durch Feuer und Rauch, bis er das Freie gewinnt. Drüben vor der Ulmenallee pflanzt er sich auf, das Schwert in der Rechten. Acht Mann auf einmal stürzen jetzt auf ihn los; aber fünf Minuten lang kommt auch nicht Einer an ihm vorbei. Drei der Angreifer müssen in's Gras beißen, eh' ein geschickter Stoß dem Herkules in die Brust fährt. Er zuckt zusammen . . . Ein letztes=

mal holt er aus, und mit gespaltenem Kopfe sinkt auch der Vierte zu Boden. Dann war's zu Ende."

„Ein edler Schluß für ein Freudenmahl!" versetzte Quintus, nach der aufgeregten Lykoris hinüberblickend. „Und der tollkühne Fechter ist todt?"

„Noch nicht," sagte Clodianus, zu den Beiden herantretend. „Stephanus inquirirt ihn. Da der Kerl jede Auskunft verweigert, so holt man jetzt kochendes Wasser, um ihn zum Reden zu bringen."

„Unmöglich!" rief Quintus empört. „Seine Wunde ist tödtlich! Er hat gekämpft wie ein Held! So laßt ihn wenigstens ungequält sterben!"

Clodianus zuckte die Achseln.

„Mach' das mit Stephanus aus! Wenn der Bursche nicht beichten will, so ist's wohl erlaubt, seiner Beredtsamkeit nachzuhelfen."

Quintus schürzte die Brauen. Nach kurzem Besinnen schritt er auf Stephanus zu — just in dem Augenblicke, da zwei Sclaven mit einem rauchenden Kessel auf die Terrasse traten.

„Ein höchst peinlicher Zwischenfall," sagte Quintus gelassen.

„Höchst peinlich!" versetzte Stephanus ebenso. „Ich will sehen, ob sich die Scharte nicht auswetzen läßt."

Bei diesen Worten ertheilte er den Sclaven, die den Kessel neben ihn auf den Boden gesetzt hatten, einen sehr verständlichen Wink.

Quintus machte unwillkürlich einen Schritt vorwärts und streckte wie zur Abwehr die Hand aus.

„Ich hoffe, mein werther Freund," sagte er, immer noch gleichmüthig, „Du hast den Frevler da nur einschüchtern wollen . . . Schon der gute Geschmack verbietet ja . . ."

Stephanus erbleichte ein wenig. Die Sclaven blickten ihm ängstlich in's Gesicht. Da ward die Gespanntheit der Situation durch die Rückkunft der Bewaffneten unterbrochen, die den Flüchtlingen nachgesetzt waren und jetzt athemlos und mit Schweiß bedeckt auf den Verwalter herankamen.

„Herr," keuchte der Vorderste, „wir kommen abgehetzt, wie die Meute des Jägers, — aber mit leeren Händen!"

„Das seh' ich," erwiderte Stephanus kalt. „Welche Schänke habt Ihr besucht? Welche Dirnen geküßt?"

„Vergib, o Herr," stöhnte der Zweite, halb aus Ermüdung, halb aus Angst in die Kniee sinkend. „Wir sind den Hügel hinangestürmt wie Molosserhunde, aber der Vorsprung war zu gewaltig."

Stephanus blickte zu Boden.

„War das Thor nach der patricischen Gasse verschlossen?" fragte er stirnrunzelnd.

„Fest verschlossen."

„Es ist gut! Ich rede mit Eurer Gebieterin. Wehe Euch, wenn Ihr schuldig seid!"

„Herr," begann jetzt wieder der Erste, „vergönne mir nur ein Wort der Erklärung. Trotz des Vorsprunges würden wir die Entflohenen erreicht haben, wenn nicht ein Zufall . . ."

Er unterbrach sich und warf einen Blick auf Quintus. Der aber lächelte und hieß ihn vollenden. „Sprich ohne Furcht," sagte er mitleidig. „Klage mich an, wenn Dir's gut erscheint. Im Ernste, Du hast ein Recht dazu."

Der Sclave erzählte nun, wie Quintus ihn und die Uebrigen in dem heckenumwucherten Engpasse aufgehalten. Bei jeder Silbe ward Stephanus bleicher und Quintus in Geberde und Haltung geringschätziger.

„Sind die Behauptungen dieses Menschen begründet?" fragte Stephanus, als der Sclave geendet hatte.

„Wie hab' ich diese Frage zu deuten?"

„Ganz wie sie gestellt ist. Es interessirt mich, ob ein Jüngling aus dem edlen Geschlecht der Claudier so . . herablassend ist, die Flucht eines Verbrechers zu fördern."

„Das hab' ich niemals gesagt!" rief der Sclave erschreckt.

„Laß nur!" beschwichtigte Quintus den Aufgeregten. „Du hast die Wahrheit gesprochen, und ich will diese Wahrheit zu jeder Stunde vertreten. Wenn ich im Garten unserer Lykoris lustwandle, wie kann ich vermuthen, daß

Leute, die mir plötzlich entgegenkommen, eine Sclavenhetze veranstalten? Und wenn ich's vermuthet hätte, was verpflichtet mich, in's Gestrüpp zu treten, um Euren Häschern die Bahn frei zu lassen?"

„Die Höflichkeit und die Rücksicht auf das gemeine Wohl," versetzte Stephanus herb. „Nun, gescheh'ne Dinge sind nicht zu ändern. Um so dringlicher gilt es die Ausnutzung dessen, was wir in Händen haben."

So sprechend trat er dicht vor die blutbeträufte Hünengestalt, die sich jetzt wie mit letzter Kraft emporrichtete und wild um sich her blickte.

„Verstockter Hund!" sprach er mit geiserer Stimme, „ich will Dich mürbe machen! Sieh' dort den Kessel! Noch einmal frag' ich: Wer bist Du? Wer sind Deine Mitverschworenen?"

Die röchelnde Brust hob und senkte sich heftiger.

„Willst Du reden?" wiederholte Stephanus grimmig.

Jetzt zum erstenmale gab der Verwundete einen Laut von sich.

„Nein!" rief er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte. Dann sank er stöhnend zurück.

„Wohlan! So erfülle sich Dein Geschick!"

In diesem Augenblicke schritt Quintus Claudius, die Arme verschränkt, auf die Sclaven zu, die den Kessel hielten.

„Genug des Possenspiels!" sagte er kurz und heftig. „Packt Euch in's Haus, Ihr Dummköpfe! Ich, Quintus Claudius, befehl' es Euch."

„Und ich, Stephanus, befehl' Euch im Namen Euerer Gebieterin: bleibt und gehorcht! Rufus, Dädalus, angefaßt!"

„Lösen wir dies Dilemma, wie Alexander in Gordium!" rief Quintus höhnisch. Mit diesen Worten schob er die Sclaven bei Seite und gab dem Kessel einen kräftigen Fußtritt, daß sein Inhalt weit qualmend über die Terrasse dahin strömte.

„Das ist Gewalt!" rief Stephanus, unwillkürlich die Hand erhebend.

„Die Gewalt der Vernunft gegen die Abgeschmacktheit

und Rohheit!“ sprach Quintus augenrollend. „Ich rathe Dir, Freigelassener, birg' Deine Hand lieber im Bausch Deines Kleides oder im Abgrunde Deiner Truhen und Geldschränke! Quintus Claudius könnte sonst in die Lage kommen, diese Hand stärker zu drücken, als Dir erwünscht wäre!“

Bei dem Wort „Freigelassener“ war Stephanus fahl geworden wie eine Leiche. Er schloß die Augen; er wankte. Seine hageren Finger zuckten und zitterten, als ob sie nach einem Dolche haschten. Dann, mit fast übermenschlicher Anstrengung seine Erregung bemeisternd, sagte er tonlos:

„Ich verstehe nicht ganz, was Du sagen willst; daher unterlass' ich es, Dir zu antworten. Inzwischen hast Du den Sclaven da nur zwecklose Arbeit gemacht. An's Werk, Leute! Füllt mir den Kessel auf's Neue!“

„Zu spät!“ sagte Quintus. „Dein Opfer ist Dir entschlüpft.“

„Er ist todt!“ riefen die Sclaven.

Stephanus murmelte etwas Unverständliches durch die Zähne. Dann befahl er, den Leichnam hinwegzuschaffen.

„Antinous,“ sagte er zu einem der Sclaven, einem jungen, bildschönen Menschen, „Du stehst mir dafür, daß die Behörden von Allem, was hier vorgefallen, genaueste Kenntniß erhalten. Wird Eurymachus lebend in meine Hände geliefert, so versprech' ich Dir hunderttausend Sesterzen. Dort kommt Lykoris mit den Soldaten der Stadtwache. Sprich mit ihnen; sag', was Du weißt, und biet' ihnen Gold: das wird die Säumigen anfeuern.“

„Wie du befiehlst, Herr.“

„Ich bin abgespannt und zieh' mich zurück. In zehn Minuten erwart' ich Dich . . .“

„In fünfen bin ich zur Stelle.“

Die kleine Colonne Bewaffneter — eine Abtheilung jener militärisch organisirten Körperschaft, die mit den Obliegenheiten einer modernen Feuerwehr die der Sicherheitspolizei vereinigte — kam gerade nur rechtzeitig, um den Tod des Unbekannten zu constatiren, die Berichte der Betheiligten anzuhören und sich eine Stunde lang im Atrium

bewirthen zu lassen. Die Gäste der schönen Lykoris aber hatten sich rasch vom Eindrucke dieser unangenehmen Auftritte wieder erholt. Reizvolle Spiele jeglicher Art tilgten die letzte Erinnerung, und noch lange tönten die Weisen einer üppigrauschenden Musik durch die sternhelle Nacht hin.

Neuntes Capitel.

Fern über den Sabinerbergen graute bereits der Tag, als Quintus, von seinen Clienten und Sclaven begleitet, in's Freie trat. Ihm zur Seite schritten Clodianus und der Dichter Martialis, Ersterer gleichfalls von zahlreichen Anhängern und Trabanten, Letzterer nur von einem einzigen Sclaven gefolgt, dessen qualmendes Lämplein gegen die prunkvollen Laternen und Fackeln der übrigen Dienerschaft lächerlich abstach.

„Eine tolle Nacht!" seufzte Martialis, nach oben blickend. „Die Sterne flimmern bereits wie trübe Augen beim Abschiednehmen. Erhabener Clodianus, Du wirst mich heute bei meinem Gönner, dem Oberkämmerer Parthenius, entschuldigen, wenn ich die Morgenbegrüßung verabsäume. Das frühe Aufstehen ist meine Qual, selbst wenn ich bei Zeit in die Decken krieche; jetzt aber, nach dieser unverzeihlichen Ausschweifung . . ."

Clodianus lachte.

„Will's ihm vermelden!" brüllte er in die frische Morgenluft. „Uebrigens — vor Mittag bekomm' ich ihn schwerlich zu sehen. Bin selbst müde, als hätt' ich die ganze Nacht Marmor gesägt."

„Ach ja, die entsetzliche Müdigkeit! Zehn Jahre meines Lebens wollt' ich drum geben, wenn ich tagtäglich ausschlafen könnte! Da heißt's aber, eh' noch der Hahn gekräht, vom

Lager empor, die Toga über die Schultern gehängt und die hohen Herren begrüßt! Beim Castor, wär' ich kein Esel, ich hätte mich längst in die Stille meiner Geburtsstadt geflüchtet!"

„Nun, so schlaf' heute bis Sonnenuntergang! Gerade jetzt wird Parthenius Dich am ehesten entschuldigen. Er hat den Kopf so voll, und der Kaiser nimmt ihn so hundertfältig in Anspruch, daß er froh ist, wenn die guten Freunde ihm Ruhe lassen."

„Das Gleiche hört' ich von meinem Vater," versetzte Quintus. „Irgend eine große Action scheint im Werke zu sein. Erfährt man nichts Näheres?"

„Pah! Man erzählt's auf den Gassen! Staatsgefährliche Umtriebe! Attentate auf die Religion und Gesellschaft, Verschwörungen wider den Kaiser . . ."

„Aber das Nähere . . .?"

„Du weißt, Quintus," lachte der Adjutant, „in Staatsangelegenheiten ist Schweigen dasselbe, was der Muth auf dem Schlachtfelde!"

„Famos!" rief der Poet. „Gehörig zugestutzt, kann das ein blendendes Epigramm werden. Jetzt aber, vieledle Herren, gehabt Euch wohl. Unsere Wege sind nicht die gleichen. Ich klimme hier empor zum Quirinustempel; Ihr schreitet zu Thal. Im Leben ist's umgekehrt. Apollo beschirme Euch!"

Er bog eilig vom Wege. Clodianus und Quintus schritten die „Lange Gasse" hinab.

„Ja!" rief der heuchlerische Clodianus, das Gespräch wieder aufnehmend, „die Pflicht des Schweigens muß ich mir ab und zu in's Gedächtniß rufen! Mehr als einmal ist die vergnügte Zunge mir durchgegangen. Bin halt von Natur ein urgemüthliches Haus, das da schwatzt, ohne lang zu bedenken. Ist sündhaft, beim Herkules!"

Jetzt erreichten sie die Subura. Die Höhe der fünf-, sechs- und mehrstöckigen Häuser und die Enge der Gassen ließ hier das Tageslicht nur sehr langsam hereindämmern. Rings in den zahlreichen Tabernen und Vorhallen herrschte

noch tiefes Dunkel. Gleichwohl spürte man schon allenthalben ein geräuschvolles Leben. Laut schreiend zogen die Bäcker mit ihrer frischen Waare von Thür zur Thür. Pädagogen, das Schreibzeug und die thönerne Lampe in der Hand, brachten ihre Schützlinge nach der Schule. Hier und dort ertönte aus einer Seitengasse die krächzende Stimme eines Ludimagisters und das Geplärre buchstabirender Kinder. Andächtige, die zum nächstgelegenen Tempel der Isis wallfahrteten, um dort ihr Frühgebet zu verrichten, eilten schaarenweise über das lauthallende Pflaster.

„Der Tag kommt mit Riesenschritten," sagte Quintus, da er jetzt vor dem Eingange der Cyprischen Gasse Halt machte und dem Adjutanten die Hand reichte. „Hier trennen sich unsere Wege. Eilen wir, daß wir noch vor Sonnenaufgang nach Hause kommen!"

„Trifft man Dich heute Nachmittag in den Bädern?"

„Kann sein. Wenn ich rechtzeitig aufstehe."

„Nun denn — möchten Dir die Mischkrüge der Lykoris keine Kopfschmerzen hinterlassen!"

„Dir wünsch' ich das Gleiche. Gehab Dich wohl!"

Mit diesen Worten schritt er geradeaus weiter, während Clodianus nach rechts abbog.

Die Cyprische Gasse ward jetzt mit jedem Schritt vornehmer und demgemäß einsamer. In scharfen Umrissen hoben sich links die Thermen des Titus gegen den sanftgerötheten Himmel ab. So oft auch Quintus Claudius die Straße daher kam, immer schien dies Bauwerk ihn von Neuem zu fesseln. Der Contrast zwischen den wuchtigen Massen und dem rosigen, herbstklaren Hintergrund erfüllte ihn mit heiterem Behagen. Sein Blick folgte einer Schaar flatternder Tauben, die eine zeitlang hoch im Azur über dem Riesenbau hin- und herschwebten und dann mit großer Schnelligkeit quer über den Weg flogen.

„Sie kommen von links," sagte er zu einem seiner Begleiter. „Glaubte ich jetzt an die Lehren der Vogelschau, so müßt' ich denken, es stehe mir ein Unfall bevor."

Fast sprach er noch, als von der Seite her, wo ein

schmaler Steig nach den Thermen abbog, ein Vermummter blitzschnell auf ihn heranstürzte und mit blankem Stilet einen Stoß nach ihm führte. Zum Glück war der Bandit auf dem abschüssigen Pflaster, das durch den Frühthau noch schlüpfriger gemacht wurde, gerade im letzten Moment ausgeglitten. Der Dolch verfehlte daher sein Ziel und drang, statt den Jüngling im Nacken zu treffen, an der linken Schulter vorbei in die Falten der Toga, die er mit der Schärfe eines Rassirmessers glattweg zerschnitt. Ehe noch Quintus begriff, was vorgefallen, war der Verbrecher mit pantherähnlicher Geschmeidigkeit zwischen den Sclaven hindurchgeschlüpft und in der Richtung der Subura verschwunden.

Der Jüngling betrachtete seinen Arm, an dem die Toga mitsammt den Untergewändern in breiten Fetzen herabhing. Das Fleisch war ganz oberflächlich gestreift; hie und da quoll ein Tropfen Blutes hervor.

„Laßt nur!“ rief Quintus den Sclaven zu, die nach Verwindung des ersten Staunens dem Banditen nachgesetzt waren. „Ich kenne den Platz, wo diese Klinge geschliffen wurde. Künftig will ich auf meiner Hut sein. Noch Eins, Leute! Ihr werdet über diesen Vorfall das strengste Schweigen bewahren! Auch Ihr, liebe Clienten! Ihr wißt, wie leicht mein erhabener Vater sich aufregt. Wenn er wüßte, daß es in Rom einen Schurken gibt, der mein Leben bedroht, er hätte keine ruhige Minute mehr.“

„Herr; Du kennst uns!“ riefen die Sclaven und Freigelassenen. Auch die Clienten betheuerten ihre Ergebenheit.

„Seine Rache ist pünktlich,“ dachte Quintus, als er jetzt weiter schritt. „Für einen Ausbund von Frechheit und Ruchlosigkeit hab' ich ihn von jeher gehalten; aber diese Ungeduld kommt mir doch überraschend.“

Plötzlich blieb er stehen, als ob ein neuer, unerhörter Gedanke sein Wesen gefangen nähme. „Wie? Sollte gar sie . . .? Sollte Domitia . . .?“

Er preßte die Hand vor die Augen. Was ihm erst so klar, so verständlich schien, das zerfloß wieder im Nebel des Zweifels und der Vermuthungen.

Die Sclaven hatten jetzt ihre Fackeln und Laternen gelöscht. Heller Tag leuchtete in wolkenloser Schönheit über der unermeßlichen Siebenhügelstadt. Der große Isistempel war wie mit Gold überfluthet. Eine Procession von Priestern, das Bild der Göttin tragend, kam die Straße daher.

„Vorwärts!“ rief Quintus. „Ich bin müde zum Umfallen. Es war eine Thorheit, Blepyrus, daß ich auf die Sänfte verzichtet.“

„Klugheit, o Herr,“ sagte der Sclave. „Besitz' ich noch Dein Vertrauen, so wiederhol' ich Dir . . .“

„Ja doch!“ unterbrach ihn Quintus. „Du magst schon Recht haben. Ihr Aerzte habt immer Recht. Ob Du freilich große Erfolge erzielst? Wenn's die Bewegung allein thäte, so wär' ich der flotteste Mensch in Europa. Nein, guter Blepyrus, diese Verstimmung, dieses unverwindliche Mißbehagen liegt tiefer . . .“

Nach drei Minuten erreichten sie die Wohnung. Der Ostiarius stand vor der Thür, als ob er den Herrn des Hauses ungeduldig erwarte. Quintus wollte eben über die Schwelle schreiten, als eine Stimme laut seinen Namen rief. Er wandte den Kopf.

„Was seh' ich? Euterpe! Sei mir gegrüßt! So früh schon in Rom?“

„Ja, Herr, seit gestern,“ versetzte die Flötenspielerin hastig, „und seit gestern bin ich unablässig bemüht, Dich zu finden. Gedenkst Du noch“ — fügte sie leise hinzu — „was Du mir in Bajä versprochen?“

„Freilich, Schätzchen! Quintus Claudius steht zu Deiner Verfügung . . . Uebrigens . . . wer ist der Graukopf, den Du da bei Dir hast? Dein Eheherr — oder Dein Vater?“

„Mein Gatte ist jünger und mein Vater ist todt. Dieser Mann hier ist Thrax Barbatus, der Vater der Glauke.“

„Und wer ist Glauke?“

„Ei — hab' ich Dir nicht von Glauke erzählt — damals auf der Höhe von Bajä . . .? So vergaß ich's im Uebermaße des Schmerzes. Glauke ist die Braut unseres Eurymachus . . .“

„Ah — des muthigen Dulders, den Stephanus peitschen ließ?“

„Desselben, Herr! Du versprachst mir, sein gedenken zu wollen . . .“

„Gut, gut! Besuch' mich im Laufe des Nachmittags ...“

„Ach, Herr, das wäre zu spät. Eurymachus schwebt in Todesgefahr . . .“

„Noch immer?“

„Sei uns gnädig, erlauchter Quintus! Schenk' uns nur fünf Minuten Gehör! Du allein kannst ihn retten.“

„So kommt!“

Sie schritten durch's Atrium in das Studiergemach.

„Herr,“ hub die Flötenspielerin an, „ich werde mich kurz fassen. Eurymachus hat sich gegen den Verwalter der Kaiserin aufgelehnt. Der wollte ihm allerlei Schändlichkeit zumuthen. Stephanus hat ihn ausgepeitscht und dann die Erlaubniß erwirkt, ihn bei der nächsten Festlichkeit an das Kreuz zu nageln. Ich erfuhr dies durch einen der Pförtner. Für gestern war nun *keine* Festlichkeit anberaumt. Noch also ist Hoffnung vorhanden, und so flehen wir . . .“

„Beruhige Dich; bis auf Weiteres ist Dein Schützling in Sicherheit.“

„Unmöglich! Er liegt in Ketten . . .“

„Er *lag* in Ketten. Seine Hinrichtung war schon auf gestern beraumt. Im letzten Augenblick ist er gewaltsam befreit worden.“

„Wie?“ rief Thrax Barbatus, jetzt zum ersten Male den Mund öffnend. „Hab' ich recht gehört? Gewaltsam befreit? So hätte Glauke nun doch ausgeführt, was sie neulich gelobte?“

„Befreit?“ wiederholte auch Euterpe, fast verstört zu Quintus emporblickend.

„Wie ich Euch sage . . .“

„O, nun durchschaue ich Alles!“ rief Thrax Barbatus. „Diese angebliche Reise nach Ostia . . . Was soll Dein Gatte in Ostia? . . . Und Philippus, mein Sohn, der kaum seit

einer Woche in Rom weilt! Wie kam er dazu, Deinen Diphilus zu begleiten . . .?"

Dann, von Angst überwältigt, stürzte er vor Quintus zu Boden und umklammerte seine Kniee.

„Herr, Du wirst die Unbesonnenheit eines gramgepeinigten Vaters nicht gegen ihn selbst kehren!" stöhnte er leidenschaftlich. „Du wirst nicht verrathen, was mir im Drange des erregten Herzens über die Zunge kam."

„Sei ruhig, Alter!" versetzte Quintus wohlwollend. „Ich gehöre nicht zu den Schergen der Stadtwache. Euer Freund ist ein Held, und der Muth hat stets meine Sympathie."

„Dank, Dank!" schluchzte der Alte, die Hände des Jünglings mit Küssen bedeckend. „Aber erzähle doch, wie das Alles gekommen ist; wie es möglich war, aus der Mitte einer so zahlreichen Dienerschaft . . ."

„Dem Kühnen ist Alles möglich. Was ich gehört habe — nur ein Zufall hinderte mich, Augenzeuge zu sein — das erweckt mir gleiches Staunen, wie Euch. Alles ringsumher stand wie gelähmt. So raubt der Adler im hyrkanischen Hochgebirge das Lamm aus der Heerde. Einer zumal, ein riesiger, breitschulteriger Geselle, leistete Wunder an Tapferkeit . . ."

Thrax Barbatus schnellte auf mit der Elasticität eines Jünglings. Freudiger Stolz flammte unter den Brauen hervor; auf dem knorrigen, tiefgefurchten Antlitz lag es wie ein Abglanz heiligster Liebe.

„Das war Philippus, mein Sohn!" rief er mit bebender Stimme. „O, er hat nicht umsonst jahrelang gegen die Dacier gefochten, nicht umsonst Hitze und Frost ertragen! Keiner in der Legion des Norbanus that's ihm zuvor an Gewandtheit und Stärke; keiner übertraf ihn beim Wettlauf oder im Speerwerfen. Aber so rede doch, Herr! Du schaust so ernst, so bedächtig aus. Wie wird mir? Um Gottes und Christi willen! Mein Sohn, mein Philippus! Nein es ist ja unmöglich! . . . Er nahm's mit Zwanzigen auf . . . Sprich, Herr, oder Du tödtest mich!"

„Armer Greis,“ sagte Quintus gerührt, „was frommt es, Dich hinzuhalten? Dein Sohn ist todt. Der Flucht vergessend, bot er den Gegnern allzu lange die trotzige Brust dar. Er fiel wie ein Held.“

Thrax Barbatus stieß einen Mark und Bein erschütternden Schrei aus und stürzte rücklings zu Boden. Euterpe warf sich laut weinend über ihn her und umschlang sein Haupt.

„Thrax, theurer Freund!“ rief sie schluchzend, „fasse, o fasse Dich! Sei stark in diesem furchtbaren Jammer! Siehe, Du hast ja noch Glauke, und Eurymachus, der Dich liebt, wie ein Sohn!“

Der Greis richtete sich langsam empor. Mit heftiger Geberde wies er Euterpe zurück. Dann sank er auf seine Kniee und hob, von heißer Inbrunst verzehrt, beide Hände gen Himmel. Seine Lippen regten sich im Gebete, aber kein Laut war vernehmlich. Voll scheuen Staunens lehnte Quintus am Pfeiler, während Euterpe, das Antlitz wider den Arm gepreßt, still vor sich hinweinte. In der Seele des alten Mannes schien ein unendlicher Sturm zu toben. Wie ein brandendes Meer hob und senkte sich die gewaltige Brust; in den Augen glomm ein versengendes Feuer. Allgemach ward er ruhiger. Seine Züge nahmen den Ausdruck schmerzvoll stummer Ergebung an. Es war, als ob ein mildversöhnendes Licht immer klarer auf ihn herabströme.

Nach einer Weile erhob er sich.

„Verzeih' mir, o Herr,“ sprach er langsam, „daß ich der Allgewalt meines Schmerzes erlegen bin. Jetzt vermag ich Alles zu hören. Er fiel wie ein Held, sagtest Du? Und Eurymachus ist gerettet?“

„Entkommen,“ versetzte Quintus. „Das ist leider nicht gleichbedeutend. Man wird Alles aufbieten, des Flüchtlings habhaft zu werden. Nun, wir müssen sehn, was sich thun läßt. Der Zufall hat mich auf Eure Seite gestellt: ich will die Rolle denn durchführen. Laßt mich allein! Ich bin erschöpft, und ein Müder ist untauglich zum Berathen. Heute zur Nachtzeit, um die zweite Vigilie, will ich unbemerkt Deine Wohnung aufsuchen.“

„Vater im Himmel, ich danke Dir!" rief Thrax Barbatus voll Leidenschaft. „Segen, o Segen über das Haupt dieses edlen, großherzigen Jünglings! Leb' wohl, Herr! Nie, niemals werd' ich vergessen, wie huldvoll Du uns Armen entgegenkamst!"

Mit diesen Worten schritt er der Thüre zu. Die Flötenspielerin folgte ihm. Quintus aber eilte in sein teppichverhangenes Cubiculum, entkleidete sich mit Hilfe seines getreuen Blepyrus und entschlief.

Zehntes Capitel.

„Nein, Baucis, bist Du heut' wieder ungeschickt!" rief Lucilia halb verdrießlich, halb übermüthig. „Willst Du mir denn das schöne, üppige Haar, das den größten Dichter begeistern könnte, geradezu mit den Wurzeln ausreißen? Hundertmal hab' ich Dir doch gezeigt, wie der Pfeil da zu stecken ist, und immer wieder zerrst Du mich, wie der alte Orbilius die Schulknaben."

„Undank ist der Welt Lohn!" murrte die alte Sclavin mit einem letzten Blick auf die wohlgelungene Frisur. „Möchtest mir wohl gar die Nadel in's Fleisch bohren? Wahrlich, das junge Volk von heut' gleicht den Zuckerpuppen! Nicht wahr, wenn die Goldnadel rutscht und das Geflechte nicht hält, dann heißt's, die Alte ist schuld, und die Noth hat kein Ende! Ei, ei, schlimme Lucilia, wie soll Dir's noch ergehen, wenn Du erst heiratest! Die liebe Ungeduld! Wie oft wird sie seufzen, wenn der Mann seine Launen hat! Wie oft wird sie denken: Hätt' ich doch früher mich im Ertragen geübt!"

„Du bist sehr im Irrthum," sagte Lucilia im Ton eines Declamators. „Die Zeiten, da nur der Mann Herr im Hause war, sind lange vorüber. Welche Frau läßt sich

heutzutag' eine Hochzeit mit Getreide-Opfern gefallen? Wir sind klug geworden; wir haben erkonnt, was diese Opfer besagen wollten. Das letzte Körnchen Freiheit sollten wir hingeben! Wohl bekomm's! Wenn ich einmal heirathe . . . Aber, was machst Du denn? Wirst Du nun endlich mit dieser abscheulichen Halskette fertig werden? Sieh nur her, Claudia, wie sie mich peinigt!"

Claudia saß, festlich geschmückt, vor einem kostbaren Citrustisch und hielt die elfenbeinerne Rolle eines schön geglätteten Buchs in den Händen. Bei der Anrede Lucilia's hob sie etwas zerstreut das sanfte, rehbraune Auge, legte die Rolle weg und stand auf.

„Du siehst aus wie Melpomene!" rief Lucilia begeistert, während Baucis ihr die Stola drapirte. „Wenn ich Aurelius wäre, ich würde ganz närrisch bei Deinem Anblick. Welch ein Faltenwurf! Und wie wundervoll der Besatz auf dem Boden schleift! Ach, und Dein Haar! Weißt Du, ich bin ganz verliebt in Dein Haar! Es paßt so recht zu dem wonnigen Braun Deiner Augen! Dieses dunkle Blond, so träumerisch weich, es ist himmlisch! Ich mit meinem dummen, gewöhnlichen Braun seh' daneben aus wie der Kohlkopf neben der Centifolie. Natürlich gibt sich auch Baucis noch dreimal so viel Mühe bei Dir. Sag' mal selbst, der Pfeil hier sitzt wieder schief!"

So redend hatte sie einen blankpolirten Metallspiegel vom nächsten Tische genommen, und bald von rechts, bald von links ihre Coiffure gemustert. Eine der jüngeren Sclavinnen, die um Baucis herumstanden, kam ihr mit einem zweiten Spiegel zu Hilfe.

„Ganz abscheulich!" sagte sie mißgestimmt. — „Ueberhaupt fehlt mir heute Alles und Jedes, was die Menschheit erfreuen könnte. Nie war diese fatale Nase so stumpf, nie mein Rosenmund so breit und so bäurisch. Und höre, Claudia, das Bajä kann mir trotz all seiner Schönheit gestohlen werden! Zwanzig Pfund hab' ich zugenommen und drei Dutzend Sommersprossen mit heimgebracht. Es ist nur gut, daß ich ein philosophisches Herz habe. Wär' ich jetzt in irgend einen

Götterjüngling verliebt, beim Schierlingsbecher des Sokrates, ich wäre trostlos vor Aerger!“

„Du willst nur gelobt sein,“ versetzte Claudia, indem sie der Schwester über die Wange strich. „Aber Du weißt, ich verstehe mich schlecht auf die Künste des Schmeichelns.“

„Ach Thorheit!“ sagte Lucilia. „Das Schlechte wird nicht besser durch's Loben. Meinst Du, ich treib's wie die jungen Rechtsbeflissenen, die sich die Beifallsspender in Miethe nehmen? Vor dem Centumviratsgerichte der Schönheit frommt keine Bestechung. Aber ich bitte Dich, liebe Baucis, was gaffst Du noch wie ein Provinzbewohner im Circus? Laß Dich ankleiden, graue Sünderin, sonst wird dem Koch des Cinna die Pastete zu braun.“

„Ich bin im Augenblick fertig,“ erwiderte Baucis. „In meinem Alter geht's flink. Wer schaut nach der Hagebutte, wenn ringsum die Rosen blüh'n!“

Sie eilte in's Nebengemach.

Lucilia und Claudia traten hinaus in die Säulenhalle. Arm in Arm wandelten sie langsam über die schimmernden Marmorplatten. Da sie an der Ecke des großen Quadrates Kehrt machten, erblickte sie ihre Mutter Octavia, die gemessenen Schrittes auf sie zukam.

„Quintus wartet bereits,“ rief sie freundlich.

„Und Du, liebe Mutter?“ fragte Lucilia. „Willst Du im Ernste daheim bleiben?“

„Es ist zu Schade,“ fügte Claudia hinzu. „Wir sind ja leider gewöhnt, daß uns der Vater niemals zu Cornelia begleitet; aber Du, Mutter, was kümmern Dich die Debatten im Senat? Noch dazu, da Cornelius Cinna mit Dir verwandt ist? Die Ansichten über das, was dem römischen Volk zum Heile gereicht, sind nun einmal verschieden ...“

„Beim Jupiter!“ rief Octavia erschrocken, „Kind, Claudia, was redest Du? Wenn das Dein Vater vernähme!“

„Aber, Mutter,“ versetzte Claudia, „ich spreche die Wahrheit. Es gibt höchst achtbare Männer ...“

„Schweig'! Seit wann und woher kommen Dir solche Ideen? Denk' an Deine Musik, an Deine Poeten und allen-

falls an die Blumen, die Du in's Haar flichst, aber taste nicht an die Mysterien des Staates!"

Verwirrt schlug das junge Mädchen die Blicke zu Boden.

„Gib nichts darauf, gute Mutter!" sagte Lucilia. „Sie schwatzt das so hin. Aber nochmals: begleite uns doch! Cornelius Cinna kommt vielleicht gar nicht zum Vorschein. Du kennst ja den alten Sonderling. Mütterchen, liebes Mütterchen, bedenk' doch: es ist Cornelias Geburtstag! Sie muß sich gekränkt fühlen, wenn auch die Mutter ihres künftigen Gemahls diesen Tag vorbeigehen läßt, ohne sie in die Arme zu schließen."

„Es geht nicht. Der Wille Eures Vaters war mir allzeit Gebot. Glaub' mir, liebe Lucilia, es ist alles Mögliche, daß er Euch den Besuch in jenem Hause gestattet . . ."

„Nun, das wäre denn doch zu stark, Mutter! Wahrhaftig, wenn er den Quintus nicht aus der väterlichen Gewalt entlassen hätte, ich glaube, er wär' im Stande, ihm die Heirath zu wehren . . ."

„Wohl möglich," versetzte Octavia. „Höher denn Alles steht diesem edlen Mann das Gemeinwohl. Ihr begreift gar nicht, wie unerschüttert er auf dem Wege ausharrt, den er für den rechten erachtet."

„O, ich kenne seine eiserne Festigkeit," sagte Claudia, „und ich verehre sie. Laß nur, Lucilia! Die Mutter hat Recht: ein Mann muß nie auch nur um eine Hand breit zurückweichen, und die Pflicht der Gattin ist stummer Gehorsam."

„Du bist mein kluges Kind," sprach Octavia gerührt. „Und glaube mir, einem Manne wie Deinem Vater gegenüber wird diese scheinbar so schwere Pflicht zur Herzensfreude. Dein Vater ist streng, aber kein Tyrann; gern hört er ein verständiges Wort, und willig zieht er seine Lebensgefährtin zu Rathe. Ja, selbst von Geringeren läßt er sich unschwer belehren. Nur in einem Punkte gleicht er dem Felsen, an den die Brandung des Oceans vergeblich herantobt: dieser Punkt ist die Pflicht."

„Da kommt Baucis," rief Lucilia voll Uebermuth auflachend. „Heil Dir, liebliche Braut in hochzeitsfroher Gewandung! Baucis in Himmelblau! Wenn sich jetzt kein Philemon findet, dann verzweifl' ich an der Zukunft der Menschheit!"

„Du hörst, o Herrin, wie übel sie Deiner Dienerin mitspielt!" klagte Baucis weinerlich. „Niemals kann ich's ihr recht machen. Komm' ich in Grau, so spricht sie von Eseln; wähl' ich ein reiches Gewand, so höhnt sie erst recht. Aber was ich vermelden wollte: die Sänften steh'n vor der Thür, und der junge Herr fragt schon zum dritten Mal nach den Schwestern."

„Wir sind bereit," sagte Claudia.

Vor dem Vestibulum herrschte ein dichtes Gedränge. Quintus, diesmal nur von drei seiner Sclaven begleitet, lehnte ungeduldig am Eingang. Die zwölf Sänftenträger in rother Livrée standen, ihrer Bürden gewärtig, bei den Tragbalken. Acht Numidier — der Vor- und Nachtrab des Zuges — stierten gedankenlos in die Luft. Auch müßiges Volk hatte sich ringsum versammelt, — neugierige Gaffer, die sich überall herandrängten, wo es viel oder wenig zu sehen gab. Das waren die Leute, die, ohne zu arbeiten, von den staatlichen Kornspenden lebten, die lärmende Rotte, die im Theater und Circus die obersten Sitzreihen füllte, der Pöbel, um dessen Beifall zu buhlen kein Imperator zu stolz war, denn hier fand die Willkürherrschaft ihre treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die letzten Reste einer freiheitsliebenden Aristokratie.

„Ah! Wie schön sie ist!" klang es jetzt in den Reihen der Müßiggänger, als Claudia die vordere der beiden Sänften bestieg. Lucilia nahm an der Seite ihrer Adoptivschwester Platz. Die zweite Sänfte war für Baucis und eine jüngere Sclavin bestimmt. „Gebt Raum!" rief der Anführer der Numidier, indem er auf die Volksmassen losschritt. Die Gaffer wichen zurück und der Zug setzte sich in Bewegung. Quintus folgte in einiger Entfernung zu Fuße.

Der Weg ging über das Forum, an dem ehrwürdigen

Saturntempel vorbei, wo der römische Staatsschatz aufbewahrt wurde. Zur Rechten, auf dem palatinischen Hügel, prunkten die ungeheuren Kaiserpaläste, darunter dem Capitole zunächst der kaum vollendete Prachtbau des Domitian. Nur langsam vordringend erreichte man die Wölbung des Titusbogens und schlug dann, den Springbrunnen der Meta Sudans und den Riesenbau des Flavischen Amphitheaters zur Rechten lassend, die Straße nach dem cälimontanischen Thore ein. Das Menschengewühl, das in der Nähe des Forums jeder Beschreibung spottete, fing hier an, sich zu lichten. Die Sänftenträger beschleunigten ihre Schritte. Nach zehn Minuten hielten sie vor einem Hause, das an Großartigkeit der Anlage dem des Jupiterpriesters Titus Claudius Mucianus nur wenig nachgab.

Am Vestibulum neben dem Pförtner stand ein kleines, rundliches Weibchen, das den Ankömmlingen schon von Weitem entgegengrinste und sich eifrig bemühte, den jungen Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Das Weibchen war Chloë, Cornelias Dienerin. Jetzt erschien auch die Herrin, eine hohe, volle Gestalt mit nachtschwarzem Haar, ganz in Weiß gekleidet und nur mit einer Kette großer, mattglänzender Perlen geschmückt. Die Mädchen umarmten sich.

Quintus Claudius war inzwischen herangekommen. Leuchtenden Angesichts trat er auf seine Braut zu und küßte sie sanft auf die Stirne. „Glück, Heil und Segen zu Deinem Geburtstag, meine süße Cornelia!“ sagte er zärtlich. Dann faßte er ihre Hand und führte sie nach dem Atrium.

Dort war Alles festlich mit Blumen geschmückt. In der Mitte stand nach alter Weise ein Herd; doch fehlten die Bildnisse der Penaten und Laren. Cornelius Cinna theilte die Weltanschauung des Lucretius und des älteren Plinius. Er hielt es für thöricht, nach dem Bild und der Gestalt der Gottheit zu fragen oder gar einzelne Gottheiten anzunehmen, da, wenn es wirklich eine Macht außerhalb der Natur gäbe, diese Macht völlig Kraft, völlig Geist sein müsse. So verschmähte er denn auch die üblichen Hausgötter.

Es befanden sich bereits acht oder zehn Gäste im

Atrium, darunter Cajus Aurelius und sein getreuer Freund Herodianus.

Der junge Bataver schien die Ankömmlinge nicht gleich zu bemerken. Er stand in ernstem Gespräch mit dem Hausherrn, dessen finster blickendes Antlitz zu dem fröhlichen Schmuck des Herdes und der korinthischen Säulen nicht stimmen wollte.

„Ich danke Dir,“ sagte Cinna, dem Jüngling die Hand reichend. „Deine Worte haben mir wohlgethan. Jetzt aber frage nicht weiter . . .“

„Wie Du befiehlst . . .“

„Noch Eins, lieber Cajus! Auch Quintus Claudius soll hören, was mir das Blut in die Schläfe treibt. Führ' ihn nach Tisch wie durch Zufall in mein Arbeitsgemach . . .“

„Verlaß Dich darauf!“

„So! Und nun will ich versuchen, die Erinnerungen für ein paar Stunden aus der Seele zu merzen. Wie Du mich siehst, Cajus, darfst Du's ein Wunder nennen, daß ich an der Schmach nicht erstickt bin. Und keine Seele, die mit mir fühlte! Nerva, mein alter Freund, war verreist. Auch Trajanus weilte zu Antium . . .“

„Und Cajus Aurelius war zu jung und zu fremd,“ sagte der Bataver lächelnd.

„Ja, ich gesteh' es! Wohl erkannt' ich Dich von Anbeginn als einen trefflichen Jüngling, und ich danke es meinem Gaditanischen Gastfreund, daß er Dir Empfehlungsbriefe gegeben; aber ich ahnte nicht, wie ausgereift und würdig Dein ganzes Wesen, wie glühend Deine Vaterlandsliebe, wie unbezwinglich Dein Stolz... Wahrlich, Aurelius, von heute ab . . . Doch siehe, da kommt Quintus mit seinen Schwestern! Auf Wiedersehn! Und vergiß nicht . . .!“

Wieder nahm sein Antlitz, das sich während der letzten Worte erhellt hatte, jenen Ausdruck ernster, fast düstrer Verschlossenheit an, der die scharf ausgeprägten Züge charakterisirte. Er schritt quer über das Atrium nach dem Eingang, wo die jungen Leute, von einigen Gästen umringt, lustig plauderten. Cinna drückte dem Bräutigam seiner Nichte die

Hand, — freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung. Den Mädchen rief er ein paar scherzhafte Worte zu. Dann, als Claudia das Nichterscheinen ihrer Mutter wohl oder übel entschuldigen mußte, kehrte er sich wie zerstreut ab.

In diesem Augenblick erschien an der Mündung des Thürganges eine hehre Greisengestalt, über die Schultern die hellglänzende Toga, das Haupt von einer Fülle schneeiger Locken umwallt, ein Bild majestätischer Hoheit.

„Coccejus Nerva," sagte der Bataver leise zu Herodianus, der sich fragend an ihn herandrängte.

„Beim Castor," meinte der Freigelassene, „wenn ich Dem gleich nach unserer Ankunft begegnet wäre, ich hätte gesagt: Der und kein Anderer ist der Kaiser des Weltreichs!"

„Wir sind in Rom! Du wirst gut thun, solche Gedanken zu unterdrücken!"

Cornelius Cinna führte den edlen Senator nach einem reich mit Teppichen überkleideten Marmorsessel, um den sich alsbald ein Kreis von ehrerbietigen Freunden schaarte.

„Bei allen Göttern," murmelte Herodianus, „ich will nicht gesund bleiben, wenn der Sessel mir nicht wie ein Thron vorkommt! Steh'n sie nicht rings um ihn her, wie die Leibwache um den Cäsar? Und wie er jetzt die Rechte erhebt! Wenn er dreißig Jahre jünger wäre, — er gliche dem Zeus, den wir neulich in Gades gekauft! Da fehlt nur noch der Donnerkeil!"

„Schweig'!" wiederholte der Bataver stirnrunzelnd. „Du hast heute noch keine Flasche berührt. Was soll das werden, wenn Du erst mit gewohntem Durste zu Tische liegst?"

„Ich sage kein Wort mehr," versetzte der Freigelassene.

Claudia, die bisher mit dem Hispanier Ulpius Trajanus, dem Freunde des Cinna und des Coccejus Nerva, überaus lebhaft geplaudert hatte — fast zu lebhaft, meinte Aurelius — trat jetzt mit Cornelia unter den Säulengang, um sich die Geschenke zeigen zu lassen, die dem Geburtstagskind nach altrömischer Sitte früh am Tag überreicht worden waren.

Auf ehernen Tischen lagen hier die Angebinde geschmackvoll ausgebreitet. Goldene Spangen und Halsbänder lugten zwischen köstlichen Blumen und halbseidenen Geweben hervor. Prächtige Bücher mit Purpurschnitt rollten sich um Cylinder aus Bernstein und Ebenholz. Pantöffelchen mit Perlen besetzt, getriebene Silberschalen von der Meisterhand des gepriesenen Mentor, arabische und indische Wohlgerüche aus dem Laden des Essenzenhändlers Niceros, Bänder und Falbeln von Amethystpurpur, ausgestopfte Vögel, kleinasiatische Früchte und hundert andre Kostbarkeiten aus allen Reichen der Erde vollendeten die Bescheerung der verwöhnten senatorischen Jungfrau.

Aurelius nahm den günstigen Augenblick wahr und schritt auf die Mädchen zu. Claudia that höchst erstaunt, aber gleich darauf bot sie dem Jüngling mit ungezwungener Herzlichkeit ihre Hand. Es war, als schäme sie sich, einem Manne wie Aurelius gegenüber Comödie zu spielen.

Das Gespräch, das sich jetzt anknüpfte, war nicht sonderlich lebhaft. Man trat vor die Tische und begnügte sich mit den üblichen Redensarten — hier ein Geschenk wunderbar, dort ein anderes brillant findend. Cornelia meinte, das Liebste sei ihr der entzückende Rosenflor, den Quintus gespendet. Claudia seufzte, — ganz leise, ganz unmerklich, aber sie seufzte.

Da ward im Rahmen der benachbarten Thüre ein schmunzelnder Kopf sichtbar. Es war Chloë, Cornelias Dienerin. „Verzeihung!“ sagte sie mit komischer Wichtigkeit. „Wenn ich störe, so zwingt mich die Noth. Der Aufseher des Speisesaals kommt nicht mit der Anordnung der Plätze zu Stande.“

„Wirklich?“ versetzte Cornelia streng; „aber gab ich nicht ausführliche Weisung? Der Tricliniarch scheint ein kurzes Gedächtniß zu haben.“

„Vergib, theure Herrin! Er hatte nicht auf Coccejus Nerva gerechnet. Ich bitte Dich, komm uns zu Hülfe!“

Cornelia willfahrte stirnrunzelnd. Ihr blasses Antlitz tauchte sich in ein flüchtiges Roth. Die Sache schien ihr

geringfügig und plebejisch. Sie fühlte jenes ästhetische Mißbehagen, das vornehme Seelen beschleicht, wenn die Alltäglichkeit sich in die Stimmung einer schönen Minute drängt. Die Pästischen Rosen und der Gedanke an Quintus, — welch' ein Reichthum glückdurchströmter Empfindungen! Das Erscheinen Chloës inmitten dieser Fülle des Schönen und Herrlichen berührte wie der läppische Witz eines Atellanenspielers.

Aurelius und Claudia betrachteten jetzt die Kostbarkeiten des Geburtstagstisches mit verdoppeltem Eifer. Man konnte glauben, sie hätten Dinge wie Blumen und Armspangen nie zu Gesicht bekommen.

„Wundervoll!" sagte Claudia, den Duft einer prächtigen Centifolie einschlürfend.

„Wundervoll!" wiederholte Aurelius, sein Antlitz gleichfalls der Blume nähernd. „Und hier der ausländische Vogel! Wie natürlich er dasitzt und die Schwingen entfaltet! Genau als ob er noch Leben besäße!"

„Es ist ein Papagei vom Ufer des Indus."

„Oder ein Phönix . . ."

„Ein Phönix? Ich dachte die Erzählung des Tacitus sei ein Märchen?"

„Nicht so ganz. Der Wundervogel, der seinen Vater oder sich selbst verbrennt, und dann in verjüngter Gestalt aus der Asche emporsteigt, — der gehört wohl in's Reich der Träume. Aber berichtet nicht Plinus von einem wirklichen Phönix, der an den Quellen des Nils sein Nest aus Gewürzen baut und wie lauteres Gold glänzt?"

„Im Ernste?"

Sie strich den Hals des Vogels sanft mit den Fingern.

„O, wie weich er sich anfühlt!"

„Wie ein coïscher Flor," sagte Aurelius, gleichfalls die Federn berührend.

Seine Hand streifte die ihre. Claudia erröthete. Sie beugte sich rasch über ein daneben liegendes Buch, die Thebaïs des Statius, und las den vergoldeten Titel auf der Rückseite des Cylinders.

„Ein vortreffliches Werk!“ meinte der Bataver. „Ich las es bereits zu Trajectum.“

„Und mir, der Römerin, ist es fremd!“

„Befiehlst Du, so geh' ich morgen zum Buchverkäufer am Argiletum und hole Dir ein Prachtexemplar.“

„O, Du bist gütig,“ versetzte Claudia.

Es entstand eine Pause. Aurelius untersuchte mit wunderbarem Interesse die Beschaffenheit eines cordubanischen Flachs=Gewebes. Endlich begann er zögernd:

„Klingt es nicht unbescheiden, so gestatte mir einen Vorschlag . . .“

„Sprich . . .!“ sagte Claudia, von Neuem über die Thebaïs gebeugt.

„Ich wäre glücklich, wenn ich Dir das Meisterwerk des Statius vorlesen dürfte. Ohne mich rühmen zu wollen, besitz' ich einige Uebung in den Künsten der Declamation. Auch sind epische Dichtungen, wie Du weißt, ursprünglich für den mündlichen Vortrag berechnet.“

„Gewiß; gerade deshalb nennt man sie epische. Ich bekenn' es, o Herr, daß ich nichts lieber höre, als einen Vorleser. Auch Quintus versteht zu lesen; es fehlt ihm nur gewöhnlich die Zeit und die Laune.“

„Du gestattest also?“

„Ich bitte darum.“

„Und wann?“

„Darüber sprechen wir noch. Ich sehe, man geht in's Triclinium.“

„Wo steckst Du denn?“ rief Lucilia, leichtfüßig wie ein Reh in die Halle hüpfend. „Ich such' Dich wie eine Nadel. Laß uns eilen, ich hab' entsetzlichen Hunger!“

„Sie hat Hunger!“ dachte Claudia gen oben blickend. „Ich weiß nicht, ob ich sie beneiden oder bemitleiden soll.“

Elftes Capitel.

Das Mahl war vorüber. Coccejus Nerva hatte den Trinkspruch auf das Geburtstagskind ausgebracht. Nach altem Brauche den Göttern Wein spendend, flehte er alles Heil und alle Gnade der Himmlischen auf die Jungfrau herab. Dann erhob er sich und verließ das Triclinium. Die Gesellschaft folgte. Im luftigen Raume des Peristyls lauschte man den Klängen einer sanften Musik und erging sich, leise plaudernd, auf dem farbig getäfelten Marmor. Ringsum zwischen den korinthischen Säulen strahlten die Bronce-Lampen. Vom wolkenlosen Himmel blickten die Sterne herab. Im Hofraume selber herrschte ein trauliches Dämmerlicht.

„Herzens-Claudia, wie gefällt Dir Trajanus?“ raunte Lucilia ihrer Schwester ins Ohr, die gedankenvoll am Bassin stand.

„Ich seh' ihn heute zum dritten Mal! Wie soll ich da urtheilen?“

„Mir gefällt er pompös! Schade, daß er schon verheirathet ist! Freilich, er wäre wohl auch zu alt . . .“

„Meinst Du?“ sagte Claudia zerstreut.

„Du scheinst ganz vergessen zu haben, daß er schon vor langer Zeit Consul war.“

„So?“

„Jawohl, mit Glabrio. Wie oft hat Dein Vater von ihm gesprochen!“

„Ich entsinne mich nicht.“

„Allerdings, wir steckten damals noch in der Kinderstube, und das Märchen von Amor und Psyche interessirte uns mehr als die Tugenden eines Staatsmannes.“

Claudia seufzte. „Glückliche Kinderzeit!“ sagte sie wehmüthig.

„Auch der alte Nerva hält große Stücke auf ihn,“ fuhr Lucilia fort, ohne diese Anwandlung zu bemerken. „Er nennt ihn Sohn und hört gern seine Rathschläge. In der That, bei Trajanus verlohnt's auch. Du glaubst nicht, wie geist-

voll, wie tief und ernst er zu reden weiß! Und so ehrlich dabei, so schlicht und so anspruchslos! Keine Seele würde ihm ansehen, daß er einst als oberster Feldherr mit fast unumschränkter Gewalt in Germanien stand und die glorreichsten Siege erfocht."

„Wann in aller Welt hast Du diese Vorzüge kennen gelernt? ... So oft ich nach Dir hinübersah, schwatztest Du mit Cajus Afranius."

„Cnejus, nicht Cajus."

„Ich verstand Cajus. Für eine erste Begegnung war Dein Gespräch mit diesem Afranius überaus lebhaft."

„O, ich traf ihn bereits vor acht Tagen, — weißt Du, Kind, wie Du Kopfweh hattest. Er verkehrt viel bei Cornelius. Seit Anfang März weilt er in Rom, und schon beginnt er, auf dem Forum eine Rolle zu spielen."

„Er ist Rechtsgelehrter?" fragte Claudia.

„Vertheidiger der Bedrängten und Ankläger der Verruchten!" sagte Lucia pathetisch. „Jüngst gewann er sogar einen Prozeß gegen Clodianus, den Adjutanten des Kaisers. Seine Beredsamkeit und die Kraft seiner Beweisgründe trugen über alle Künste des Gegners den Sieg davon. So colossal war der Eindruck, daß man für Augenblicke vergaß, wie gefährlich es ist, den Clodianus zum Feinde zu haben. Die ganze Basilica dröhnte von Beifall."

„Das hat er Dir selbst erzählt?"

„Bewahre! Ich hört' es von Ulpius Trajanus."

„Und aus diesem Grunde erscheint Dir Ulpius Trajanus so liebenswerth?"

„Thorheit! Du denkst doch nicht ...? Weißt Du, Kind, Verliebte betrachten die ganze Welt nur von ihrem Standpunkt."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, ich meine, daß Du mit dem süßen Theognis von Megara flüsterst:

Stille der Sehnsucht Qual und beschwichte den Kummer, o Göttin,
Der mir die Seele verzehrt! Gib mich der Freude zurück!"

„Du bist unverbesserlich!“ sagte Claudia.

Lucilia aber legte ihr mit schalkhaftem Blinzeln die Hand auf die Schulter und sagte ganz leise:

„Herz, Du verstellst Dich umsonst! Die altbewährte Menschenkenntniß Deiner Lucilia durchdringt jede Maske. Gib mich der Freude zurück! Gib mir den süßen Aurel! Da, — der Wolf in der Fabel! Sanft-elegischen Wandels kommt er heranspaziert. Nun seufze mit Sappho:

Ach, mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn Du nahst; beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir!“

Sie huschte von dannen, während Claudia den Blick mit eiserner Festigkeit auf den Stuhl des Bassins heftete. Bei ihrer etwas hastigen Wendung stieß Lucilia gegen den rundlichen Rücken des Herodianus, der, mit beiden Händen krampfhaft die Lehne eines Sessels umklammernd, wie in stiller Verzückung zum sternbesäeten Himmel emporschaute.

„Verzeih', altes Laster!“ sagte das Mädchen und wollte vorüber.

Ein tiefer Seufzer aus der Brust des Freigelassenen hielt sie zurück.

„Was hast Du, nordischer Zechbruder? Rührt Dich der Schlag? Willst Du Mathematiker werden? Was starrst Du so wehmütig zu den Plejaden empor?“

„Ach, Herrin! Wie sagt doch der hellenische Weltweise? Alles fließt! Auch ich bin zerflossen. Ich weiß nicht, wie mir zu Sinn ist.“

„Vielleicht weiß es der Mischkrug,“ versetzte Lucilia.

„O nein! Es ist wahr, meine schwache Constitution . . . Der Cäcuber war vortrefflich . . . Mag sein, daß er mir als Rheuma in die Glieder gefahren . . . Aber das bin ich, mit Respect zu reden, gewohnt . . . Und aus Anstandsgefühl . . . Du siehst ja, o Herrin . . . rühre ich mich nicht von der Stelle . . . Indeß . . . O nein! Mich beschäftigt ein hoher Gedanke . . . Der Kopf ist hell, — ich möchte sagen olympisch klar, als sei der Pelion auf den Ossa gethürmt. Ach,

Herrin, Du bist ja die Güte selbst ... Gestatte mir eine Frage . . .!"

„Sprich, Du schändlicher Septunzen-Vertilger! Zuvor aber setz' Dich! Ich seh' es kommen, daß Dir sonst der Sessel auf dem glatten Estrich entgleitet und Dich mit in's Verhängniß reißt."

„O, wie gesagt, Herrin . . . Es liegt mir so in den Knieen! Die verwünschten Beine! Du hast Recht, der Estrich ist glatt. Wozu braucht der Estrich eigentlich glatt zu sein? Wohlan denn, ich setze mich. Verzeih' nur, wenn es den Anschein hat, als ob es mir schwer fiele. Vor das Große haben die Götter den Schweiß gestellt ... Da, nun sitz' ich!"

„Beim Lyäus, Du bist ein Scheusal! Hier sogar, im Hause des Cinna, wo die Mäßigkeit ihren Thron aufgeschlagen . . ."

„Maß zu halten ist gut, — das weiß ich längst, schöne Lucilia. Jetzt aber leih' mir Dein Ohr! Wer, o Herrin, war jenes bewunderungswürdige Weib, jenes ... üppig geformte Wesen, unten, ganz am Ende der Tafel, nicht weit von Eurer vortrefflichen Dingsda ... der ... der . . . Baucis ...? Sie trug ein braunes Gewand . . . Um den Arm schmiegte sich ein zierliches Spänglein . . ."

„Wen kannst Du meinen?" fragte Lucilia, rings im Peryſtile umherblickend.

Auch Herodianus wandte den Kopf.

„Dort, dort!" raunte er freudestrahlend. „Sie redet eben mit Ulpius Trajanus. Ihr Götter, welche Anmuth, welche Festigkeit und Würde des Auftretens!"

Lucilia machte verzweifelte Anstrengungen, ihr Lachen zu unterdrücken.

„Die?" fragte sie voll unbeschreiblichen Uebermuths. „Die Kurze, Dicke dort an der Säule?"

„Die jetzt in die Halle tritt "

„Das ist Chloë, die Erzieherin unserer lieben Cornelia. Aus Antium gebürtig, sechsunddreißig Jahre alt, die Tochter eines Freigelassenen, jungfräulichen Standes, Besitzerin eines kleinen Vermögens, — Herz, was begehrst Du? In der

That, Herodianus, ich bewundere Deinen edlen Geschmack. Dieses runde Gesicht, dieser kurze, fleischige Hals, der breite Mund, — breiter noch als der meine, — sind das nicht auserlesene Gnadengeschenke der Kypris?"

„Ich finde sie göttlich. Ueber die erste Blüthe der Kindheit hinaus, reif an Seele und Leib, läßt mich diese Chloë so recht empfinden, was ich bis zur Stunde versäumt habe. Fünfzig Jahre ... und noch immer nicht im süßen Rausch der Familie! O Chloë, Chloë! Hättest Du früher meine Pfade gekreuzt! Ich ... ich ... ich hätte nicht halb so viel Cäcuber und Falerner getrunken! ... Wo uns Hymen die Brüste reicht, da verwelken die Steine des Anstoßes ... Ach Herrin, wenn der Lenz des Lebens mir noch einmal erblühte! Wenn ich am Busen eines theuren Weibes noch einmal geboren würde ...! O, du mein teures Trajectum! Stadt meiner Jugend! Ich weiß noch, wie die gute Mutter ... mir zum letzten Mal ... die Haare geschnitten ... Es war drüben im kleinen Eckzimmer ... Das ist lange vorüber ... Ach wär' ich nur auch schon dahin! Was hab' ich noch auf der Welt? Das Bischen Cäcuber! Ach, ach!"

Er brach in ein sanftes, unhörbares Weinen aus.

Lucilia hielt es für rathsam, in die eigenthümliche Stimmung des Mannes nicht weiter einzugreifen. Ist das nun Ernst oder Narrheit? dachte sie kopfschüttelnd. Dann eilte sie flink auf Cornelia zu, die mit Baucis unter den Colonnaden saß und den halbgeflüsterten Reden der Dienerin mit einer Art von herablassender Aufmerksamkeit lauschte.

„Was kramst Du da wieder für pythische Weisheit aus, blaugewandete Baucis?" fragte Lucilia, indem sie der Sclavin einen leisen Schlag auf die Schulter versetzte.

„Weisheit, von der Du lernen könntest," erwiderte Baucis. „Dir freilich ist ein Schleier oder ein lustiges Buch lieber als die heiligsten Göttersprüche."

„So? Wer sagt Dir das? Schwatz' nur getrost weiter! Im Gegentheil! Wenn es wahr ist, was Du mir neulich von Barbillus, dem Isispriester, erzählt hast . . ."

„Gerade von dem ist die Rede. Unsere erlauchte Cor=

nelia staunt über das seltsame Wunder. Genau um dieselbe Stunde, die Barbillus vorausgesagt, befiel mich die angekündigte Ohnmacht und die räthselhafte Vision. Ich sah die Göttin weißleuchtend zu mir herabschweben. Ach, ihr Himmlischen, ich wußte ja, sie war es nicht selbst, sondern nur ihr traumhaftes Abbild! Wie sollte Isis, die Allgewaltige, zu mir, der geringen Sclavin, herabsteigen und mich anreden, — dazu noch auf Griechisch! Fast aber hätt' ich schwören mögen, sie sei es dennoch, so klar und deutlich sah ich die Falten ihres silberhellen Gewandes, und ihr mildes, freundliches Antlitz, — ach, so schön, so schön . . . wie Du, edle Cornelia! Nein, ich bleib' dabei; keinen andern Priester besuch' ich je, als diesen Götterliebling Barbillus. Mein ganzes zukünftiges Leben wollte der Mann mir entschleiern, — denke nur, edle Cornelia, für den lächerlich geringen Preis von zweihundert Sesterzen! Aber ich hatte just die Summe nicht bei mir. Und dann: was habe ich wohl noch zu erleben? Mein Quintus hat seine süße Cornelia; unser Herzenskind, die Claudia, wird auch über kurz oder lang . . . nun, ich will Nichts gesagt haben . . . und Du, Lucilchen, machst mir am wenigsten Sorge. Du trägst Dein Glück in Dir selbst. Kurz, ich sagte ganz demüthig: O Herr, sagte ich, Baucis hat überhaupt keine Zukunft. Aber der Braut unseres Quintus, der schönen Cornelia, die sich so trübe Gedanken macht, die so getreulich und voll Inbrunst zur allbeglückenden Göttin fleht — unserer Cornelia will ich's rühmen, daß Du ein echter Prophet bist. Da schenkte Barbillus mir dies köstliche Amulet . . . Es ist nur aus Horn, aber die Kraft, die ihm innewohnt, macht es werthvoll . . ."

Cornelia hatte ihr nachdenklich zugehört. Ihr Antlitz war todtenbleich.

„Höre," begann sie nach einer Weile, „Du bist hochbetagt und reich an Erfahrung. Auch verkehrst Du seit manchem Jahrzehnt mit den Auserkornen der Göttin. Was räthst Du mir? Ich hab' in verwichner Nacht einen Traum gehabt, so räthselhaft . . . Ich sah mich allein auf endlosem Brachgefilde. Rings alles öde und leer. Kein Baum, kein

Strauch, kein Halm . . . nur vermorschte Gebeine lagen gräßlich am Wege. Fern am Horizont aber glänzten die Mauern und Zinnen einer luftigen Stadt.“

„Das ist bedeutungsvoll,“ sagte Baucis.

„Höre nur weiter! Wie ich die ferne, lichtumfluthete Stadt erblickte, schwoll mir das Herz vor heißer, unendlicher Sehnsucht. Athemlos drängte ich vorwärts, aber mein Fuß war wie festgewurzelt. Furchtbare Angst ergriff mich; zitternd sah ich empor. Hoch oben erblickte ich Quintus, der, wie Helios auf dem Sonnenwagen, über die Wüste einherzog und mir liebevoll winkte. Ich rang, ich stöhnte, ich schrie. Alles umsonst! Da hob ich die Hände und rief in brünstiger Qual: Isis, Mutter des Alls, Isis, errette mich! Doch die Göttin war taub. Endlich, nach langer Pein vernahm ich die Stimme Chloes. Die Gute stand sorgend an meinem Lager. Unter Stöhnen war ich erwacht . . .“

„Ein schrecklicher Traum,“ sagte Baucis.

„Wenn ich mein Herz befrage, so mein' ich, er verkünde mir Unglück.“

„Thorheit!“ lachte Lucilia. „Vielhundertmal hab' ich Schlimm'res geträumt, nie aber sind mir große Dinge begegnet. Was wird's bedeuten? Du hast schlecht gelegen, — oder des Tags zuvor irgend eine Historie gelesen . . .“

Cornelia erhob sich.

„Herz, Du bist doch nicht böse?“ rief Lucilia, ihr nacheilend.

„O nein,“ versetzte Cornelia mit einem vornehmen Lächeln. „Gewiß nicht,“ fügte sie milder hinzu, als sie Lucilias freundlichem Blick begegnete. „Komm, laß uns abbrechen! Solche Gespräche sind wenig passend für einen Festtag, und er soll doch ein Festtag sein, mein Geburtstag.“

Unterdeß hatte Cajus Aurelius, seiner Verabredung mit Cinna gemäß, einen Vorwand gefunden, um Quintus Claudius nach dem Studiergemach des Hausherrn zu führen. Gleich darauf erschien Cinna selbst, in Begleitung des Marcus Coccejus Nerva.

„Endlich!“ rief Cinna, da Alle Platz genommen. „Es

hat mir in der Kehle gesteckt wie ein Giftbissen. Quintus, auch Du sollst hören, was ich zu sagen habe. Die Thatsache kennst Du vielleicht, denn im Hause des Titus Claudius hat man intimste Fühlung mit dem Kaiserpalast . . ."

„Noch weiß ich von Nichts, edler Cinna," versetzte Quintus ein wenig kühl.

„Wohlan, so vernimm! Ich kenne Dich als einen Jüngling von wackerer Gemüthsart, von klarem Verstande . . . Bis jetzt hast Du urtheilslos das Dunkle für hell, das Bittere für süß genommen. Der starke Geist Deines Vaters hat Dich beeinflußt; sein Irrthum ward auch der Deine. Jetzt, mein Freund, erprobe die eigene Vernunft und frag' Dich bei Deiner Ehre: ob Rom noch Rom ist!"

„Du erregst meine Neugier," sagte der Jüngling, noch immer zurückhaltend.

Cornelius Cinna verschloß die Thür. Dann fuhr er mit unheimlich bebender Stimme fort:

„Es war in verwichener Nacht. Heil Dir, o Nerva, daß die angegriffene Gesundheit Dich auf's Land trieb und Dir so das Schwerste ersparte! Ich lag zu Bette, aber ich konnte nicht schlafen. Ruhelos quälte mich das Spiel verworrener Gedanken. Schon wollte ich meinen Charikles wecken, auf daß er mir vorläse. Da ertönten dumpfe Schläge wider die Hausthür . . . Pförtner, mach' auf! Eine Botschaft vom Kaiser!"

Coccejus Nerva beugte sich lebhaft im Sessel vor; sein Athem ging schneller und tiefer. Cornelius Cinna fuhr fort:

„Die Thür meines Schlafgemachs war geöffnet. So hörte ich jede Sylbe. Ich vernahm, wie der Pförtner sich sträubte. „Der Kaiser entbeut Deinen Herrn zum Palatium!" klang es von draußen. Ich sprang empor und befahl, ihm zu öffnen. Kaum hatte ich Zeit, mich in die Toga zu hüllen. Die Leute des Kaisers traten in's Atrium. Es waren Krieger der prätorianischen Leibwache. „Unser Herr und Gott Domitianus erwartet Dich unverzüglich," sagte ihr Anführer. „Ist der Staat gefährdet?" fragte ich stirnrunzelnd. Der Kriegsmann zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht," gab er

zurück. „Wir haben Befehl, Dich abzuholen; die Gründe verschweigt man uns. Zögere nicht, edler Cinna! Die Sänfte steht vor der Thüre. —"

„Unerhört!" murmelte Nerva, mit der Hand durch das greise Gelock wühlend.

„Ich wollte ablehnen. Mein eigener Tragsessel stehe bereit. „Geht nicht," sagten die Prätorianer. „Du sollst allein, ohne jedes Gefolge kommen." Cinna ohne Gefolge? Ich überlegte. Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich . . . Die Lage war ernst. Ich hielt das Ganze für eine Falle. Der Kaiser, so dachte ich, rechnet auf Deinen Trotz. Er hofft, für Dein längst geplantes Verderben einen Scheingrund zu finden. Den wird er ausnützen. Dich ganz nach Willkür zu treffen, davor schreckt er zurück. Er weiß, daß die Römer Dich lieben. Er fürchtet die öffentliche Erbitterung. Weigerst Du jetzt den Gehorsam, so bietest Du eine Handhabe . . . Gut. Ich gehorche also . . . Cornelius Cinna gehorcht . . .! Es konnte sich ja um das Wohl und Wehe des Staates handeln . . . Für alle Fälle barg ich ein Fläschchen mit Gift in der Toga und erklärte dann den Kriegern, ich sei bereit . . ."

„Du hast weise gehandelt," sagte Coccejus Nerva.

„Weise aus Noth. Nun vernimm das Unglaubliche! Im Palatium angelangt, werde ich von schwarz gekleideten Sclaven empfangen. Die führen mich in ein schwarz ausgeschlagenes Gemach, wo ich die ersten Männer vom Senat und vom Ritterstande, alle in bangster Erwartung, versammelt finde. Sie waren sämmtlich, wie ich, kurzer Hand aus den Betten geholt und in kaiserlichen Sänften hierher gebracht worden. Nach einer Weile heißt man uns niedersitzen. Vor Jeden wird eine schwarze Säule gestellt, die seinen Namen trägt. Dann entzündet man Grablampen. Schwarzbemalte Jünglinge führen gräßliche Tänze auf. Ein Todtenmahl, schwarz auf schwarzem Geräthe, schließt die läppische Feier. Der Kaiser selbst, kühl und höhnisch, führte den Vorsitz. Alles war wie gelähmt. Jeder glaubte im nächsten Augenblicke den Tod zu erleiden. Mein Nachbar Sextus Furius

schlotterte wie ein Weib. Ich raunte ihm zu, er solle sich fassen; das Ganze sei nur ein Gaukelspiel. Umsonst. Er war nicht zu halten, er brach in Thränen aus."

„Er ist ein Feigling, ich kenne ihn," sagte Nerva.

„Ein lallendes Kind! Was nun mich betrifft, so weiß ich in der That nicht zu sagen, welcher Umstand mir von vornherein die Gewißheit gab, daß uns keine Gefahr drohe. Der Kaiser sprach unausgesetzt nur von Dingen, die sich auf Mord und Todtschlag bezogen; trotzdem wuchs meine Zuversicht. Wohl aber nagte an mir eine verzehrende Wuth, ein Ingrimm, den ich kaum noch bewältigte."

„Ich staune, das Du's ertragen!" rief Nerva, tief Athem holend. „Wie ich Dich kenne, ist das ein Wunder zu nennen."

„Ein Wunder, — wahrlich, das ist es! Aber das Schicksal wollte nicht, daß Cornelius Cinna so plump in die Falle ging ... Ich beherrschte mich. Endlich hob der Kaiser die Mahlzeit auf und entließ uns. Die Prätorianer schleppten uns wieder nach Hause. Kaum allein, verlor ich fast die Besinnung. Scham und Zorn drohten mich zu ersticken. Wer bin ich, mein theurer Nerva, daß ich Solches erdulden muß? Bin ich ein Römer? Bin ich Cornelius Cinna? Oder ein Sclave, ein Hund? Sind Possenspiele so ruchloser Art jemals erhört gewesen, selbst unter Nero, unter Caligula? Wahrlich, meine Kraft ist zu Ende! Lieber Packträger in Butunti, als Senator im Joch dieser unerträglichen Schmach!"

Er sank stöhnend in den Sessel zurück und verhüllte sein Antlitz.

Es entstand eine lange Pause. Quintus brach das Schweigen zuerst.

„Wie?" fragte er stirnrunzelnd, „das hätte der Imperator gewagt? Ich wußte längst, daß gar wundersame Launen und Gelüste ihn heimsuchen, aber — so wähnte ich — doch stets nur im Kampfe gegen die Feinde des Thrones. Ich glaubte der Weisheit meines verehrungswürdigen Vaters, wenn er mir sagte, Ungerechtigkeiten, scheinbare und wirkliche, seien bei der Leitung eines so ungeheuren Staatswesens

nicht zu vermeiden. Das Wohl des Ganzen stehe höher als das Schicksal des Einzelnen . . . Jetzt indessen . . . Bei den Göttern, o Cinna, wenn Dein Groll nicht zu düster malt . . .“

„Zu düster?“ fragte Cinna sich aufrichtend. „Freilich, Du bist ein Claudier. Aber jetzt hört mich zu Ende! Kaum hatte Charikles wieder die Lampen gelöscht, als erneutes Pochen an der Pforte erscholl. Könnt Ihr's glauben? Abermals eine Botschaft vom Kaiser! Der Allzugnädige schickt mir eins jener Bürschchen, die den Tanz in Schwarz aufgeführt, sauber geputzt, zum Geschenk, uud läßt fragen, wie das nächtliche Mahl mir bekommen. Beim Ruhme des Brutus! So höhnt ein bezechtes Muttersöhnchen den Bettler am Wege nicht! In der ersten Aufwallung hätt' ich den Knaben schier zu Boden geschlagen. Doch ich besann mich. Cornelius Cinna läßt nicht das Schwert für den Arm büßen, der es gehandhabt . . .“

Nerva erhob sich und schloß den stürmisch erregten Freund in die Arme. „Beruhige Dich!“ sagte er mit klangvoller Stimme. Dann zu Quintus herantretend: „Du aber, edler Jüngling,“ sprach er voll Hoheit, „reich' mir die Rechte als Pfand der Verschwiegenheit! Nicht als ob Cinna Etwas geredet hätte, was das Licht scheute . . . Aber Du kennst die Gefahr, die dem freien Worte droht . . . Sein Groll, seine Erbitt'rung bleibe Geheimniß . . .“

„Geheimniß? Weshalb? Morgen beim großen Empfang hoff' ich den Kaiser zu sehen. Aus seinem eigenen Mund will ich hören, was jenes räthselhafte Nachtmahl bedeuten soll. Ich will für Cinna Genugthuung heischen . . .“

„Wahnsinniger, was beginnst Du?“ rief Nerva erschreckt.

„Was ich muß. Vertraut meiner Klugheit! Der Kaiser ist mir verpflichtet . . .“

„Domitianus verpflichtet!“ lachte Cinna voll Hohn. „Weißt Du nicht, daß er die am meisten haßt, die ihm Gutes gethan? Erfahr ich's nicht an mir selbst?“

„Es gilt den Versuch. Jetzt aber gönnt mir die freie Luft! Ich ersticke hier.“

So sprechend, schob Quintus den Riegel zurück und entfernte sich.

„Du mußt's ihm ausreden!“ sagte Nerva, als die Thür sich wieder geschlossen hatte.

„Er ist toll!“ meinte Cinna. Dann zu Aurelius gewandt: „Misch' Dich jetzt unter die Gäste, mein Theurer. Erquicke, erheit're, zerstreue Dich. Du bist jung, und die Jugend fordert ihr Recht. Morgen aber, — Du weißt — im Haus des Afranius . . .!“

„Ich weiß es,“ versetzte der Bataver, aus tiefster Brust Athem schöpfend. „Dank Euch, Ihr Edlen, daß Ihr mich Eurer Gesellschaft, Eures Vertrauens würdigt!“

Er trat langsam in's Atrium, dessen Finsterniß durch die wenigen Lampen unter dem Säulengang nur spärlich erhellt wurde. Ein fröstelnder Schauer kroch über sein Herz. Da erscholl aus dem Peristyl eine Mädchenstimme, die zum Klang der Kithara ein melodisches Lied sang. Es waren dieselben Töne, die einst zu Bajä so bezaubernd in seine Seele gefallen, der Frühlingsgesang des Ibykus; es war dieselbe Stimme, die Stimme seiner holden, heißgeliebten, einzigen Claudia. Die wenigen Wochen hatten ihn von Grund aus verwandelt. Willenlos trieb er im Strudel einer zwiefachen Leidenschaft. Auf der einen Seite das herrliche Mädchen, das er anbetete und vielleicht niemals besitzen würde, auf der andern die stolzen, von glühendster Vaterlandsliebe begeisterten Männer, die es ihm angethan hatten, wie fromme Zauberer, — die Verfechter der Freiheit, der Manneswürde, der Römertugend inmitten einer entarteten Rotte von Sclaven. Welch ein Sturm der Gefühle! Welch eine Zukunft des Kampfes . . .!

Er blieb stehn, um zu lauschen. Nur von ferne wie leises Murmeln klang das Geräusch der belebteren Stadttheile durch die friedsame Nacht herüber. Klar und mächtig schwollen die Töne der süßen Mädchenstimme, — so schön, so weihevoll, als gäb' es auf Erden kein Weh, kein Elend und kein Verbrechen. Der jungfräulichen Seele stark und lieblich entquellend, schien dies Lied als ein Sühnopfer gen

Himmel zu steigen für die unendlichen Frevel der Zweimillionenstadt, für die Greuel und Bluttaten ihres Tyrannen. Aurelius erlebte. Thränen traten ihm in die Augen. Dann aber warf er sich trotzig und straff in die Brust, fuhr mit der Hand über die Wimpern und schritt durch den Corridor nach dem Peristyl.

Zwölftes Capitel.

Es war um die Mitte der zweiten Vigilie, — also nach unserer Stundenrechnung zwischen zehn und elf Uhr Nachts. Das Haus des Cornelius Cinna lag in tiefes Schweigen gehüllt. Die Lampen im Peristyl waren erloschen. Die Letzten der Gäste — Claudia, Lucilia und Quintus — hatten sich vor einer halben Stunde verabschiedet ...

Da ertönten Schritte im Säulenhofe, — leise, bedächtig, geheimnißvoll. Zwei Frauengestalten, in weite Mäntel gehüllt, näherten sich dem Posticum. Ein breitschultriger Mann folgte.

„Ach, süße Herrin,“ flüsterte Chloë, das Pförtchen öffnend, „ob Du's nun glaubst oder nicht, — mir wanken die Kniee! Wenn uns der Oheim entdeckte ...! Es wäre mein Tod!“

„Schweig'!“ versetzte Cornelia. „Der Oheim schläft. Und erführ er selbst ...“

„O ja, ich weiß, Du fürchtest nicht seinen Zorn. Im Grund auch — was kann er Dir anhaben? Ich aber, — o du gerechte Gottheit! Ist's denn so ganz gewiß, daß uns der Priester erwartet?“

„Ganz gewiß. Aspasia brachte mir umgehend Botschaft.“

„Nun denn, — ich wasche meine Hände in Unschuld. Ist das eine grausige Finsterniß ... Wenn uns da nichts Widriges zustößt, so will ich's loben.“

„Thörin! Der Isistempel liegt gleich am Wege ... Auch begleitet uns ja Parmenio.“

Chloë schloß die Thür wieder ab und seufzte aus tiefster Brust. Noch einmal versuchte sie, ihre Herrin zurückzuhalten. „Muß es denn heute sein?“ fragte sie zögernd.

„Heute noch. Ist der Tag der Traumerscheinung vorüber, dann hat der Prophet keine Macht mehr. Du hast's doch von Baucis gehört.“

„Ach, Baucis!“ meinte Chloë geringschätzig.

„Sie wiederholt uns nur die Worte des Priesters. Vorwärts! Die Minuten sind kostbar. Geh' voran, guter Parmenio.“

Sie schritten die Straße hinab und bogen rechts in ein Gäßchen, das sich eng und winkelig zwischen hohen Häusern hindurchwand. So erreichten sie die Rückwand des Isistempels und gleich darauf das Vestibulum des Barbillus, wo ein Sclave mit goldener Blendlaterne hinter dem Thürflügel wartete. Er verneigte sich und führte die Ankömmlinge, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem oberen Stockwerke.

Barbillus, ein Mann von ausgeprägt orientalischem Typus, schön, stattlich und lockenumwallt wie ein morgenländischer Zeus, empfing die Gäste mit einem wunderbaren Gemisch von Anmuth und strenger Würde. Er befahl der Dienerin und dem erstaunten Parmenio, im Vorsaal zu warten. Dann öffnete er ein Seitengemach nnd schritt langsam voran. Cornelia folgte ihm hochklopfenden Herzens. Die Wanderung ging durch ein wahres Labyrinth von spärlich erhellten Zimmern und Corridoren, bis zuletzt ein geheimnißvoll ausgestatteter Raum sich aufthat, ein Heiligthum von zauberischer Wirkung. Dunkle Vorhänge, matt in Silber gestickt, wallten rings von den Wänden. Im Hintergrund, auf silbernem Piedestal, thronte ein Standbild der Göttin Isis, von dichten Schleiern umhüllt. Rechts und links davon prangten mächtige Opferschalen auf ehernen Dreifüßen. Eine bläuliche Ampel, die von der sternbesäten Decke herabhing, goß über das Ganze ihr gespenstisches Licht.

„Bete hier, meine Tochter,“ sagte Barbillus mit voll=

töniger Stimme; „flehe zur allgütigen Mutter des Weltalls, sie möge unsere Seelen erleuchten; die meine, auf daß sie sehe und sage, die Deine, auf daß sie höre und lerne. Ich lass' Dich allein, o Cornelia!“

Er entfernte sich und legte die teppichumwallte Thür langsam in's Schloß.

Kaum war er verschwunden, als Cornelia voll Inbrunst auf die Kniee sank. Die räthselhafte Umgebung, das bläulich dämmernde Licht, der Weihrauchduft, der süßbetäubend die Atmosphäre erfüllte, und das schweigsam verhangene Bildniß der Gottheit, — dies Alles machte auf ihr Gemüth einen unbeschreiblichen Eindruck. Ihr Herz war voll zum Zerspringen.

Mit einem Male erklang es rings um sie her wie Sphärengesang. Eine unsagbar süße Musik schien aus dem Boden, aus den Wänden, aus dem Standbild hervorzuquellen und ihre Seele in himmlische Verzückung zu wiegen. Gleichzeitig entzündeten sich auf den beiden Opferschalen hehre, blaßblaue Flammen, die sehnsuchtsvoll zu der verschleierten Göttin emporloderten.

„Isis, o Isis!“ schluchzte Cornelia, die schneeigen Arme ausbreitend. „Erstgeburt aller Jahrhunderte! Höchste der Gottheiten! Königin der Manen! Eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen! Gewaltige, deren Wink über Himmel und Erde gebietet! Ewige, die unter tausend Gebräuchen und tausend Namen von allen Weisen gebenedeiet wird! Höre, o höre mich! Ich habe Alles, was Du an irdischen Gütern gewähren kannst! Ich bin jung, schön, reich! Ich besitze das Herz des Besten und Edelsten unter den römischen Jünglingen! Und doch, o Göttin, mir fehlt Eines, Eines, um das ich Dich flehe mit unendlichen Thränen: die Ruhe, die stille, selbstgenügsame Herzensruhe! Isis, Allmutter des Himmels, erhöre mich! Auf meiner Stirn liegt's wie die Ahnung künftigen Unheils; meine Seele wandelt in Finsterniß. Du sendest mir Träume, Du sendest mir Warnungen: aber ach! Dein thörichtes Kind müht sich umsonst, sie zu deuten . . . Lehre Du selbst mich erkennen, was Du gebietest!

Offenbare Dich mir! Gib mir den Frieden, die stille Seligkeit, die Gnade des Himmels! Rette, o rette mich! Wie bald ist verblüht, was ich mein nenne! Der Sturm der Zeit weht darüber hinweg! Gib Du mir Heil! Gib Du mir die rechte Liebe, die ewig währt! Isis, allgütige Isis, erbarm' Dich meiner!"

Da schien der Schleier vom Antlitz der Göttin leise hinweg zu wallen. Halb erschreckt, halb verzückt schaute Cornelia empor. Ein mondscheinähnlicher Strahl glänzte magisch auf dem Antlitz der bleichen Marmorstatue. Um die Lippen spielte ein mildes Lächeln. Noch ehe die zitternde Beterin wußte, wie ihr geschehen, wogte der Schleier sanft wieder vor, der Strahl erlosch und Alles war wie ein Traum ... Plötzlich verstummte die geheimnißvolle Musik. Cornelia verspürte eine heftige Erschütterung wie von einem Erdbeben. Kaum ihrer Sinne mächtig, schloß sie die Augen; stöhnend preßte sie die Stirn wider den Sockel der Bildsäule. Als sie wieder emporblickte, stand Barbillus in hellglänzendem Byssusgewand vor ihr und reichte ihr freundlich lächelnd die Hand.

„Die Göttin hat Dein Gebet erhört," sprach er mit bebender Stimme. „Jetzt erzähle mir jenes Traumgesicht und erwarte den Spruch ihres Priesters."

So redend, schob er von einer buckelbeschlagenen Thür den Vorhang hinweg und führte Cornelia auf schmaler Wendeltreppe nach einem Söllergemach. Bedächtig schloß er die Läden und hieß die Jungfrau auf einer Ruhebank niedersitzen. Kaum hatte sie Folge geleistet, als die Kerzen eines kleinen Altars, wie vorhin die Flammen der Dreifüße, ohne erkennbare Ursache sich entzündeten.

Barbillus kniete nieder, legte das Angesicht auf ein heiliges Buch, das aufgerollt zwischen den Kerzen lag, und verharrte in dieser Stellung, bis Cornelia ihre Vision erzählt hatte. Dann sprach er ein stilles Gebet, wandte sich plötzlich um und beugte sich so tief gegen die Jungfrau, daß sie inmitten seines schwarzen Gelocks die kleine Tonsur erblickte.

„Meine Tochter," begann der Priester, sich wieder

emporrichtend, „Dein Traum verkündet nichts Gutes. Ueber Dir und Deinem Hause schwebt ein Verhängniß, das nur durch ein unmittelbares Eingreifen der Göttin abgewandt werden kann. Zu diesem Zweck ist es nöthig, daß Du während der nächsten vier Wochen alltäglich zur selben Stunde wie heute ein Opfer bringst. Gold, Weihrauch und blühende Rosen sind der Allmächtigen wohlgefällig."

„O, ich wußt' es!" stöhnte Cornelia. „Nicht umsonst hat mir all die Tage über das Herz wie im Tode gekrampft! Aber sage mir doch, was bedeutet die Einöde? Was die fern erglänzende Stadt und die Erscheinung meines Geliebten?"

„Dies Alles will ich Dir künden, wenn der Monat vorüber ist. Vertraue mir, liebe Tochter, und erfülle, was ich Dir aufgegeben!"

„Ob ich's erfülle!" rief Cornelia ekstatisch. Sie führte die Hand des Priesters an ihre Lippen. „Meine Perlen, mein Edelgestein, Alles spend' ich mit Freuden, wenn ich das Schicksal versöhnen kann. O Herr, Du ahnst ja nicht, wie mir die Seele erbangt! Sag' nur Eins, ich beschwöre Dich: droht die Gefahr meinem Quintus?"

Der Priester schloß bedeutsam die Augen.

„Ich darf nicht reden," hauchte er schwermüthig „Ich verkünde nur ein Schicksal, das unausweichlich ist. Wo ich noch hoffe, wo die Gnade der allgütigen Mutter noch helfen kann, da ist Schweigen die erste Pflicht meines Amtes."

„Wohlan denn, ich füge mich. Einstweilen . . . als Zeichen meines unauslöschlichen Dankes ... nimm dies kleine Geschenk. Bete für mich, o Barbillus! Sei mein Fürsprecher bei der Gewaltigen!"

Sie reichte ihm eine köstliche Armspange mit Smaragden, Rubinen und Chrysolithen. Die Augen in jungfräulicher Beschämtheit zu Boden senkend, bemerkte sie nicht das eigenthümliche Leuchten, das wie ein Blitz unter den langen, seidenen Wimpern des Asiaten hervorzuckte, und gleich darauf wieder dem Ausdruck edler Würde und Vornehmheit wich, der ihn kennzeichnete.

„Dank, meine Tochter!" sprach er weihevoll. „Im

Schrein der Göttin will ich die Gabe da bergen. Flehe auch Du, mein Kind, daß die Unsterbliche Alles zum Besten wende!"

Er bot ihr die Rechte und führte sie auf Umwegen nach dem Vorzimmer, wo Parmenio, straff wie ein Soldat, in der Ecke stand, während Chloë in einem der üppigen Sessel entschlummert war. „Komm!" sagte Cornelia, die Schläferin an der Schulter berührend. Hastig fuhr Chloë empor. „Das hat lange gewährt!" seufzte sie auf. „Mitternacht wird nicht ferne sein."

Eben wollten die Drei auf die Straße treten, als eine weibliche Gestalt hastig vorbeistürmte. Dicht hinterdrein kam, ächzend und keuchend, ein Mann gerannt, während aus dem Dunkel der benachbarten Querstraße lautes Gelächter erscholl. „Laß ab, das Reh ist zu flink!" rief eine dröhnende Baßstimme. Der Verfolger machte im nächsten Augenblick Kehrt, während ihm zwei andere Männer aus der Querstraße langsam entgegenkamen. Alle drei waren in dichte Mäntel gehüllt und trugen trotz der milden Witterung Kapuzen.

Eine Secunde lang schien Cornelia zu zögern. Dann trat sie kecklich in's Freie und schritt rasch an der sonderbaren Gruppe vorüber.

Die drei Männer besprachen sich heimlich, doch nicht so leise, daß Cornelia nicht einige Worte verstanden hätte.

„Beim Pluto!" sagte der Eine, „das war eine Charis! Ich sah ihr Lärvchen, wie der Kerl ihr hinausleuchtete!"

„Aphrodite ist gnädig," meinte der Zweite, „daß sie für die Läuferin so schnell uns Ersatz bietet. Wahrhaftig, ich bin just in der Laune! Gehn wir der Puppe nach!"

Cornelia beschleunigte ihre Schritte. Eh' sie jedoch die Hauptstraße noch erreicht hatte, war sie umringt.

„Nun, holdes Täubchen?" klang's ihr, ein wenig krächzend, an's Ohr. „So spät noch ausgeflogen? Woher des Weges, wenn die Frage erlaubt ist?"

Cornelia merkte sofort, daß sie hier nicht etwa raubgierige Strolche, sondern müßige Gecken und zwar Leute aus der höheren Gesellschaft vor sich hatte. Diese Wahrnehmung

gab ihr die Fassung zurück. Sie verdoppelte ihre Eile. Vergeblich. Der Mensch, der sie angeredet, eine mittelgroße, corpulente Gestalt von höchst zuversichtlicher Dreistigkeit des Gebahrens, drängte sich näher an sie heran und legte ihr, um sie aufzuhalten, die linke Hand auf die Schulter. Ein jäher Zorn stieg siedend in ihr empor. Mit einem heftigen Ruck befreite sie sich und blieb stehen.

„Parmenio," sprach sie gebieterisch, „wenn Dir Dein Leben lieb ist, so höre, was die Nichte des erlauchten Cornelius Cinna Dir jetzt befiehlt! Den Ersten, der sich erfrecht, auch nur den Saum dieses Gewandes zu berühren, schlägst Du zu Boden!"

„Das kann gleich geschehen," sagte Parmenio, den Zudringlichen am Halse packend. Wie vom Blitz getroffen prallten die beiden Andern zurück.

„Wahnsinniger, Du stirbst am Kreuz!" schrie der Gewürgte, dem Sclaven die Faust zerkrallend.

Parmenio ließ erschrocken den Arm sinken. In der kreischenden Stimme klang etwas so Tigerhaftes und Wildes, daß die Kraft des ehrlichen Naturmenschen jählings erlahmte.

Cornelia und Chloë waren inzwischen auf die breitere Straße gelangt. Mit wenigen Sätzen hatte Parmenio sie eingeholt. Im Schutze der Finsterniß erreichten sie ungefährdet das Haus.

„Blöde Schurken!" schrie der Mißhandelte, seine Gurgel betastend. „Weshalb gafft Ihr, als ob es Euch Spaß machte, wenn ein Schuft mich erdrosselt? Clodianus! Hab' ich Dich darum tausendfältig mit Ehren und Gold überhäuft, daß Du mich jetzt so erbärmlich im Stiche lässest? Da, nimm dies für Deine bübische Feigheit!"

Und mit der Wuth eines Panthers stürzte der Kaiser Domitian auf ihn los und versetzte ihm einen furchtbaren Faustschlag in's Angesicht.

Clodianus zuckte zusammen. „Verzeih'!" stammelte er, vor Schmerz und Erbitterung laut aufstöhnend. „Ich war so gelähmt vom Anblick des Unerhörten . . ."

„Fort, Verräther! Wag' es nicht, mir je wieder unter die Augen zu treten!"

„Gnade, o Herr!" flehte der Adjutant, den die Angst um den Verlust seiner Stellung alles Andere vergessen ließ. „Gnade, o Herr und Gott, ich beschwöre Dich! Entzieh' dem treuesten Diener nicht Deine Huld!"

„Ja, Herr und Gott," sagte jetzt auch Parthenius, der Oberkämmerer. „Vergieb uns, denn nur die übergroße Ehrfurcht ließ uns in Schuld gerathen! Laß Dir die gute Laune nicht rauben! Seit lange zum ersten Mal streifen wir unerkannt durch die Stadt. Soll ein hämischer Zufall . . ."

„Du hast Recht," unterbrach ihn der Imperator. „Ich war in der besten Stimmung . . ."

„So möge sie wiederkehren! Auch seiner Stimmung gebietet, wer Alles beherrscht, was der Erdkreis umspannt ...!

„Verwünscht . . .! Daß ich auch gerade . . . Pah . . ." Die Nichte des Cinna . . . Ich wußte nicht, daß der Tropf eine Nichte hat . . . Weß war das Haus, dessen Thür sie verließ?"

„Des Isispriesters Barbillus."

„Ah! Auch eine von den Betschwestern, die der Gaukler so glorreich betrügt! Vortrefflich! Das Püppchen gefällt mir. Ich hätte Lust . . . und wär's nur dem alten Burschen zum Trotz, dem Cinna, den ich hasse wie Gift. Er verdient eine Lehre . . . Noch immer trägt er den Kopf hoch wie ein Sieger . . . Als ob's nicht in meiner Macht stände, ihm diesen eisernen Gladiatorenkampf gelegentlich vor die Füße zu werfen . . . Parthenius, wir besprechen das noch! Und jetzt — weg mit allem Verdruß! Es lebe die Tollheit!"

„Dank, Dank!" sagte Clodianus, dem Kaiser die Hand küssend.

„Schiebt mir die Kapuze nach vorn! So! Jetzt den Mantel vor's Kinn, — und zurück in die Gasse! Den möcht ich sehn, der in solcher Maske den Cäsar vermuthet! Es gilt noch ein Abenteuer, Parthenius, ein närrisches, lächerlich-tolles Abenteuer, — und sollt' ich die Lippen, die dem Schicksal

der Welt gebieten, auf den Nacken einer schmutzigen Aegypterin pressen!"

Er schritt voran. Der Kämmerer und der Adjutant folgten. Domitian sah nicht, wie der Letztere unter den Falten seines Mantels die Faust ballte; er hörte nicht den grimmigen Fluch, der mehr gedacht als gesprochen über die zitternden Lippen glitt . . .

Dreizehntes Capitel.

Um dieselbe Zeit, da Cornelia ihre Wanderung nach dem Tempel der Isis antrat, erreichten Lucilia und Claudia, von ihrem Bruder begleitet, das Elternhaus. Der Jupiter-Priester saß noch arbeitend im Studiergemach. Durch die halbgeöffnete Thür sah man das ernste, sorgenvolle Gesicht über den Tisch gebeugt. Selbst der Schall der Schritte, die weithin durch's nächtliche Atrium dröhnten, unterbrach nicht seine emsige Thätigkeit. Quintus zögerte. Er hätte so gern den theuren Vater begrüßt. Nach kurzem Besinnen entschloß er sich, diesen späten Fleiß nicht zu stören. Er bot den Schwestern die Hand, winkte der regungslosen Gestalt, die drüben am Arbeitstisch saß, freundlich zu und entfernte sich.

Seine Sclaven und Freigelassenen hatten vor der Thür gewartet.

„Geht Alle heim!" sagte er kurz.

Die Leute waren derartige Launen seit lange gewohnt. Keiner staunte daher. Nur Blepyrus erinnerte schüchtern an den Ueberfall in der Cyprischen Gasse.

„Fürchte Nichts," gab Quintus zur Antwort. „Ich bin bewaffnet. Ueberdies, wer vermuthet mich heute Nacht in den Straßen?"

Das Gefolge nahm also die Richtung nach dem Forum Romanum, das noch immer von Menschen wimmelte, während Quintus nordwärts dem Circus Flaminius und dem

Marsfelde zuschritt. Bald befand er sich inmitten jener gigantischen Marmorstadt, die der Kaiser Augustus hier gleichsam aus der Erde gezaubert. Schwärzliches Blau deckte das Labyrinth von Säulen, Kuppeln, Friesen und Götterbildern, von Hainen und Rasenplätzen, wo bei Tage ein so buntes, märchenhaftes Gewühl herrschte. Nur der matte Schimmer der Sterne, die, leicht verschleiert, das Herannahen der herbstlichen Regenzeit kündeten, goß hier und da eine Spur von Licht über das vielgestaltige Chaos; denn der Mond war noch nicht aufgegangen. Ringsumher unendliche Stille, unendliche Einsamkeit. Fast vermeinte man das Rauschen des Tiberstromes an den Pfeilern der älischen Brücke zu hören. Oder war es das Plätschern eines der zahlreichen Wasserwerke, die dem kaiserlichen Rom so prunkvolle Zierde waren? Wie das flüsterte, wie das träumte!

Voll vom Eindruck dieser schweigsamen Oede, schritt Quintus Claudius bis in die Nähe des Flußufers. Unter den Baumgängen lagerte die schwärzeste Finsterniß. Kalt und feucht wehte die Luft vom Strome herauf. Quintus verspürte ein leises Frösteln. Rasch bog er ab in der Richtung der Via Lata, des heutigen Corso. Er begriff nicht, welch' räthselhafte Gewalt ihn gerade jetzt so hinaus in's Dunkel getrieben. Er hatte geglaubt, dem unermeßlichen Rom, den zahllosen Foren, den stolzen Tempeln und Basiliken entfliehen zu müssen — und schon packte ihn wieder das Heimweh nach der gewohnten, geliebten, gehaßten Zweimillionenstadt . . . Er schüttelte sich. Das Unbefriedigte und Widerspruchsvolle seiner Natur trat ihm klar vor's Bewußtsein. Genau so hatte er die philosophischen Systeme durchwandert — jetzt fliehend, was er noch eben gierig gesucht, jetzt begehrend, was er kaum erst verworfen. Heute begeisterungsfroher Anhänger Epikurs und morgen Schüler der Stoa, fand er in keiner der beiden Weltanschauungen Trost und Labe für sein wahrheitsdurstiges Herz. Die zenonische Verachtung alles Lebensgenusses schien dem feurigen phantasiebegabten Jüngling gekünstelt. Die Art und Weise Epikurs aber, der die Abgründe des Lebens feinsinnig mit Rosen

verhüllt, weckte in ihm einen unwiderstehlichen Drang, diese Abgründe auszumessen. Die alte Sphinx, Dasein genannt, legte ihm bei jedem neuen Schritt unerbittlicher ihre Fragen vor, und immer mehr verzagte er an der Möglichkeit einer Lösung. So wandte er sich denn allgemach jener Via Lata, jenem breiten Wege zu, auf dem die Mehrzahl der damaligen gebildeten Römer wohl oder übel einherschlenderte; jener Straße der skeptischen Indifferenz, die von jeder metaphysischen Ueberzeugung kurzer Hand absah und so recht buchstäblich in den Tag lebte. Nur Vereinzelte, wie Titus Claudius, der Jupiterpriester, hatten die altlateinische Religion mit einem höheren Gehalte erfüllt und so mit dem Zeitbedürfniß versöhnt. Die Meisten blickten auf die Märchen des Volksglaubens verächtlich herab, ohne doch im Stande zu sein, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Ja, selbst die gebildete Frauenwelt fand in dem angestammten Cultus keine Befriedigung; in hellen Haufen wandte sie sich dem geheimnißvollen Dienste der altägyptischen Göttin Isis zu, die in Rom schon zu Zeiten der ersten Kaiser eine stattliche Reihe von Tempeln besaß. Auch Quintus hatte den schalen Trank weggegossen, ohne Ersatz zu finden . . .

Der nächste Weg nach der Wohnung des Thrax Barbatus hätte ihn quer über die Straße Alta Semita am Quirinustempel vorbei geführt. Quintus wählte jedoch einen Umweg. Nach Allem, was vorgefallen, mußte er die belebteren Straßen möglichst zu meiden suchen. Nicht nur, daß der Zufall ihn zum Mitwisser einer That gemacht hatte, die vom römischen Gesetz mit schwerster Strafe bedroht war; er konnte auch fürder nicht mehr im Zweifel sein, daß Eurymachus, Thrax Barbatus und die Flötenspielerin zur Secte der Nazarener gehörten. Gerade jetzt bereiteten sich höchst bedrohliche Maßnahmen gegen die Bekenner des Nazarenerthums vor. Wenn die Ansichten des Titus Claudius Mucianus im Senate zur Geltung gelangten, so stand eine regelrechte Verfolgung in Aussicht. Die Mithilfe an der Befreiung und Rettung des Sclaven Eurymachus konnte daher leicht als ein Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates

aufgefaßt werden. Wenn Quintus auch um seiner selbst willen keine Furcht kannte: die Rücksicht auf seinen Vater erfüllte ihn mit ängstlicher Sorge.

Er hüllte sich fester in die faltige Pänula und eilte, scharf ausspähend, am nordwestlichen Abhang des Quirinalis entlang. Eine Abtheilung der Stadtwache zog hallenden Trittes an ihm vorüber. Der Rauch ihrer Fackeln schlug ihm warm in's Gesicht, aber Niemand beachtete, Niemand erkannte ihn. Die Straßen wurden enger und winkliger, die Häuser unheimlicher, die ganze Gegend plebejischer. Jetzt kam er in die Nähe der Ringmauer, die, der Sage nach, Servius Tullius erbaut hatte. Dieses Viertel war zur Zeit der Imperatoren eins der verrufensten in ganz Rom. Quintus schlich geräuschlos am Wall vorüber, denn in drei oder vier Tabernen ward noch gezecht. Syrische und gaditanische Dirnen trieben hier beim Qualm thönerner Lampen ihr schamloses Wesen. Alte Weiber, runzlig und triefäugig, schenkten aus rothen Henkelkrügen den schleimig trüben Vejenter. Schwerbetrunkene lagen schnarchend unter den Tischen. Aus heiseren Kehlen schollen schmutzige Lieder, halb überdröhnt durch das laute Gebrüll zweier Kerle, die in der letzten Taberne mit Kupfermünzen das altbeliebte „Gerade oder Ungerade“ spielten. Plötzlich entstand verdreifachter Lärm. Wildes Getümmel. Ein jäher Aufschrei. Die beiden Par-Impar-Spieler waren um eines Quadranten willen in Streit gerathen. Nach kurzem Wortwechsel hatte der Eine dem Andern das Messer in die Seite gebohrt. Der Getroffene stürzte heulend zu Boden; der Mörder ergriff die Flucht. Unbekümmert aber um diesen Auftritt begann jetzt eine der Syrerinnen mit ihren Castagnetten zu klappern und im frechsten Tanze, der jemals erhört wurde, ihre Hüften zu wiegen.

Quintus wandte sich voll Ekels hinweg. Niemals war ihm das gefühllose Treiben der Weltstadt so abscheuerregend vorgekommen als hier in diesem verlorenen Winkel. Spiegelte diese Greuelscene nicht das ganze, große, gewaltige Rom wieder mit all' seinen Lastern, seiner Mißachtung fremder

Schmerzen, seiner wahnsinnigen Gier nach Genuß? Noch vor Kurzem hatte er ganz dieselbe Scene in höherem Styl, in distinguirterer Form durchgemacht. Oder waren die Erlebnisse im Park der Lykoris minder entsetzlich? Lag nicht auch dort ein Mensch blutend und sterbend am Boden, indeß eine Dirne — ja, eine Dirne, denn das war sie, die feingebildete, glänzende Gallierin! — die herzlose Menge durch ihre Koketterie zu berücken suchte? Dort freilich — alle Pracht und aller Luxus des Reichthums, hier der Schmutz und die Sittenrohheit des Elends, aber im Grunde Eins und dasselbe, im Grunde Beides ein Symptom der Entartung, des Niedergangs, der Zersetzung . . .

Quintus erblickte mit einem Male das ganze Treiben des Zeitalters in neuer, ungeahnter Beleuchtung. Und wundersam! Es war, als ob diese Beleuchtung ausstrahlte von einem bleichen Gesicht, das er nur zweimal im Leben geschaut: von dem Antlitz jenes niedrigen, verachteten Sclaven, der so hoheitsvoll auf seine Peiniger und Verfolger herablächelte. Gab es denn wirklich etwas wie einen übernatürlichen Zauber? Oder war dies Alles nur Bewunderung für die Standhaftigkeit eines Helden?

Gegen Mitternacht langte Quintus vor dem Hause an, das die Flötenspielerin ihm bezeichnet hatte. Es war eines jener hohen, dürftig gebauten Speculationshäuser, an denen die ärmeren Stadttheile zum Schaden der öffentlichen Sicherheit so überaus reich waren. Nur im Erdgeschoß halbwege massiv, thürmte es Stockwerk auf Stockwerk, bis es oben mit einem Raume abschloß, der nicht viel mehr war als eine Bretterbude. Die Wände zeigten Risse und Sprünge. An einzelnen Stellen, wo die elenden Mauern ernstlich den Einsturz drohten, hatte der Eigenthümer Stützbalken angebracht, die den Eindruck der Gefährlichkeit nur erhöhten.

Die Künstlerin empfing den jungen Claudier am Eingang. Neunzig Stufen, die man ohne Euterpes kleine Leuchte nicht ungestraft hätte passiren können, führten an's Ziel. „Halt ein!“ sagte die Flötenspielerin, als Quintus Miene

machte, auch noch den letzten Stock zu erklimmen. „Thrax wohnt nicht ganz unter den Ziegeln."

Mit diesen Worten pochte sie an die Thüre. Thrax Barbatus öffnete. Er sah ruhig, fast heiter aus.

Quintus betrat einen Raum, dessen Freundlichkeit ihn außerordentlich überraschte. Von der niederen Decke hing eine dreiarmige Lampe herab. Die Wände waren sauber in Braunroth getüncht; kleine, allerliebste Blumen- und Fruchtstücke hoben sich frisch und kräftig von diesem Hintergrund ab. Den Fußboden deckte ein etwas verbrauchter Teppich, dessen reiche und geschmackvolle Zeichnung von besseren Tagen erzählte. Ein Tisch, ein Sessel, einige Bänke und ein niedriger Schrein aus gedunkeltem Eichenholz bildeten das Meublement — ärmlich allerdings nach den Begriffen eines vornehmen Römers, aber doch viel behaglicher, als Quintus nach dieser Treppenwanderung vermuthet hätte.

„Willkommen im Gemach Deines Dieners!" sprach der Greis, dem Jüngling die Hand küssend. „Voll Sehnsucht haben wir Dein geharrt. Fast besorgte ich schon, Du könntest bereut haben . . ."

„Ihr hattet mein Wort," sagte Quintus.

Er setzte sich auf eine der Holzbänke. Thrax Barbatus schritt nach der Thür im Hintergrund, öffnete und rief mit zärtlicher Stimme:

„Glauke!"

Kurz darauf trat ein junges Mädchen in's Zimmer. Ihr lieblich-sanftes Gesicht trug die Spuren reichlicher Thränen. Das braune Haar fiel aufgelöst über die Schultern; ihre Tunica war zerknittert. Von den Schrecknissen der letzten Tage erschöpft, mochte Glauke auf's Lager gesunken und eingeschlafen sein.

Wie sie jetzt im Rahmen der Thür erschien, vom Licht geblendet, durch die Anwesenheit des vornehmen Fremdlings verwirrt, bot sie ein reizendes Bild mädchenhafter Scheu und Verschämtheit.

„Komm, süße Glauke, und begrüße den Gönner unseres Eurymachus!" begann Thrax mit schmeichelnder Stimme.

„Dieser edle Jüngling ist Quintus Claudius, der Freund der Verlassenen. Er wird den Verfolgten erretten. Er wird ihm die Gnade des Kaisers und von Stephanus die Freiheit erwirken.“

Glauke stand einen Augenblick regungslos. Ihre Wangen bedeckten sich mit fliegendem Roth. Dann warf sie sich dem Vater laut aufweinend in die Arme und barg ihr Antlitz an seiner Schulter.

Euterpe hatte unterdessen einen sabinischen Henkelkrug und eine Fruchtschale auf den Tisch gesetzt. „Wenig, aber von Herzen,“ sagte sie lächelnd. „Nach so später Wanderung wirst Du die geringe Erfrischung nicht abweisen.“

Dann holte sie ein Tannenscheit aus der Ecke und schlug dreimal in kurzen Zwischenräumen den Boden.

Sie lauschte.

Alles still.

„Er schläft,“ wandte sie sich zu Thrax, der seine Tochter beruhigt hatte und sich jetzt gleichfalls an den freundlich erhellten Tisch setzte.

„Wahrlich, er hat's verdient,“ sagte Glauke.

Euterpe wiederholte ihr Pochen — diesmal mit besserem Erfolg. Man hörte, wie sich unten Etwas bewegte. Zwei Minuten später ächzte die Treppe, und eine wettergebräunte Gestalt von mittlerer Größe trat vorsichtig in's Gemach. Euterpe ging auf ihn zu und führte ihn bescheiden vor Quintus.

„Dies, o Herr, ist mein Gatte,“ sagte sie demüthig. „Er hat die kühne That im Parke der Lykoris mit ausgeführt; denn auch er hegt für Eurymachus die größte Verehrung.“

„Traun, ich erkenn' Dich! Du hast dem Flüchtling den Arm geboten auf jenem schmalen Weg über den Hügelkamm.“

Diphilus blickte dem Jüngling überrascht in's Gesicht.

„So ist es, Herr,“ sagte er zögernd. „Wie aber kannst Du wissen . . .?“

„O, ich befand mich ganz in der Nähe. Wär' ich hervorgetreten, ich hätt' Euch wohl die Straße verlegen können!“

Mit dem Ausdruck des unverhohlensten Staunens ließ sich Diphilus an der Seite des alten Thrax nieder, das Antlitz des Jünglings fest anstarrend, als wolle er sich die Erscheinung dieses räthselhaften Bundesgenossen recht tief in die Seele prägen.

Thrax Barbatus breitete nun die knorrigen Hände feierlich auf den Tisch, wie ein Sprecher, der eine Rede beginnt. Dann sagte er halblaut:

„Vor Allem, Freunde, laßt uns bedenken, daß in Rom jeder Stein Augen und Ohren hat. Die dünnen Wände der Miethsgebäude sind für den Lauscher ein Spinngewebe.“

Die Flötenspielerin schmiegte sich ängstlich an Diphilus. „Er redet nur allzuwahr,“ meinte sie seufzend. „Fast möcht' ich schwören . . .“

„Was?“ fragte Diphilus.

„Daß uns die Häscher halbwege schon auf der Spur sind.“

„Wie so?“

„Nun, ich habe so das Gefühl . . . Ich schwebe fortwährend in Todesangst . . .“

Thrax Barbatus schüttelte bedächtig den Kopf. „Deine Furcht ist unbegründet,“ sagte er nachdrücklich. „Kein Mensch in Rom ahnt Etwas von unseren Beziehungen zu Eurymachus. Mein armer Philippus, der, fast noch ein Knabe, die Heimath verließ und nach zwanzig Jahren, kaum dem eigenen Vater erkennbar, zurückkehrte . . . nein, Euterpe, das stille Antlitz des Todten verräth uns nicht . . .“

Er preßte die Hand vor die Augen.

„Ich weiß,“ versetzte Euterpe zögernd . . . „Dem ungeachtet . . .“

„Was hast Du?“ fragte Barbatus, rasch wieder aufblickend.

„Ach,“ fuhr die Flötenspielerin fort, „ich fürchte, Eure Freundin war unvorsichtig. Zürne mir, aber ich konnte nicht anders. Da ich hörte, Philippus sei auf dem Anger der Ausgestoßenen unter Verbrechern und Missethätern bestattet worden, zerbrach mir schier das Herz in der Brust. Ich gelobte mir, sein Grab solle auch dort des frommen Schmucks

nicht entbehren. So schlich ich denn heut' gegen Ende der ersten Vigilie hinaus nach dem esquilinischen Hügel. Einen geweihten Palmzweig, den ich auf seine Gruft legen wollte, barg ich im Kleide. Alles ging mir nach Wunsch. Nach kurzem Suchen fand ich die Stätte. Ich legte den Zweig nieder, sprach ein kurzes Gebet und entfernte mich. Plötzlich vernahm ich Schritte und Stimmen. Ich beeilte mich, aber die Schritte folgten mir. Der Zufall wollte, daß mir gleich darauf eine Sänfte mit Fackelträgern begegnete. Ich ward voll beleuchtet, so sehr ich mich abwandte. In diesem Augenblicke hörte ich, wie einer von den Männern, die mich verfolgten, zu laufen anfing. Da ergriff mich eine furchtbare Angst. Am Isistempel, in der Monetastraße, bog ich links ab und rannte so stürmisch in die nächste Gasse hinein, daß ich zwei Damen, die gerade in's Freie traten, kaum auszuweichen vermochte. Das Dunkel der Gasse beschützte mich. Ich entkam und erreichte auf weiten Umwegen hier die Wohnung. Waren's Leute der Stadtwache, die mir folgten, so ist's abgethan. Wie aber, wenn es Leute des Stephanus waren? Die kennen mich alle von Bajä her, wo ihr Herr mich oft genug spielen hieß ... Ach, sprich Du, mein erlauchter Gönner, was soll geschehen, wenn diese Furcht sich bewahrheitet?"

Die letzten Worte waren an Quintus gerichtet, denn sie merkte, daß Thrax Barbatus durch den Liebesdienst, den sie dem Todten erwiesen, tief gerührt war, und wollte so seinem Dank ausweichen.

Quintus Claudius schien sich, trotz aller Theilnahme für Thrax und Eurymachus, noch immer nicht vollständig mit seiner eigenthümlichen Situation befreunden zu können. Der Gedanke, daß er, der Jüngling von senatorischem Stamme, der Sproß einer der ersten Familien des Weltreichs, mit Handwerkern, Freigelassenen und Sclaven gemeinsame Sache machte, war für die damalige Lebensanschauung so ungeheuerlich, daß selbst eine großartig angelegte Natur Zeit gebrauchte, das Widerstrebende und Fremdartige niederzukämpfen. Er wandte sich nach einigem Zögern an Thrax, und fragte, als ob er den Drang verspüre, sich vor sich selbst

zu rechtfertigen: „Verbürgst Du mir die Schuldlosigkeit des Eurymachus mit Schwur und Handschlag?“

„Herr,“ sagte Barbatus, „er ist schuldlos und rein wie die Sonne am Himmelszelt. Ich schwör' es Dir bei der Seele meines Philippus! O, Du kennst nicht seinen Peiniger, den grausamen Stephanus! Wahrlich, sonst käme kein Zweifel in Deine Brust. Was dieser Mensch während der letzten zwei Lustra gefrevelt hat, das schreit zu Gott empor, wie das Blut der unschuldigen Kindlein zu Bethlehem! Wie Du mich siehst, bin auch ich ein Opfer dieses Verbrechers!“

„Auch Du? Wie geschah das?“

„Auf jene Art, die man nachgerade die ‚Stephanische‘ nennen könnte. Von meinem Vater hatt' ich ein kleines Vermögen ererbt, das ich nutzbringend anlegte. Ich gedachte es für Glauke zu sparen und zu vermehren. Den Unterhalt erwarb ich in meiner Schmiede. Du weißt, Herr, wie schlecht freie Arbeit in Rom sich bezahlt macht ... Gleichwohl ließ ich durch keine Noth mich bewegen, den kleinen Schatz anzurühren. Nur die Zinsen verbraucht' ich fünf oder sechs Jahre lang, um für Glauke ein behagliches Heim herzurichten und ihre Erziehung zu fördern. Da eines Tages weist dieser Stephanus ein gefälschtes Testament vor, das ihn aus den lächerlichsten Motiven zum Erben einsetzt. Er war noch Anfänger damals und begnügte sich mit Geringem. Seitdem ist er gefräßig geworden und schluckt nur noch Rittervermögen. Nun, es kam, wie zu fürchten stand. Falsche Zeugen, listige Advocaten, erkaufte Richter ... Ich verlor Alles, was ich besaß.“

„Unerhört!“ sagte der Jüngling. „Und Niemand regte sich, um Dir beizuspringen? Keiner der jungen Sachwalter nahm die Partei der Wahrheit um ihrer selbst willen?“

„Keiner. O, Stephanus ging schlauer zu Werk, als Du denkst. Wer ihm gefährlich schien, den bestach er durch angebliche Legate der Erblasser ... Andere schüchterte er durch geheime Drohungen ein ... Kurz, er ist auf dem Wege der Testamentsfälschung reich geworden, wie Krösus. Hunderte seiner Opfer aber sind verzweiflungsvoll und elend zu Grunde

gegangen. Dieser Ruchlose scheut nicht Mord noch Verrath, — und er frevelt straflos, denn er hat mächtige Freunde. Man sagt, Parthenius, der Oberkämmerer . . ."

„Genug!" unterbrach ihn Quintus; „auch seine Stunde wird schlagen. Für Eure Sicherheit freilich wär' es ein Glück, wenn sie bald schlüge."

„Wir sind nicht müßig," versetzte Glauke. „Was der Vater damals entbehrte, jetzt hat er's gefunden: einen rechtsverständigen Gönner, dessen Großmuth kein Opfer scheut. Du hörtest wohl von Cnejus Afranius?"

„Cnejus Afranius? Ich kenn' ihn persönlich. Wiederholt traf ich ihn bei Cornelius Cinna. Er macht von sich reden . . ."

„Vier- oder fünfmal sprach er am Forum," versetzte Thrax mit Wärme. „Sein Erfolg war glänzend . . . Ach, und welch' ein Gemüth! Welch' ein Herz voll edler Selbstlosigkeit! Nur um der Sache willen, nur aus Begeisterung für das Recht und die Wahrheit geht er diesem Stephanus unermüdlich zu Leibe, so oft der schlaue Fuchs auch den Anschlag vereitelt. Zweimal stand Afranius schon im Begriff, den Proceß in aller Form zu eröffnen. Immer wieder schoben sich unsichtbare Mächte dazwischen . . . Wenn's aber richtig ist, daß Tropfen den Stein höhlen, so wird auch Stephanus dereinstens zu Falle kommen."

Quintus saß eine Weile regungslos. Er schien das Gehörte mit Muße verarbeiten zu wollen. Niemand störte ihn.

„Freunde," begann er endlich, „Ihr seht mich bereit, Euch in meiner Weise ebenso nützlich zu sein, wie Cnejus Afranius. Zunächst eine Frage: Befindet sich Eurymachus noch in Rom?"

„In der Nähe von Rom."

„Und Du willst ihn nicht schleunigst weiter befördern?"

„Unmöglich," sagte der Greis kopfschüttelnd; „Stephanus hat Alles in Bewegung gesetzt. Hunderte von Polizeisoldaten und Sclavenhäschern sind auf den Beinen. Maueranschläge versprechen große Summen für die Gefangennahme des Flüchtlings. Selbst die vestalischen Jungfrauen sind um

Aussprechung ihrer Bannformel ersucht worden, damit der Entwichene aus Rom nicht herauskönne. Kurz, die Entdeckung wäre so gut wie gewiß . . .“

„So ist's, Herr,“ bestätigte Diphilus. „Und weißt Du auch, warum Stephanus diese ungeheure Anstrengung macht? Eurymachus kennt ein Geheimniß von ihm, eine furchtbare Missethat, gräßlicher als Alles, was er jemals gefrevelt. Deshalb trug Eurymachus bei der Todes-Comödie auch den Knebel im Munde.“

„Ueberdies,“ — fuhr der Alte fort — „hat er sich bei der eiligen Flucht schwer am Fuße verwundet. Er könnte jetzt sein Asyl nicht verlassen, selbst wenn er wollte.“

„Hm! Aber was kann ich unter solchen Umständen für Euch thun?“

„Erwirk' ihm Gnade, o Herr!“ sagte Glauke, flehentlich die Hände erhebend.

„Oder doch mäßige Strafe!“ ergänzte Diphilus.

„Vielleicht auch gelingt es Dir,“ fügte Thrax hinzu, „dem Afranius Hülfe zu leisten und die Hindernisse, die den Lauf der Gerechtigkeit aufhalten, aus dem Wege zu räumen. Dein erlauchter Vater, — vermag er nicht Alles, was er sich vorsetzt? Wird sein Hochsinn die Flucht unseres Eurymachus nicht entschuldigen, wenn Du den Fürsprecher machst? Ich weiß, Titus Claudius ist kein Freund des gemeinen Mannes. Oft genug hat er unbeugsame Strenge gegen schuldige Sclaven geübt. Allein er ist billig und einsichtsvoll . . . Er kennt zur rechten Zeit auch die Gnade . . .“

„Ich will sehen, was sich thun läßt.“

„Gottes Segen über Dein Haupt!“

Quintus warf ihm einen prüfenden Blick zu.

„Höre doch!“ begann er nach einer Pause; „bin ich im Irrthum, oder gehörst Du, wie es den Anschein hat, zu der Secte der Nazarener?“

„Herr,“ sagte Thrax Barbatus, „dem großmüthigen Retter meines Eurymachus gegenüber darf ich vergessen, daß die Klugheit uns zwingt, unsern Glauben geheim zu halten. Ja, Herr, frei will ich bekennen: ich zähle zur Schaar jener

Begnadeten, die das Volk als Nazarener bezeichnet. Wir sind Christen, ich und die Meinigen, — denn so nennen wir uns nach dem Stifter unserer heiligen Religion, der unter Pontius Pilatus den Tod erlitt. Auch Diphilus und Euterpe haben die Taufe empfangen, jenen Act der Weihe, der die Aufnahme in den Bund des Glaubens besiegelt. Wir sind Christen, Herr, und keine Macht der Welt wird uns je zu den Altären Euer Götzenbilder zurückführen. Mag der Cäsar die Tage Neros heraufbeschwören, mag er schlichte, harmlose Menschen, deren einziger Ehrgeiz die Tugend ist, zu Verbrechern stempeln: er wird das Reich Gottes nicht aufhalten. Wahrlich, edler Jüngling, ich sage Dir, jeder Blutstropfen, der vergossen wird, weckt uns neue Zeugen für die unvergängliche Hoheit und Göttlichkeit unserer Lehre."

Der Greis schwieg. Seine Wangen hatten sich leise geröthet.

„Wohl," sagte Quintus, zu Boden blickend. „Aber künde mir Eins! Lehrt Euer Glaube nicht den gefährlichen Grundsatz der Gleichheit? Zerstört er nicht die uralte Schranke zwischen Vornehmen und Geringen, zwischen Freien und Sclaven? Erstrebt Ihr nicht die Zertrümmerung der Gesellschaft und den Umsturz alles Bestehenden?"

„Ja, Herr, wir erstreben den Umsturz dessen, was stürzen muß, wenn das Reich Gottes gedeihen soll. Wir lehren die Gleichheit, die Freiheit und die Brüderlichkeit aller vom Weibe Geborenen. Was ist diese Lehre denn Anderes, als die Rückkehr zur Wahrheit, zur unentstellten Natur? Nur die Macht der Gewohnheit oder des Eigennutzes kann uns befehden: die Gottheit und alles Edle im Menschen ist für uns. Wo und wann hätte ein höherer Wille Euch Auserkorenen das Recht verliehen, Eure Brüder in Ketten zu schlagen? Wo steht geschrieben: Du sollst der Herr sein, und Jener, der wie Du Freude und Schmerz empfindet, sei Dein Sclave und beuge sich? Es klingt vermessen, o Quintus, aber ich frage Dich: Welch ein Unterschied waltet ob zwischen dem erlauchten Sproß der Claudier und dem armen Eurymachus? Was Dich über ihn stellt, ist Zufall; was Euch

gleichstellt, ist der Wille der Gottheit. Oder meinst Du, ein Sclave könne nicht weiser, klüger, tugendhafter, muthiger, edler sein, als ein Abkomme senatorischer Eltern? Wärt Ihr in der Wiege vertauscht worden, glaubst Du, alle Welt hätte dem Sohne des Sclaven die Herkunft von der Stirne gelesen? Nein, edler Jüngling! Was wie ein Abgrund aussieht, ist nur ein künstlich gemaltes Etwas, ein Scheinbild, das vor dem Lichte der neuen Wahrheit zerstieben muß! Auch wir, die Kinder des Volkes, auch jene, die Unfreien und die Knechte, die jetzt in Euren Arbeitshäusern und Bagnos schmachten, Alle, Alle sind zur Kindschaft Gottes berufen. Kommt her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, spricht der Heiland, ich will Euch erquicken! Und wahrlich, sein Ruf ertönt nicht umsonst! Tausende und aber Tausende strömen herzu... Im fernen Asien, in Aegypten, in Griechenland, ja selbst in Hispanien und Lusitanien schaaren sich die Dulder um das Wahrzeichen unseres Glaubens, um das Kreuz, das Euch Römern ein ehrloser Galgen, uns aber das Symbol der Verheißung ist. Ach, und auch Ihr, die Reichen, die Vornehmen, die Weltbeherrscher, bedürft nicht auch Ihr des Trostes, der Heilung, des erlösenden Lichtes? Seid Ihr denn glücklich in Eurem Glanze? Verlangt Ihr nicht insgeheim nach dem Ewigen? Die Zeit wird kommen, da auch Ihr die Stirnen beugt vor dem verachteten Marterholze, da auch Ihr erkennt, wie herrlich uns der Zimmermannssohn von Nazareth das trübe Räthsel des Lebens gelöst hat. Ihr werdet aus der Wirrniß der Vergänglichkeit hinüber flüchten in die Regionen der Hoffnung, des Glaubens und der göttlichen Gnade."

Seltsam ergriffen schaute Quintus dem Sprecher in's Antlitz, das von heiliger weltbesiegender Ruhe strahlte. Glauke hatte das Haupt sanft an die Schulter des Vaters gelehnt, als suche und finde sie hier den sicheren Stützpunkt im Kampf mit dem Leben; trotz aller Wehmuth, die in leisen Nachklängen um die Lippen spielte, lag es wie stilles Glück auf der jungfräulich reinen Stirne. Die langen Wimpern gesenkt, faltete sie in süßer Erschlaffung die Hände. Euterpe

und Diphilus hingen ehrfürchtigen Blickes an den Lippen des Greises, der ihnen wie im Lichte einer überirdischen Verklärung erschien.

Quintus fühlte sich von dem Bilde dieser starken, muthigen, glaubensfreudigen Menschen unsäglich gefesselt. Sein Widerstreben gegen die neue Weltanschauung begann zu schmelzen, wie der Schnee des Sorakte im Lenzwind. So krampfhaft die Eigenliebe sich sträubte, die Erkenntniß war mächtiger. In einsamen Stunden hatte er längst Aehnliches gedacht und empfunden; aber so klar, so kühn war ihm die Verneinung des Bestehenden niemals entgegengetreten. Das mußte ein starkes Herz und ein gewaltiger Geist sein, der so der wohlgeordneten Gesellschaft des römischen Weltreichs die Berechtigung absprach und einem Volke von Herren und Knechten die Worte zurief: Alle Menschen sind Brüder! Es lohnte sich wohl, von diesem nazarenischen Gracchus Näheres zu hören und die geheimnißvolle Kraft zu ergründen, die seiner Lehre selbst nach den furchtbaren Verfolgungen der neronischen Aera ein so zähes Leben verlieh.

Alles dies zuckte dem jungen Claudier in aufregender Gewaltsamkeit durch die Seele. Es litt ihn nicht länger in dem engen, dumpfigen Raume. Er erhob sich. Ein zerstreut-vornehmes Lächeln sollte bemänteln, was ihm schier die Fassung benahm. Er schritt einige Male durch das kleine Gemach. Dann sagte er mit einer gewissen Herablassung zu Thrax Barbatus:

„Ich werde Dir's Dank wissen, wenn Du mir bei nächster Gelegenheit mehr von Eurer Lehre erzählst. Ich unterrichte mich gern an der Quelle. Für heute gehabt Euch wohl! Morgen in aller Frühe gedenk' ich für Eurymachus thätig zu sein. Betet zu Eurem Gott, daß er uns mit Erfolg kröne."

Euterpe führte den Jüngling die Treppe hinab. Dann eilte sie im Fluge nach dem Zimmer zurück, wo Glauke und Diphilus den Tisch bereits weggeräumt und einen Altar hergerichtet. Es galt ein Todtenopfer für die Seele des armen Philippus.

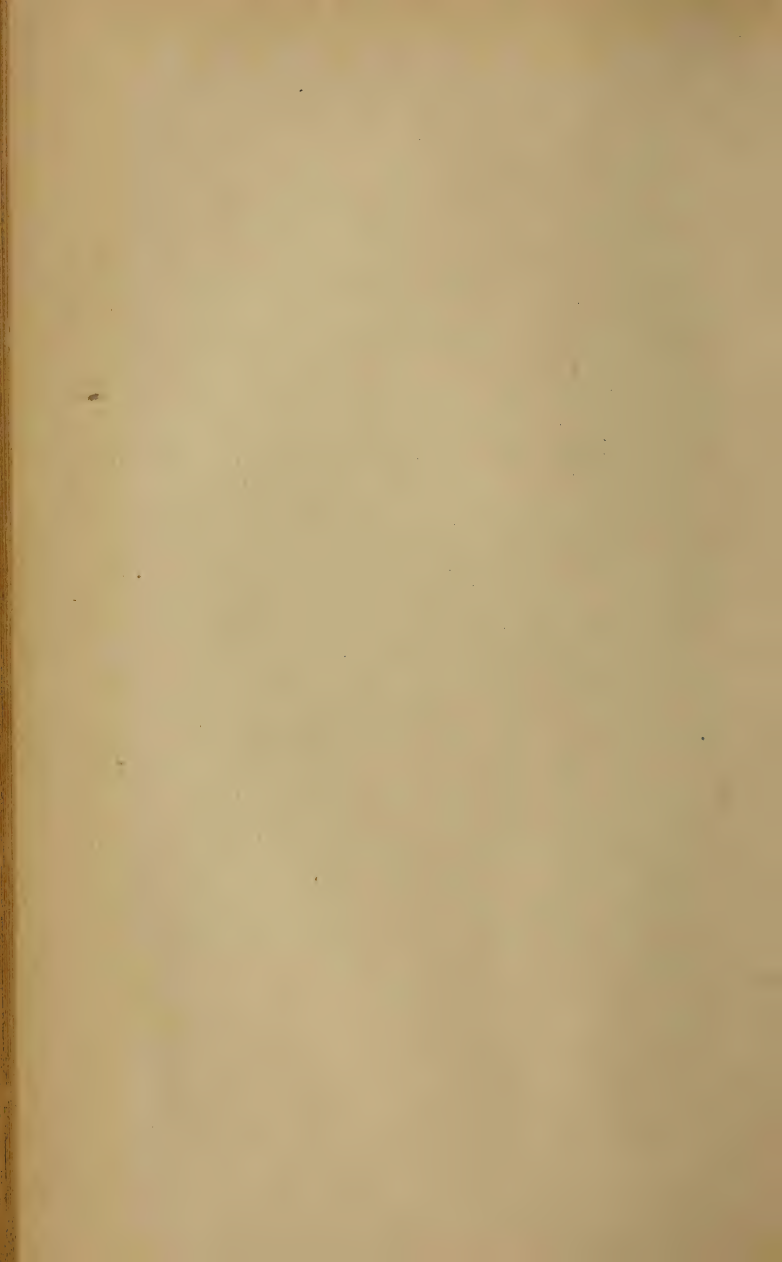
Während die guten Menschen hier in stillem Schmerz vor dem Kreuze knieten, schritt Quintus hochklopfenden Herzens in die lichtlose Nacht hinaus. Seine Stirn fieberte. Ein gewaltiges, nie gekanntes Ringen drohte ihm die Brust zu zersprengen. Auf der Höhe des esquilinischen Hügels machte er Halt. Wider den Rand eines tritonengeschmückten Brunnens gelehnt, blickte er gen Westen auf das nächtige Rom. Ein schwarzer Coloß, dehnte sich die unermeßliche Weltstadt zu seinen Füßen. Kaum unterschied er die gewaltigsten Bauwerke, das Amphitheatrum Flavium, die Kaiserpaläste, das Capitol. Wie eine schwere Gewitterwolke zeichnete sich der Mons Janiculus am blauschwarzen Firmament ab. Ein dumpfes Rauschen und Grollen ging durch die Luft, wie die Athemzüge der schlafenden Riesin. Es überkam ihn ein Gefühl ungeheurer Oede, unbeschreiblicher Sehnsucht, unerklärlichen Zagens.

„Ja, Ihr Edlen," stöhnte er, das Antlitz in seine Hände pressend, „ich komme wieder! Ich kehre zurück in diesen Kreis des Friedens, der Seligkeit! Bei allem Jammer, der mir jemals die Stirne gebeugt, bei allem Weh, das mir am Herzen genagt, ich komme wieder!"

Und freudig aufathmend wie ein Mensch, der von langer Krankheit genesen, schritt er zu Thale.

Zweites Buch.





Erstes Capitel.

Auf purpurnem Ruhebette, das schöne Haupt in die Rechte stützend, während die Linke mechanisch mit den Falten des Kleides spielte, lag Domitia, die Kaiserin. Polycharma, ihre Lieblings-Sclavin, kauerte schweigend am Boden. Sie hielt einen roth- und blaugefiederten Vogel im Schooß, der von Zeit zu Zeit mit den Flügeln schlug und gelle, fremdartige Töne ausstieß. Sonst herrschte rings eine schwüle Beklommenheit, eine dumpfbrütende Stille. Das Brausen der Weltstadt klang hier, trotz der Nähe des Forums, abgedämpft, wie das Säuseln leise bewegter Baumwipfel. Die Marmorstatue der Venus Genitrix neben dem Eingange blickte verschlafen unter den schönen Lidern hervor. Selbst der kleine Eros mit der zierlich geschwungenen Kanne schien von leiser Melancholie angekränkelt. Auch draußen in den Corridoren und Vorzimmern regte sich kaum ein Laut. Die Sclaven schlichen vorsichtig auf den Fußspitzen und verständigten sich nur flüsternd oder durch stummes Geberdenspiel. Die trübe Stimmung der hohen Frau schien die ganze Atmosphäre mit scheuem Unbehagen, mit banger Schwermuth zu sättigen.

Vor einigen Stunden hatte die erste Wiederbegegnung zwischen dem kaiserlichen Ehepaar stattgehabt. Beide Theile waren sich würdevoll, ruhig und mit officieller Freundlichkeit entgegengekommen. Unausgesprochen lag zwischen Beiden das bittere Gefühl, daß eine wirkliche Annäherung nach Allem,

was vorgefallen, undenkbar sei. Die mißtrauische Natur des Kaisers bäumte sich auf gegen Domitias geistige Ueberlegenheit, gegen ihr dämonisches Wesen, das trotz aller Maskenkünste der Convenienz dräuend aus ihren Augen blitzte, gegen die verzehrende Ironie ihres Stolzes und ihrer Rachsucht. Aber auch Domitia empfand ein nagendes Mißbehagen. Sie kannte den Haß und die unversöhnliche Tücke des Imperators; sie wußte, daß Domitianus, einmal beleidigt, die Zähigkeit des lauernden Tigers hatte, der nicht müde wird, auszuspähen, bis sich die Gelegenheit zum vernichtenden Sprunge zeigt. Die Erinnerung an die eigene Demüthigung kam hinzu. Eine Demüthigung war die Verbannung aus dem kaiserlichen Palaste gewesen, eine Demüthigung das Todesurtheil des Paris und das Liebesverhältniß des Imperators zu seiner Nichte. Jetzt aber, die Verzeihung von ihm, den sie so gründlich verachtete, — die Gnade von Domitianus, — das drückte noch schwerer, noch schmachvoller . . .

Wortlos und abgemattet lehnte sie so in den Polstern. Ihre jüngsten Erlebnisse zogen wie hohnerfüllte Gespenster an ihr vorüber. Auch die Apollo-Gestalt des jungen Clauders, der in Bajä ihre Sehnsucht entflammt hatte, schien ihr geringschätzig zuzulächeln. Sie schloß seufzend die Augen, als könnte sie das Bild so verscheuchen. Noch bis vor Kurzem hatte sie fest geglaubt, ihre Leidenschaft sei niedergekämpft. Im Entschluß der Rache war ihre Seele erstarkt. Sie hatte sich als Göttin gefühlt, die den Uebermuth eines Sterblichen züchtigt. Jetzt, inmitten ihrer Verstimmung, begann eine seltsame Wandlung. Die Begierde nach Rache blieb, — aber es war nichts Hoheitsvolles, nichts Ueberlegenes mehr in diesem Gefühl: die Göttin hatte dem eitlen, liebeskranken, haß- und ingrimmerfüllten Weibe Platz gemacht. Auch diese Wandlung hing mit ihrer neuen Lage zusammen . . . Der Anblick des Imperators hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, was sie mit aller Willenskraft zu vergessen strebte: daß ein einziges Wort dieses tödtlich geliebten Quintus ausgereicht hätte, die Versöhnung zu hintertreiben. Scham, Haß, Wuth, Sehnsucht wühlten ihre Seele in allen

Tiefen auf. Ihre selbstquälerische Phantasie malte sich abwechselnd bald die verlockendsten und bald die entsetzlichsten Bilder. Wie beim Träumen vermengte sie dabei die Gestalt des Quintus mit der ihres ehemaligen Lieblings, des ermordeten Schauspielers. Sie sah sich in Thränen aufgelöst, voll Inbrunst zu seinen Füßen; er hob sie auf, er küßte sie, daß ihr die Sinne schwanden. Jetzt stieß er sie höhnisch lachend zurück; sie schauderte vom Wirbel zur Zehe und stieß ihm verzweiflungsvoll den Dolch in die Brust ... Dann lebte sie nochmals jenen Augenblick durch, da Polycharma, ihre Vertraute, mit dem Täfelchen auf sie zutrat, das Quintus der jungen Sclavin im Park der Lykoris als Antwort auf den letzten, liebeglühenden Brief behändigt . . . Die Tafel enthielt ihr Todesurtheil ... Doch nein, nicht das ihre: das seinige! Er, er muß sterben! las sie in den furchtbaren Zeilen. Und nun verschwamm das Alles wie eine Landschaft, die sich in Nebel hüllt. An Stelle der Sclavin erblickte sie das triumphirende Antlitz der Flötenspielerin, deren Wange von der Liebkosung des Verräthers wie Feuer brannte. So hatte sie dagestanden auf der Höhe von Cumä, die feile Dirne, die vielleicht schwelgte, wo sie, die Kaiserin, darbend verschmachtete!

Der Gedanke war unerträglich. Die wahnsinnigste Eifersucht schlug dem unglücklichen Weibe die Krallen in's Herz. Laut stöhnend rang sie nach Athem. Polycharma fuhr erschrocken empor.

„Herrin, was ist geschehen?“ fragte sie mit einem rathlosen Blick auf Domitias verstörte Züge.

Der Klang dieser Stimme wirkte erlösend. Domitia besann sich. Kein Mensch auf Erden, selbst ihre Vertraute nicht, durfte erfahren, wie tief ihr ganzes Wesen darniederlag. Es galt, sich straff und trotzig zu fassen, und sollte sie am Aufquellen ihres Herzens ersticken. Polycharma sollte das Abenteuer im Park der Lykoris für eine Laune, für eine Comödie halten: die Pein der unerwiderten Leidenschaft, die grausame Demüthigung mußte verborgen bleiben.

Sie hob sich langsam in den Kissen empor und seufzte

nochmals, wie um zu zeigen, daß jener Schmerzenslaut ihr nicht etwa unwillkürlich über die Lippen geglitten.

„Ich fürchte," begann sie mit schwacher Stimme, „ich habe mich allzusehr an die Freiheit gewöhnt, um je wieder an den Gittern dieses vergoldeten Käfigs Gefallen zu finden. Ich war zu lange und zu rückhaltslos Weib, um noch Talent zur Kaiserin zu besitzen. Die Quadern des Palatiums drücken mir wie Blei auf die Stirne. Ach, Polycharma! Schon jetzt ergreift mich die Sehnsucht nach dem holden Asyl drüben am Quirinalis, oder nach Bajä und seiner köstlichen Wildniß!"

„O, ich begreife das! Besonders Bajä, o Herrin — gab es wohl etwas Himmlischeres? Ach, die Ruhebank zwischen den Lorbeerhecken, mit dem schönen Blick auf die blaue See! Und wenn dann der volle Mond über die Hügel emporstieg! . . . Es war unbeschreiblich! Weißt Du noch, wie der junge Ritter aus Mediolanum uns die Leiden der Königin Dido vortrug, und wie er zum Lohn die weiße Hand seiner Gebieterin küssen durfte? Er zitterte, wie die Espe im Abendwind. Ach, und der Xanthios, der schöne Grieche aus Cumä! War der gute Junge in mich verliebt!"

Domitia versuchte zu lächeln.

„Armes Kind," sagte sie langsam, „auch Du wirst spüren, was es heißt, am Hofe des Imperators zu leben."

„I nun," rief Polycharma leichtblütig, „ein Stück unserer verlorenen Freiheit läßt sich mit Hilfe der Götter zurückerobern. Dein Verwalter ist ja ein kluger Kopf. Er wird zusehen, wie er's bewerkstelligt. Für Dich, o Herrin, wär' er im Stande, ganz Rom in Asche zu legen."

„So? Woher weißt Du das?"

„Nun, man hat so seine Gedanken . . . Stephanus lebt und webt nur für Dich und für den Glanz Deines Namens. Er allein hat den Widerstand des Kaisers gebrochen und Deine Rückkehr in's Palatium ermöglicht. Und sag' selbst, o Herrin: Bajä ist schön und die Abendstunden im Park waren ambrosisch, aber mit dem allgewaltigen Cäsar den

Thron den Weltreichs zu theilen, — das ist doch schöner noch und ambrosischer!“

„Wer weiß,“ versetzte Domitia.

„Jedenfalls hat Stephanus die Sache so aufgefaßt.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Nun, ich meine, da er immer Dein Bestes anstrebt ...“

„Mich dünkt, dies Bestreben ist seine Schuldigkeit.“

„Gewiß. Aber es giebt eine Pflichterfüllung ... eine Ergebenheit ...“

„Was hast Du nur?“ fragte die Kaiserin. „Du redest, als ob Du verschweigen wolltest; und dann schweigst Du wieder, wie Eine, die reden will ...“

„O, ich dachte nur ...“

„Sprich frei heraus, Polycharma, und laß dies Gebahren, das an die Seltsamkeit einer Sibylle erinnert.“

„Bei den Göttern, ich wag' es nicht. Zudem vermuth' ich ja blos! Er ist niemals so dreist gewesen ...“

„Du spielst Versteckens. Sprich! Ich befehle es!“

„Ach,“ sagte das Mädchen zerknirscht, „wie soll mir's über die Lippen? ... Stephanus wird von lodernden Flammen verzehrt. Stephanus glüht in stummer Leidenschaft für den Liebreiz seiner hohen Gebieterin.“

Die Züge Domitias verharrten regungslos. Polycharma blickte ihr ängstlich in das schweigende Antlitz. Da verrieth kein Zucken der Wimper, kein Kräuseln der Lippe, welches Echo durch diese Botschaft geweckt wurde.

„Du irrst,“ versetzte die Fürstin nach langer Pause. „Mein Verwalter ist ein getreuer Diener; sein Eifer und seine Hingebung erscheinen Deiner jugendlichen Phantasie in allzu poetischem Lichte. Geh, laß die thörichten Hirngespinnste! Nimm die Laute und sing' mir eins Deiner lustigen Lieder!“

Die Sclavin schritt nach dem Hintergrund. Ein feines Lächeln glitt über das verschmitzte Gesichtchen. Sie nahm die Kithara aus dem holzgeschnitzten Gehäuse und kam leise klimpernd zurück.

„Man klopft,“ sagte sie, innehaltend. Sie trat zur

Thüre. „Was giebt's? Du weißt doch, Straton, unsere Gebieterin will nicht gestört sein!"

Eine Weile ward hinter den Vorhängen des Eingangs hinüber und herüber geflüstert. Dann überbrachte Polycharma die Meldung, Stephanus, der Verwalter, heische in einer wichtigen Frage Gehör.

Domitia zögerte. Plötzlich hob sie das Haupt, als erfülle sie ein unerhörter Gedanke.

„Heiß' ihn eintreten!" sagte sie lebhaft. „Laß uns allein, Polycharma!"

Abermals auf den Lippen des Mädchens jenes verschmitzte Lächeln. Gleichmüthig lehnte sie die Kithara gegen die Wand und eilte der Pforte zu. Mit einer etwas affectirten Geberde hob sie die Falten des Teppichs hinweg und ließ den Verwalter an sich vorüber gleiten. Dann schlüpfte sie elastisch hinaus, drückte die Flügelthüre in's Schloß und gesellte sich den beiden Sclavinnen zu, die im Vorgemache auf rothen Lederkissen am Boden saßen und geflüsterte Scherzreden mit einem flachshaarigen Sigambrer von der prätorianischen Leibwache wechselten.

Stephanus blieb in der Nähe des Eingangs stehen und neigte das Haupt. Der sonst so kühle, nie zu verblüffende Mann, der Meister des höfischen Conversationstones und der fein geplanten Intrigue, war kaum wieder zu erkennen. Im Anblick Domitias schien der Freigelassene wieder zum Sclaven zu werden. Alles Selbstgefühl, alle Haltung, die er in der Schule des Lebens gelernt, blieb jenseits der Schwelle. Was auf den Wink der Kaiserin jetzt herantrat, war eine gebückte, schleichende Gestalt, ein bemitleidenswürdiger Knecht, dessen Lippe vergeblich nach Worten rang.

„Was hast Du?" fragte die Fürstin mit bezauberndem Lächeln. „Du siehst bleich aus, wie von langen Nachtwachen. Ich fürchte, Dein Eifer läßt Dich zu viel thun."

„Herrin," versetzte Stephanus, „ich bin trostlos, wenn ich Dir lästig falle . . ."

„Dem Getreuen, der so voll Hingebung für mich thätig ist, steh' ich allezeit Rede. Was führt Dich her, Stephanus?"

Der Freigelassene zuckte zusammen. Wenn er den Ausdruck in dem schlauen Gesicht Polycharma's recht verstanden, so weissagte ihm dieser Empfang ein Glück, dessen bloßer Gedanke ihn schwindeln machte.

„Du zögerst . . .“ fuhr die Kaiserin fort. „Ich begreife; Du fürchtest die Lauscher im Vorzimmer. Deine Botschaft ist ernst und bedeutungsvoll.“

Sie erhob sich und trat in ein Seitengemach. Stephanus folgte. Die feenhafte Einrichtung des köstlichen Raumes wirkte selbst auf die Nerven eines verwöhnten Lebemannes wie Stephanus mit berauschender Wonne. Das Boudoir glich einer üppigen Centifolie. Wände, Fußboden, Decke, — Alles war in blühendes, halb durchsichtiges Rosa gehüllt und mit Edelsteinen wie mit farbigen Thautropfen übersät. Magisches Zwielicht und ein süßbetäubender Rosenduft vollendeten die Unwiderstehlichkeit dieses Zaubers.

Wie das schöne Weib so dastand, inmitten all der schimmernden Herrlichkeit, die weißen Arme vom Widerschein der Umgebung rosig angehaucht, die wallende Stola fest angeschmiegt wider die Pracht der göttlichen Glieder, da bedurfte man keiner überschwänglichen Phantasie, um Aphrodite, die Göttin der Liebe, selbst zu erblicken, die da Fleisch geworden in diesem anbetungswürdigen Frauenbilde.

Stephanus rang nach Athem. Die Kaiserin ließ sich auf einen der rosenfarbigen Sessel nieder und winkte den Freigelassenen heran. „So,“ begann sie huldvoll, „nun berichte mir unter vier Augen.“

„Herrin,“ sagte Stephanus, kaum seiner Sinne mächtig, „die Pflicht . . . Vor einer Stunde war Dein getreuer Knecht bei Lykoris. Diese Massilierin . . . ich weiß nicht . . . aber seit Kurzem begegnen wir einem Widerstand . . . Nur mit großer Mühe gelang mir's, ihr vorzustellen . . . Der Oberkämmerer ist zu Abend ihr Gast . . . Sie versprach mir . . . aber sie machte Bedingungen . . .“

„Laß nur,“ wehrte Domitia. „Du wirst Alles anstrengen, den Parthenius in unser Interesse zu ziehen. Das weiß ich, und das genügt mir . . . Die Einzelheiten geb' ich

Deinem Scharfsinn anheim. Mißglückt der erste Weg, so versuchst Du den zweiten. Ein Fehlschlagen, selbst ein Mißgriff bedarf keiner Entschuldigung. Du hast mein unbedingtes Vertrauen."

„Das Uebermaß Deiner Gnade erdrückt mich."

Er beugte sich nieder und küßte inbrünstig den Saum ihrer Stola, die in reichem Faltenwurf ein Stück der Sandale und des blendenden Fußes frei gab.

In den Augen Domitia's glomm ein unheimliches Gemisch von Schmerz und Triumph. Der Gedanke durchzuckte sie: Weßhalb ist der arme, fiebernde Mensch hier nicht Quintus? . . . Dann aber behielt eine grausige Freude die Oberhand. Ihre Lippen schienen sich stumm einen Schwur zu leisten; ihre Hände schlossen sich wild, als packten sie eine Waffe — eine Waffe des Hasses und der Vergeltung. Stephanus ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke ein unerhörter Entschluß reifte.

„Nicht doch," hauchte sie schmeichlerisch, während sich Stephanus wieder aufrichtete. „Das ist Götzendienst. Unter Freunden reicht man sich offen und ehrlich die Hand."

Mit diesen Worten bot sie dem Betäubten die Fingerspitzen. Er sah ihr wie verstört in die Augen. Welche Verwandlung! Dies unnahbare Weib, diese Göttin, bis zur Stunde so kalt, so gefühllos, war jetzt ganz schmelzende Hingebung, schwärmerisch erglühende Huld . . .

„Herrin," stöhnte er, die bleichen Lippen auf ihre Hand drückend, „tödte mich, aber ich berg' es nicht länger! Der Tod ist Seligkeit gegen die Qualen des Schweigens! Erlauchte Domitia, schöner als Kypria selber, ich liebe Dich!"

Wie erstarrt ob seiner Vermessenheit stürzte er der stolzen Fürstin zu Füßen und preßte das Gesicht wider den Schemel. Seine Stirn berührte dabei ihren Fuß, den sie mit einer unwillkürlichen Geberde des Widerwillens zurückzog. Dann aber ging von Neuem ein Strahl triumphirender Freude über ihr Antlitz.

„Steh' auf," sagte sie, eine tiefe Erregung heuchelnd. „Dein Geständniß raubt mir die Fassung. Ich weiß nicht,

soll ich empört sein, oder darf dies, ach! nur zu schwache Herz Dich entschuldigen. Du liebst mich! Das klingt so einfach, wie der Gruß eines Freundes . . . Aber denk' es nur aus, dieses kurze, flüchtige Wort, und sag' mir dann, ob Du nicht erzitterst wie die Pinie im Sturmwind! Die Liebe trachtet nach Gegenliebe. Sprich, Stephanus, hältst Du Dich für so götterbegnadet, Domitias Gunst zu erhoffen?"

Der Freigelassene hatte sich langsam erhoben. Das dünne, künstlich gefärbte Haar hing verwirrt um die pochenden Schläfen. Seine Augen blickten starr und verglast.

„Herrin," sprach er mit hohler Stimme, „ich weiß, daß ich Deiner Gnade nicht würdig bin. Aber die Götter gewähren aus freier Wahl, — ohne Rücksicht auf Werth und Verdienst. Ihre Güte ist blind . . . Nicht nur der männermordende Ares, auch der schlichte Anchises . . ."

„Genug," unterbrach ihn Domitia, die wieder ganz das Gefühl hatte, als ob die kahle, glühende Stirn ihre Zehen berühre. „Wenn die Götter gewähren wollen, so bedarf's keiner langen Gebete. Höre mich an, Stephanus! Ich will gewähren . . . Nenn' es Laune oder huldvolle Sympathie . . . Gleichviel! . . . Du sollst die Herrscherin Roms in die Arme schließen . . . Du sollst glücklich sein, Stephanus . . . Nur eine Bedingung setz' ich vor die Verwirklichung Deiner Träume. Sie erheischt die ganze Kraft Deines Scharfsinns . . ."

Stephanus hörte nicht mehr. Von dem Anprall seines Glücks überwältigt, war er in einen der rosenfarbenen Sessel gestürzt. Das Haupt rückwärts gebeugt, die Augen geschlossen, so lag er da, ein wüstes Bild menschlicher Leidenschaft und Gebrechlichkeit. Die Schleier der Ohnmacht umflorten dies excentrisch wilde Gehirn, das von Grausamkeit, Ehrgeiz, Habsucht und sinnlicher Gier so unablässig durchwühlt wurde. Die leichenhafte Gestalt in der langen tarentinischen Toga war für das schönheitsdurstige Auge Domitias unsagbar grausenhaft. Das spitze Kinn, die geierartige Nase, die harte, fleischlose Brauenwölbung, die jetzt nicht durch den Glanz der flammensprühenden Augen belebt wurde, — dies Alles berührte das leichterregbare Weib mit jenem Abscheu, den das

blühende, genußfrohe Leben vor den Knochenfingern des Todes empfindet. Fast schon bereute sie ihren Entschluß. Nur der Gedanke an Quintus lieh ihr die Kraft, den Kern ihres Seins zu verleugnen und auf dem betretenen Weg auszuharren. Vielleicht auch . . . hoffte sie das Werkzeug ihres Racheplans um den ausbedungenen Lohn zu betrügen.

Die Ohnmacht des Freigelassenen währte ungefähr eine Minute lang. Als er die Augen aufschlug, war Domitia ihrer Anwandlung vollständig Meister geworden. Ein Wink ihrer Rechten gebot ihm Schweigen.

„Du bedarfst der Ruhe," sagte sie wohlwollend. „Was ich zu sagen habe, läßt sich in wenige Worte fassen. Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters, hat mich tödtlich beleidigt. Wie, wo und wann, das bleibt mein Geheimniß. Verhilf mir zum Triumph über diesen unversöhnlich gehaßten Feind, — und Domitia ist Dein. Umgarne ihn, folg' ihm auf Schritt und Tritt, erspähe jede Gelegenheit, ihn zu Grunde zu richten . . . Wie Dir's gelingen soll, das freilich kann ich nur ahnen; aber ich weiß, Dir gelingt Alles. Willst Du diese Bedingung erfüllen?"

„Ich will, Herrin!" rief Stephanus mit heiserer Stimme. „Dein Haß gesellt sich dem meinigen, denn auch ich verabscheue diesen Menschen wie ein Kranker die Pest. Unter dem Dolch meines niedrigsten Sclaven soll er verbluten, und wenn er röchelnd am Boden liegt, dann will ich ihm zurufen: Gedenk' an Domitia!"

Die Kaiserin hatte sich plötzlich aufgerichtet. Wie zur Abwehr streckte sie beide Hände aus.

„Nein, o nein!" rief sie leidenschaftlich. „Der Tod von Mörderhand, das Schicksal des Kaufherrn, den die Räuber auf der Straße nach Trestabernä vom Wagen stürzen, — das wäre eine schlechte Genugthuung für dies blutende Herz! An seinem Elend will ich die Seele weiden; ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen! Ein Dolchstoß! Was ist's dabei! Kennst Du diesen trotzerfüllten Verächter des Lebens? Blick' ihm einmal in's Angesicht, und dann frage Dich, ob ein Dolchstoß mich rächen kann! Er stirbt, wie

ein Anderer vom Gastmahl aufsteht und Lebewohl sagt. Er stirbt, und dann ist es, als hätt' er niemals geathmet. Geh', Stephanus, und ersinne mir Besseres! Zerbrich ihn im Theuersten, was er fühlt! Ueberhäuf' ihn mit Schmach! Zertrümmere seinen gewaltigen Stolz! Dann erst erfüllst Du, was ich von Deinem Scharfsinn erhoffe."

„Ich will's versuchen. Noch fehlt mir jede Spur eines Weges! Aber ich gedenk' ihn zu finden. Und wenn ich gelöst, was Du aufgegeben . . .?"

„So hast Du mit dem Feind auch mein Herz besiegt," sagte Domitia, holdselig lächelnd.

„Ich werde siegen, oder zu Grunde gehen!"

Die Toga mit Anstand über die Schulter werfend, schritt er dem Ausgange zu. Ein starrer, fast stumpfsinniger Blick der Kaiserin folgte ihm. Kaum war der Vorhang hinter dem Scheidenden über die Thüre gefallen, als Domitia krampfhaft schluchzend auf das nächste Ruhebett sank und die weißen Zähne tief, tief in das Gewebe des Polsters eingrub, während ein Strom glühender Thränen aus den halbgeschlossenen Augen hervorbrach.

Zweites Capitel.

Ehe Stephanus in das Vorgemach trat, wo sich Polycharma mit den übrigen Sclaven aufhielt, blieb er einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen. Seine Haltung straffte sich wieder; sein Gesicht nahm den altgewohnten Ausdruck vornehmer Gleichgültigkeit an. Er fühlte jetzt mit ruhigerem Blute den ganzen Umfang seines Erfolgs. Was ihm vor Kurzem noch die Besinnung geraubt, das lieh ihm jetzt eine gesteigerte Elasticität. Er sagte sich, daß er den Augenblick zur Verwirklichung seiner längstgehegten Absicht mit großer psychologischer Feinheit gewählt habe, den Augen=

blick nämlich, da die erste Wiederbegegnung mit ihrem Eheherrn die stolze Domitia im tiefsten Grund ihrer Seele verstimmt hatte. Er meinte, das glänzende Resultat sei wesentlich dieser glücklichen Combination zuzuschreiben, und so empfand er denn eine gedoppelte Hochachtung vor sich selbst. Sein Blick streifte mit souveränem Wohlgefühl über den prunkvolltraulichen Raum, über die Venusstatue, über den Eros, über die Purpurkissen des Lagers. Die stumme Sprache des Lächelns, das die schmalen Lippen umspielte, war deutlich genug. Dies Lächeln erzählte von seiner Hoffnung, demnächst hier als Gebieter zu schalten, als erklärter Günstling des schönsten Weibes, schöner und herrlicher als die marmorne Göttin dort, und ach! so viel tausendmal glühender und lebendiger . . .

Er senkte den rechten Arm, ließ die weiße Toga wie einen orientalischen Fürstenmantel am Boden schleifen und schritt nach dem Vorgemach. Die pfiffige Polycharma beglückte er durch ein gnädiges Nicken; an den beiden Anderen rauschte er mit pfauenhafter Gespreiztheit vorüber. Offenen Mundes blickte der blondgelockte Sigambrer ihm nach.

Die Gemächer des Stephanus lagen jenseits des Peristyls in der Richtung des Circus Maximus. Die eigentlichen Verwaltungsbureaux befanden sich noch drüben auf dem quirinalischen Hügel, wo die Kaiserin seit der Trennung von ihrem Gatten gewohnt hatte, — wenn sie nicht, was regelmäßig während des Sommers geschah, auf ihrem Landsitz zu Bajä residirte. Der schwerfällige Apparat dieser Verwaltung machte eine rasche Uebersiedelung unmöglich. Nur einige Nebenzweige hatten sich bereits im kaiserlichen Palast installirt.

Stephanus betrat sein Arbeitszimmer, legte die Toga ab und streckte sich langwegs auf die gepolsterte Bank aus. Sein rastloses Hirn war bereits von hundert Ideen erfüllt. Die Gedankenverbindungen jagten sich wie schwirrende Dohlen. Zahllose Eindrücke und Momente, die er bis jetzt kaum beachtet hatte, tauchten als mögliche Stützpunkte für die künftigen Operationen aus seinem Gedächtniß empor. Vor Allem

war es das Bild jenes noch immer spurlos verschwundenen Eurymachus, das ihn mächtig beschäftigte. Nach der Aussage der Sclaven, die dem Flüchtling nachgesetzt waren, schien das Benehmen des Quintus Claudius befremdlich genug, um irgend einen Zusammenhang mit jener gewaltthätigen Befreiung wenigstens künstlich herzustellen, wenn er auch nicht thatsächlich existirte. Stephanus hatte das dunkle Gefühl, als müsse er hier zunächst seine Hebel ansetzen. Aber in welcher Weise? Nun, er hatte schon ernstere Probleme gelöst! Der Sohn des einflußreichen Jupiterpriesters war freilich eine schwerere Aufgabe als Thrax Barbatus, dessen Stimme gar leicht übertäubt wurde; indeß . . . je größer die Hindernisse, um so glorreicher der Triumph . . .

Er beschaute nachdenklich seine Fingerspitzen. Ganz von den Racheplänen Domitias erfüllt, hatte er fast vergessen, daß ihm die Flucht des Eurymachus mehr bedeutete, als eine Waffe gegen den Sohn des Oberpriesters. Jetzt legte sich ihm dies Bewußtsein mit erneuter Wucht auf die Seele. Die Hälfte seines Vermögens hätte er hingegeben für die Kunde, daß Eurymachus auf alle Zeit stumm gemacht sei. Durch einen Zufall, dessen Verknüpfungen für Stephanus räthselhaft blieben, hatte Eurymachus ein fürchterliches Geheimniß in Erfahrung gebracht . . . Wenn er jetzt, da er nicht mehr den Knebel im Munde trug, seine Stimme erhob! . . . Wenn er das Unerhörte in alle Welt hinausschrie! . . . Hundertmal verwünschte der Freigelassene die unglückselige Idee, aus der Hinrichtung des verhaßten Sclaven ein Schauspiel zu machen. Einfach erdrosselt oder den Muränen im Fischteich zum Fraß vorgeworfen, — das war vernünftig und eines Stephanus würdig. Freilich, der Haß und die Wuth heischten auch ihr Recht, und Lykoris bat so flehentlich . . . Dennoch, es war eine Thorheit, ein Wahnsinn. Wer konnte wissen, wie das Schicksal hier spielte! Wenn Cnejus Afranius dieses „schätzbare Material“ zufällig in die Hände bekam, — Cnejus Afranius, der gräuliche Vampyr, der ihm seit mehr denn sechs Monaten unablässig im Nacken saß . . .!

Er starrte glanzlosen Blickes nach der Decke. Die ganze

Reihe seiner Verbrechen zog ihm an der Seele vorüber. Jeder einzelne Frevel schien Fleisch und Bein zu gewinnen; jeder einzelne schien ein dräuender Cnejus Afranius zu werden, der ihn am Schopf ergriff und vor den Senat schleifte. Und zuletzt, hohläugig und zähnefletschend, nahte die grausigste That seines Lebens und heulte zum Himmel auf, daß die Weltstadt in ihren Grundfesten zitterte, und selbst Domitianus, der blutbeträufte Tyrann, sein Antlitz schaudernd hinwegwandte . . .

Stephanus fuhr empor.

„Ruhig, du thörichtes Hirn," sagte er, die Faust wider die Stirn pressend. „Ich bin zu lässig gewesen. Dem Klugen geziemt der Angriff. Bis jetzt hab' ich die Pfeile des Afranius nur aufgefangen: jetzt mag er sich decken gegen die meinigen. Quintus und er, — das zermalmt sich vielleicht mit einem glücklichen Griff."

Er schritt unruhig auf und nieder. Die hageren Finger spielten nervös mit der Unterlippe. Plötzlich fuhr er zusammen. Vor ihm stand ein Jüngling von weicher, mädchenhafter Gesichtsbildung.

„Antinous!" rief der Freigelassene. „Du schleichst wie ein Iltis!"

„Vergib, Herr! Dreimal hab' ich um Einlaß gebeten. Ich hörte Dich, wie Du im Selbstgespräch . . ."

„Was? — Was hast Du gehört?"

„Nichts, Herr. Du hauchtest so durch die Zähne . . . Nur Silben ohne Zusammenhang . . . Ich dachte, ein Aerger, ein Verdruß mit den Sclaven . . ."

„Und Du kamst mich zu trösten?" fragte Stephanus lächelnd. „Gut, daß Du da bist. Für die nächsten Wochen wirst Du ernste Beschäftigung haben. Schließ' die Thür ab und setz' Dich dort auf das Kissen."

„Ernste Beschäftigung?" fragte der Jüngling mißmuthig. „Soll ich Wasser tragen oder die Felder bestellen? Soll ich mich abquälen wie die Andern?"

Stephanus lachte. Freundlich klopfte er dem Sclaven auf die bartlose Wange.

„Nicht doch, mein Püppchen. Du bist mir zu Besserem erlesen. Was ich Dir ansinne, ist schwer, außerordentlich schwer, aber ergötzlich und interessant. Wenn Du die Aufgabe lösest, so — bist Du frei. Hörst Du, Antinous, frei? Und überdies reich, — denn Stephanus schenkt Dir ein Landgut . . ."

„Herr, Du kennst meine grenzenlose Ergebenheit. Für zweitausend schnöde Sesterzen hab' ich noch vor wenigen Stunden mein Haupt gewagt . . ."

„Nicht eben allzu tollkühn. Du hieltest die Vorsicht für die bessere Hälfte der Tapferkeit."

„Verzeih', aber Du irrst. Mitten in der Schaar seiner Clienten und Sclaven hab' ich ihn angefallen. Wär' ich im letzten Momente nicht ausgeglitten . . ."

Der Jüngling schauderte.

„Was hast Du?" fragte Stephanus.

„Ich weiß nicht, — aber mich friert, so oft ich an die Sache zurückdenke. Wie ich zustieß, traf mich sein Blick . . . so ruhig, so verachtend . . . Hätt' er in diesem Momente zugegriffen, so war ich verloren . . ."

„Du bist kindisch, Antinous. Ich fürchte, bei solchen Hirngespinnsten wird's mit Deiner Freilassung gute Wege haben."

„Wie? Soll ich abermals . . ."

„Nein! Das Leben sei ihm gefristet. Du sollst mehr als das."

„Mehr?" fragte der Sclave erstaunt.

„Ja, mein Knabe. Niederstoßen könnte ihn jeder Bandit von der Via Appia. Was ich Dir auftrage, erheischt nicht nur Eifer, Gewandtheit und Muth, sondern auch Scharfsinn, Geist, ulyssesshafte Verschlagenheit. In Deinen Adern fließt hellenisches Blut . . . Du bist Fuchs und Panther zugleich. Heute noch erfährst Du das Nähere. Ich erwarte Dich nach der Mahlzeit hier im Studierzimmer. Genug davon! Jetzt aber sag' mir nur, wo Du so lang' Dich herumgetrieben? Kaum hattest Du mir Kunde gebracht, Deine Waffe sei fehlgegangen, als Du schon wieder hinwegstürmtest. Vergebens hab' ich geharrt . . . Du mißbrauchst meine Güte."

„Zürnst Du, o Herr?“ versetzte der Jüngling schmeichlerisch. „Beim Jupiter, nicht aus Uebermuth hab' ich gesündigt, sondern aus Angst. Es trieb mich unwiderstehlich nach seiner Wohnung. Ich mischte mich unter das Volk. Ich wollte hören, ob man dem Stadtpräfecten von dem Ueberfall Meldung gemacht . . .“

„Nun?“ fragte Stephanus.

„Bis zur Stunde weiß Niemand darum. Quintus Claudius scheint die Sache geheim zu halten. Selbst der Pförtner, mit dem ich sprach . . .“

„Bist Du toll?“ brauf'te Stephanus auf. „Willst Du Dich mit Gewalt an das Kreuz liefern?“

„O Herr, so plump geht Antinous nicht zu Werke. Da ich mit dem Thürsteher plauderte, war ich in Weibertracht.“

„Einerlei! Die Sache war zwecklos.“

„Nicht so ganz. Der Zufall hat meine Kühnheit belohnt. Denke nur, wie ich so dastehe und mit dem Kerl über das Wetter schwatze — er hielt mich, so wahr ich lebe, für ein Dirnchen von der Tullischen Stadtmauer — da kommt ein Frauenbild durch's Ostium daher, und ihr zur Seite ein Alter in schneeweißem Barte. Wie sie aufsieht, erkenn' ich die muntere Euterpe, die uns in Bajä manchmal die Flöte geblasen, — weißt Du, die hübsche Cumanerin, die immer so lieblich dumm dreinschaute, wenn Du den Wuchs ihrer Hüften priesest . . .“

„Nun? Was kümmert sie mich?“

„Euterpe? Nichts. Aber der Alte . . . Wie der vorüber kommt, packt's mich gleich wie eine dunkle Erinnerung . . . Den muß ich kennen, sag' ich so bei mir selbst. Da macht er eine Bewegung, die mir sofort auf die Spur hilft. Es war kein Anderer als Thrax Barbatus, der zähe, trotzige Narr, der damals mit Gewalt zu Dir vordringen wollte . . .“

„Thrax bei Quintus Claudius?“ — rief der Freigelassene erschreckt. „O, ich begreife! Claudius und Afranius verbrüdern sich, um den alten Tropf in sein Recht einzusetzen. Der Sohn des Oberpriesters beehrt mich seit lange

mit seinem Haß. Ein Grund mehr, ihn kampfunfähig zu machen . . .“

Plötzlich fuhr er sich mit den Fingern durch's Haar und zog die Brauen zusammen.

„Höre,“ begann er hastig, „da kommt mir eine wundersame Idee. War's nicht Euterpe, die sich so auffällig um Eurymachus kümmerte, da ich ihn peitschen ließ?“

„Gewiß! Euterpe, die hübsche Cumanerin! Sie galt für seine Geliebte. Wie er darniederlag, brachte sie Kräuter und Salben. Sie weinte sogar . . .“

Der Freigelassene athmete lebhafter.

„Was weißt Du sonst über dieses Verhältniß?“

„Sehr wenig,“ versetzte Antinous. „In Bajä hat man Besseres zu thun, als auf Dinge zu hören, die so alltäglich sind, wie die Liebschaften einer Flötenmamsell. Allzu feurig scheint der edle Eurymachus nicht geglüht zu haben. Einmal hörte Asträus, wie er sie schmählich heruntermachte.“

„Bei welchem Anlaß?“

„Der Salben und Kräuter wegen. Sie hatte das Zeug in der Bude irgend eines ägyptischen Zauberers gekauft. Das ärgerte ihren Liebhaber . . .“

Stephanus nickte. Ein Zug hämischer Befriedigung blähte sich um die mächtige Geiernase.

„Ich täusche mich nicht,“ hauchte er durch die Zähne. Dann zu dem Sclaven gewandt:

„Das ist Alles, was Du von Asträus gehört hast?“

„Alles.“

„Gut! So werd' ich ihn selbst befragen. Das sind ja wichtige Perspectiven. Geh' jetzt, Antinous! Mir schwirrt das Haupt von einer Fülle überraschender Combinationen. Claudius, Afranius, Thrax, Euterpe, — sie Alle mußt Du beobachten, wie ein Argus . . .“

„Herr, Dein Vertrauen könnte mich eitel machen. Befiehl nur, — ich werde ausführen! Ich erklett're das Capitol, wie die stürmenden Gallier; ich tauche in's Meer hinab und bringe Dir Grüße von Thetis. Dann aber — vergiß nicht, was Du mir zugesagt!“

„Ich halte Dir's," versetzte Stephanus, dem Sclaven die Wange streichelnd. „Freiheit und Gold sei der Zauber, der Deine Kräfte beflügelt."

„Du bist der süßeste Herr im römischen Weltreich! Gehab' Dich wohl!"

Mit koketter Schalkhaftigkeit blickte er zu Stephanus auf. Dann hüpfte er im Tritt einer Tänzerin durch's Gemach, schwang sich mit großer Elasticität über einen der breiten Sessel und glitt wie ein Aal durch die Thüre.

„Heil Dir, o Quintus!" murmelte Stephanus höhnisch. „Das ist für's Erste mehr, als ich hoffen durfte. Bleibt Fortuna mir hold, so führ' ich schon auf diesem Grund ein Gebäude auf, das Du nicht für ein Luftschloß erachten sollst!"

Drittes Capitel.

Am Morgen nach jenem Besuche bei Thrax Barbatus erhob sich Quintus sehr frühe. Die Sterne blinkten noch vollzählig, als er die Sänfte bestieg und den Sclaven ein etwas abgespanntes „Nach dem Palatium!" zurief. Hinter den Vorhängen des Tragbettes wäre er beinahe wieder entschlummert; so ruhig, so gleichgültig sah er dem Zwiegespräch mit dem allgefürchteten Imperator entgegen, der selbst von seinen Vertrauten und Günstlingen stets mit einer gewissen Scheu und Sorge behandelt wurde — etwa wie der gezähmte Tiger von seinen Bändigern. Diese Ruhe erwuchs dem Jüngling aus dem Gefühl seines Rechtes. Noch besaß er jene edle Naivetät hochherziger Gemüther, die der Wahrheit eine unwiderstehliche Kraft zutrauen, weil sie die Schilde, mit denen die menschliche Gemeinheit sich wappnet, nicht in Anschlag bringen.

Im Vorhofe des Palatiums wühlte und wogte bereits ein Chaos von Magistraten, Senatoren und fremden Ge=

sandtschaften. Quintus ließ dem Kaiser durch einen der dienstthuenden Ceremonienmeister ein Billet des Oberpriesters Titus Claudius Mucianus in's Empfangsgemach senden — und so mächtig war der Einfluß dieses verehrungswürdigen Namens, daß Domitianus dem Jüngling inmitten des ungeheuren Andranges der officiellen Welt die Gunst einer sofortigen Unterredung gewährte.

Furchtlos und freimüthig, aber mit dem edlen Anstande und der gewinnenden Höflichkeit des römischen Aristokraten, trat Quintus dem Cäsar gegenüber. „Herr!“ sprach er, da ein Wink des Imperators ihn reden hieß, „als Sohn des Titus Claudius bin ich so schnell an's Ziel gelangt: als Verlobter aber Cornelias, der Nichte des Cinna, hab' ich das Ziel erstrebt. Ich stehe hier vor Dir als Bittsteller. Cornelius Cinna, der verdiente Senator, dessen inneren Werth Dein erleuchtetes Auge selbst in der Schale seltsamer Eigenthümlichkeiten niemals verkennen wird, leidet unter dem Drucke einer vermeintlichen Kränkung. Jenes nächtliche Mahl, von welchem ganz Rom sich erzählt, war unzweifelhaft nur ein harmloses Vorspiel der Saturnalien, nur der Ausfluß einer fröhlichen Zecherlaune. Cinna jedoch, der Starre, aller Heiterkeit Unzugängliche, faßt den Scherz als Demüthigung, als Entehrung auf. In Deiner Hand liegt es, o Herr, den Gram des wackern Senators zu tilgen. Ein huldvolles Wort, eine Silbe der Aufklärung . . .“

Domitian ließ den vermessenen Jüngling nicht ausreden. Schon der Name Cinna hätte ausgereicht, sein Blut in Wallung zu bringen. Nun gar diese maßlose, hirnverbrannte, rebellische Zumuthung . . .! Wenn die Wuth ihn nicht ganz und gar übermannte, so war es unzweifelhaft die ernste, unerschütterliche Gestalt des Jupiterpriesters, die ihm unbewußt vorschwebte und Achtung erzwang für Alles, was ihren Namen trug. Der Blick freilich, der aus den grünlich schimmernden Augen hervorzuckte, gab zu denken.

„Mein lieber Quintus,“ sagte der Imperator mit erkünstelter Ruhe, „unsere Zeit ist zu kostbar für solche Thorheiten. Domitianus hat den Cinna weder zu trösten noch

aufzuklären. Sei deß eingedenk und verlaß uns jetzt, damit das Gemeinwohl nicht Schaden leide."

Mit diesen Worten drehte er dem jungen Claudier den Rücken.

Quintus war sprachlos. Bebend vor Ingrimm verließ er den kaiserlichen Palast. Er meinte, jeder Sclave müsse ihm ansehen, wie schroff der Imperator ihn abgefertigt. In seiner Aufregung unfähig, ein sachliches Urtheil zu fällen, empfand er als bittere Schmach, was doch die selbstverständliche Folge einer falschen Voraussetzung war. Dem Staatsleben fernstehend und von den Anschauungen seines Vaters beeinflußt, hatte er freilich den Cäsar von jeher in allzu rosigem Lichte erblickt; so klug jedoch, so besonnen hätte er sein dürfen, um die Widersinnigkeit jener abenteuerlichen Zumuthung einzusehen. Er hätte sich sagen dürfen, daß im allergünstigsten Falle nur der ein Wort der Versöhnung spricht, der ohne Absicht verletzt hat.

Vom Palatium eilte Quintus zu Fuß nach der unweit gelegenen Wohnung des Oberpriesters. Er hieß die Clienten und Sclaven am Vestibulum warten und begab sich zunächst ins große Frauengemach, wo er seine Mutter Octavia und die beiden Mädchen in Gesellschaft des Cajus Aurelius fand. Der Bataver, in der Linken ein Buch, das Antlitz seltsam geröthet, stand aufrecht in der Nähe des Fensters; die Damen lehnten erwartungsvoll in den Sesseln.

Als Quintus eintrat, legte sich über die Stirne Claudias ein Schatten des Unmuths. Der junge Nordländer ward noch um eine Nuance röther, ließ die Hand mit der Buchrolle sinken und gab den Gruß des Freundes nur mit halblauter Stimme zurück.

„Ich störe Deinen Vortrag," sagte Quintus entschuldigend.

„O, der Tag ist noch lang!" rief Lucilia . . .

Octavia fragte, was den Sohn in so früher Stunde herüberführe.

„Nicht viel," versetzte Quintus zerstreut. „Eine Bitte an meinen Vater. Ich warte nur, bis das Atrium sich vollends geleert hat. Lies doch weiter, Aurelius! Ich setze

mich hier ganz still in die Ecke und hör' ein Weilchen mit zu. Inzwischen läßt mir Lucilia einen Becher Meth reichen. Mir verdorrt schier die Zunge."

„Sprach's, und es nickte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion," declamirte Lucilia. Sie stand auf und trat an die Seitenthür. „Baucis!" rief sie, und dann fügte sie mit gedämpfter Stimme ihre Befehle hinzu. Denn schon hatte Cajus Aurelius, einer stummen Bitte Octavias Folge leistend, das Buch wieder aufgerollt. Jetzt hub er mit voller, klangreicher Stimme zu lesen an.

Nun, der gefeierte Papinius Statius konnte zufrieden sein! Er selbst, der Meister des Vortrags, hätte seine „Thebais" nicht besser und effectvoller zur Geltung gebracht. Quintus war über die Maßen erstaunt. Welche Kraft des Organs, welche Feinheit der Modulation, — und vor Allem, welche Gediegenheit des Verständnisses! Wenn Lucilia ab und zu mit dem Gähnen kämpfte, so geschah dies offenbar nur aus wirklicher Müdigkeit, — denn erst lange nach Mitternacht war sie eingeschlafen.

Als Aurelius den zweiten Gesang der Dichtung beendet hatte, schlürfte Quintus den Rest seines Bechers und hieß die alte Baucis im Atrium fragen, ob Titus Claudius den letzten seiner Morgenbesucher empfangen habe. Da er hörte, daß sein Vater allein sei, nahm er Abschied und eilte nach dem Studiergemach.

Er traf den Oberpriester bereits tief in der Arbeit. Beim Gruß des Sohnes wandte Titus Claudius flüchtig das Haupt.

„Willkommen," sagte er, ohne sich unterbrechen zu lassen. „Einen Moment, Quintus . . ."

Die Rohrfeder glitt noch einige Male über den gelblich grauen Papierstoß. Dann legte er sie quer auf ein kleines Metallgerüst und erhob sich.

„Du siehst mich ganz ungemein in Anspruch genommen, lieber Quintus," sagte er freundlich. „Kaum bin ich mir selbst scheinbar zurückgegeben, so verlier' ich mich erst recht an das Uebermaß unaufschieblicher Dinge. Jede Minute

muß ich ausnützen, denn die Entscheidung über die große Tagesfrage steht vor der Thür."

„Das ist schlimm, Vater. Ich wollte Dir eine Bitte vortragen."

„Sprich!" versetzte der Priester lächelnd. „Für meinen Sohn muß ich Zeit finden."

„Ich danke Dir! Nur fürchte ich, mein Anliegen sei gar zu geringfügig, um gerade jetzt Dein Interesse zu fesseln."

„Um so besser. Die geringe Sache bedarf nur geringer Worte. Sprich ohne Umschweife!"

„Du weißt," begann Quintus, einen Schritt näher tretend, „Stephanus, der Verwalter der Kaiserin, läßt einen Sclaven verfolgen . . ."

„Ich weiß," versetzte der Priester stirnrunzelnd. „Einen Verurtheilten, der von Unbekannten gewaltsam befreit wurde. Ganz Rom ist entsetzt über diese unerhörte Verruchtheit."

„Allerdings, es ist unerhört, daß der Anschlag gelang. Mitten aus einer so zahlreichen Menge hinweg . . . Das feige Pack der Lykoris schien wie vom Donner gerührt."

„Pah, wer bürgt dafür, daß sie nicht Theil hatten an der frechen Verschwörung? Glaube mir, Quintus, all' diese Schurken stehn im geheimen Verständniß. Sie warten nur auf das Losungswort, um wie Ein Mann dreinzuschlagen, und Alles, was uns heilig ist, über den Haufen zu werfen. Wenn der Staat nicht bald Ernst macht mit der Vertheidigung seiner Autorität, so wird demnächst ein Spartacus König von Rom."

„Du scherzest, Vater. Das römische Weltreich, das die Adler seiner Legionen bis an die fernsten Meere getragen, die unbezwingliche Tochter des Ares, sollte vor ihren Sclaven erzittern?"

„Sie hat gezittert," versetzte der Oberpriester. „Lies doch die Erzählungen der Geschichtschreiber! Mit einer Handvoll Gesindel entwich der Gladiator aus der Caserne zu Capua, — und er hatte ein Heer beisammen, eh' der Senat noch recht zur Besinnung kam. Er schlug die Prätoren,

er zermalmte den Quästor Thoranius, er eroberte fast ein Drittel der Halbinsel . . ."

„Damals und jetzt!" rief Quintus, den die unerwartete Richtung des Gespräches peinlich verstimmte. „Das war möglich zu Zeiten der Republik. Die starke Hand des Monarchen wird uns zu schützen wissen. Uebrigens fehlt den Sclaven von heutzutage das Allerwichtigste: der unumgängliche Spartacus."

„Der findet sich, wenn seine Stunde gekommen ist. Ja, nach Allem, was mir zu Ohren dringt, glaub' ich einen Bewerber um diese Würde bereits entdeckt zu haben. Er nennt sich Eurymachus!"

„Wahrhaftig?" rief Quintus, der immer mehr seine Fassung verlor. „Du vermuthest . . .?"

„Ja, mein Sohn, ich vermuthe. Läßt nicht schon die Art seiner Befreiung auf den gewaltigsten Einfluß, auf die gefährlichste Macht seiner Persönlichkeit schließen? Auch weiß ich von mehr als einer Seite, was dieser Mensch an Trotz und Festigkeit, an Verachtung des Schmerzes, an Kraft und Ausdauer leistet. Aus solchem Holze schnitzt man die Spartacusse. Und die Spartacusse von heute sind bedrohlicher als die früheren, denn sie rufen eine verderbliche Macht zu Hülfe, gegen die sich mit Schwert und Lanze nicht fechten läßt: den Aberglauben. Ich blicke hier klar, denn seit Jahren verfolg' ich alle Strömungen unseres Gemeinwesens mit der Aufmerksamkeit des Argwohnes. Das Nazarenerthum wühlt und wühlt . . . Der nächste Spartacus wird ein Christ sein!"

„Vater!" begann Quintus nach einer Pause, „Du täuschest Dich dennoch! Dieser Sclave, deß bin ich sicher, hat niemals solche Pläne gehegt. Ueberhaupt scheint mir die Weisheit unserer Staatsmänner des Guten zu viel zu thun, wenn sie für Alles, was die Gesellschaft erschüttert, jene Secte verantwortlich machen will . . ."

„Du kennst sie nicht," unterbrach ihn der Oberpriester. „Ich aber kenne sie. Genug! Wir sind abgeschweift. Wie hängt dies Alles mit Deiner Bitte zusammen? Sprich! Meine Zeit ist gemessen."

Quintus war unentschlossen.

Was konnte er bei dieser Auffassung hoffen? Gleichviel — es galt den Versuch.

„Vater,“ begann er zögernd, „ich komme just um des Menschen willen, den Du mit aller Gewalt zum Spartacus stempeln möchtest. Ich sah ihn zwei oder drei Mal in Bajä. Sein Wesen gefiel mir, und schon damals faßte ich den Entschluß, ihn von Stephanus zu erkaufen. Nun kommt mir diese höchst fatale Geschichte dazwischen und beraubt mich eines Sclaven, den ich halb schon als den meinen betrachtete. Wenn ich Dir sage, daß Stephanus den Unglücklichen planmäßig gequält und gemartert hat; wenn ich Dir schwöre, daß die Verurtheilung . . .“

„Zur Sache!“ unterbrach ihn Titus Claudius mit frostiger Stimme.

„Wohl, mein Vater. Ich möchte diesen Sclaven um jeden Preis in meinen Besitz bringen. Ich frage Dich, ob es im Falle seiner Ergreifung nicht möglich ist, die Strenge des Gesetzes im Wege der Gnade zu mildern . . .“

„Du befremdest mich. Um Deiner Laune willen soll der Staat eine Lücke in jenen Damm reißen, der uns einzig und allein gegen die Ueberfluthung der Rebellion schützt? Und mich, mich ersiehst Du zum Gehülfen bei solchem Vorsatz? Ich gebe zu, daß Stephanus grausam ist, daß er willkürlich und meinetwegen verbrecherisch handelt. Wohlan: gibt es nicht Gesetze, die auch den Sclaven gegen solche Uebergriffe in Schutz nehmen?“

„Gesetze, ja!“ rief Quintus voll Bitterkeit; „aber sie existiren nur für die Reichen und Mächtigen.“

„Alles Irdische ist seiner Natur nach unvollkommen. Wenn Stephanus das Gesetz übertritt, so gewährt dies dem Frevel des Eurymachus keine Straflosigkeit. Ich beklage es tief, daß mein eigener Sohn die obersten Grundsätze meiner Lebensauffassung so völlig mißkennt. Geh', lieber Quintus, und überlege Dir's künftig zweimal, ehe Du Deinen Vater mit solcher Thorheit behelligst. Eurymachus stirbt von Henkers Hand, und hättest Du Dein halbes Vermögen für seinen Besitz

verpfändet. Geh', mein Sohn, und vergiß nicht ganz und gar, daß Du ein Römer bist."

So sprechend, setzte sich Titus Claudius an seinen Arbeitstisch. Quintus stand einen Augenblick wie geistesabwesend. Dann schritt er langsam der Thüre zu.

„Leb' wohl, mein Vater," sagte er im Hinaustreten. Seine Stimme klang wehmüthig, beinahe schmerzlich, als handle es sich um eine lange, traurige Trennung. Titus Claudius, von der Seltsamkeit dieses Tones betroffen, hob staunend das Antlitz. Wie traumverloren starrte er nach der Pforte, durch welche Quintus verschwunden war. Ein unbehaglich dumpfes Gefühl spann sich ihm geheimnißvoll um die Seele.

„Ich war zu hart," sagte er zu sich selbst. „Sein Irrthum entspringt einer edlen Quelle — dem Mitleid. Ich hätt' ihm ein gutes Wort sagen sollen, wie er von dannen ging.

Hastig erhob er sich.

„Quintus! Quintus!" rief er die Hallen entlang. „Skopas! Athanasius! Saht Ihr nicht meinen Sohn?"

Die Sclaven rannten diensteifrig nach dem Vestibulum. Quintus war längst im Gewühl der Straße verschwunden.

Von unerklärlicher Trauer erfüllt, kehrte der Oberpriester in sein Zimmer zurück.

„Ich will's ihm sagen — bei nächster Gelegenheit. Er hat das treueste und beste Herz von der Welt, und je edler die Seele, um so tiefer fühlt sie die Kränkung. Jetzt aber — fort mit diesen Gedanken und frisch an die Arbeit!"

Titus Claudius Mucianus beugte sich wieder über den Tisch. Wer ihn so sah, der hätte die ernste Gestalt wohl für einen Dichter gehalten, denn sein Antlitz glühte in lichter Begeisterung. Was dieser Poet aber schrieb, waren keine Worte, die das Maß bändigt, sondern die fessellosen Ströme einer gewaltigen Anklage; was er schmiedete, waren keine Verse und Strophen, sondern furchtbare Waffen gegen das, was er für die größte Gefahr des römischen Weltreichs erachtete: gegen das Christenthum.

Viertes Capitel.

Als Cajus Aurelius den vierten Gesang der „Thebais“ zu Ende gebracht, gab Octavia das Zeichen zum Schluß der Vorlesung. Im kleinen Speisezimmer harrte das Frühstück. Man lud den Jüngling zu Gast und verbrachte beim Genuß des Mahles eine fröhliche Stunde. Daß der Hausherr fehlte, war man seit einer Reihe von Tagen gewöhnt. Die Geschäfte nahmen ihn so völlig in Anspruch, daß er sich kaum Zeit gönnte, während der Arbeit ein Glas Falerner zu trinken oder sich ein Paar Bissen Brod reichen zu lassen. Octavia beklagte das, aber sie war doch andererseits wieder stolz darauf. Auch freute sie sich der zuverlässigen Aussicht, daß dieser letzten, großen Anstrengung eine längere Zeit der Erholung folgen werde. Lucilia fand das Prandium ohne den Vater „langweilig“, wie sie der Schwester bei einer schicklichen Gelegenheit sehr tendenziös zuflüsterte. Das war in der That merkwürdig, denn Aurelius, dem der Vortrag des Heldenpoëms die Zunge gelöst hatte, entwickelte eine glänzende Virtuosität in allen Tugenden der Geselligkeit. Das Triclinium leuchtete förmlich von guter Laune; selbst Lucilia strafte sich Lügen, denn sie brach mehrmals in ein sehr kurzweilig klingendes Lachen aus. Herodianus, der gekommen war, seinen Gebieter abzuholen, und nun die Ehre genoß, am Prandium mit theilzunehmen, staunte über die Erregtheit des sonst so schweigsamen Jünglings, und mißtrauisch blickte er auf die krystallene Trinkschale, als ob diese über das wundersame Phänomen Auskunft ertheilen könnte. Baucis aber schwur bei der Allmutter Isis, nie im Leben habe sie einen römischen Ritter von so vortrefflichen Eigenschaften kennen gelernt, wie Aurelius, der selbst für sie, die alte, garstige Person, ein freundliches Wort habe und so göttergleich declamire.

Gegen Mittag nahm der Bataver Abschied. Dem Hausherrn ließ er durch Octavia Grüße entbieten; er scheue sich,

dem vielbeschäftigten Mann zu dieser Tageszeit lästig zu fallen.

„Was nun?“ rief Lucilia, als die Thüre sich hinter Aurelius geschlossen hatte. „Schlafen wir, süße Claudia, oder lassen wir uns nach dem Marsfelde tragen?“

„Ganz wie Du willst. Das Wetter ist schön, und wir könnten wohl ein Stündchen beim Säulengang des Agrippa lustwandeln.“

„Begleitest Du uns, liebe Mutter?“ fragte Lucilia.

„Wie kann ich!“ versetzte Octavia lächelnd. „Ich muß zur Stelle sein, wenn Euer Vater sich von der Arbeit erhebt. Seid Ihr Euch selbst nicht genug, so mag Baucis . . .“

„Nein, nein,“ fiel ihr Claudia in's Wort. „Die gute Baucis mag ruhig zu Hause bleiben. Draußen in den Lorbeerhainen gehn wir zu Fuße. Da würde uns Baucis mit ihrer Langsamkeit nur hinderlich sein.“

Die Sänfte war im Augenblick zugerüstet. Vier Numidier, in buntem Federschmucke, schritten voraus. So ging es nordwärts am Circus Flaminius vorüber, denselben Weg, den Quintus zwei Tage zuvor in jener mondlosen Nacht gewandelt.

„Ein wahres Glück, daß wir Baucis daheim gelassen,“ sagte Claudia in griechischer Sprache. „So kann man sich doch einmal ungestört aussprechen. Du bist jetzt Abends immer so furchtbar verschlafen . . .“

„Sehr einfach,“ versetzte Lucilia, ebenfalls auf Hellenisch. „Ich bin müde und abgespannt. Die Genüsse der letzten Tage wirken zu heftig auf meine Nerven. Erst das Fest bei Cornelia; dann ein zweistündiger Vortrag meiner trefflichen Claudia über die Vorzüge des Cajus Aurelius . . .“

„Bitte sehr, Du verwechselst die Rollen. Fräulein Lucilia war es, die beständig von Cajus Afranius erzählte.“

„So? Aber weshalb? Nur um nicht ganz und gar in Aurelius unterzugehn, nur als Gegengift. Uebrigens, wenn Du gestattest, nicht Cajus, sondern Cnejus Afranius. Du hast natürlich stets nur den Cajus im Kopfe.“

„So bist Du nun," sagte Claudia seufzend. „Kein vernünftiges Wort ist mit Dir zu reden."

„Ich bin abgespannt," wiederholte Lucilia. „Gestern Vormittag zwei Gesänge des Statius; heute Vormittag zwei Gesänge des Statius; morgen zwei Gesänge des Statius . . . das vertrage ein Anderer! Es ist ein Gnadenglück, daß die „Thebais" überhaupt nur zwölfe hat. Da muß es doch endlich mal aufhören! Freilich, wenn Ihr mit Statius fertig seid, les't Ihr Virgil und schließlich die Batrachomyomachie."

„Geh', Lucilia, Du bist recht häßlich! Und ich wollte Dir ein Geständniß machen!"

„Ein Geständniß? Herzens-Claudia, ein Geständniß?" rief Lucilia, die Schwester bei den Händen ergreifend. „Willst Du's endlich bekennen, daß Du ihn liebst? Daß Du völlig in ihn vernarrt bist? O, Du Thörin, merkst Du noch immer nicht, daß Lucilia Dich nur bestrafen wollte für Deine schnöde Verstocktheit?"

Claudia erglühte. Unwillkürlich zog sie den goldgestickten Vorhang zusammen, als fürchte sie, die Vorübergehenden möchten ihr das süße Geheimniß von der Stirne ablesen.

„Nicht so laut!" hauchte sie der Schwester in's Ohr. Dann küßte sie ihr sanft und innig die Wangen.

„Du gestehst?" fragte Lucilia.

Statt aller Antwort neue Liebkosungen und ein brennender Kuß auf die Lippen.

„Gut!" versetzte Lucilia. „Mehr bedarf es nicht. Dieser Kuß sagt genug. So küßt nur ein Mädchen, das bis zum Wahnsinn verliebt ist. Dein Kuß galt dem Cajus Aurelius."

„Schweig'!" flehte Claudia. Sie legte der Uebermüthigen die Hand auf den Mund. „Schwöre mir . . ."

„Daß ich nicht die Rostra besteige und in's Forum hinausrufe: Claudia liebt den Aurelius! . . .? Närrisches Kind! Just im Gegentheil! Höchst geheim werd' ich's halten und nur im Stillen bemüht sein, Euch die Wege zu bahnen. Denn ganz so glatt, wie Du meinst, wird die Sache nicht abgehen. Ein Ritter aus der Provinz, und Claudia, die Tochter des ersten Senatorengeschlechts! Du kannst es dem

Vater nicht übel deuten, wenn er seinen Standpunkt vertritt und für Claudia einen Consul bestimmt."

„Und wenn Claudia nicht will?"

„So muß Titus Claudius nachgeben, oder die sanfte Claudia ist im Stande, sich von Cajus Aurelius entführen zu lassen . . ."

„Was redest Du!" sagte Claudia erschrocken. Sie blickte nachdenklich in den Schooß. „Meinst Du," begann sie nach einer Weile, „daß die gestrige Anspielung auf den Sextus Furius ernst gemeint war?"

„Wie sonst? Der wackre Mann ist zwar dreimal zu alt für Dich, aber der Ruhm seiner Ahnen strahlt majestätisch durch die Jahrhunderte. Denk' nur an Furius Camillus, den glorreichen Bezwinger der Volsker und Aequer! Sextus Furius hat freilich keine Volsker und keine Aequer besiegt, aber das Consulat steht ihm unrettbar bevor, und sein Vermögen ist opulent."

„Ach!" seufzte Claudia, „wir haben's doch recht traurig, wir jungen Römerinnen! Wie selten schließen wir den Bund für's Leben aus freier Wahl! Ein strenger Vater oder ein Vormund führt uns dem Gatten zu, eh' unser Herz noch gesprochen hat. Verlobungen wie die Cornelias mit Quintus sind weiße Raben. Wie schön, wie herrlich ist dagegen der Brauch fern im Norden, wo der Jüngling erst die Neigung des Mädchens und dann die Zustimmung der Familie erstrebt! Aurelius hat mir wundersame Geschichten erzählt, wie treu diese blonden Rugier an dem Weib ihrer Wahl hangen, wie sie oft in beschwerlichem Kampf und mit zähester Ausdauer ihr Kleinod erobern. Es muß himmlisch sein, auf diese nordische Art geliebt und erkämpft zu werden. Weißt Du, Aurelius gehört ein wenig mit zu diesem Germanenvolk . . ."

„So?" fragte Lucilia erstaunt.

„Ja wohl! Seine Großmutter war eine Friesin vom Strande des Nordmeers, da wo der Weserstrom in die See fällt. Nicht alle Friesen sind Gladiatoren und Sänftenträger. Da gibt's reiche, große Geschlechter, stolze Krieger und Heer=

führer, die vor keinem römischen Consul den Nacken beugen. Wären sie einig, sagt Aurelius, dann könnte Rom auf der Hut sein vor diesen Völkern. Aber merkwürdig, die im Kreis der Familie so friedlich und treu sind, befehden einander von Gau zu Gau, von Landschaft zu Landschaft. Nur in Tagen großer Gefahr sammeln sie sich um das gemeinsame Banner, und wehe dann dem Feinde, der gegen sie anstürmt! Du hast doch von Varus gelesen, wie er im Teutoburger Walde mit seinen Legionen vernichtet ward und sich selbst in sein Schwert stürzte?"

„Baucis hat uns davon erzählt. Im Grunde — was da draußen in Germanien passirt . . . Unsere Legionen haben sich ja beständig an der Grenze herumzuschlagen, bald gegen die Dacier, bald gegen die Parther . . . Ich frag' nicht viel nach dem Wie und dem Wo. Die inneren Kämpfe, die Gefechte mit geistigen Waffen interessiren mich mehr . . ."

„Insbesondere die Processe im Senat und vor den Centumvirats-Gerichten?" lächelte Claudia.

„Gewiß! Da draußen entscheidet die rohe Kraft; am Forum aber schlägt man die Schlachten der Intelligenz."

„Und einer der kühnsten Kämpfer heißt Cnejus Afranius."

„In der That, sein ganzes Auftreten, seine Unerschrockenheit, seine rastlose Energie . . ."

„Ei, ei, wie beredt! Nächstens gewahrt man Dich in der Basilika unter den Beifallsrufern."

„Spotte nur. Ich halte fest an dem Recht, alles Edle frei zu bewundern. Wär' ich hübscher, so würd' ich mir vielleicht Mühe geben, seine Eroberung zu machen, denn, ehrlich gestanden, ich halte die zukünftige Frau des Afranius für ein beneidenswerthes Geschöpf."

„Du bist offenherzig."

„Wie immer. Ich kann's um so eher sein, als ich mir durch die Erkenntniß meiner Mängel die philosophische Ruhe nicht rauben lasse. Die Götter sind ungerecht. Meinetwegen! Dir den Rosenmund, mir die cantabrische Bärenschnauze! Das nennt man Fatum oder Ananke! Uebrigens ein prächtiger Tag! Sieh nur, wie's hier draußen wimmelt und

wühlt! Ich denke, wir steigen aus. Dort erglänzt schon der hundertsäulige Porticus."

Claudia winkte und gab das Zeichen zum Anhalten. Von den Numidiern in einiger Entfernung begleitet, schritten die jungen Mädchen nach der prunkvollen agrippinischen Halle. Arm in Arm wandelten sie die Colonnaden entlang, an den berühmten Wandgemälden vorüber, die in künstlerischer Ausführung Scenen der griechischen Götter- und Heroengeschichte darstellten, — den Raub der Europa, den Centauren Chiron und die Argonautenfahrt. Nach rechts fiel ihr Blick auf jene marmorne Umfriedigung — Septen geheißen —, in deren Mitte das römische Volk sich bei den Abstimmungen der Centuriatscomitien versammelte. Lucilia meinte, hier möchte sie einmal einer recht stürmischen Berathung beiwohnen. Claudia fand es interessanter, die glänzenden Kaufläden und Luxus-Bazare am nördlichen Ende des Porticus zu durchmustern, wo die fernsten Provinzen des Reiches ihre Kostbarkeiten zur Schau stellten. So plaudernd und scherzend gelangten sie in die schattigen Platanen- und Lorbeergänge, die fast bis zum Ufer des Stromes reichten, und mit Tempeln, Säulen, Wandelbahnen und Kunstwerken aller Art geschmückt, einer zahllosen Volksmenge zum Schauplatz ihrer Vergnügungen dienten. Hier sah man auf breiter Fahrstraße Hunderte von blitzenden Wagen dahinsausen, — meist zweirädrig, nach Art unserer Phaëtons. Elegante Reiter sprengten über den Kies, während das bunte Gewühl der Fußgänger auf den Seitenpfaden langsam einherzog. Dort umschwärmte eine Gefolgschaft junger Cavaliere die Sänfte einer vornehmen Dame; dort führte ein ernst und grämlich dreinschauender Pädagoge seinen Zögling nach einem der Rasenplätze, wo die Jugend sich im Ringkampf oder im Schleudern des Diskus übte. Liebende Paare schlenderten durch die entlegeneren Haine; Sclaven und Sclavinnen schaarten sich mit den Kindern ihrer Gebieter um die Schaubude eines Gauklers und beklatschten die Künste des Masthlion, der auf freier Stirn wuchtige Stangen balancirte, oder die Kraftproben des Ninus, der ein halbes Dutzend Knaben zugleich in die Höhe stemmte.

Dazwischen drängte sich eine Legion lautschreiender Backwerk- und Obst-Händler; Wahrsager zupften die Vorübergehenden am Gewande und boten mit lästiger Zudringlichkeit ihre Dienste an; Schiffbrüchige — die gemalte Tafel, die ihren Unglücksfall darstellte, vor den Knieen — saßen hülfeheischend am Wege; Flötenbläser spielten die neueste Weise von Gades; braune Aegypter producirten gezähmte Schlangen, die sich zum Tacte hohlklingender Pauken ihren Meistern um Brust, Nacken und Arm ringelten.

Lucilia und Claudia folgten dem beschatteten Fußwege, der mit der Hauptstraße parallel lief. Sie ergötzten sich am Anblick des immer neuen Schauspiels, das hier lärmend und farbenprächtig durch die Alleen wogte.

„Ob wir Deinem Aurelius begegnen?“ fragte Lucilia.

„Deinem Aurelius! Kind, ich bitte Dich, gewöhn' Dir solche Reden nicht an.“

„Nun denn: dem Cajus Aurelius.“

„Schwerlich. Er kommt jetzt nur selten zum Marsfeld.“

„So? Was hat er denn so Wichtiges zu erledigen?“

„Er betreibt ernstliche Studien. Auch verkehrt er seit einigen Tagen viel mit Cornelius Cinna, der ihn meist um diese Stunde empfängt. Cinna hält große Stücke auf ihn.“

„Nun, offen gestanden, da wäre mir ein Ritt hier im Grünen doch ein besseres Vergnügen, als die Reden des alten Murrkopfes.“

„Aurelius findet ihn höchst interessant. Er hält ihn für ein Genie.“

„Was Du sagst! Ein Genie in der Kunst, das Leben recht schwarz zu sehen!“

„Nein, auch so. Cinna führt den Cajus in die Geheimnisse der Staatswissenschaft, der Philosophie, der Geschichte ein. Cajus erzählte mir, die wenigen Stunden, die er mit Cinna verplaudert habe, seien ihm lehrreicher gewesen, als manches Jahr einsamen Nachdenkens.“

„Nun, dann wird unser Cajus — Du nennst ihn ja mit einem Male so schlechthin Cajus — auch bald anfangen,

über Alles die Stirne zu runzeln und rings Verderbtheit und Elend zu wittern. Weißt Du, Kind, dieser Cinna..."

Sie unterbrach sich, denn man rief ihren Namen. Wie sie den Kopf wandte, erblickte sie Quintus, der aus den Büschen trat.

„Nun? Man trifft Euch ja häufig hier draußen? Und immer dicht neben dem Fahrweg! Ihr müßt Euch riesig für schöne Pferde interessiren . . ."

„Das thun wir auch," sagte Lucilia schalkhaft. „Sieh nur zum Beispiel den prächtigen Schimmel, der jetzt in die große Allee einbiegt. Welch' ein Kopf! Welche Mähne!"

Claudia drückte der übermüthigen Schwester unwillkürlich den Arm. Der da herangesprengt kam, war kein Anderer als Cajus Aurelius. Ihm zur Seite ritt Herodianus, von den Stößen seines mächtigen Hochtrabers unsanft geschüttelt. Sein geröthetes Antlitz verrieth wenig Leidenschaft für den Sport. Um so freudiger und kühner schaute Aurelius drein, der sein edles Thier wie spielend durch's Gewühl der Carrossen lenkte und das Gefühl der Kraft und Sicherheit so recht aus dem Vollen kostete.

Jetzt erblickte er Claudia. Das Blut schoß ihm heiß in die Stirne. Das Auge fest auf die beiden Mädchen gerichtet und in höchster Verwirrung grüßend, bemerkte er nicht, daß eines jener winzigen Pferde, „manni" geheißen, wie ein Pfeil auf ihn anstürmte. Der Reiter, ein etwa zwölfjähriger Knabe, lenkte zwar noch im letzten Augenblicke ein, doch nicht zeitig genug, um den Schimmel, der eine halbe Biegung nach links gemacht hatte, ganz zu vermeiden. So ward das Roß von der Mähne des Ponys hart am Unterkiefer gestreift, während der Knabe nur durch hastiges Bücken vor einem gefährlichen Zusammenstoße bewahrt blieb. Das Thier des Bataver, ohnehin leicht erregt, ließ ein unheilverkündendes Schnauben vernehmen, stieg, am ganzen Leibe zitternd, steil in die Höhe und hätte sich in der nächsten Sekunde unfehlbar überschlagen, wenn nicht Quintus, in kühnem Schwunge über das Buschwerk setzend, das Roß bei den Zügeln gepackt und es so nach kurzem Ringen zum Stehen gebracht hätte.

Inzwischen war Herodianus, dem der Schreck alle Fassung benahm, durch einen plötzlichen Sprung seines Rappens aus dem Sattel gehoben uud vorn auf den Bug gesetzt worden. Den Hals des Pferdes umklammernd, spielte er eine eben so komische als bedauerliche Figur. Nachdem Quintus den Schimmel des Bataves glücklich niedergezwungen, kam er auch dem Freigelassenen zu Hülfe.

„Bei Zeus dem Rächer!“ rief Herodianus, mühsam in den Sattel zurückrutschend, „dieses unvergleichliche Sonnenroß hätte mich um's Haar unter die Hufe gekriegt! Heißen, unauslöschlichen Dank, ruhmreicher Quintus Claudius! Zwölf Septunzen trink' ich heut' noch auf Deine Gesundheit!“

„Auch ich danke Dir,“ sprach Aurelius bewegt. „Kann ich Dir je einen Dienst erweisen . . .“

„Bei den Göttern,“ rief Quintus lachend, „man sollte meinen . . .“

„O, ich sah, wie dicht der Huf meines Rosses an Deinem Haupte vorüber schlug!“

„Im Ernste? Uebrigens, — erkanntest Du nicht den kleinen Sturmvogel, der so heftig an Dir vorüberschoß? Es war Burrus, der Sohn des Oberkämmerers. Ein toller Junge. Er hat's von der Mutter.“

„Burrus? — Den Martial so überschwänglich gefeiert hat?“

„Derselbe. Er schmeichelt dem Sohne, aber es gilt dem Herrn Vater.“

„Nun, wenn er hört, wie Burrus mich beinahe über den Haufen geritten, so gibt ihm das vielleicht Stoff zu erneuten Lobreden. Einstweilen bin ich froh, daß die unfreiwillige Heldenthat ihm nicht völlig geglückt ist. Das dank' ich Dir, vortrefflicher, unerschrockener Freund! Wie gesagt, wenn Du je in die Lage kommst . . .“

„Ich bitte Dich, laß doch die Kleinigkeit!“ sagte Quintus. Dann mit einem Male besann er sich. „Das heißt,“ fügte er lächelnd hinzu . . . „es wäre doch möglich, daß ich Deine Gefälligkeit früher in Anspruch nähme, als Du vermuthest,

wenn auch nicht zum Entgelt für meine Leistung als Rosse-bändiger . . .“

„Du machst mich glücklich. Wann immer Du kommen magst, ich stehe Dir frei zur Verfügung.“

„Wohl!“ versetzte Quintus mit eigenthümlichem Nachdruck, — „so erwarte mich heute noch am Schluß der ersten Vigilie.“

„Leider bin ich auf diese Stunde versagt.“

„So sei's eine spätere. Die Stunde vor Mitternacht . . .“

„Es gilt: ich erwarte Dich,“ sagte Aurelius.

Die Mädchen hatten während des kurzen Zwiegespräches der Jünglinge regungslos dagestanden. Claudia kämpfte noch mit den Nachwehen ihres Schreckens; auch Lucilia war bleich geworden.

Der Bataver stammelte jetzt eine verlegene Entschuldigung, grüßte und gab dem Pferde die Sporen, während der Freigelassene dem hartmäuligen Hochtraber das Wolfsgebiß möglichst derb auf die Zunge drückte. So sprengten sie in's Gewühl, Aurelius stolz und elastisch wie ein junger Centaur, sein Begleiter wie ein dicker, wulstiger Ball, unabläßig auf und nieder geschüttelt.

„Du bist ein prächtiger Junge,“ sagte Claudia, die Hand ihres Bruders ergreifend und innig festhaltend „Welche Kraft, welcher Muth, welche Aufopferung! Ach, das Herz hat mir beinahe still gestanden, wie das abscheuliche Thier so mit dem Huf an Deinen Schläfen vorbeihackte! Das werd' ich Dir nie vergessen.“

„Sehr verbunden, mein theures Schwesterchen! 's ist lange her, daß Du zum letzten Male in dieser Tonart mit mir geredet. Nicht wahr, Claudia, daß der Reiter zufällig Cajus Anrelius heißt, das thut mir in Deiner Werthschätzung keinen Abbruch?“

„Necke und scherze nur, wie Du willst: ich habe Respect vor Dir, und jetzt verzeih' ich Dir Alles, was Du jemals gesündigt hast.“

„Begleitest Du uns?“ fragte Lucilia.

„Zehn Minuten. Dann muß ich Kehrt machen. Clodianus erwartet mich in den Thermen.“

„Wo speisest Du heut'?" fragte Claudia.

„Bei Cinna."

„Du bist lange nicht unser Gast gewesen."

„Morgen, wenn's Euch genehm ist. Ich will sehen, ob Cinna gestattet, daß ich Cornelia mitbringe . . ."

„Schwerlich," meinte Lucilia. „Seit vorgestern befindet er sich in abscheulicher Laune. Heute früh empfing ich ein Billet von Cornelia . . . Ich möge kommen und sie vor den Gespenstern ihrer Melancholie retten."

„Was Cornelia nur will?" sagte Quintus. „Ich höre jetzt wiederholt . . . In meiner Gegenwart ist sie stets die Heiterkeit selbst."

„Das ist die Allmacht der Liebe," versetzte Lucilia. „Ihr Zauber besiegt jeden Verdruß."

„Du scheinst reich an Erfahrung."

„Theo[illegible] nur theoretisch!"

Sie schr[illegible] weiter bis an das Flußufer. Einige Augenblicke lang schauten [illegible]ie dem Treiben der Barken und Gondeln zu, die sanft nach der [illegible]lischen Brücke hinabglitten oder mit straffer Anstrengung ihrer R[illegible]derer dem Strome entgegenstrebten. Die reizenden Hügel jenseits der Ebene, mit Gärten und Landhäusern übersät, grüßten freun[illegible]lich herüber. In der Ferne ragte der fünfgipfelige Sorakte.

„Bald wird ihn Schnee bedecken," meinte Claudia mit einem Seufzer.

„Ja, ja, es wird Herbst," sagte Quintus. „Jetzt aber, Kinder, — vergnügt Euch ohne mich! Also morgen auf Wiedersehn!"

„Leute," wandte sich Claudia an die Numidier, als Quintus im Gedränge verschwunden war, „wißt Ihr was? Schämen solltet Ihr Euch bis in die Fußspitzen! Ohne Quintus wäre Aurelius dem Pferde unter die Hufe gekommen! Feige Gesellen seid Ihr! Bei den Göttern, wenn's mir zu Sinn kommt, lass' ich Euch strafen, daß Ihr dieser Stunde gedenken sollt!"

Die Numidier sperrten die großen, wulstigen Mäuler auf und glotzten ihre Gebieterin an, als ob sich ein Wunder

begebe. Keiner der Sclaven hatte jemals von den Lippen Claudias eine ähnliche Sprache vernommen.

„Das macht,“ raunte Einer von ihnen, „weil sie dem reichen Furius zur Gemahlin bestimmt ist. Ich hab's immer behauptet: auch die Sanftesten werden hoffärtig, wenn ein Gatte in Sicht kommt.“

Fünftes Capitel.

Es war Nacht geworden. Im Speisezimmer des Cnejus Afranius erhob man sich von den Bänken. Sechs Männer hatten hier das einfache Mahl genommen — Männer, nach Stand und Alter verschieden, aber gleich an Gesinnung, gleich an Haß gegen die Schreckensherrschaft des Imperators, gleich an Muth und Charakterstärke. Während der Mahlzeit war der Kreis der üblichen Tischgespräche kaum überschritten worden. So fest auch Afranius von der Treue seiner Sclaven durchdrungen war, im Reiche des Domitian war Mißtrauen die vornehmste Tugend. Selbst die Commissatio, das Bechern, das nach altem Brauche die Mahlzeit beschloß, lieh dem Gespräch keinen Aufschwung. Jeder trug sich mit dem Gedanken an das, was da folgen sollte.

Jetzt schritten sie insgesammt nach dem Säulenhof, — wenn der kleine, unansehnliche Raum diesen Namen verdiente. Cnejus Afranius, der Sproß einer armen Ritterfamilie aus dem lugdunensischen Gallien, hätte seine Laufbahn in Rom wahrscheinlich als Bewohner eines Miethsgebäudes antreten müssen, wenn ein kinderloser Freund seines Vaters ihm nicht ein kleines Legat vermacht hätte. So kaufte er denn auf der rechten Seite des Tiber, mitten im Arbeiterviertel, ein bescheidenes Häuschen, das ehedem einem Schiffer gehört hatte. Eng und geschmacklos in seiner Anlage, ward es nur durch die augenscheinliche Sorgfalt, die der neue Besitzer auf

seine Instandhaltung wendete, und besonders auch durch das zierliche Gärtchen im Peristyl etwas weniger unsympathisch. Afranius fühlte dies, aber es grämte ihn nicht. Jener peinvolle Druck, der die meisten Menschen in beschränkten Verhältnissen heimsucht, wenn ihre sonstige Veranlagung sie auf den Verkehr mit besser Gestellten anweist, war ihm fremd. Da er überdies zwar salopp, aber doch stets im größten Style gekleidet war, so galt er bei denen, die ihn auswärts trafen, beinahe für wohlhabend. Dieser Eindruck beruhte auch in der ganzen Art seines Auftretens. Aurelius, der heute zum ersten Mal diese Schwelle beschritt, glaubte bei seiner Ankunft vor dem Vestibulum, er sei irre gegangen. Es schien ihm undenkbar, daß der selbstbewußte, flotte Afranius ein so ärmliches Heim bewohne . . .

Die sechs Männer begaben sich langsam aus dem Speisezimmer in das Arbeitsgemach. Zuvorderst die hohe Greisengestalt des Marcus Coccejus Nerva, auf den Arm des Ulpius Trajanus gestützt. Ihnen folgte Publius Cornelius Cinna mit Cajus Aurelius. Zuletzt kam Afranius an der Seite eines alten Centurio, der lange Zeit in Germanien und Dacien gedient und in Folge einer Verwundung den linken Arm verloren hatte. Vom Kaiser Domitianus der ihm früher bewilligten Unterstützung beraubt, hatte er sich Jahre lang sein Brod mühsam als Lehrer in der Buchstabirschule eines ehemaligen Arztes verdient, bis Ulpius Trajanus dem wackeren Manne eine Freistatt in seinem Hause gewährte.

Den Sclaven ward nun kategorisch bedeutet, man wünsche durchaus ungestört zu bleiben. Momus, der Vertraute des Cnejus Afranius, stellte sich vor den Eingang, damit kein unberufener Lauscher zu nahe käme.

„Freunde," begann Marcus Coccejus Nerva, als die Männer sich niedergelassen, „die Absicht einer folgenschweren Berathung hat uns hierher geführt. Es gilt, Mittel und Wege zu finden, um das nun endlich in's Werk zu setzen, was uns mondelang unablässig beschäftigt hat. War die Schreckensherrschaft des Domitianus von Anbeginn unerträglich, so scheint ihr Uebermuth, ihre Schamlosigkeit jetzt einen Höhe-

punkt zu erreichen, der uns das Blut in den Adern erstarren läßt. Vor zwei Tagen erst vernahmen wir im Hause des Cinna, welch' unerhörten Frevel der Cäsar mit den angesehensten Mitgliedern des Senats und des Ritterstandes getrieben. Seitdem sind Euch neue Missethaten zu Ohren gekommen. Wie Titus einst jeden Tag als verloren betrachtete, da er nichts Gutes gethan, so zählt dieser entartete Flavier nur diejenigen Tage für voll, an denen er das Recht mit Füßen getreten und zur Willkür die prahlerische Frechheit gefügt. Ihr Alle kanntet den Junius Rusticus. Er war ein trefflicher Mann, wohlerfahren in jeder Wissenschaft, freimüthig und von strengster Reinheit der Sitten. Dieser edle Philosoph ist gestern gekreuzigt worden. Und weshalb, meine Freunde, weshalb? Weil er den Pätus Thrasea, das berühmte Opfer des Nero, einen Mann von tadellosem Charakter genannt hat. Um deswillen starb Junius Rusticus den Tod eines Meuchelmörders."

Durch das Zimmer ging ein dumpfes, gepreßtes Murmeln. Alle, mit Ausnahme des Aurelius, wußten bereits um die Unthat, aber von den Lippen des greisen Senators erschütterte die Kunde auf's Neue.

„Nicht genug," fuhr Coccejus fort. „Eine zweite Missethat scheint die Kreuzigung des Junius Rusticus fast in Schatten zu stellen. Vor Kurzem starb ein reicher Mann aus dem Ritterstande, mit Namen Cäpio. Erbin des Vermögens war die Nichte des Mannes, ein junges Mädchen von vierzehn Jahren. Da fand sich ein Mensch, der öffentlich aussagte, er habe den Cäpio bei Lebzeiten mehrfach äußern hören, der Imperator solle sein Erbe sein. Auf diese Lüge hin ward das Vermögen rücksichtslos eingezogen. Das Mädchen aber, hülflos und unerfahren, gerieth auf Abwege. In tiefes Elend versunken, von Schande und Krankheit besudelt, stand sie jüngst nun am Wege, da der Cäsar über das Forum getragen wurde. Sie streckte die Hände nach dem Sessel empor und schrie in verzweifelten Ausdrücken um Gerechtigkeit. Sie ward von der Leibwache festgenommen und heute früh zu Tode gepeitscht."

„Tod ihren Mördern!“ rief Cinna, die Faust in der Richtung nach dem Palatium schüttelnd. „Wie dieses Kind, so kann es auch Dich, o Nerva, auch Dich, Ulpius Trajanus, auch Dich, Cnejus Afranius, treffen. Im Rom des Tyrannen gilt ja nur Ein Gesetz, die Laune des Bluthunds. Heute kitzelt ihn der Falerner: ein Wink, und die Töchter unserer ersten Familien werden hinweggeschleppt. Morgen hat er sich behäbig den Wanst gefüllt und girrt nach Zerstreuung: ein Wink, und Rom geht wieder in Flammen auf. O ewige, unermeßliche Schmach! Beschließt Ihr, was Ihr wollt; mein Beschluß ist gefaßt. Im Senat, auf dem Forum, im Schauspiel, wo ich ihn treffe, ich tödte ihn.“

„Gelassen, mein theurer Cinna,“ sagte Coccejus. „Du bist der Letzte, dem es gestattet wäre, dem Tyrannen so in die Nähe zu kommen. Der Mann des Mißtrauens, der alle Wände seiner Gemächer mit Spiegelstein überkleiden läßt, damit er sehen kann, was hinter seinem Rücken geschieht, dieser Mann wird sich vor Cinna zu hüten wissen. Und dann, meine Freunde, beflecken wir unsere gerechte Sache nicht ohne Noth mit vergossenem Blute! Das Ziel, das uns vorschwebt, kann auch ohne die Ermordung des Cäsars erreicht werden. Stellt das empörte Volk ihn später vor den Richterstuhl des Senats, wird er gesetzlich zum Tode verurtheilt, so mag ihm geschehen, wie er's tausendfältig verdient hat. Wir aber, die wir entschlossen sind, eine Aera der Freiheit und des Rechts zu begründen, wir müssen, wenn's irgend möglich ist, unsere Hände rein bewahren. Wir sind die Zermalmer seines Thrones, aber nicht seine Henker.“

Halblaute Worte des Beifalls gaben dem Sprecher die Gewißheit, daß er im Geist seiner Freunde redete. Auch Cinna fügte sich.

„Du hast Recht,“ sagte er stirnrunzelnd. „Du bist allezeit klar und besonnen, wo mir das Herz kocht vor schäumender Wuth. Es war ein guter Griff, Ihr Genossen, daß Ihr mich nicht an Eure Spitze stelltet. Ich tauge zum Ausführen, zur energischen That, aber das Planen, das ruhige Prüfen wiegt schwerer in der Schale der Weltgeschichte.“

„Beides im brüderlichen Verein wird unsere Fesseln zersprengen," ergänzte Afranius. „Wahrlich, fieberhaft gelüstet's mich zu vernehmen, wie Ulpius die Probleme gelöst't hat . . . Wie ich sie lösen würde, das weiß ich . . ."

„Nun?" fragte Ulpius Trajanus. „Du warst bis jetzt in unseren Versammlungen immer der schweigsamste. Vielleicht kann ich das, was Du sagen wirst, in meine Entwürfe noch mit verweben."

„Was ich zu sagen habe, ist sehr wenig, aber es scheint mir um so klarer und einfacher. Wuth, Haß, Verzweiflung gähren in allen Gemüthern. Der Brennstoff ist aufgehäuft, es bedarf nur des zündenden Funkens. Werfen wir diesen Funken in die Massen des Volkes! Rufen wir offen und rückhaltslos ganz Rom zur Empörung!"

„Gemach!" unterbrach ihn Coccejus Nerva. „So hoch unser Herz auch pochen mag, keinen Schritt, den der kalte Verstand nicht gut heißt! Keine That des Gefühls! Du irrst, Afranius, wenn Du meinst, jener Pöbel, der da Brod und Circusspiele verlangt, werde sich für die Freiheit begeistern. Was hat diese Rotte von Müssiggängern, was haben diese Kornspenden-Empfänger und Tagediebe vom Cäsar zu fürchten? Der Blitz schlägt in die Eichen, aber nicht in's Gestrüpp, das am Boden kriecht. Ob Domitianus oder ob Titus regiert, ob der Senat Ehre oder Mißhandlung erfährt, diesem Pöbel ist's gleich, wenn nur gerannt, gespielt und gefochten wird. Für Brod und Circusspiele verkaufen sie sich dem ersten besten Barbaren. Ein Sigambrer ist ihnen ebenso lieb, wie ein Enkel des Romulus. Ach, Freunde, wenn ich dies Treiben erwäge, so packt mich zuweilen ein jäher Schreck, und angsterfüllt schweift mein Blick in die Zukunft. Immer weiter greift diese frevelhafte Vaterlandslosigkeit um sich; sie vergiftet sogar das Heer... Tritt hier nicht bald eine Wendung zum Bessern ein, so mag sich's ereignen, daß die stolze Roma eines Tages in Trümmer fällt; ja, meine Freunde, in Trümmer, — zerstückt von den Rotten jugendfrischer Germanen, die schon jetzt so bedrohlich an unsere Pforten pochen. Mit dem Stahl werden sie den Rest

unserer Tugend, mit dem Golde die Phalanx unserer Laster bewältigen."

Er schwieg. Auf dem edlen Antlitz lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Dann, zu Afranius gewandt:

„Also, was ich sagen wollte, der Pöbel der Hauptstadt muß unbedingt aus dem Spiele bleiben!"

„Du sprichst vom Pöbel," versetzte Afranius. „Neben dem Pöbel gibt es ein Volk, gering an Zahl, aber desto größer an Kraft, an Hoheit und Würde. Glaube mir, auch im dritten Stande, unter den Fischern und Krämern, unter den Arbeitern und Gewerbleuten gibt es noch Römer."

„Wohl! Mit einer so kleinen Zahl dürfen große Pläne nicht rechnen. Wie der Staat sich entwickelt hat, geben die Truppen den Ausschlag. Wer die Soldaten beherrscht, dem fällt Rom und das Reich zu. Ihr wißt jedoch, wie sehr die Legionen in der Provinz vom Eindrucke der vollendeten Thatsachen abhängig sind. Es steht kaum zu erwarten, daß irgend eine Heeresabtheilung außerhalb Roms für Domitianus Partei ergreift, wenn wir erst die Hauptstadt in unserer Gewalt haben. Mit einem Wort, es gilt die Gewinnung der Prätorianer. Ulpius, mein lieber Sohn, gib uns zu wissen, was Du in diesem Punkte versucht und geleistet hast."

Ulpius Trajanus lehnte sich im Sessel zurück und kreuzte die Arme über der Brust. Das freimüthig edle Gesicht mit dem warmen Zug von Treuherzigkeit um die Lippen ward mit einem Male ernst und besorgt. Lucilia hatte ganz Recht, wenn sie gelegentlich meinte Ulpius Trajanus erinnere sie an Cajus Aurelius. Beträchtlich älter und von südländisch-dunklem Typus, besaß der Hispanier, ganz wie der junge Bataver, jenen Ausdruck rein menschlichen Wohlwollens, der den Zügen einen so klaren und harmonischen Charakter verleiht.

„Ihr Freunde," begann Ulpius Trajanus, leicht erröthend, „noch kann ich Euch zu meinem größten Schmerze nichts Entscheidendes mittheilen. Ich kam hierher, nicht eigene Erfolge zu melden, sondern um von den Euren zu hören. Die Prätorianer sind während der letzten Monate vielfach neu recrutirt worden. Allwöchentlich vertheilt man

den Officieren und Mannschaften große Geldgeschenke. Norbanus, der Oberst, wird vom Kaiser mit Gunst überhäuft. Da war's denn schwer, einen Stützpunkt zu finden. Zwar bin ich fest überzeugt, daß Norbanus als ehrlicher Mann das Wohl des Vaterlandes höher stellt als jede sonstige Rücksicht; indeß, bis zur Stunde hab' ich umsonst gestrebt, ihm nahe zu kommen. Er spricht zwar freier als mancher Andre, aber sein Freimuth bezieht sich doch immer auf Nebendinge. Instinctiv kennt er die Grenze. Es wäre zwecklos, Euch jede Einzelheit zu berichten. Ich bin rastlos und mit Vorsicht am Werke gewesen. Nicht meine Schuld ist's, wenn der Stein immer wieder zum Abgrund rollt."

„Versprich ihm ein Consulat," raunte Cinna stirnrunzelnd. „Ueberrumple, verblüffe ihn; setz' ihm den Dolch auf die Brust . . ."

„Der Dolch könnte nur allzuleicht die Spitze auf uns kehren," sagte Trajanus lächelnd.

„Er hat Recht, Cinna," warf Nerva ein. „Gerade um seiner Selbstbeherrschung und Ruhe willen ward er für diese Rolle bestimmt, — und im Geiste seiner Auftraggeber muß er sie durchführen."

„Aber schließlich muß doch die Selbstbeherrschung ein Ende nehmen," sagte Afranius, das runde Kinn auf die Hand stützend. „Ich denke nicht daran, unserem vortrefflichen Ulpius einen Vorwurf zu machen; ich meine nur, wenn Lucius Norbanus die Rolle des Zugegürteten fortspielt, und Trajan auf die Lösung des Gürtels wartet, ohne selbst Hand anzulegen, so kommt unser Befreiungswerk nicht von der Stelle. Nichts aber ist gefährlicher als langgeplante Verschwörungen. Im Handumdrehen kriegt das Palatium Wind, und übermorgen ist die Raritäten-Sammlung Domitianischer Opfer um einige schätzenswerthe Exemplare vermehrt."

Cornelius Cinna gab Zeichen des Beifalls. „Das zuviel schadet überall," sagte er lebhaft, „auch in der Vorsicht. Wir müssen jetzt handeln. Geht's nicht mit der Leibwache, so sei's ohne oder im Nothfalle gegen sie. Im lugdunensischen Gallien stehen Truppen genug, um die paar Cohorten des

Norbanus über den Haufen zu werfen. Cinna gilt etwas bei den Legionen. Gar manchen treuergebenen Freund hab' ich unter den Officieren; gar mancher Soldat erinnert sich, daß ich stets ein Freund und Förderer des dritten Standes gewesen."

„Das kann ich bestätigen", sagte der alte Centurio, der bis dahin schweigend im Sessel gelehnt. „Und auch ich entbehre nicht ganz des Anhangs, wenn ich gleich mit Cinna nicht wetteifern kann. Ich sollte meinen, es könnte nicht schwer halten . . ."

„Genug," unterbrach ihn Coccejus Nerva mit einer freundlichen Handgeberde. „Ich sehe, die Meinungen sind getheilt. Gestattet mir einen Vorschlag. Die Gefahr einer Entdeckung scheint nicht so drohend, daß wir jeden Versuch, uns auf Rom zu stützen, von der Hand weisen sollten. Trennen wir uns mit der festen Absicht, Alles, was uns hier an's Ziel führen kann, zu versuchen und anzubahnen! Ich denke jetzt zunächst an Cajus Aurelius, der sich so rasch mit Norbanus befreundet hat und dem Palatium jedenfalls minder verdächtig ist, als Ulpius Trajanus. Treffen wir uns heute in vierzehn Tagen um die gleiche Stunde hier im Haus des Afranius. Ist unser Plan in der Zwischenzeit nicht weiter gediehen, so geben wir die Siebenhügelstadt auf und operiren im lugdunensischen Gallien."

Der Vorschlag fand allseitige Zustimmung.

„Noch Eins! Es wäre doch möglich, daß im Lauf dieser vierzehn Tage Ereignisse einträten, die sich nicht im Voraus berechnen lassen. Ich bin fest überzeugt, noch ahnt man im Palatium nicht das Geringste; aber die Späher sind zahllos, und ein Zufall, ein unbedachtsames Wort, eine Miene kann uns verrathen. Gerade jetzt herrscht erneutes Mißtrauen in der Umgebung des Cäsars. Halten wir uns stündlich zur Flucht bereit!"

„Zur Flucht?" rief Cornelius Cinna. „Ist das der Weg, der zum Siege führt?"

„Ich sage nur: schlimmsten Falls . . ."

„Allerdings, das wäre das Schlimmste! Du bist am

Ende gar unterrichtet? Du weißt, daß ein Späher unsere Pläne verrathen?"

„Nein, theurer Cinna, ich weiß von Nichts. Ich erwog nur die Möglichkeit . . ."

„Diese Möglichkeit ist gerade das Unerträgliche. Jetzt fühl' ich's doppelt, daß nur im Handeln das Heil beruht."

„Kannst Du denn handeln?" fragte Coccejus. „Ist Norbanus Dein Mitverschworener? Stehen die Legionen Galliens unter Deinem Oberbefehl? So handle doch, Cinna! Tritt auf die Rednerbühne am Forum und erkläre den Cäsar für abgesetzt!"

„Du hast Recht," knirschte Cinna, „Recht wie immer! Was aber soll geschehen, wenn jene Möglichkeit eintritt? Wenn die Flucht uns nach allen vier Winden zerstreut hat . . .?"

„Dann, meine Freunde, gilt's einen Punkt zu wissen, der uns in aller Stille wieder vereinigt. Dieser Punkt sei Rodumna, die Vaterstadt des Afranius. Sie liegt überaus günstig, — nur wenige Meilen von Lugdunum entfernt, und doch, vermöge ihrer Kleinheit, abseits vom Weltverkehr. Dort sammeln wir uns, rufen die Legionen zum Aufstand und marschiren auf Rom."

„Gut! Sehr gut!" sagte Cornelius.

„Rodumna!" wiederholten die Andern.

Nerva erhob sich.

„Ein Wort," bat Cajus Aurelius.

Nerva, der bereits die Hand des Hausherrn ergriffen, um Abschied zu nehmen, warf dem Jüngling einen fragenden Blick zu.

„Würdige Männer," hob der Bataver an, „gestattet mir eine Mittheilung. Drunten zu Ostia liegt mir eine Trireme. Der Befehlshaber wie die Mannschaft sind Leute, auf die wir uns blindlings verlassen können. Sollte nun etwas eintreten, was uns von hinnen scheucht, so mein' ich, wir fänden uns an Bord meines Schiffes und erreichten Gallien zur See."

„Das läßt sich hören," versetzte Nerva. „Eine Frage jedoch! Weiß man zu Rom von der Existenz jener Trireme?"

„Kaum. Allerdings war die Familie des Jupiterpriesters mit mir an Bord, als ich von Bajä heraufkam. Hier jedoch, wo so Vieles ihre Theilnahme fesselt, werden sie des geringfügigen Umstandes schwerlich erwähnt haben."

„Aber die Sclaven?" rief Cinna. „Bist Du dem Palatium verdächtig, so hat man sie ausgeforscht . . ."

„Ich glaube kaum, daß ich dem Palatium für solche Aufmerksamkeiten wichtig genug erscheine."

„Und selbst wenn dies der Fall wäre," meinte Nerva, „so gibt's hier Abhülfe. Sprenge noch morgen bei allen Freunden und Bekannten die Nachricht aus, Dein Schiff werde nach Trajectum zurückkehren. Begib Dich nach Ostia und laß es mit allem Pomp absegeln. Bei Nacht, auf hoher See, biegt der Capitän, anstatt südwärts zu steuern, links um und fährt an den pontischen Inseln vorbei nach Antium, als käm' er geraden Weges von Messana. Dort wartet er, bis wir seiner benöthigen. Auf der Via Appia, über Aricia und Lanuvium, haben wir nach Antium kaum noch einmal so weit als nach Ostia. Deinem Capitän gibst Du als Erkennungs-Zeichen das Wort Rodumna. Wer mit diesen drei Silben an Bord verlangt, den hat er aufzunehmen. Wie gefällt Euch mein Vorschlag?"

„Mich dünkt," rief Cinna, „besser konnte sich das Alles nicht fügen. So brauchen wir nicht selber ein Schiff zu rüsten, noch auch zu Lande zu fliehen. Das Eine würde Verdacht erregen, das Andere wäre gefahrvoll und mit großen Beschwerden verknüpft. Es bleibt dabei: sollte die Lage irgend bedenklich werden, so treffen wir uns an Bord der Trireme im Hafen von Antium."

Die Verschworenen erhoben sich und traten langsam in's Freie.

Sechstes Capitel.

Am zweiten Tage nach diesen Vorfällen stieg aus dem tyrrhenischen Meere dunkles Gewölk auf und überzog in langen, schwärzlichen Streifen das vor Kurzem noch so stahlblaue Firmament. Ein straffer Südwestwind staute die Wellen des Tiberstromes zurück und warf die Barken und Flachschiffe, die am Fuße des aventinischen Hügels vor Anker lagen, klatschend wider einander. Plötzliche Regenschauer prasselten in kurzen Zwischenräumen hernieder und zwangen der Bevölkerung die ledernen Kutten oder die langhaarigen Wollmäntel auf. Das öffentliche Leben zog sich in die Arcaden und Säulenhallen zurück; die Atrien mit ihrem schlüpfrigen Marmor standen verwaist, und melancholisch rann das Wasser aus den Dachtraufen in die hochgefüllten Impluvien. Ueber der ganzen Stadt lag ein seltsamer Hauch von Unwirthlichkeit und Schwermuth. Ein großes Wettrennen, welches heute im Circus Maximus stattfinden sollte, war noch in zwölfter Stunde abgesagt worden. Das Treiben an den Aufgängen zum Palatium war geringer als sonst. Die Senatsmitglieder fanden sich, trotz des weitschichtigen Materials, das ihrer Prüfung harrte, minder zahlreich zur Sitzung ein. Kurz — allenthalben herrschte jene unbehagliche Stimmung, die der erste Mahnruf der beginnenden schlechten Jahreszeit mit sich bringt.

Gegen Abend nahm das Unwetter zu. Quintus, der nur in Gesellschaft zweier Clienten sein Mahl eingenommen, stand, wie's zu dämmern anfing, vor der Thüre des Speisezimmers und spähte hinaus in das unerfreuliche Schauspiel. Die Wolken jagten wie toll, und der Wind stöhnte und heulte rings durch die Colonnaden wie die Stimme eines klagenden Menschen.

„Vortrefflich," dachte Quintus, in's Zimmer zurücktretend. „Je wüster und wilder, um so besser für unser Vorhaben!" Er winkte dem klugen Blepyrus, der eben jetzt ein Becken mit glühenden Kohlen am Eingang vorübertrug.

„Wohin, Blepyrus?“ fragte er zögernd; und als die Antwort lautete: „Herr, in Dein Studierzimmer!“ da sagte er: „Gut! Ich folge Dir! Sorge, daß wir allein sind!“

Der Sclave schritt unter dem Säulengang weiter und setzte, im Studierzimmer seines Gebieters angelangt, das Erzbecken vorsichtig auf den Boden. Zwei Knaben, die müßig herum standen, schickte er weg. Gleich darauf erschien Quintus.

„Höre, Blepyrus,“ hub er an, „stelle Dir vor, es sei heute das Fest des Saturn! Sage mir offen und ohne Rückhalt die Meinung, als säßest Du nach althergebrachter Sitte bei Tisch und ich, Dein Herr, trüge Dir Speisen vor.“

Der Sclave blickte verwirrt zu ihm auf.

„Du scheinst mich nicht zu verstehn,“ fuhr Quintus fort. „Ich will von Dir hören, wie Du mit Deinem Gebieter zufrieden bist. War ich ungerecht, hab' ich Dich gekränkt und beleidigt, ohne daß Du's verdientest, so sprich! Ich bitte Dich! Ich befehle Dir's!“

„Herr,“ stammelte Blepyrus, „soll ich die Wahrheit reden, so hast Du Manchem von Deinen Leuten ein hartes Wort gesagt; mir aber warst Du von jeher nicht nur ein gütiger und gerechter, sondern ein nachsichtsvoller Gebieter! So müßt' ich sprechen, auch wenn das Fest des Saturn mir die Vollmacht zur Klage ertheilte.“

„Ich freue mich deß, lieber Blepyrus. Ich mein' es gut mit Euch Allen, und wenn ich je... O, ich weiß, was Dir jetzt durch den Kopf geht! Du gedenkst jenes Abends, da ich den Allobrogus in's Gesicht schlug, weil er die kostbare Vase zerbrach . . . Du hast Recht, die Zähne des Aermsten waren kostbarer, als das zerbrochene Gefäß . . . Es geschah in der ersten Aufwallung. Glaube mir, Blepyrus, niemals hab' ich Einen von Euch aus bösem Herzen geschädigt. Du zumal warst mir allzeit mehr ein Freund als ein Diener. Wir sind zusammen herangewachsen. Du hast meine ersten Spiele getheilt... Weißt Du noch, damals an der milvischen Brücke, wie ich Dir beisprang, als Dir beim Schwimmen plötzlich der Arm erlahmte? Und dann wieder auf dem

Ringplatz im Marsfelde, wo wir die Kämpfe des Varus mit den Germanen aufführten? Wie ein junger Kriegsgott hiebst Du mich aus der Umzingelung der Gegner heraus, als diese den Spaß in Ernst verkehrten . . ."

„Ich weiß, Herr," versetzte der Sclave mit einem dankbaren Lächeln.

„Wohlan," fuhr Quintus fort, „so sage mir Eins! Wärst Du auch jetzt noch im Stande, für Deinen Herrn in die Bresche zu springen? Versteh' mich wohl, guter Blepyrus! Es handelt sich diesmal nicht um Faustschläge oder Rippenstöße. Es geht um's Leben, mein Junge. Freilich, zum Danke sollst Du auch diesmal nicht, wie ehedem, eine Schale kleinasiatischer Kirschen, sondern das Beste haben, was Du Dir wünschen magst . . ."

„Herr," sagte der Sclave, aufgeregt zitternd, „ich thue, was Du begehrst."

„Kannst Du auch schweigen, Blepyrus? Schweigen, nicht allein mit der Zunge, nein, mit dem Blick, mit dem Athem? Du hast mir Dienste geleistet, ich entsinne mich deß, die gleichfalls Verschwiegenheit forderten, — aber das waren doch gar geringe Geheimnisse! Es handelt sich diesmal nicht um ein zartes Billet an die schöne Camilla, auch nicht um ein Plauderstündchen mit Lesbia oder Lykoris. Schwöre mir bei den Manen Deines Vaters, schwöre mir bei Allem, was Dir heilig und theuer ist, daß Du schweigen willst wie der Tod!"

„Ich schwöre."

„So sei bereit! In der zweiten Vigilie treten wir eine Wanderung an, — hinaus in die stürmische Nacht . . . Deinen Genossen magst Du erzählen, ich ginge unerkannt zu Lykoris. Alles Weitere nachher."

Drei Stunden später klirrte das Pförtchen, das von der Rückseite des Cavädiums auf die Straße führte. Quintus und Blepyrus, beide in dichte Mäntel gehüllt, stiegen langsam den cälischen Hügel hinan und wandten sich dann auf Seitenwegen zu Thale.

Hier, an der südlichen Böschung, empfing sie das Un=

wetter mit verdoppelter Wuth. Schaurig heulte der Wind den Clivus Martis und die Via Appia herauf. Die Straßen waren fast menschenleer. Nur vereinzelte Reisewagen rollten donnernd und räderklirrend über das Pflaster.

„Vorwärts!“ flüsterte Quintus, als der Sclave bei der Kreuzung bei der Via Latina, vom Anprall eines brausenden Regenschauers verblüfft, einen Augenblick Halt machte. „Wir haben noch weit, Blepyrus. Draußen im freien Felde wird's noch lustiger hergeh'n.“

Sie schritten vorsichtig über die schlüpfrigen Platten. Jetzt bog die Straße allmählich nach rechts. Was da zur Linken wie ein schwarzgeballter Klumpen am Wege lag, war das Grabmonument der Scipionen. Und dort vor ihnen, kaum erkenntlich am dunklen Nachthimmel, ragte der Bogen des Drusus, unter welchem die Straße hindurchführte.

Sie befanden sich jetzt außerhalb des eigentlichen Stadtbezirks, — der sogenannten vierzehn Regionen des Kaisers Augustus. Rom jedoch, die Unermeßliche, streckte auch jenseits der vorgeschriebenen Grenzen ihre gewaltigen Arme aus. Jene wellige Ebene, die wir jetzt die Campagna nennen, war damals mit Landhäusern und Lustgärten weit übersäet. Als Hauptschlagader dieser endlosen Vorstadt führte die prachtvolle Via Appia — das verdienstvolle Werk eines Claudiers — majestätisch nach Süden. Jetzt freilich stand der größte Theil dieser Villen verwaist. Die Grabmäler zu beiden Seiten der Straße waren kaum schweigsamer, als die Wohnungen der Lebendigen, denen diese steinernen Vorgärten als Mahnungen zum Genusse des flüchtigen Daseins dienten . . .

Immer weiter ging die Wanderung nach Süden. Der Raum zwischen den einzelnen Landhäusern ward beträchtlicher. Quintus und Blepyrus mochten schon etwa zwei römische Meilen vom Drususbogen entfernt sein. Eben war ein schwer bepackter Wagen mit einigen Berittenen vorübergerollt; der Schimmer seiner Laternen verlor sich allgemach in der Dunkelheit. Da machte Quintus Halt vor einer hochgewölbten Familiengruft, deren Frontseite eine halbrunde Nische mit marmornen Ruhebänken enthielt.

„Erkenn' ich's recht in dieser kymmerischen Finsterniß," sagte er halblaut, „so ist dies die Stätte . . ."

Gleich darauf ertönten vom gegenüberliegenden Grabmale her vorsichtig tastende Schritte. Ein breiter Lichtstrahl fiel auf den Jüngling. „Gott sei gelobt!" rief eine weibliche Stimme, und im nächsten Augenblick stand Euterpe, die ihr Laternchen wieder geschlossen hatte, den beiden Männern zur Seite. Die junge Frau zitterte vor Nässe und Frost; ihre Kleidung troff, und ihr Haar klebte in langen Strähnen um Stirn und Wangen.

„Bist Du allein?" fragte Quintus.

„Mit Thrax Barbatus. Da kommt er selbst."

„Bei solchem Unwetter!"

„Gott grüße Dich," sagte der Greis zu Quintus. „Wen hast Du bei Dir?"

„Meinen Blepyrus. Der verräth uns nicht."

„Herr, wie soll ich Dir je vergelten . . ."

„Vorwärts! Vorwärts!" drängte der Jüngling. „Seht nur, wie dort über den Bergen das schwarze Gewölk jagt. Mit jeder Minute wird's schlimmer. Ist's noch weit bis hinüber?"

„Dreitausend Schritte," sagte Barbatus.

„So führ' uns, gute Euterpe! Komm, alter Freund, stütz' Dich auf meine Schulter! Blepyrus, geh' ihm zur Linken!"

„Du bist allzu besorgt, Herr," versetzte der Greis, den durchnäßten Mantel über die Achsel werfend. „Noch vergönnt's mir der Himmel, mein weißes Haar Lügen zu strafen. Bin schlechtere Wege gewohnt, das darfst Du glauben! Aber Du, der Jüngling aus edlem Hause, der nur auf Marmor schreitet und weichen Teppichen . . ."

„Thorheit! Das bischen Unwetter ist auch der Rede werth!"

Sie wandten sich in östlicher Richtung von der Hauptstraße ab und erreichten bald eine Holzbrücke, die über den ziemlich angeschwollenen Bach Almo führte. Von hier zog sich der Weg quer über die Via Latina auf ein dichtes Ge-

hölz. Die Wipfel der Pinien ächzten schaurig unter dem Griff des Sturmes, der sie beugte und schüttelte. Hin und wieder, wenn ein Ast krachend gegen den andern fuhr, klang es wie ferne Beilschläge. Man verfolgte zunächst den Fußpfad, der den Wald in süd-östlicher Richtung durchschnitt. Dann — etwa in der Mitte des Gehölzes — bog man die Zweige eines rechts am Wege stehenden großen Lorbeerbusches zurück und trat in's Dickicht. Hier zeigte sich, von scheinbar undurchdringlichem Strauchwerk umwuchert, ein neuer Pfad, der auf grasbewachsene Felsmassen ausmündete. Um einen der großen Blöcke herumschreitend, gelangte man zu der Oeffnung eines alten, längstvergessenen Steinbruchs. Ein niedriger Gang senkte sich schräg in die Tiefe.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte Euterpe. Ein Strahl ihrer Blendlaterne fiel auf das hochgethürmte Geröll. „Ich will vorangehn.“

Sie setzte die Laterne halbgeöffnet in eine Höhlung des Tuffgesteins, so daß der Gang zur Genüge erleuchtet war. Dann bückte sie sich und verschwand in dem unruhigen Schatten, den ein säulenartiger Vorsprung auf die zerklüftete Wand warf.

Thrax Barbatus, Quintus und Blepyrus folgten. Der Letztere nahm die Laterne mit. An der Ecke, wo die Flötenspielerin abgebogen war, fiel der Gang, treppenartig behauen, noch etwa dreißig Fuß in die Tiefe. Dann führte ein breiter und ziemlich hoher Stollen fünfzig Schritte weit unter der Erde hin, bis er in einen Quergang einmündete.

Quintus bedeutete seinem Sclaven, hier Halt zu machen. Er selbst wandte sich mit Thrax Barbatus nach rechts, wo ihm aus beträchtlicher Ferne ein matter Lichtschein entgegenglänzte. Näher kommend gewahrte er, daß die Quelle dieses Lichtschimmers auf der Seite lag. Hier öffnete sich eine stattliche Kammer, seltsam geschmückt und durch einige Kerzen erhellt. An der Rückseite, gegenüber dem Eingang, stand ein schwarz verhangener Altar mit dem holzgeschnitzten Bildnisse des Gekreuzigten. Weiter links ein backsteingemauerter Herd, auf dessen Fläche ein prasselndes Feuer brannte. Der

Rauch stieg in langer Säule nach einer quadratischen Oeffnung in der Decke empor. Am Boden, abseits in einer Nische, lag auf strohener Matte, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, Eurymachus, der entflohene Sclave des Stephanus. Glauke, seine Verlobte, war eben damit beschäftigt, dem Fieberkranken etwas Fruchtsaft in eine Schale Wasser zu träufeln, während Diphilus vor einem rohgezimmerten Stuhl kniete und ein breites Stück Zeug zu einer Binde zurechtlegte. Beim Erscheinen der Ankömmlinge erhob er sich.

„Gott hat Erbarmen!“ sagte Thrax zu Eurymachus. „Begrüße hier unsern Retter. Alles wird gut gehn. Die Nacht ist stürmisch und finster. Ein Weilchen noch laß uns Rast halten und die Mäntel am Feuer trocknen. Dann mit Gottes Hilfe muthig hinaus! — Noch vor Mittag bist Du in Sicherheit.“

Die Züge des Kranken leuchteten hell auf. Freudiger Schreck und leidenschaftlicher Dank blitzten aus den tiefdunklen Augen, die sich gleich darauf, wie vor plötzlicher Ohnmacht, halb schlossen.

Euterpe hatte inzwischen den beiden Männern die regenschweren Mäntel von den Schultern genommen und am Herd über zwei Stühle gehängt. Dann trug sie ein Tischchen mit Brod, Früchten und Wein herzu, während Glauke aus einer Wandvertiefung irdene Becher und Teller holte.

„Laß Dir den kleinen Imbiß genehm sein,“ sagte sie, eine hölzerne Bank herzurückend.

Quintus, den die Wanderung durch die stürmische Nacht und mehr noch die innere Aufregung durstig gemacht hatte, leerte den Becher auf einen Zug und wandte sich dann theilnehmend zu Eurymachus.

„Kennst Du mich noch?“ fragte er lächelnd.

Der Sclave holte tief Athem und sagte mit weicher Stimme:

„Ja, Herr, ich kenne Dich. In so martervoller Stunde hat man ein gutes Gedächtniß. Du warst es, der an jenem Schreckenstage von Bajä mir Trost in die Wunden goß, — Du und jener blonde Jüngling mit dem ernsten, freundlichen Antlitz . . .“

„Mein Wort darauf, Du beschämst mich. Entsinne Dich doch! Nicht ich, sondern mein Begleiter trat zuerst durch die Hecke; nicht ich, sondern er bewies Dir jene tröstende Menschenliebe.“

„Nicht doch,“ versetzte Eurymachus feierlich. „So stolz und vornehm Du dreinschautest: im Herzen regte sich doch jenes Mitgefühl, das unser Erbtheil ist vom himmlischen Vater. Es war nur ein kleiner Zug, der diese Regung verrieth, aber — ich weiß nicht wie — er ging mir tiefer, als selbst die treuherzigen Worte Deines Gefährten. Wahrlich, erlauchter Quintus, die Handbewegung, mit der Du die Wolke meiner gefräßigen Peiniger zu verscheuchen strebtest, — sie legte sich mir wie Balsam auf's Herz; sie fachte den verlöschenden Muth wieder an, — und ich gedachte ihrer, als man im Park der Lykoris Anstalten traf, mich an's Kreuz zu schlagen. Lache, o Herr; schilt mich einen Thoren und Schwärmer: — aber es ist so. Wie Du herantratest durch die Lücke, da warst Du mir der Inbegriff eines vornehmen Römers, schön, stattlich, verloren an die Gier des Lebensgenusses, ohne Herz für das Leid so vieler Millionen. Als Du gingst, da hattest Du mir den Glauben zurückgegeben, daß der Zwiespalt, der die Menschheit durchklüftet, überbrückt werden kann. Oftmals hab' ich mit Thrax Barbatus gestritten ... Er behauptete, die Lehre von Nazareth sei berufen, der Glaube der ganzen Menschheit zu werden. Ich aber meinte, sie werde stets nur der Glaube der Elenden und Bedrängten sein. Denn die Vornehmen — so widersprach ich ihm — halten sich naturgemäß zu ihren genußfrohen Götzen, denen sie Macht, Herrschaft und Reichthum verdanken ... Seit jener Stunde aber, da Quintus Claudius voll Mitleid zu mir herantrat, lebt und webt es mir in der Seele, wie eine göttliche Offenbarung. Und hat der Verlauf meines eigenen Schicksals dieses Vorgefühl nicht bewahrheitet? Der reichste und vornehmste Jüngling der Siebenhügelstadt, der Sohn des allgewaltigen Jupiterpriesters, rettet den armen Sclaven! Wahrlich, Quintus, ich sage Dir: Du bist, ohne es zu wissen, ein Bekenner des gekreuzigten Jesus!“

„Ich?" fragte Quintus verwirrt.

„Ja, Herr! Nicht der ist mein Jünger, sagt Jesus von Nazareth, der mich Meister nennt, sondern wer den Willen thut meines Vaters im Himmel."

„Ich verstehe nicht ganz, was Du meinst. Noch sind die Geheimnisse Eurer Lehre mir unbekannt."

„Die Lehre Jesu ist einfach und klar. Der Meister selbst hat sie in zwei Gebote zusammengefaßt. Du sollst Gott über alle Dinge lieben: das ist das erste und vornehmste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst."

Quintus blickte schweigend zu Boden.

„Du sprichst von Gott," sagte er endlich. „Welchen Gott meinst Du, Eurymachus? Der Jupiter, den unsere Altvordern verehrten, gilt Euch doch für ein Götzenbild. Wie also heißt jene Gottheit, die Ihr zu lieben trachtet? Und welche Beweise habt Ihr, daß nicht auch sie ein Götze ist?"

„Herr," sprach Eurymachus, „unser Gott hat keinerlei Namen. Der Name soll trennen, soll unterscheiden von Anderem, Gleichartigem: er aber ist Einer, und ewig von Urbeginn. Er offenbart sich uns in den zahllosen Wundern des Weltalls, die nur darum aufgehört haben, unser ehrfurchtzitterndes Staunen zu wecken, weil die Gewohnheit uns abstumpft. Er offenbart sich uns in den Regungen des eigenen Gemüths, in dem heißen Drang nach dem Unvergänglichen, in dem Heimweh der Seele, die inmitten aller Glücksgüter dieser Erde eine unendliche Leere empfindet, einen Abgrund, den nur er auszufüllen vermag. Er offenbart sich uns in dem Frieden, der uns wie der fromme Kuß einer Mutter durchrieselt, wenn wir gläubig zu ihm emporschauen. Er offenbart sich uns in der Kraft, in der Treue, in dem Todesmuthe, den er uns einflößt, wenn alle Nerven unseres gebrechlichen Leibes vor Qual erzittern. Gedenke doch unserer Glaubensgenossen, die Nero hinschlachten ließ! Gedenke der blutigen Greuel in der Arena, der Lebendigverbrannten, der Lebendigbegrabenen! Was hielt diese Gemarterten aufrecht inmitten ihrer unbeschreiblichen Foltern?

Die Gnade Gottes, des allmächtigen und allgütigen Gottes, den Jesus Christus gelehrt hat."

„Amen!" flüsterte Glauke mit einem bewundernden Blick auf ihren Geliebten, dem die Begeisterung helle Gluth auf die Wangen goß.

Barbatus trat sorgend zu ihm heran und legte ihm die Hand auf die Stirne.

„Errege Dich nicht!" sagte er voll zärtlicher Theilnahme. „Du hast noch Manches zu überstehn."

„Laß nur," versetzte Eurymachus. „Ich fühle mich stark, seit ich meinem Retter in's Auge geschaut. Ja edler Quintus, das ist der Gott, den die Jünger des Meisters von Nazareth anbeten; das ist der Glaube, den Euer Staat zum Verbrechen stempelt! Man nennt uns Verschwörer und Hochverräther. Ja, wir verschwören uns, — aber nicht gegen den Cäsar, dem wir freudig das Seine geben, wie unser Meister gelehrt hat, sondern gegen die Sünde, gegen Frevel und Missethat. Wir verschwören uns beim Andenken des Gekreuzigten, unsere Nächsten nicht zu betrügen, noch zu belügen, nicht zu stehlen, noch Verläumdung zu üben, noch die Ehe zu brechen. Wir hassen Keinen um seines Glaubens willen, — denn wir wissen, daß die Erleuchtung ein Geschenk des Allgütigen ist, und daß auch im Wahngebilde des Jupiter ein Schimmer der göttlichen Wahrheit wohnt. Wir sind stille, friedliche Menschen, die nichts Besseres verlangen, als ungekränkt ihrem Glauben und ihrer Hoffnung zu leben."

„Du vergissest doch Eins," rief Barbatus, als Eurymachus innehielt. „Christus lehrt: wir Alle sind Gottes Kinder. Vor ihm gilt keine Trennung in Vornehm und Gering, in Reich und Arm, in Hoch und Niedrig. Als echte Jünger unseres Erlösers müssen wir kämpfen, diese Grundsätze zu verwirklichen. Wir müssen einen Zustand der menschlichen Gesellschaft anstreben, der alle bisherigen Unterschiede von Grund aus hinwegtilgt."

„Du irrst," versetzte Eurymachus. „Jene Unterschiede sind nie zu beseitigen. Wenn Du sie heute ausglichest, sie

würden sich morgen schon von selber entwickeln. Ihre Form ist zu mildern; ihr Wesen ist unabänderlich. Dergleichen hat Jesus von Nazareth niemals im Sinne gehabt. Nur das Bewußtsein vom inneren Werth alles dessen, was Mensch heißt, wollte er denen in's Gedächtniß zurückrufen, die im Gewirre äußerer Schicksalswandlungen dieses Bewußtsein verloren haben. Sobald die Großen der Erde erst eingesehen, daß auch der Sclave ihr Bruder, daß auch der Niedriggeborne ein Kind des Allmächtigen ist, sobald wird die Schroffheit jener Gegensätze sich sänftigen, und was jetzt wie ein Zwang auf uns lastet, wird zur freien Vereinbarung werden. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagt Jesus von Nazareth. Er will die Menschheit umgestalten, aber von Innen heraus, nicht mit Gewalt, nicht durch stürmische Katastrophen."

„So willst Du um jeden Preis elend bleiben?" rief Barbatus voll Heftigkeit.

„Wahrlich nein! Ich bestreite nur, daß die Lehre Christi solche Zwecke verfolgt. Ob arm, ob mächtig, ob Herr, ob Sclave, das wiegt gar wenig in der Waage des Heils. Gar Mancher, der das Haupt frei erhebt, trägt schwerere Ketten, als der Sträfling in den sardinischen Bergwerken."

Quintus Claudius leerte von Neuem die Trinkschale, die ihm Glauke gefüllt hatte. Sein Hirn schwindelte; seine Kehle war wie ausgetrocknet. Der Anblick dieses Sclaven, der von seiner Strohmatte aus die Zukunft der Menschheit abwog und dem Räthsel des Daseins mit so ruhiger Klarheit entgegentrat, wirkte auf Quintus unbeschreiblich aufwühlend und erschütternd. Er hatte in diesem Momente vielleicht mehr Fieber als Eurymachus. Mit fast neidischer Bewunderung schaute er nach der bleichen Gestalt, die im Leid so groß, im Elend so reich und erhaben schien. Und er selbst? Paßte nicht auf ihn das Wort von dem Sträfling in den sardinischen Bergwerken? War er nicht unfreier und geknechteter als dieser flüchtende Sclave? Was hatte die Welt, was hatte die glänzende Roma ihm an Freiheit geboten? War es ihm je geglückt, sich wahrhaft von jenem unsäglichen Wehgefühl loszukaufen, das ihn umschlich, wie

ein immer waches Gespenst? Welch' ein Gott mußte das sein, der einen Sclaven zu solcher Höhe emporhob!

„Es wird Zeit," sagte er endlich, wie aus einer Betäubung erwachend. „Die Wege sind schlecht; ich fürchte, wir kommen nur mühsam vorwärts. Auch dürfen wir den Cajus Aurelius nicht allzulang warten lassen. Er theilt unsere Gefahr und harrt gewiß in fiebernder Ungeduld."

„Ihr Edlen!" rief der Sclave gerührt, „so wollt Ihr im Ernste nochmals Euer Leben auf's Spiel setzen? Du weißt, mein Vater, wie sehr ich mich diesem Plan widersetzt habe. Noch jetzt, in zwölfter Stunde, beschwör' ich Euch: Erwägt, was Ihr thut!"

„Es ist Alles bedacht," versetzte Thrax mißmuthig. „Wenn Du in dieser Höhle zu Grunde gingest, — wäre nicht auch unser Schicksal besiegelt? Meinst Du, Glauke würde Deinen Tod überleben? Da, schau' sie an, wie sie bei dem bloßen Gedanken erzittert!"

„Wer spricht denn von meinem Tode? Acht oder vierzehn Tage hättet Ihr warten sollen, bis der erste Eifer unserer Verfolger sich abgekühlt."

„Inzwischen hättest auch Du Dich abgekühlt auf Nimmer-Warmwerden. Deine Wunde, anfänglich kaum der Rede werth, hat sich in der dumpfigen Luft dieses Steinbruchs so heillos verschlimmert . . ."

„Und das Fieber, das von Tag zu Tag zunimmt," sagte Euterpe.

„Sparen wir doch die Worte!" rief Thrax ärgerlich. „Hilf ihm, Diphilus! Ihr seht, er ist kaum fähig, sich aufzurichten."

Diphilus, von der eifrigen Euterpe unterstützt, hob den Verwundeten vom Lager empor. Sie trugen ihn vorsichtig hinaus in den Gang, wo Blepyrus ermüdet an der bröckelnden Wand lehnte. Dort stand eine Tragbahre mit dichten Wollteppichen. Eurymachus wurde so bequem als möglich gebettet. Glauke, die mit einer thönernen Lampe gefolgt war, drückte ihm noch einen Kuß auf die Stirne und eilte dann laut weinend hinweg. Auch Quintus war mit bis an

die Bahre gekommen. Da er sah, daß Alles zum Aufbruch gerüstet sei, schritt er nach der Kammer zurück, um seinen nothdürftig getrockneten Mantel zu holen. Unwillkürlich aber blieb er am Eingang stehen. Was sich hier seinen Blicken bot, war ein eben so rührendes als liebliches Bild. Die schlanken Hände gefaltet, war das junge Mädchen vor dem Altare in die Kniee gesunken. In verklärter Andacht schaute sie zu dem Kreuz empor, sanft lächelnd, während über das bleiche Antlitz noch die Thränen herabrollten. Ihre Lippen bewegten sich, erst unhörbar, dann leise vernehmlich.

„Heiland der Welt," so betete sie, „der Du am Kreuze für uns gestorben bist! Wenn Du ein Opfer heischest, so nimm mich und laß mich tausendfältigen Tod erleiden, aber rette, o rette meinen Eurymachus!"

„Herr, wo weilst Du?" rief Blepyrus den Stollen hinunter.

„Ich komme schon," gab Quintus mit bewegter Stimme zurück. „Verzeih', Du Fromme, daß ich Dein Gebet unterbreche! Dein Gott wird es um deswillen gewiß nicht minder erhören."

Mit diesen Worten schritt er zum Herde, warf sich den Mantel über die Schultern und folgte der Bahre, die, von Blepyrus und Diphilus getragen, bereits am Ausgang des Steinbruchs angelangt war. Auch Euterpe war mit bei dem verwundeten Flüchtling. Nur Thrax Barbatus verblieb in der unterirdischen Höhle und half der freudig gefaßten Glauke den Altar schmücken und Holz auf dem Herde schichten. Denn Mitternacht war nicht fern und mit ihr die Stunde, da sich ein Häuflein gläubiger Nazarener im Steinbruch versammeln sollte, um das gemeinsame Liebesmahl zum Gedächtniß ihres Erlösers zu feiern.

Siebentes Capitel.

Langsam bahnte sich der kleine Zug seinen Pfad durch das Dickicht. Euterpe, die Unermüdliche, schritt voran. In der Linken hielt sie die Blendlaterne, mit der sie ab und zu eine besonders schwierige Wegstelle flüchtig beleuchtete. Mit der Rechten bog sie die Zweige des Strauchwerks vorsichtig auseinander. Der Wind heulte noch immer durch den triefenden Wald, und wechselnde Regenschauer fielen mit dumpfem Rauschen.

Nach kurzer aber beschwerlicher Wanderung erreichte man den Fußsteig und schlug die Richtung nach Osten ein. Die Brücke des Baches Almo ließ man im Rücken. Nach und nach ward das Gehölz lichter.

Als man endlich in's Freie trat, erblickte man die Bogenreihe der Claudischen Wasserleitung — schwarz und massig über die Ebene dahingestreckt. Der Sturm hatte an einzelnen Stellen des Osthimmels die Wolken zerrissen. Hie und da blitzte ein Stern hervor. Das machte die Finsterniß, die rings auf der weiten Fläche brütete, nur um so fühlbarer.

Abermals eine Holzbrücke. Dann unter den Bogen des Aquäductes hinweg, und gleich darauf durch die Wölbungen eines zweiten, — der Aqua Marcia. Bis dahin folgte man noch dem Wege. Jetzt aber ging's ein weites Stück über Feld und Wiesen, durch breite Lachen, über Gräben und Böschungen. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine ganze verstrich, und noch immer war die Labicanische Landstraße, der man zusteuerte, nicht erreicht.

Diphilus hielt sich tapfer, aber Blepyrus, der nicht zu den Stärksten gehörte, und von je nur leichte Arbeit gewohnt war, keuchte so jämmerlich, daß Quintus nicht länger zusehen mochte.

„Gib her," sagte er barsch. „Du stöhnst ja wie ein Maulthier beim Steineschleppen."

„Herr," sagte Blepyrus athemlos, „Du siehst, es geht noch ein Weilchen."

„Das Gegentheil seh' ich. Halt an, Diphilus! So! Nun erhol' Dich, Blepyrus, und nimm Dir die Lungen voll. In zehn Minuten wirst Du mich ablösen."

„Herr, was beginnst Du?"

„Schweig' und spare den Athem!"

Euterpe, die immer Sorgliche, bot dem Erschöpften einen Schluck Meth. Blepyrus trank voll Gier und weiter ging der seltsame Zug durch die schweigende Nacht.

Seltsam war dieser Zug in der That. Wer die Wanderung gesehen hätte! Ein Jüngling von senatorischem Range versah Trägerdienste an einem Sclaven, während ein anderer Sclave müßig zur Seite schritt! Quintus gedachte seiner vornehmen Freunde. Er mußte lächeln. Gleich darauf aber glitt ihm ein Seufzer über die Lippen, denn er gedachte auch seines Vaters. Er wußte, auch Titus Claudius hätte sich nicht gescheut, Hand anzulegen, wenn es die Rettung des niedrigsten seiner Knechte galt. Auch Titus Claudius hätte im Nothfall seinem Sclaven die Tragriemen von der Schulter genommen. Und doch, welch' tiefer Schmerz, welch' unauslöschlicher Ingrimm in der Brust dieses Mannes, wenn er geschaut, wenn er geahnt hätte . . .

Quintus blickte schwermuthsvoll träumend in's Nachtgewölk. Das jagte und wühlte wie ein Heer unruhiger Geister. Das qualmte und schob sich vor und verhüllte die wenigen Sterne, die vor Kurzem noch auf die dunkle Erde herabgeschimmert.

„Ich kann nicht anders," dachte Quintus, die Lippen fest aufeinander pressend. „Und wenn Alles rings in ewiges Dunkel stürzt — ich kann nicht anders!"

Der Verwundete, von dem allzu lebhaften Sprechen mit Thrax Barbatus erschöpft, lag schweigsam und regungslos auf der Bahre. Selbst da sich Quintus den Tragriemen über die Schulter hängte, blieb er anscheinend ohne Theilnahme; nur ein halbunterdrückter Laut des Staunens verrieth, daß er nicht etwa ohnmächtig oder entschlummert war.

Nach zwanzig Minuten hatte man so die Via Labicana glücklich erreicht. Mühsam ging's den schlüpfrigen Rain hinan.

Eben wollte Blepyrus die Last wieder auf sich nehmen, als er nur wenige Schritte entfernt, einen Schatten gewahrte, der anfänglich geduckt an der Böschung entlang huschte und dann auf der Straße mit großen Sätzen das Weite suchte.

„Was war das?“ fragte Quintus, der gleichfalls eine Bewegung und ein Geräusch wahrgenommen.

„Vielleicht ein Wild?“ meinte Euterpe.

„Es war ein Mensch,“ sagte Eurymachus.

Quintus blieb stehen und spähte eine Weile in's Dunkel hinaus. Dann sich zu Eurymachus wendend, fragte er mit unverkennbarer Aufgeregtheit: „Wann bemerktest Du ihn zuerst?“

„Eben jetzt, wie er die Straße erklommen.“

„Ich sah ihn früher,“ sagte Blepyrus leise, als ob jeden Augenblick ein ähnlicher Schatten aus der Finsterniß auftauchen könne. Dort an jenem Strauch mitten im Felde rührte sich was und streifte über den Boden. Ich dachte, es sei ein Nachtvogel.“

„Die sitzen jetzt warm zu Neste,“ warf Diphilus ein.

Blepyrus schwieg. Er schien nachzudenken. „Mir ist,“ sagte er endlich, „als hätt' ich dies eigenthümliche Huschen, dies jähe Verschwinden schon wo anders erlebt. Wie der Blitz war er weg.“

„Und Gutes hat er nicht vorgehabt,“ meinte die Flötenspielerin. „Am Ende ist's ein Spion, ein Sendling der Sclavenhäscher, und eh' wir das Thor erreichen, faßt uns die Stadtwache.“

„So gilt's verdoppelte Vorsicht,“ sagte Quintus, das pochende Herz gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Wir müssen abermals querfeldein, hinüber bis zur Landstraße von Präneste. Ein schweres Stück ... Man sinkt fast bis an die Kniee in's Erdreich ... Aber horch! Schallt das nicht wie Pferdegetrappel? Das kommt von der Stadt herüber — nicht tausend Schritte weit.“

„Herr und Heiland!“ ächzte Euterpe. „Der Mensch muß gelaufen sein wie der Sturmwind.“

„Das müßte er, wenn er mit diesen Reitern im Zu=

sammenhang stünde. So schnell ras't der Schnellste nicht. Gleichviel: besser ist besser. Was liegt dort rechts von der Straße?"

„Ein Brunnen oder dergleichen," versetzte Blepyrus.

„Bergen wir uns hinter dem Steinwall, bis die Reiter vorüber sind."

In wenigen Secunden hatte man den Brunnen erreicht. Sein Gemäuer hob sich etwa drei Fuß über den Boden. Bei Tage hätte es nur unvollständige Deckung gewährt. In dieser Finsterniß aber schützte es hinlänglich. Allerdings, wenn die Reiter Laternen mitführten, was man wegen einer Anschwellung des Terrains nicht zu sehen vermochte, so konnten sie leicht an der Straßenböschung die Spuren des stattgehabten Ueberganges wahrnehmen, und dann . . .

Quintus hatte zum ersten Male in seinem Leben das Gefühl einer großen Gefahr. Wiewohl er sich sagen mußte, daß jener Unbekannte die Reiter, die jetzt heransprengten, unmöglich herbeigeholt haben konnte, so gab es doch eine ganze Reihe von Möglichkeiten, deren bloße Vorstellung ihm das Herz einschnürte. Selbst der Zufall konnte hier ja wunderlich mitspielen. Waren jene Berittenen wirklich Leute der Sclavenhäscher, oder gar Soldaten der Stadtwache, so gestalteten sich die nächsten Augenblicke vielleicht verhängnißvoll. Die unheimliche Erscheinung von vorhin hatte den Jüngling unsicher und beklommen gemacht. Trübe Ahnungen lagen ihm schwer auf der Brust. Der Gedanke durchzuckte ihn: Wie? Wenn du nochmals daheim vor deinem Triclinium stündest? Würdest du in gleicher Weise den vorübergehenden Blepyrus anrufen? Würdest du nicht vielmehr einen Vorwand suchen, dich dem Rettungswerk zu entziehen? Diese Frage, die er sich vorlegte, machte ihm klar, daß er keinen seiner Schritte bereute und daß er trotz Allem, was ihn erwarten konnte, auf dem einmal betretenen Wege ausharren würde. Das gab ihm die Ruhe zurück. Er bangte noch, aber nicht für sich, sondern für das Werk, das er unternommen, für den Flüchtling, der schweigend auf der regenbeströmten Bahre lag, für die treuen, muthigen Menschen,

die neben ihm an der Erde kauerten. Da fühlte er, wie eine zitternde Hand die seine ergriff und mit unsäglicher Innigkeit wider die Lippen preßte. Es war Eurymachus, dessen Herz trotz aller Bedrängniß von den Regungen eines himmlischen Hochgefühls überwallte. Wie ein heiliges Feuer strömte es von dem Kusse des dankerfüllten Sclaven durch die Adern des Jünglings. Gelassen und über alle Wandlungen des Schicksals erhaben, lauschte er dem Stampfen der Hufe, das näher und näher kam.

Blepyrus und der kräftige Diphilus hielten sich unterdessen bereit, einem etwaigen Ueberfall zu begegnen. Euterpe saß wie gelähmt auf dem Trittstein; ihr Herz schlug hörbar; ihre Hände schlossen sich krampfhaft.

Jetzt erschollen die Hufschläge nur noch wenige Schritte entfernt. Quintus beugte sich vor. Es waren fünf oder sechs dunkle Gestalten auf kleinen, behenden Rossen. Sie ritten vorsichtig und in kurzem Trabe. Nach zwei Secunden erreichten sie die Stelle, wo die Flüchtlinge auf den Heerweg getreten. Schon glaubte Quintus ein verdächtiges Zögern wahrzunehmen, und hastig griff die Hand nach der Waffe, die er im Busen trug. Doch es war Täuschung. Die Reiter trabten vorüber und fielen erst weiter südostwärts, wo die Straße zu steigen anfing, in Schritt. Das unheimliche Klappen der Hufe ward schwächer und schwächer und erstarb in der Ferne.

„Gott sei gelobt!“ sagte Euterpe.

Diphilus trat eilig zur Bahre, um wieder anzupacken.

„Wir hätten die Angst uns ersparen können!“ sagte er zu Eurymachus. „Bei dieser Dunkelheit . . .“

„Es war ja nur um des Schleichers willen,“ versetzte Blepyrus. „Kann schon sein, daß die Reiter dort Kaufleute waren, oder sonst was Unverfängliches . . .“

„Einerlei!“ fiel Quintus ihm in die Rede. „Der Mensch von vorhin bleibt verdächtig. Verlieren wir keine Minute mehr! Auf! Nach der Landstraße von Präneste!“

Und wieder ging die Wanderung quer über Felder und Wiesen.

So erreichte man einen Fußweg, der, an Weingeländen vorbei, endlich auf die Landstraße führte.

Die Via Pränestina pflegte zur Nachtzeit, auch bei günstiger Witterung, nur wenig belebt zu sein. Die großen Reiserouten führten über Toleria und Aricia. So schritt man denn erleichterten Herzens auf die noch etwa eine Stunde entfernte Stadt zu. Nach und nach legte sich auch der Ungestüm des Südwestwindes. Nicht mehr in heftigen Stößen, sondern wie langgezogenes Athemholen strich er schwächer und gleichförmiger über die Ebene. In Ost und Nord begann das schwere Gewölk sich zu lichten. Am Horizonte trat die verschwommene Sichel des abnehmenden Mondes hervor.

Eurymachus verhielt sich nach wie vor schweigsam. Auch Quintus, von hundert fremdartigen Gefühlen bestürmt, und Blepyrus, der all' seine Kräfte anspannte, um die wachsende Erschöpfung nicht merken zu lassen, schritten wortlos dahin. Nur Euterpe und Diphilus redeten ab und zu mit gedämpfter Stimme. Die Flötenspielerin schilderte ihre Angst; nie im Leben habe sie so grausam gezittert, wie auf dem Trittstein am Rande des Feldbrunnens. Nach überstandener Gefahr schien sie so recht das Bedürfniß zu fühlen, ihrem ehrlichen Zimmermann Gutes und Liebes zu sagen. Sie wollte ihm sogar, wie Quintus dem Blepyrus, den Tragriemen von der Schulter nehmen und selbst mit anfassen. Diphilus aber wies die Zumuthung mit derbem Lachen zurück. „Das fehlte noch," brummte er gutmüthig. „Willst Du Dein weißes Hälschen mit Striemen verunglimpfen? Denk' an's Geschäft, Liebchen! Morgen hast Du beim Obersten der Leibwache die Flöte zu spielen. Da darfst Du heute nicht wie ein Scythe auf Deine Schönheit loswüthen. Ohnehin toll genug, daß Du in dieser Sturmnacht nicht zu Hause geblieben."

Jetzt näherte man sich der Grenze des städtischen Weichbildes. Die Bauwerke auf dem esquilinischen Hügel hoben sich, vom Schimmer der Mondsichel matt erleuchtet, schärfer und schärfer gegen den westlichen Himmel ab. An jenem Anger vorbei, wo Philippus, der Sohn des Thrax Barbatus,

verscharrt lag, gelangte man durch die ödesten Gassen des Viertels nach dem Mons Cälius und schließlich an die Rückseite des Hauses das der Batoner Cajus Aurelius bewohnte. Der enge Steig, der hier quer über den Berg führte, war vollständig menschenleer. Die Häuser standen vereinzelt, durch große Gärten getrennt, die sich mit hohen Mauern gegen die Gasse hin abschlossen.

Quintus schritt vor und pochte dreimal an's Posticum. Gleich darauf schob sich der Riegel zurück, und Magus, der Gothensclave, trat den Ankommenden freudig entgegen.

„Sei gegrüßt, Herr,“ sagte er flüsternd. „Ihr erlöst uns von großer Bangigkeit. Seit mehr als zwei Stunden lausch' ich hier an der Pforte.“

„Ja, ja,“ versetzte Quintus ebenso leise, „wir sind stark verspätet; aber es ging nicht anders. Kommt, Leute! Kein Geräusch! Führe uns, Magus!“

Man trat in den Hausgarten. Der Gothe schob wieder den Riegel vor. Dann ging es quer über den Xystus nach dem Peristyl, und von da durch einen teppichbelegten Corridor nach dem Atrium. Am Ausgang des Corridors harrte bereits Herodianus, der nur mit Mühe einen Jubelschrei unterdrückte.

„Endlich!“ sagte er, vor Freude hin und her laufend wie eine geschäftige Hausfrau, welche Gäste empfängt. „Wir dachten schon, es sei Euch ein Unglück begegnet. Aurelius, mein erhabener Freund, befindet sich in der gräßlichsten Aufregung. Aber sachte nur, sachte! Alles rings liegt im tiefsten Schlafe, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

Aus einem der Gemächer, die um den Hof lagen, schimmerte Licht. Ehe noch die Thüre erreicht war, trat Aurelius über die Schwelle und eilte auf Quintus zu, ihn zu umarmen.

„Welch' entsetzliche Nacht!“ sagte er, tief Athem holend. „Wie hab' ich um Dich gebangt, theurer Quintus! Hundert Möglichkeiten, eine immer furchtbarer als die andere, haben mich hin und her geschüttelt. Flink, Magus! Bring' den Verwundeten auf sein Lager! Kommt, Ihr werdet erschöpft

sein! Dieser strömende Regen! Dein Mantel ist schwer wie Blei! Und hier die artige Künstlerin, zart wie ein Püppchen! Kommt! Wärmt Euch! Erquickt Euch!“

Herodianus war inzwischen vorausgeeilt, um weiter abwärts im Säulengang ein Cubiculum aufzuschließen, während Magus den gänzlich erschöpften Blepyrus ablöste. Eurymachus ward zu Bette gebracht und entschlief rasch, nachdem das Ehepaar Euterpe und Diphilus ihm den Verband erneut und eine Schale mit Fruchtsaft gereicht hatte. Blepyrus, unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, warf den Mantel ab und legte sich rücklings auf eine der gepolsterten Bänke des Säulenganges. Den vorüberkommenden Herodianus bat er um eine Decke. „Ich bin mehr todt als lebendig,“ sagte er. „Wenn mein Gebieter nach Hause geht, wecke mich!“

Der Freigelassene wollte ihm zureden, sich im Zimmer auf ein Lager zu strecken. Blepyrus aber hörte nicht mehr; ein bleierner Schlaf hatte ihn überwältigt. Herodianus schleppte also zwei wuchtige Teppiche her, hüllte den Ermatteten sorgfältig ein und begab sich dann in’s Gemach zu Aurelius und Quintus.

Der Gothensclave blieb als Wache bei dem kranken Eurymachus. Breit in den Sessel gelehnt, die Füße auf einen gepolsterten Schemel stützend, blickte er in die Züge des Schläfers, der, vom Strahl einer kleinen Broncelampe spärlich beleuchtet, das Bild der tiefsten Erschöpfung, aber doch auch des Friedens und der seelischen Ruhe darbot. Magus kannte die Geschichte des armen Sclaven; er wußte, wie Domitias Verwalter den Unglücklichen seit Jahren grausam gequält und schließlich zum martervollsten Tode bestimmt hatte. Die unerschütterliche Standhaftigkeit des Dulders lockte auch dem schlichten Gothen eine warmherzige Bewunderung ab. Gar seltsam rege Gedanken zogen durch seine Seele ..

„Wie er so daliegt, die Augen fest geschlossen ...“ — dachte der Gothe, — „ganz fest ... und doch, man meint, sie blickten durch die Lider hindurch! Solche Flammenaugen hatte Veleda, die große Seherin! Als ich ihn durch die Halle trug, hob er den Blick ... Das war wie Feuer, und

doch so mild, wie die blaue See, wenn die Sonne scheint. Wär er blond, er sähe dem Priester ähnlich im Haine der Nerthus . . Der war ein Liebling der Götter; der kannte Alles auf der Erde und über der Erde. Mich dünkt, auch der hier kennt die Geheimnisse, die da weise machen vor aller Menschheit. Auf der Stirne steht's ihm geschrieben . . . Wenn er nur nicht so blaß und so schwach wäre . . .! Wenn er Gliedmaßen hätte, wie ich, und das frische, nordische Blut! . . . Wahrlich, der große Odin sollte uns Beide zusammenschmelzen: das würde ein Held werden . . .!"

So dachte der ehrliche Gothensclave, während sein Blick wie gefesselt an den Zügen des Schläfers hing. Bald jedoch sanken auch ihm die Lider zu, und was ihn so seltsam bewegt hatte, spann sich hinüber in die Regionen des Traumlandes. Odin, von seinen Wölfen und Raben begleitet, sprengte durch die rauschenden Ostseewälder. Im Schatten der alten, heiligen Buche stand der Gothe, Hand in Hand mit dem verwundeten Sclaven, der sich nur mühsam durch's Dickicht geschleppt hatte. Da streifte sie der Gott im Vorbeistürmen mit dem Schwerte. Und sie flossen in Eins, und es war Beiden zu Muthe, als sei dies von Uranfang so bestimmt gewesen. Wie aber der neugeschaffene Doppelmensch aufblickte, da hing das göttliche Schwert von der Buche herab. Er streckte den Arm aus, nahm es herunter und schwang es mit Riesenkraft um das Haupt. Und es ging ein Leuchten rings durch den Hain, und der Neugeschaffene war stärker und gewaltiger denn alle Sterblichen vom Aufgang bis zum Niedergang.

„Ein närrischer Traum!" flüsterte Magus, als er plötzlich vom Schlaf emporfuhr. Er gab dem Verwundeten, der sich geregt hatte, einen Trunk Wassers und schlief dann weiter.

Euterpe und Diphilus hatten sich inzwischen verabschiedet, obgleich der Bataver sich erboten hatte, ihnen frische Gewänder und für den Rest der Nacht ein behagliches Obdach zu geben. Nachdem Quintus sich umgekleidet und mit Speise und Trank erquickt, wollte auch er den Heimweg antreten. Aurelius aber hielt ihn zurück.

„Höre," sagte er mit eigenthümlicher Unsicherheit, „was unsere Fahrt morgen nach Ostia betrifft, so mach' ich Dir einen Vorschlag. Es ist ja richtig, der Umstand, daß ich mein Schiff nach Trajectum zurückreisen lasse, ist ein hinlängliches Motiv. Indeß — man könnte doch immer . . . Daß ich Dir's gestehe, mein Verkehr mit Nerva und Cinna hat in gewissen Kreisen Aufsehen erregt . . . Ich fürchte, ich bin beobachtet, und so wär's vielleicht besser, um der ganzen Sache den Charakter einer Vergnügungsfahrt aufzuprägen, wenn Du Deine Schwestern und vielleicht Deine Braut bestimmtest, an dem Ausfluge theilzunehmen. Für Eurymachus hab' ich eine so vortreffliche Maske, daß keine der jungen Damen Verdacht schöpfen wird. Ueberdies — wer bekümmert sich um die Sclaven? Ich meine, die Idee sei eben so glücklich als einfach."

„Meisterhaft!" sagte Quintus. „Cornelia schwärmt für die See. Claudia und Lucilia werden gleichfalls nicht böse sein. Wenn's die Witterung erlaubt . . ."

„O, der Tag wird entzückend," versetzte Aurelius, in die Halle tretend. „Die Luft hat sich völlig beruhigt; die Wolken zerstreuen sich. Ich fragte schon Magus . . ."

„Der Gedanke gefällt mir ausnehmend. Je offener und geräuschvoller wir zu Werke gehen, um so besser. Wann ungefähr brechen wir auf?"

„Ich dächte, so in der dritten Stunde nach Sonnenaufgang?"

„Gut! Ich werde Cornelia und meine Schwestern in Kenntniß setzen. Alles Andere sei Dir anheimgestellt, lieber Cajus."

„Du sollst zufrieden sein," versetzte Aurelius freudestrahlend.

„Und wo treffen wir uns? Draußen am Grabmal des Cestius?"

„Besser vielleicht, Ihr kommt hier vorüber und wir begeben uns dann gemeinsam nach dem Standplatz der Fuhrwerke. Das macht sich am Unverdächtigsten und Natürlichsten."

„Abgemacht! Zieh'n wir in hellen Haufen dem Thore

zu! Auf Wiederseh'n! Ich bin müde und hätte wohl eine Sänfte verdient."

„Soll ich . . .?" fragte Aurelius.

„Ich dächte gar. Um dieser eigensinnigen Muskeln willen die ganze Errungenschaft unserer Strapazen auf's Spiel setzen? Ich werd' es schon aushalten. Gehab' Dich wohl, theurer Aurelius!"

Die beiden Freunde umarmten sich. Blepyrus, den Herodianus geweckt und mit einem frischen Mantel versehn hatte, kam schlaftrunken durch die Halle daher. Leise stöhnend folgte er seinem Herrn, der trotz Allem, was er durchgemacht hatte, frisch und lebhaft vorausschritt. Nach fünf Minuten erreichten sie ihre Wohnung.

Achtes Capitel.

Im Haus des Cornelius Cinna meldete eben ein Sclave die zweite Stunde nach Sonnenaufgang. Cinna, obgleich er unruhig geschlafen hatte, war seit geraumer Zeit außer Bette, empfing jedoch keinen der zahlreichen Besucher, die im Atrium nach ihm fragten, sondern schritt gesenkten Hauptes im Peristyl auf und nieder. Cornelia, die mit Chloe und einigen der jüngeren Sclavinnen im Speisezimmer den ersten Imbiß genoß, ließ den Oheim wiederholt zur Theilnahme einladen. „Gleich, gleich!" gab Cinna zur Antwort, und wieder schritt er gedankenvoll an den Säulen vorüber.

Ihn beschäftigte nämlich ein allerdings nicht bedeutungsloses Ereigniß. Kurz vor Mitternacht hatte sein Sclave Charikles ihm ein räthselhaftes Schreiben gebracht, das ein Vermummter beim Thürhüter abgegeben. Der zweifach umschnürte Brief enthielt nur einige Worte. „Ihr seid von Spähern umringt. Hütet Euch!" Der Schreiber nannte sich nicht. Auch die plumpen, kräftigen Schriftzüge, zweifelsohne

verstellt, gaben keinerlei Anhaltspunkte. „Ihr seid von Spähern umringt!“ Der Gedanke, mit so schroffer Klarheit ausgedrückt, ließ den aufgeregten Mann nicht wieder los. Er wußte ja längst, daß im Reiche des Domitian die Spionage und die Angeberei allenthalben ihre scheußlichen Netze spannten. Und doch überkam's ihn jetzt wie etwas Neues, Nichtdagewesenes. Er zerbrach sich fruchtlos den Kopf nach dem Urheber dieses geheimen Warnrufes. Zuletzt kam er auf die Idee, das Ganze sei vielleicht der boshafte Scherz eines Feindes, — oder gar eine Falle des Imperators.

Während ihr Oheim so mißgestimmt auf und nieder schritt, nahm Cornelia in bester Laune ihr Frühstück ein. Der Morgen lachte so frisch und lebensfroh in's Gemach, die Luft, durch die Regenschauer der Nacht gereinigt, war so balsamisch! Ueberdies hatte Cornelia, wie sie meinte, heute noch ganz besonders Ursache, die Welt in rosigem Licht zu erblicken. Der sanfte Glanz ihrer Augen bekundete, daß eine gewisse Ruhe in ihr Gemüth eingekehrt war, eine Zuversicht, die sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte . . .

„Chloë,“ sagte sie endlich, da die Sclavinnen das Gemach verließen, „hast Du gestern nichts wahrgenommen? Ich meine, als ich nach dargebrachtem Opfer in den Vorsaal zurückkehrte?“

Chloë erhob den runden, kurzhalsigen Kopf und grinste recht einfältig. Cornelia, die sonst für das Unangenehme dieses Geberdenspiels äußerst empfänglich war, schien heute über alle irdischen Mißklänge erhaben zu sein. Sie fuhr mit freundlicher Stimme fort:

„Der Glaube an die Allmutter Isis hat seine Mysterien. Bei unserem dritten Besuch hast Du ja an Dir selbst erlebt, wie Barbillus kraft seiner göttlichen Sendung zu wirken weiß. Der heilige Schreck hat Dich zu Boden geworfen, und auch Dir hat die Göttin gelächelt, wie sie mir lächelte, da ich zum ersten Mal im Allerheiligsten kniete. So wag' ich's, Dir ein Geständniß zu machen, das mein Herz mit unbeschreiblicher Wonne füllt. Hast Du nicht wahrgenommen, wie das Glück mich gestern verklärte?“

Chloë grinste noch breiter.

„Nein," sagte sie mit unglaublicher Nüchternheit.

„So bist Du mit Blindheit geschlagen. Ich war kaum meiner Sinne mächtig. Isis, die Allgütige, gönnt mir den reichsten Schatz ihrer Gnade. Sie verheißt mir Schutz gegen jede Gefahr. Zum Beweis ihrer Huld will sie ihren göttlichen Bruder Osiris als Boten zu mir herabsenden. Er soll mir die Hände auf's Haupt legen und mir so einen Strahl seines ewigen Lichtes mittheilen. Begreifst Du nicht das Ueberschwängliche, das Unerhörte dieser himmlischen Gnade? Künftigen Neumond soll sich das göttliche Wunder vollziehen, und dann bedarf es keiner Büßungen, keiner Opfer mehr. Ich bin gefeit und eine rechte Tochter der Göttin für immerdar."

Chloë blickte ihr starr in die Augen. „Ja," versetzte sie nach einigen Secunden des Schweigens, „Barbillus ist groß! Zu Anfang hab' ich Manches nicht für möglich gehalten. Jetzt aber, da ich's am eigenen Leibe erlebt, jetzt glaub' ich Alles, Alles, Alles! Wenn er mir sagt, er wolle den Mond in zwei Theile spalten, oder das Haar der Berenice vom Himmel holen, — ich zweifle nicht, ich beuge mich vor dem Zauberer."

„O, ich bin zu glückselig!" sagte Cornelia, während ihr ein freudiges Roth in die Schläfe stieg. „Noch gestern, welche Beklommenheit! Mein Herz war trüber umwölkt als das nächtige Firmament, und das Heulen des Sturmes fand hier im Busen sein Echo. Jetzt aber ist die weite Natur nicht so frisch und so lichterfüllt wie mein froh erquicktes Gemüth. Die Fahrt nach Ostia kommt mir so recht wie herbeigesehnt. Es ist, als hätte Quintus meine innersten Wünsche geahnt. Ich muß hinaus in die freien Gefilde, an's ewige Meer, fort, fort aus diesem Häusergewühl...! Ach, und mit ihm!"

„Da trifft sich's ja glücklich, daß unser gestrenger Herr, Dein Oheim, keine Schwierigkeiten gemacht. Er ist sonst kein Freund von Ausflügen, die bis in die Nacht dauern. Fast mein' ich, er habe Lust gehabt, Nein zu sagen. Erst wie er hörte, daß auch Cajus Aurelius theilnehme . . ."

„In der That," versetzte Cornelia, „auch mich hat's befremdet, wie er beim Namen dieses Bataders augenblicklich verstummte."

Sie erröthete heftig.

„Fast sieht's darnach aus, als ob er wähnte, ich bedürfte eines Ehrenwächters."

„Er ist nur besorgt," meinte Chloë. „Auch hält er große Stücke auf den Aurelius."

„Ich weiß. Er hat mir's oft genug zu Gehör gegeben. Ihm wär's ein Göttergeschenk, wenn ich von Quintus abließe und mit Aurelius eine Mißheirath schlösse."

„Das wäre ein Tausch!" meinte Chloë. „Den senatorischen Purpur gegen den Ring eines trajectinischen Ritters!"

Ein Sclave brachte die Meldung, Quintus Claudius, der im Atrium harre, entbiete den Morgengruß und frage an, ob Cornelia zum Aufbruch bereit sei, oder ob Lucilia und Claudia ihre Sänften verlassen und in's Haus treten sollten.

Cornelia erhob sich rasch von dem Speisesopha und eilte dem Geliebten entgegen.

„Der Oheim ist übler Laune," sagte sie hastig. „Es lohnt nicht, ihn aufzusuchen. Machen wir uns ohne Verzug auf den Weg."

„Und Chloë?"

„Lass' ich daheim."

Quintus lächelte. Wie sie jetzt in den schmalen, nur durch ein kleines Fenster erleuchteten Thürgang einbogen, schlang er den Arm um die volle Gestalt und drückte ihr unbemerkt vom Ostiarius, einen heißen Kuß auf die Lippen. Gleich darauf trat auch Chloë mit Reisemänteln und tyrischen Decken in den Corridor, so daß die kleine Karawane alsbald aufbrechen konnte.

Es waren vier Sänften, je für Eine Person. Eine geringe Anzahl von Sclaven begleitete sie. Die Numidier des Claudischen Hauses und die Sigambrer des Cajus Aurelius, die den Zug auf der Landstraße escortiren sollten, warteten wohlberitten in der Nähe der Cestius-Pyramide, wo auch die Wagen bereit standen.

Man erreichte die Wohnung des Bataves. Auch hier gab es keine Verzögerung. Kaum hatte man an die Pforte gepocht, als schon Aurelius den Freunden reisefertig entgegentrat. Vom Atrium her folgte ihm eine Sänfte, in der ein blondhaariger, wettergebräunter, etwas abgemagerter Mensch lehnte.

„Ein Seemann, der mir Kunde aus meiner Heimath gebracht,“ sagte Aurelius, zu den Damen gewendet. „Spät noch, in Sturm und Regen, kam er gestern von Ostia. Da sein Schiff heute schon weiter nach Parthenope und Griechenland steuert, so muß er schleunig nach dem Hafen zurück.“

„Ein Stammesgenosse,“ rief Quintus. „Nun, Ihr Bataver seid nicht eben die zahlreichsten im römischen Stadtbezirk. Ich kann mir's denken, daß die Begegnung Dir Freude macht.“

„Große Freude,“ versetzte Aurelius, eine zweite Sänfte besteigend. „Ihm freilich, dem guten Chamavus, hat mein Haus keinen Segen gebracht. Denke Dir, wie er den Hof betritt, gleitet er auf dem nassen Getäfel aus und zerbricht sich den Knöchel. Ich bat ihn, er solle sich Rast gönnen; er aber schwört mir, die Fahrt nach Hellas gestatte ihm keinen Aufschub . . .“

„Der Aermste,“ sagte Lucilia, nach der Sänfte hinüberblickend. „Wahrhaftig, er ist recht angegriffen!“

Der blonde Seemann grüßte die Damen mit einer stummen Kopfbewegung und machte dann eine Geberde gegen Aurelius, als ob er sagen wollte, was nicht zu ändern sei, müsse ertragen werden.

Inzwischen hatte sich wie gewöhnlich eine große Menge von Gaffern um die Sänften versammelt. Aurelius fühlte sein Unbehagen mit jedem Augenblick wachsen. Fast ärgerlich fuhr er einen der Träger an, der mit den Schnüren seiner scharlachrothen Livrée nicht zu Stande kam.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Am Tempel der Bona Dea vorüber, schlug man den sogenannten delphinischen Weg ein und näherte sich jenseits des aventinischen Hügels dem gewaltigen Grabstein, der, schon damals anderthalb Jahr=

hunderte alt, die Stürme so vieler geschichtlichen Katastrophen bis auf den heutigen Tag ungestört überdauert hat. Damals freilich bot die Cestius-Pyramide, ganz mit weißem Marmor bekleidet, durchaus nicht den öden, melancholischen Anblick des heutigen wettergeschwärzten Basaltbau's, der aus der Kirchhofsstille der entseelten Campagna aufragt. Buntes Menschengewühl wogte zu ihren Füßen, und die Morgensonne blinkte heiter auf der vergoldeten Inschrift, die da besagte, daß der Verstorbene einst Prätor, Volkstribun und Mitglied eines Hohenpriester-Collegiums gewesen . . .

An der Ostseite der Pyramide prangte noch eine zweite Inschrift, weniger monumental und feierlich als die der Nordseite, für Quintus aber und Cajus Aurelius von brennendstem Interesse. Dort befand sich nämlich ein sogenanntes Album, eines jener großen quadratischen Felder, in denen die öffentlichen Ankündigungen aufgemalt wurden. In langen, röthlichen Buchstaben war dort zu lesen:

„Stephanus, der Verwalter der Kaiserin, fahndet auf seinen entflohenen Sclaven Eurymachus. Wer den Flüchtling, todt oder lebendig, zurückbringt, wird einer Belohnung von fünfmalhunderttausend Sesterzen theilhaftig. Eurymachus ist von schlanker Gestalt, hager, bleich, dunkeläugig und schwarzlockig. Sein Rücken trägt die Spuren zahlreicher Züchtigungen. Bei seiner Flucht hat er sich, wie es scheint, am Fuße verletzt."

Die Bezeichnung der Summe hob sich neu und kräftig aus ihrer etwas verwaschenen Umgebung hervor. Die Belohnung war mit jedem Tage vergrößert und seit gestern verdoppelt worden.

Magus und Blepyrus gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Volksmasse, die laut schreiend und gesticulirend jene Aufschrift umdrängte und fast die ganze Breite der Straße einnahm, zum Platzmachen zu bewegen. Umsonst. Die Leute schienen von dem Einen Gedanken so völlig beherrscht, daß sie für alles Uebrige weder Auge noch Ohr hatten.

„Fünfmalhunderttausend Sesterzen!"

„Mehr als ein Rittervermögen!"

„Und wie lange ist's her?"

„Vier Tage!"

„Unglaublich!"

„Er muß doch zu finden sein!"

„Pah, er soll hohe Gönner haben, die ihn verbergen!"

So schwirrte es hundertstimmig untereinander. Die Zurufe der beiden Diener verhallten wirkungslos in dem Chaos. Der Zug kam in's Stocken.

„Nimm die Ellbogen!" rief Aurelius auf Gothisch.

Magus kehrte sich um und zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, hier bleibe freilich nichts Anderes übrig. Dann warf er einen geringschätzigen Blick auf die Menge, die er hoch überragte, und schritt mit langsamer Unwiderstehlichkeit vorwärts.

„Seht doch den Flegel!" rief ein graubärtiger Schiffsmann.

„Weh', meine Rippen!" plärrte ein Zweiter.

„Es sind die Töchter des Titus Claudius."

„Was kümmert's uns? Die Straße ist Gemeingut für Alle."

„Ja wohl! Wer über Land will, der mag aussteigen, wenn hier Gedränge ist, und die hundert Schritte bis an die Wagen zu Fuß machen."

„Aussteigen!" klang es im Chore. „Wir haben das gleiche Recht, wie die Vornehmen! Aussteigen!"

Von rechts und links drängten sich die Volksmassen in bedrohlicher Haltung an die Sänften heran. Quintus Claudius erbleichte. Wenn es nicht gelang, die Leute zurückzuscheuchen, wenn dieser unberechenbare Pöbel auf seinem Willen verharrte, so war Alles verloren. Die Verwundung des angeblichen Seemanns mußte bei einer Rotte, die ganz und gar von dem Inhalte jener Bekanntmachung erfüllt war, alsbald Verdacht erregen. Die Entdeckung war unvermeidlich.

Mit einem Satze stand Quintus Claudius auf beiden Füßen. Voll ruhiger Hoheit trat er den aufgeregten Schaaren entgegen. „Was wollt Ihr?" fragte er streng. „Weshalb erdreistet Ihr Euch, uns die Straße zu sperren?"

Die stolze Gelassenheit seines Wesens schien Wunder zu wirken. Der eben noch so übermüthige Pöbel verstummte.

„Aus dem Wege!“ fuhr Quintus fort, während ein lichtes Roth das herrliche Jünglingsantlitz warm überflutete. „Quintus Claudius, der Freund des Kaisers, befiehlt es Euch!“

„Selbst der Kaiser läßt uns nicht die Rippen zerbrechen!“ schrie eine krächzende Stimme.

Der Einwurf kam schon zu spät. War es nun der Name des Imperators, oder die hinreißende Erscheinung des jungen Mannes, der, wie ein strafender Apoll, unnahbar und gleichmüthig in's Gewühl seiner Gegner blickte, — kurz, die Massen wichen unter dumpfem Gemurmel zurück, und die Bahn ward frei.

Quintus und Aurelius hatten Mühe, ihren Jubel zu unterdrücken.

„Dummes Volk!“ sagte Lucilia. „Was den Menschen nur beifällt!“

Cornelia lächelte mit dem Ausdruck unsäglicher Geringschätzung. Sie wäre nicht ausgestiegen, meinte sie kaltblütig, und hätte wohl sehen mögen, wer es gewagt hätte, sie zu zwingen . . .

So gelangte man glücklich nach jener Stelle der Via Ostiensis, wo die Kutschen mit dem Gefolge harrten. Auch hier herrschte ein sehr geräuschvolles Treiben. Da das Fahren in den Straßen der Stadt bei Tage verboten war, hielten hier nicht nur die Fuhrwerke der Reichen und Wohlhabenden, sondern auch eine große Anzahl von Miethswagen, vom leichten Cabriolet bis zur schweren Gesellschafts- und Reisekutsche. Lärmend und schreiend boten die Wagenlenker den Vorüberziehenden ihre Dienste an. Verkäufer von Eßwaaren und Getränken trugen mit eintönigem Geplärr ihre Körbe umher. An der Böschung der Straße ward gezecht und gespielt. Lachen und Singen, Schimpfen und Fluchen erscholl in bunter Vermischung.

Die Gesellschaft bestieg den geräumigen vierrädrigen Wagen des Cajus Aurelius. Der Flüchtling ward von

Blepyrus und Magus in ein zweirädriges sogenanntes Cisium gehoben, das, mit Proviantkästen beladen, ein wenig abseits stand und auf seinem Rücksitze nicht nur für den verkleideten Eurymachus, sondern auch für die beiden getreuen Helfer Platz hatte.

„Er hat sich's ausbedungen," sagte der Bataver zu Lucilia. „Der gute Mensch wollte unsere Lustfahrt nicht stören."

„Das ist klug von ihm," versetzte Lucilia. „Immer noch besser mit Blepyrus und Magus auf dem Proviantwagen, als hilflos in der reichsten Kalesche. Bei uns hier war so wie so kein Platz mehr für ihn . . . Uebrigens, Sclaven hat er, wie es scheint, von Ostia nicht mitgebracht?"

„Die ganze Mannschaft war an Bord unentbehrlich," sagte der Bataver, leicht erröthend.

Quintus fühlte, daß Aurelius die Sache nicht weiter ausspinnen durfte, wenn er sich nicht ernstlich verwickeln wollte. Er bemühte sich, dem Gespräch eine minder verfängliche Richtung zu geben. Binnen Kurzem gelang es ihm, die Conversationstalente der munteren Lucilia so flott zu entfesseln, daß der zweite Wagen mit seinen Insassen völlig vergessen schien.

Die acht Numidier voraus, ging die Fahrt lustig und ohne Hinderniß über die trefflich gebaute Straße. Die Sigambrer des Cajus Aurelius folgten hinter dem zweiten Wagen. Der tollkühne Rossebändiger Herodianus, den die Aufregung der verwichenen Nacht krank gemacht hatte, war gegen alle Gepflogenheit zu Hause geblieben.

Hin und wieder sah der junge Claudier sich nach Eurymachus um, der während jener peinvollen Scene an der Cestius Pyramide eine merkwürdige Ruhe bewahrt hatte . . . Seine Verkleidung war in der That meisterhaft. Nur das geübteste Auge, nur der Blick des Verdachtes hätte unter dem blonden, struppigen Vließ und hinter dem bräunlich gebeizten Antlitz den bleichen Flüchtling vermuthet.

Die kappadocischen Hengste griffen gewaltig aus. Schon nach fünfviertel Stunden erreichte man das Städtchen Ficana.

Gleich darauf erblickte man über den Sümpfen, die sich hier an der latinischen Küste entlang zogen, die fernen Häuser der Hafenstadt.

Zahllose Fuhrwerke und Reiter hatte man während der raschen Fahrt überholt. Jetzt sprengten die Numidier an dem Grauschimmel eines Mannes vorbei, der, den leichten Reisemantel nachlässig über die Schultern gehängt und das Haupt mit einem großen thessalischen Sonnenhute bedeckt, weniger stramm als behaglich im Sattel saß. Zwei Sclaven auf zierlichen Maulthieren ritten ihm zur Linken. Wie der Mann jetzt beim Herannahen der Kutsche ein wenig den Kopf drehte, rief Lucilia:

„Sieh doch, Quintus, dort reitet Cnejus Afranius!"

Quintus erschrak, denn er kannte den ungewöhnlichen Scharfblick des Sachwalters und sein Talent, den verhülltesten Situationen den Schleier zu lüften. Ein Blick aber in die Mienen des Cajus Aurelius beruhigte ihn.

„Du weißt," sagte der Bataver, „in Ostia wohnt seine Mutter. Ueberdies," fügte er leiser hinzu, — „wenn er auch merkte . . . Ich steh' dafür, Afranius verräth uns nicht."

Der Wagen hatte den Reiter jetzt eingeholt. Afranius, freudig erstaunt, schwenkte lebhaft seine wohlgeformte, etwas fleischige Hand und setzte dem Schimmel kräftig die Sporen ein, um dem Fuhrwerk zur Seite zu bleiben. Das Pferd machte ein paar ungefügige Sätze und legte sich dann straff in Galopp.

„Welch' unverhoffte Begegnung!" rief Cnejus Afranius. „Ihr wollt nach Ostia?"

„Wie Du siehst," gab Quintus zurück.

„Meine Trireme geht heute Abend in See," rief der Bataver lebhaft. „Ich bleibe länger in Rom, als ich dachte, und so schick' ich sie heim nach Trajectum. Unsre Freunde hier begleiten mich, um der köstlichen Fahrt willen. Ein prachtvoller Tag heute!"

Afranius nickte bedeutsam mit dem thessalischen Reisehut.

„Entzückend!" sagte Lucilia schwärmerisch.

„Und Du, mein trefflicher Cnejus," fuhr der Bataver

fort, „was lockt Dich herüber nach Ostia? Treibt Dich die alte Sehnsucht nach den Umarmungen Deiner Mutter? Entfliehst Du dem Straßenlärm? Hast Du Geschäfte?“

„Das kommt Alles zusammen. Ich reite hier ebenso aus Pflicht wie aus Neigung. Du kennst meine Operationen gegen Stephanus, den Verwalter Domitias. Was ich bis zur Stunde auch in Scene gesetzt, — Alles war fruchtlos. Jetzt endlich hat eine Persönlichkeit, die ich zunächst noch verschweigen will, mir Thatsachen an die Hand gegeben, die höchst wahrscheinlich . . . Nun, ich sage Nichts weiter. Jedenfalls will ich den ostiensischen Bürger heute noch in's Verhör nehmen. Könnt' ich mir alle Zeugen so im Handumdrehen herbeilangen — dann freilich . . . Oder den Einen wenigstens, den allerwichtigsten! Leider ist keine Aussicht . . .“

„Weshalb?“ fragte Quintus.

„Weil er spurlos verschwunden ist.“

„So laß ihn suchen,“ meinte Lucilia.

„Das thun bereits Andre. Vielleicht sind nie so viel Menschen um eines durchgegangenen Sclaven willen auf den Beinen gewesen, wie um diesen verwünschten Eurymachus.“

Quintus erblaßte. Auch der Bataver fühlte bei der Nennung des Namens eine leise Beklommenheit.

„Aber wie kommt's,“ fragte Quintus, „daß Eurymachus nicht längst seine Stimme erhob? Was bewog ihn, seinen Folterer zu schonen?“

„Eurymachus erfuhr, was er weiß, erst einige Tage vor seiner Flucht. Diese unbequeme Mitwisserschaft war der eigentliche Grund zu seiner Verurtheilung.“

„So konnte er einige Tage vor seiner Flucht reden.“

„Eben das konnte er nicht. Er lag in Ketten und trug einen Knebel zwischen den Kiefern, der selbst einem Stentor das Sprechen erschwert hätte . . .“

„Und Du bist sicher,“ rief Aurelius, „daß Dein Gewährsmann Dich nicht getäuscht hat?“

„Vollständig sicher! So sicher, daß ich jetzt gleich die fünfmalhunderttausend Sesterzen baar hinzahlen würde — leider hab' ich sie nicht, — wenn ich den schnöden Durch-

brenner nur fünf Minuten lang dingfest machen könnte. Es ist niederträchtig! Pah . . . Was verderb' ich mir nutzlos die gute Laune! Der landet jetzt vielleicht in Utica oder Nicopolis. Ich gönn's ihm von Herzen. Wenn's ihm nur Stephanus im Augenblicke der Entscheidung nicht nachmacht! Ich fürchte, dieses Musterbild aller Bürgertugend weiß gleichfalls die Wege in's Ausland."

Wie von plötzlichem Thatendrange beseelt, gab er seinem Pferde die Sporen. Unwillkürlich wandten sich seine Gedanken jenem größeren Stephanus zu, dessen Missethaten ein ganzes Weltreich mit Schrecken erfüllten. Er dachte an die kühn geplante Verschwörung, deren Mißlingen auch dem Verwalter Domitias die Bahn wieder frei gab, da der Fehlschlag unwiderruflich den Untergang oder doch das Exil seines Anklägers nach sich ziehen mußte. Um so rücksichtsloser mußte jetzt die Action gegen Stephanus in Scene gesetzt werden! So ließ sich vielleicht eine Lage schaffen, die dem Verbrecher unter allen Umständen verhängnißvoll wurde, mochte jener große Proceß gegen Domitianus ausgehen, wie er wollte. Diese Sturm-Attake auf Stephanus hatte zudem das Gute, daß sie den Angreifer politisch harmlos erscheinen ließ. Jeder mußte sich sagen, wer so energisch um die Palme des Forums ringe, der könne nicht gleichzeitig Pläne schmieden, die seine ganze Laufbahn in Frage stellten.

Aurelius hatte während der letzten Worte des Sachwalters eine große Unruhe an den Tag gelegt. Jetzt schien er dem jungen Claudier etwas zuflüstern zu wollen. Er besann sich jedoch und fragte den Cnejus Afranius, wie es komme, daß Fabulla, seine vortreffliche Mutter, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in Ostia verweile.

„Nicht wahr," gab Afranius zurück, „es ist wunderbar? Dem Mittelpunkte der Welt so nahe, — und diese Gleichgültigkeit! Ganz wie Diogenes . . .!"

„Sie hat Dich noch nicht besucht?"

„Noch nicht ein einziges Mal! An ihr stilles Rodumna gewöhnt, und fanatische Freundin des Landlebens, hat sie vor der Siebenhügelstadt ein unüberwindliches Grausen. Nun

bot sich gerade in Ostia die Gelegenheit einer Vorstation. Dort besitzt ein Vetter von ihr, der seit März in Aegypten weilt, ein kleines Gütchen. Das bewirthschaftet sie und fühlt sich wohl dabei, wie Diana im Hochgebirge, zumal sie sich einbildet, sie werde meiner Carrière in Rom hinderlich sein. Schließlich, wenn ich erst vollständig installirt bin, hol' ich sie mit Gewalt."

„Ich verstehe," sagte der Bataver. „Du willst warten," fügte er in Gedanken hinzu, „bis unsere Pläne geglückt — oder gescheitert sind . . ."

Quintus, der noch immer besorgt war, Afranius möchte dem verkleideten Eurymachus allzu sehr in die Nähe kommen, und, wenn auch sonst Nichts zu fürchten stand, allerlei peinliche Fragen stellen, bemühte sich, das Interesse des Sachwalters möglichst zu fesseln. Er sprach von der letzten Rede, die Afranius vor dem Centumviratsgerichte gehalten, und sagte ihm einige Artigkeiten, die Jener mit gutmüthigem Lachen zurückwies. Gleichwohl ward der Rechtsfall erörtert, und die Debatte nahm hin und wieder einen fast wissenschaftlichen Charakter an.

Cornelia war heute gesprächig. Kurz vor dem Erscheinen des Cnejus Afranius hatte sie recht launig von einer Lustfahrt nach Pandataria erzählt, die sie einst in Begleitung ihres Oheims und des Senators Sextus Furius von Sinuessa aus unternommen. Auch Claudia und Lucilia hatten gelacht und gescherzt: nur die beiden Jünglinge waren schweigsam geblieben. Jetzt, wie diese Schweigsamkeit plötzlich in ihr Gegentheil umschlug, ward Lucilia fast ärgerlich, ganz besonders auch deßhalb, weil der Sachwalter auf dem knochigen Grauschimmel sich fortwährend nur an Quintus und Cajus Aurelius, nicht aber, wie dies doch in der Ordnung gewesen wäre, an Cornelia und Claudia wandte. Von sich selbst wollte sie gar nicht reden, obgleich auch sie, wie sie meinte, heute gar nicht so abschreckend aussah; denn Baucis hatte sie mit einer nie gekannten Sicherheit und Kunstfertigkeit frisirt, und die neue Goldnadel mit dem stolzen Rubin paßte ausgezeichnet in das braune Gelock. Freilich, wie schön ihre

Stola mit der kunstvoll gekrausten Falbel über die Knöchel fiel, das konnte man jetzt, da sie im Wagen saß und von dem schweren Gewande Cornelias halb überfluthet wurde, leider nicht wahrnehmen . . .

„Höre, Quintus," begann sie, da der junge Claudier von Neuem den Blick nach Afranius wandte, „Du bist heute ganz erstaunlich uninteressant. Auf dem ganzen Wege hast Du nicht hundert Worte geredet, und jetzt, da Afranius Dich aus Deinem Halbschlaf emporrüttelt, redet Ihr von Processen."

„In der That," fügte Claudia mit einem Seitenblick auf Lucilia hinzu, „Du glaubst nicht, welch' abgesagte Feindin sie ist von Allem, was mit Processen zusammenhängt! Bei dem Worte Centumviratsgericht wird ihr ganz weh' um's Herz, und wenn sie von einer Rede hört, die mehr als zwei oder höchstens drei Wasseruhren gedauert hat, fällt sie in Ohnmacht."

Lucilia ward brennend roth.

„Da bist Du völlig im Irrthum!" versetzte sie, rasch gefaßt. „Jedes zu seiner Zeit! Ich schwärme sogar für die Rechtspflege, aber nicht bei so herrlichem Sonnenschein und im Angesichte des Meeres! Die bösen Menschen mit ihren Streitigkeiten passen auf's Forum, in die Basiliken, vor den Senat; hier aber, wo Alles so klar und so herrlich ist, will ich frohes Geplauder und lustiges Lachen."

„Sie hat Recht," sagte Cornelia.

Afranius gab sich eine straffe, militärische Haltung.

„Verzeih', Du Gestrenge," sagte er mit komischem Ernste. „Ich beklage es tief, daß ich einen so weisheitsvollen Paragraphen Deines Lebensbuches verletzt habe. Von Rechtswegen hätt' ich nun meine Lection und könnte mich trollen, wenn ich nicht fest entschlossen wäre, unter Kundgabe der aufrichtigsten Reue um Begnadigung einzukommen. Wie schwer ich bereue, das sollst Du aus meinem künftigen unterhaltsamen und liebenswürdigen Gebahren sattsam entnehmen. Nur bitt' ich mir zur Bethätigung dieser Reue die erwünschte Gelegenheit aus. Ich erlaube mir also, Euch insgesammt in das Landhäuschen meiner Mutter zu laden. Ich sag

Euch, Ihr werdet entzückt sein, hingerissen, begeistert! Ein kleines Hüttchen, aber im herrlichsten Obstgarten, ruhig, ländlich, idyllisch! Muränen und lukrinische Austern gehören dort allerdings zu den Fabeln: aber Salatköpfe, so ..." — er beschrieb in der Luft einen unglaublichen Kreis — „echten Kappadocier, wenn auch in Ostia gewachsen, — und frische Eier, wachsgelbe Birnen und kräftiges Landbrod. Ein paar Tauben oder ein Hühnchen sind rasch gebraten ... Ihr verwöhnten Großstädter werdet geradezu schwelgen in dieser ländlichen Einfachheit! Und dazu nun die Laubgänge, wo die Weintrauben armslang vom Gatter hängen ...!"

„Das ist ja himmlisch!" rief Claudia, abermals nach Lucilia hinüberblickend. „Quintus, einer so liebenswürdigen Einladung müssen wir Folge leisten!"

„Mit Vergnügen! Zuvor indeß ..."

„Ich verstehe," sagte Afranius. „Auch ich bin ja zunächst in Geschäften hier. Höre jetzt meinen Vorschlag. Ich bringe die Damen unverzüglich zu meiner Mutter und eile dann auf Flügeln des Sturmes zu meinem ostiensischen Kleinbürger. Ihr unterdeß ..."

„Nicht so," unterbrach ihn Aurelius. „Bevor meine Trireme die Anker lichtet, muß ich Dir eine Mittheilung machen."

„Du mir?"

„Ja wohl. Eine Mittheilung, die mit Stephanus und Deinem Anklageproceß auf's Engste zusammenhängt. Erlaube mir also, Deinen Vorschlag zu corrigiren. Du schreibst Deinem Knaben ein Wort der Aufklärung in die Wachstafel und gibst ihm Befehl, unsere Damen zu führen. Die berittene Dienerschaft begleitet sie bis an die Wohnung und sucht Unterkunft in der nächsten Schänke. Du aber kommst mit nach dem Schiffe. Und," fügte er nach einer Pause hinzu, da ihm einfiel, welche Fabel er vor den Mädchen aufrecht erhalten mußte, „gleichzeitig bringen wir meinen Stammesgenossen, den trajectinischen Seemann an Bord. Auch sein Schiff wird noch heute die Anker lichten."

„Welchen Seemann?" fragte der Sachwalter, indem er sich umwandte.

„Das erzähl' ich Dir später."

„Nun, mir ist Alles genehm, was den Damen genehm ist . . ."

„Wir sind auf dem Lande," meinte Cornelia. „Da bedarf's keiner Umstände. Deine Mutter wird zwar erstaunt sein . . ."

„Erfreut, willst Du sagen. Das ist ja die reizendste Ueberraschung, die sie sich wünschen kann."

„So bleibt's dabei!" rief Aurelius. „Wenn Alles erledigt ist, wollen wir guter Dinge sein."

Jetzt zeigten sich rechts und links die ersten Häuser von Ostia. Das Lärmen und Treiben auf der Straße ward lebhafter. Seeleute aus allen Nationen, Fischer mit rothen Wollmützen, Lastträger und Karrenführer drängten sich bunt durcheinander. Fünf Minuten später war man am Hafen. Vor dem äußersten Ende des Steindammes lag die bunt beflaggte Trireme des Cajus Aurelius, über die zahllosen Flachschiffe majestätisch emporragend. Die Jünglinge stiegen aus, und weiter rollte der Wagen, von den Sigambrern und Numidiern begleitet, bis er nach wenigen Minuten das gartenumgrünte Landhaus erreichte.

Neuntes Capitel.

„Sei unbesorgt, Quintus," raunte der Bataver, da Cnejus Afranius aus dem Sattel stieg und dem Sclaven die Zügel reichte. „Bei allen Göttern, dieser Mann ist sicher wie Du und ich! Es wäre geradezu Wahnsinn, wenn wir ihm die Gelegenheit eines Gespräches mit Eurymachus nicht gewähren wollten. Sein Kampf gegen Stephanus liegt so sehr im Interesse der Allgemeinheit und besonders auch in dem unseres Schützlings . . ."

„Gleichviel! Die Sache verstimmt mich."

„So kanst Du für Deine Per son ja vollständig aus dem Spiele bleiben."

Quintus Claudius blickte ihn fragend an.

„Was staunst Du so?" fuhr der Bataver fort. „Ich dächte, die Geschichte ist höchst einfach. Ich gebe mich für den Retter aus, und Du spielst die Rolle des Harmlosen. Du brauchst nicht die Stirne zu runzeln, als ob ich Dir eine Feigheit zumuthete. Kommt die Sache an's Tageslicht, so wird's ungeheuer gleichgültig sein, ob Afranius die halbe oder die ganze Wahrheit gekannt hat. Du ersparst Dir so nur die Befangenheit. Ich für mein Theil bin mit Afranius so innig befreundet . . ."

„Wenn Du meinst . . ."

„Instruire nur Deinen Blepyrus! Auch er sei unbetheiligt! Am besten vermeidet Ihr's, mit an Bord zu kommen. Ich würde Dich gar nicht aufgefordert haben, mit auszusteigen, hätt' ich's nicht für meine Pflicht gehalten, Dich von meiner Absicht in Kenntniß zu setzen."

Quintus nickte.

„Gut," versetzte er nachdenklich. „Sage denn auch unserm Eurymachus, daß er mein nicht erwähnt. Ich verabschiede mich unterdeß von Afranius, als ob ich Geschäfte hätte. Hier am Hafen erwart' ich Euch. Wie lange bleibt Ihr an Bord?"

„Zwanzig Minuten. Afranius mag seine Abhörung thunlichst beschleunigen."

Dieses Zwiegespräch war hastig und mit gedämpfter Stimme geführt worden. Afranius trat jetzt, nachdem er seinen Sclaven belehrt hatte, wie er den etwas angegriffenen Miethsgaul behandeln müsse, auf Quintus zu, während Aurelius den beiden Dienern entgegeneilte, die den Pseudo-Schiffsmann Eurymachus mehr trugen als führten. Drei Worte genügten, die Situation auseinanderzusetzen. Der Verwundete warf dem jungen Claudier, der ihn mit erkünstelter Fremdheit grüßte, einen wehmüthig-dankbaren Blick zu. Dann gab er Blepyrus frei und legte den Arm auf die rechte Schulter des Batavers. Blepyrus aber folgte seinem Gebieter,

der mit großen Schritten landwärts in die Hauptstraße einbog.

Menschlicher Berechnung nach war das gefahrvolle Werk nun geglückt. Alles Weitere konnte in Muße geprüft und erwogen werden. Wenn Stephanus wirklich in seiner ganzen Verruchtheit entlarvt wurde, so gelang es vielleicht, die Strenge des Gesetzes dennoch zu beugen und dem Flüchtling die Rückkehr und das Glück eines freien, sorgenlosen Daseins zu schaffen.

Quintus athmete hoch auf. Das wäre die Krönung gewesen für sein kühnes Beginnen! Er fühlte, daß ihm Eurymachus, seit er ihn wieder gesehen, mehr war als der muthvolle Sclave. Er empfand eine geistige Sympathie, eine Art idealer Freundschaft, wie sie der Jünger für seinen Meister empfindet. Das letzte Widerstreben gegen die Allgewalt dieser Regungen war ausgelöscht.

Nach zehn Minuten machten Quintus und Blepyrus Kehrt. Als sie den Strand erreichten, kam eben auch die Barke mit Afranius, Aurelius und den Gothen gerudert. Eurymachus war also glücklich an Bord, und wenn das hocherglühende Antlitz des Sachwalters nicht betrog, so hatte sein Zwiegespräch mit dem Flüchtling die reichste Ernte geliefert. Quintus bemühte sich, diese freudige Aufregung möglichst zu übersehen. Da die Männer jetzt an das Ufer stiegen, wandte er sich mit Lebhaftigkeit an Aurelius und fragte, um welche Zeit die Trireme in See gehe.

„Seit gestern ist Alles vorbereitet," gab Aurelius zur Antwort. „In fünf Minuten wird sie mit allen Rudern hinaussteuern."

Er schaute hinüber und hob dann Abschied nehmend die Rechte.

„Viel Glück zur Fahrt!" sprach er halblaut, doch so, daß Quintus es hören konnte. „Grüß' mir das schöne Trajectum!"

Nach kurzer Frist begann die „Batavia" sich langsam zu regen. In gemessener Schwenkung steuerte sie durch die zahllosen Markt- und Kauffahrteischiffe, die, nahe zu einander

gedrängt, hier vor Anker lagen. Immer schneller erklangen die Hammerschläge des Obmanns, und immer flinker und kräftiger tauchten die Ruder in die hochaufspritzende Fluth. Jetzt, an den Ausläufern der Hafendämme vorbei, erreichte die Trireme das offene Meer. Wie ein stolzer Schwan glitt sie hinaus in die endlose blaue Fläche.

Eine Weile noch schauten die Männer dem schönen Fahrzeuge nach, — Aurelius nicht ohne ein Gefühl stiller Wehmuth und ahnungsvoller Beklommenheit. Obgleich er wußte, daß die Trireme schon nach wenigen Stunden vom Curse abbiegen und von Süden her auf die Rhede von Antium zusteuern würde, so war ihm doch das Nordland und das Bild der Mutter, die er zurückgelassen, mit einem Male näher gerückt. Er hatte den Namen seiner Heimath genannt, — und bange Sehnsucht nahm sein Wesen gefangen. Er gedachte der nächsten Zukunft. In kurzer Frist flüchtete er selbst vielleicht, müde und gehetzt wie Eurymachus, an Bord dieses nämlichen Schiffes, und dankte den Göttern, wenn's ihm gelang, unentdeckt zu entkommen. Rom aber mit Allem, was es Schönes und Großes barg, war ihm dann für ewig verschlossen, — mit Allem! Und Claudia? Der Gedanke fiel ihm bleischwer auf die Seele. Claudia in Rom, und er Hunderte von Meilen entfernt, — in der grausenhaften Gewißheit, sie nie, nie wiederzusehen! Freilich, wenn sie ihn liebte ... Wenn sie ihm folgte, wie einst Peponila ihrem verurtheilten Gatten ...! Im Eise von Scandia oder am kahlsten Strande von Thule würde ihm dann ein Frühling erblüh'n, herrlicher als die Rosengärten von Pästum! Wer aber sagte ihm, ob er ein so unermeßliches Glück hoffen dürfe? Ja, sie hatte ihm Beweise ihrer Freundschaft gegeben, — und wenn er so die Thebais las oder von seiner nordischen Heimath erzählte, dann hatte sie eine Art zuzuhören ... Manchmal war's ihm durch die Seele gegangen, wie ein Strahl freudiger Zuversicht ... Dann aber kam der Rückschlag nur um so heftiger. Ihr Gruß klang so fremd und zurückhaltend, ihr Lächeln schien so kühl und so vornehm ... Ach, hätte er wenigstens Zeit

gehabt, diese Gleichgültigkeit zu bekämpfen! Aber jetzt rief's ihn auf den Schauplatz der That, — und wenn diese That fehlschlug . . . Er bereute es fast, seiner stürmischen Vaterlandsliebe und der Beredtsamkeit eines Cinna so widerstandslos gefolgt zu sein. Freilich, sagte er zu sich selbst, es war ja nicht zum Wenigsten die unauslöschliche Leidenschaft für Claudia, was ihn zum Handeln drängte . . . Ohne diese Leidenschaft hätte er vielleicht noch gezögert. So aber trieb es ihn dämonisch in den Strudel der Verschwörung. Er wollte als Sieger über die Schreckensherrschaft, als Befreier des Weltreiches vor seine Erkorene treten und ihr zurufen: „Jetzt, Du Herrliche, darf ich um Deine Liebe werben, denn ich habe einen mächtigen Fürsprecher, den Dank meines Volkes!“

Das Alles zog ihm wie ein wacher Traum durch die Seele. Wortlos blickte er hinaus in's unendliche Meer. Wie er dann zur Besinnung kam und sich wandte, begegnete er den Augen des Quintus. Ach, das waren ganz die theuren, unvergeßlich schönen Augen der holden Claudia, nur nicht so lieblich sinnend, so mild-schwärmerisch! Mit einem Male stand sein Entschluß fest. Sobald es irgend geschehen mochte, womöglich heute noch, wollte er von der Geliebten sein Schicksal hören und diesem qualvollen Hin- und Herschwanken ein Ende machen.

„Alles in Ordnung?“ fragte Quintus den Bataver, da Cnejus Afranius abseits stand und etwas in seine Tafel schrieb.

„Vollkommen,“ gab Aurelius zur Antwort. „Man wird ihn pflegen, als ob er mein Bruder wäre.“

„Und was erzählte er dem Afranius?“

„Ich weiß nicht. Sie besprachen sich unter vier Augen. Afranius bat, die Enthüllungen so lange verschweigen zu dürfen, bis er Alles zu ihrer Verwerthung gegen Stephanus angebahnt habe.“

Afranius schien von dem, was er an Bord der Trireme erfahren hatte, noch immer ganz und gar in Anspruch genommen. Aurelius mußte ihn zweimal beim Namen rufen, eh' er aus seiner Versunkenheit aufwachte.

Nun schritt man am Hafen entlang, in derselben Richtung, die der Wagen genommen. Das zweirädrige Cisium, das jenseits des Platzes vor einer Weinschänke harrte, folgte mit Magus und Blepyrus, während der Sclave des Afranius den Grauschimmel und sein Maulthier am Zügel führte.

„Ungeheures Treiben!" rief der Sachwalter, der sich jetzt energisch von seinen Betrachtungen losriß. „Freilich, kein Welthafen wie Puteoli, aber noch lustig genug, und nicht minder geräuschvoll! Seht nur, diese Flachschiffe mit den gigantischen Marmorblöcken! Jeder so groß wie ein mäßiges Speisezimmer! Und dort — nein das ist collossal!"

Er wies mit dem Zeigefinger nach einer Stelle des Hafens, wo ein besonders dichtes Gedränge herrschte. Dort ragte ein Krahnen auf, an welchem ein riesiges Nashorn, durch breite Gurte und Binden festgehalten, hoch in der Luft schwebte.

„Eine Ladung von Bestien für die Feier der Säcularspiele," sagte Quintus. „Da links stehen bereits Dutzende von eisernen Käfigen. Halb Asien und Afrika sind für das Amphitheater geplündert worden."

Die Männer traten näher hinzu, denn das Interesse für wilde Thiere war das Erbtheil aller Derer, die jemals römische Luft geathmet. Den Lärm des Haufens dumpf übertäubend, schlug jetzt ein heiseres Gebrüll an ihr Ohr, — die Stimme eines der gätulischen Löwen, die hinter den Gittern ihrer eben ausgeladenen Gefängnisse ruhelos auf- und abliefen.

„Das ist ja ein vollständiger Zwinger," sagte der Bataver.

„Der Inhalt zweier Schiffe," erklärte Quintus mit einem Blick auf die beiden mächtigen Fahrzeuge, von denen das eine schon abseits vor Anker lag. „Unsere Thierfechter können sich Glück wünschen."

Ein erneutes Gebrüll, so wild und heiser, wie es je durch die nächtliche Wüste geschallt, ließ ihn verstummen. Man hatte sich dem Landungsplatz bis auf wenige Schritte genähert. Hier erst überblickte man vollständig die ungeheure

Masse von Käfigen, die, auf niedrige Wagen gestellt, ihrer Weiterbeförderung auf der Landstraße gewärtigten. Hyrkanische Tiger preßten ihr glattes, streifiges Fell wider die Eisenstäbe; cantabrische Bären streckten hochaufgerichtet die spitzen Schnauzen durch's Gitter; Leoparden aus Mauritanien, Hyänen, Panther und Luchse fletschten die gierigen Zähne; Auerochsen und Büffel wetzten die ungeschlachten Hörner oder starrten in träger Theilnahmslosigkeit auf die fremde Umgebung. Auch einige Nashörner, die selbst für Rom eine große Seltenheit waren, und mächtige Crocodile erregten die staunende Neugier der Hafenbevölkerung. Weiter abseits, nur mit Stricken gefessellt, standen große Colonnen von wilden Eseln aus dem Hochgebirge Numidiens, wilde Pferde, Giraffen und Zebras, denn auch solche Thiere fanden bei den gewaltigen Hetzen des flavischen Amphitheaters ihre Verwendung.

Quintus und Aurelius schritten langsam auf die Käfige zu, während Afranius die Bewegung des Krahnens beobachtete, der sich mit seiner komisch-grotesken Last zu senken begann. Vor einem Löwen von ungewöhnlicher Größe, der in herausfordernder Stellung, das Haupt mit der zottigen Mähne hoch erhoben, das Gitter beschnob, blieben die Jünglinge stehen. Es war das nämliche Thier, das vorhin jenes grausenhafte Gebrüll ausgestoßen. Sein Wärter, in gemessener Entfernung auf die Kante des Wagens gelehnt, hatte dem Aufgebrachten einige Worte der Beschwichtigung zugerufen. Beim Herannahen der vornehmen Cavaliere trat der Mann ehrerbietig zur Seite. Der Löwe folgte ihm mit dem Blick. Wie er jetzt den Kopf wieder hinwegdrehte und die beiden fremden Gestalten so dicht vor seinem Gitter gewahrte, da sprang er wie verblüfft einen Schritt rückwärts, ließ zum drittenmale seine mark- und beinerschütternde Stimme erschallen und warf sich dann mit blinder Wuth auf die Eisenstäbe.

Quintus und Aurelius blickten sich lächelnd in's Antlitz. Beide waren bei dem unverhofften Anprall des Thieres ein wenig blaß geworden.

„Es scheint, ich errege sein Mißfallen," sagte der Claudier. „Sein sprühendes Auge ist fortwährend auf mich gerichtet. Höre, ich bekomme doch nachgerade vor unseren Gladiatoren Respect! Einer solchen Bestie frei in der Arena gegenüber zu stehen, das muß verwünscht auf die Nerven wirken. Hier tobt noch die Natur in ihrer ganzen ungedämpften Fürchterlichkeit."

Der Löwe hielt in der That den funkelnden Blick fest auf Quintus geheftet, als erkenne er hier einen alten Feind wieder.

„Laß uns hinweggehn!" sagte der Jüngling stirnrunzelnd. „Es ist doch nur eine dumme, erbärmliche Bestie, und ich schäme mich, daß ich bei seinem blöden Gebrüll so zusammengezuckt bin. Ja, blinzle nur, alter, großmähniger Schurke! Dreißig Zoll Stahl durch die Rippen bringen auch Dich zum Schweigen, und das ist doch schließlich Dein Loos, wenn Du zuvor auch noch so toll über die blutenden Leiber einherfährst."

„Ein schlimmer Geselle," meinte jetzt der numidische Wärter, dem das Latein nur schlecht von der Zunge ging. „Mehr als fünfzig habe ich gezähmt: bei dem aber ist alle Mühe umsonst. Er gehört zu den Berglöwen, und sein Vater ist ein Zauberer gewesen. Ich hab's ihm gleich angeseh'n, da die Jäger ihn brachten. Der schwarze Büschel da an der Stirne sagt's unverkennbar."

Aus der Mähne des Thieres fiel in der That eine Art struppiger Locke von schwärzlicher Farbe zwischen die Augen herab.

„Ist's Deine Aufgabe, die Löwen zu zähmen?" fragte Quintus.

„Die sanfteren zähm' ich und die wilderen bleiben für's Kampfspiel. Zum Säcularfest hab' ich drei zahme geliefert — Kerle, so hoch — die leisten das Großartigste, was Ihr in Rom jemals gesehen habt. Sie fangen lebendige Hasen und tragen sie in den Zähnen dreimal die ganze Arena herum, ohne sie nur zu drücken."

Quintus hörte nicht mehr. Er hatte sich weggewendet.

Der lauernde Blick der Bestie, die ihn nicht aus den Augen ließ, weckte ihm ein peinliches Mißgefühl. Da jetzt auch Cnejus Afranius mit liebenswürdiger Beredtsamkeit einlud, über die Nashörner und Giraffen das freundliche Heim seiner Mutter und die jungen Damen, die man vorausgesandt, nicht vergessen zu wollen, so trat man aus dem Gewühl zurück auf die Fahrstraße, wo das Cabriolet mit Blepyrus und dem Gothen Halt gemacht hatte.

Die greise Fabulla empfing ihre Gäste am Gartenthor und geleitete sie unter zahllosen Betheuerungen der Dankbarkeit und der Freude nach dem zierlichen Häuschen, das, von Epheu und Wein umrankt, hinter knorrigen Oliven und Steineichen fast versteckt lag. Die jungen Mädchen saßen hier zwischen dem herbstlich gerötheten Laubwerke vor der Thüre und naschten von den prachtvollen Trauben, die ihnen bis auf die Scheitel hingen. Vor ihnen, auf dem runden Tischchen von Tannenholz, stand ein Binsenkorb mit duftendem Weizenbrod, einige halb geleerte Milchbecher und eine Schüssel mit Aepfeln und Birnen. Daneben lag ein Spinnrocken, mit rother Bandschleife zusammengehalten, und eine Spindel. Denn Fabulla saß keinen Augenblick müssig und drehte den Faden selbst in Gegenwart so vornehmer und so fremder Besucher.

„Kinder," sagte Cnejus Afranius, „hier ist's wahrhaft elysisch. Der Schatten, das dunkle Grün der Oliven, die Weintrauben, die köstliche Luft, die frische Milch, es ist colossal! Um nun vollständig für den Genuß dieser Herrlichkeiten gewappnet zu sein, muß ich zuvor meine Geschäfte erledigen. Ich überlass' Euch daher zunächst Eurem Schicksal. Nur einen Becher dieser unvergleichlichen Milch will ich leeren. Dann, — fahrt wohl, es giebt ein Wiederseh'n! Eh' eine Stunde vergeht, bin ich wieder zurück."

Mit der Geberde eines Schauspielers, der den sterbenden Sokrates darstellt, ergriff er eines der röthlichen Thongefäße und führte es pathetisch zum Munde.

„Halt ein!" rief die gute Matrone. „Du nimmst den Becher unserer Herrin Lucilia."

„Ah!“ sagte Cnejus Afranius, die geleerte Schale mit erheuchelter Zerknirschung auf die Tischplatte setzend. „Die gestrenge Herrin wird's meinem Durste und meiner Zerstreutheit zu Gute halten . . . Uebrigens, Deine Kühe machen entschiedene Fortschritte. Noch nie war dieser Nektar so wahrhaft olympisch wie heute! Der große Pan möge sie segnen!“

Mit diesen Worten schritt er von dannen.

Nachdem auch Quintus und Aurelius eine Erfrischung genossen, erhob man sich, um in Begleitung Fabullas durch den Garten zu schweifen. Quintus und Cornelia schritten voraus; dann folgten Aurelius und Claudia; den Beschluß machte die Hausfrau mit der munteren Lucilia, die nicht müde ward, den schön gekräuselten Kohl und die prächtigen Salathäupter zu verherrlichen, oder phantastische Loblieder auf die Spätbirnen und Feigen zu singen. Gleich von Anbeginn hatte sie den freudigen Stolz erkannt, mit welchem Fabulla das schmucke Gütchen betrachtete, ein Stolz, der ja selbst in den Scherzreden des Afranius sein deutliches Echo fand. Ein seltsames Gefühl trieb sie an, diesen Stolz zu liebkosen und so der wackeren Frau, die ihr äußerst sympathisch war, eine leicht erzielbare Freude zu machen. Im Grunde war ihr die Landwirthschaft und der Gartenbau so gleichgültig, wie jedes andere entlegenere Gebiet menschlicher Thätigkeit; allein sie besaß die Gabe, sich in jede beliebige Gedankensphäre sofort einzuleben. Sie sprach also mit Entzücken von den Reizen des Landlebens und erklärte sehr ernsthaft, der Lärm der Hauptstadt habe etwas Aufreibendes und Zerstörendes, — eine Behauptung, die durch ihre blühende Erscheinung kräftigst Lügen gestraft wurde.

Fabulla war von der Art und Weise des Mädchens vollständig bezaubert. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß in dem bösen, verderbten Rom so frische, liebenswürdige und anspruchslose Geschöpfe gedeihen könnten, — noch dazu in der Familie eines Senators, und so zu sagen unter den Donnerkeilen des capitolinischen Jupiter. Mit der ganzen Kraft einer Bekehrten schloß sie das lustige Mädchen in's

Herz, um so mehr, als die liebliche Claudia ein wenig schweigsam, und Cornelia trotz aller Freundlichkeit die unnahbare Herrin blieb, die sich rings mit einer unsichtbaren Mauer gegen alles Fremde geheimnißvoll abschloß.

Lucilia war heute in der That ein wahrer Ausbund von Liebenswürdigkeit und Anmuth. Als Fabulla nach viertelstündigem Hin- und Herwandern erklärte, sie müsse in's Haus, um einige Anordnungen für die Mahlzeit zu treffen, da bat Lucilia um die Erlaubniß, ihr behülflich zu sein und bei dieser Gelegenheit die Küche, die Vorrathskammern und die Sclavenräume besichtigen zu dürfen. Fabulla war hingerissen. Sie drückte dem fröhlichen Mädchen einen Kuß auf die Stirne und sagte dann wehmuthsvoll:

„Ganz wie Du war meine süße Erotion! Nicht so schön freilich und so vornehm, aber sie hatte Augen wie Du und die gleiche Frische, und Sinn für Garten und Haus . . . Ach, und ein Herz! Wie oft hab' ich mir das Glück der Zukunft gemalt, wenn sie vom Spiel ermüdet auf meinen Knieen saß und das Köpfchen an meine Brust legte! Dann schlief sie wohl ein, und ich sang leise ein altes Lied und überließ mich dem schönsten Traum, bis die Nacht hereinbrach. Die Götter wollten's nicht! Ein Häufchen Asche in marmorner Urne ist Alles, was mir von der süßen Erotion übrig geblieben!"

Sie schwieg und fuhr mit der Hand über die guten, ehrlichen Augen. Lucilia blickte sinnend zu Boden.

„Es ist lange her," sagte Fabulla nach einer Weile. „Zweiundzwanzig Jahre werden's im künftigen März. Von Zeit zu Zeit aber kommt es über mich, als hätt' ich das theure Kind erst gestern verloren . . ."

„Arme Mutter!" seufzte Lucilia.

Fabulla glättete ihr zärtlich das volle, lockige Haar.

„Sei mir nicht gram!" bat sie lächelnd. „So trübe Erinnerungen passen schlecht zu dem Frohsinn der Jugend."

„Frohsinn und Trübsinn liegen gar dicht bei einander," versetzte Lucilia. „Das Frohe genießen und das Schwere ertragen, — so hält's der Vernünftige."

Sie schritten durch die buchsumfriedigten Beete dem Hause zu . . .

Die beiden Paare hatten sich inzwischen weit von einander entfernt. Quintus und Cornelia saßen am äußersten Rande des Baumgartens auf einer kunstlosen Steinbank, recht im tiefsten Schatten mächtiger Obstbäume, während Aurelius und Claudia im Hauptwege sehr gedankenvoll auf und abschritten.

„Wie bin ich glücklich!“ sagte Cornelia. „Quintus, mein Alles, was hat die Welt uns noch zu geben? Nur ungekränkt soll sie uns lassen, damit wir die Geschenke der Götter selig genießen können! Du bist so stumm, Geliebter! Muß ich Dich wach küssen aus dieser Versunkenheit? Lähmt das Glück Dir die Zunge? Denke doch, eh' das Jahr sich vollendet, bin ich Dein Weib! Dein Weib! Und Du bist mein, mein für immer! Ich brauche Dich nicht wieder freizugeben, wie jetzt, wo auf jede Stunde des Glücks eine Trennung folgt!“

Sie schmiegte sich zärtlich an seine Brust und sah voll schmelzender Hingebung zu ihm auf. Ihr verschleiertes Auge glühte so leidenschaftlich, der üppige Marmor ihres Nackens und ihrer Arme glänzte so märchenhaft, daß Quintus, von dem Zauber dieses Liebreizes überwältigt, die volle Gestalt inbrünstig an sich drückte und den schwellenden Mund suchte. Ein brennender, unersättlicher Kuß schloß ihr die Lippen.

„Cornelia, Du Schönste, Du Liebste unter den Sterblichen!“ hauchte er zärtlich, als die Braut sich aus seiner Umarmung gelöst hatte. „Du reißest mir das Herz aus der Brust mit Deiner wonnigen, seligen Liebe! Ja, Du Süße, auch ich weiß mir kein höheres, kein reineres Glück, als mit Dir vereint nur dem eig'nen Genius zu leben! Sieh, Cornelia, ich bin müde von dem Lärm dieser fiebernden Welt, von dem öden Schauspiel des Ehrgeizes, der Herrschbegierde, der goldumstarrten Gemeinheit. Es verlangt mich nach Ruhe, nach Einsamkeit im Schooße eines traulichen Heims. Ich bedarf keines Prunkes, keiner Triumphe und keiner Lictorenbündel. Ich will nur den Frieden mit mir selbst, ich will

jene herrliche Harmonie, die allen Zwiespalt des Lebens besiegt. Diesen Frieden, diese Klarheit und Ruhe hoff' ich mit Dir zu finden, meine theure Cornelia!"

„Mein ganzes Wesen mit Leib und Seele ist Dein," versetzte Cornelia. „Mach' damit, was Du willst! Wenn die Liebe den Frieden gibt, so wird Deine Hoffnung erfüllt werden. Aber sprich, Geliebter, verachtest Du so völlig den Ruhm? Willst Du niemals erstreben, was Du als Claudier nur zu wollen brauchst: den Glanz der Unsterblichkeit? Ist der Friede, ist das Liebesglück ein so unversöhnlicher Gegner des Lorbeers? Verharre doch auf dem Platze, den die Götter Dir zugetheilt! Sei doch ganz, was Du bist: ein Sproß jener glorreichen Familie, die uns noch vor Kurzem einen Kaiser gegeben! Du kennst mich, Geliebter! Du weißt, ich würde Dich anbeten, — und nähme das Schicksal Dir Alles, Alles . . . Wärst Du ein Flüchtling, ein Bettler, ein Geächteter — ich bliebe Dein Eigen! Jetzt aber, da Du hoch stehst und glänzend, weshalb soll ich's leugnen, daß Ruhm und Glanz und Pracht mich entzücken? Auch die äußeren Glücksgüter sind eine Gabe der Gottheit, und der beste Dank der Sterblichen heißt Genießen."

„Versteh' mich recht, holde Seele! Ich will ja nicht in die Wüste ziehen, wie ein morgenländischer Büßer, noch die letzte Trinkschale wegwerfen, wie der Mann von Sinope. Nur der öden Rastlosigkeit, nur der Tollheit eines Lebens will ich entfliehen, das den Menschen bis auf die letzte Faser verschlingt und ihm keine Secunde ruhiger Besinnung läßt. Du kennst das herz- und hirnverzehrende Treiben nur ganz von ferne, theure Cornelia! Dein Oheim Cinna gehört zu seinen Verächtern, und er hat Dich bis zur Stunde geführt. Ich aber seh' es in nächster Nähe, und mich packt ein Grausen bei diesem Anblick. Lohnt es denn der Mühe, gelebt zu haben, wenn die letzte Stunde nur einen Faden sinnloser Narrheiten abschneidet? Wozu das ganze hohle, wirrende und flirrende Schauspiel? Der Blick in den ersten besten Ameisenhaufen wäre erquicklicher."

„Du wirst so feierlich," sagte Cornelia. „Was hast Du

nur? Früher sprachst Du wohl Aehnliches, aber doch nur wie ein Mensch, der verdrießlicher Laune ist. Jetzt aber blickst Du so eigen, so räthselhaft . . ."

„Du hast Recht, liebe Seele! Ich war zu ernst für diese glückliche Stunde. Vergib mir, Du Holde! Mit der Zeit wirst Du schon besser begreifen, was ich . . . Dir jetzt nicht erklären kann."

Von Neuem zog er sie an die Brust und küßte sie leidenschaftlich.

Aurelius und Claudia unterhielten sich weit maßvoller und gelassener. Freilich, hinter dieser Gelassenheit verbarg sich eine Unruhe, die hin und wieder in kleinen Zügen zu Tage trat. Schon als der Bataver beim Beginne der Conversation die Vorzüge des Herbstes zu schildern versuchte, glitt ihm eine fliegende Röthe über die Stirn, während Claudia ihre sachverständige Anerkennung für den stattlichen Wuchs dreier Kürbisse mit so schüchternem Beben vortrug, als erflehe sie vom Imperator ein Gnadengeschenk. Beide befanden sich in jener seltsam gedrückten Stimmung, die am Tage bedeutsamer Erklärungen allen Liebenden eigenthümlich ist. Noch entschiedener ward Claudia verwirrt, als Cajus Aurelius in stiller Wehmuth bemerkte, solche Früchte gediehen selbst bei Trajectum.

„Es könnte sich treffen," begann er nach einer Pause, „daß die Verhältnisse mich früher in die Heimath zurückriefen, als ich Anfangs beabsichtigt . . ."

Claudia zerpflückte die Blätter eines Olivenzweigs.

„Wie schade," sagte sie mit gepreßter Stimme. Dann ward sie roth und fügte energisch hinzu: „Gewiß, Herr, ist Dir noch manche Sehenswürdigkeit unserer Siebenhügelstadt fremd geblieben."

„O," versetzte Aurelius, „diese Sehenswürdigkeiten sind mir wenig an's Herz gewachsen. Was mich schmerzt, ist der Abschied von so vielen trefflichen Freunden, von so manchem gastlichen Hause, wo ich Stunden eines beglückten Verkehrs, eines edlen Gedankenaustausches verlebt habe."

„Ja, ja," sagte Claudia, den Olivenzweig in kleine Stückchen zerbrechend

Der Bataver seufzte.

„Ganz besonders werde ich niemals vergessen, wie huldvoll Dein erlauchter Vater mich aufgenommen . . ."

„O!" sagte Claudia.

„Und Deine Mutter!... Du glaubst gar nicht, wie hoch ich die edle Matrone verehre, wie heiß ich ihr's danke, daß sie mir den täglichen Zutritt in ihrer Familie vergönnte! Ach, Herrin, wie hab' ich mich wohlgefühlt in diesem glücklichen Kreise! Dein Bruder, ich darf's wohl sagen, ist mir ein wahrhafter Freund geworden! Ja, selbst Lucilia, die sonst gar streng in's Gericht geht, war mir nicht abhold ... Du wirst mich auslachen, aber ich schwöre Dir: wenn ich von dannen ziehe, so bleibt ein Stück von meinem Herzen zurück!"

Claudia blickte schweigend zu Boden. Ihre Hand zitterte.

„Herrin," fuhr der Bataver fort, und seine Stimme klang schmerzlich bewegt, — „wenn ich nun für immer geschieden bin, wenn Erde und Meer uns trennen, wirst auch Du dann zuweilen mit einiger Freundschaft an den Fremdling zurückdenken? Wirst auch Du Dich jener Stunde erinnern, da wir zuerst uns begegnet, und der glücklichen Tage in Bajä, und der seligen Zeit hier in Rom . . .?"

„Gewiß, Herr!" flüsterte Claudia kaum vernehmbar.

Sie waren jetzt wieder am südlichen Ende des Hauptweges angelangt, wo durch halbhohes Gebüsch die Ziegelmauer hervorschimmerte. Der breite Lichtstreifen, den die Sonne hier auf den Kies zeichnete, war augenfällig nach links gerückt. Dem Bataver gab's einen Stich durch das Herz; aus dem Stande dieser natürlichen Uhr sah er, daß die beste Zeit unnütz verstrichen sei. Mit einem Male überkam's ihn wie unsägliche Angst. Der Lichtstreifen symbolisirte das Glück. Es verschwand, es entschlüpfte ihm, wenn er nicht unverzüglich die Formel fand, es zu bannen.

Er blieb stehen.

„Herrin," sagte er mit gepreßter Stimme, „ich kann

nicht anders! Eh' ich scheide, muß ich Dir eine Frage vorlegen. Fast glaube ich die Antwort vorauszusehen. Gleichviel, ich muß! Nur die Bitte schick' ich voraus: spotte nicht meiner Verblendung! Wie Du mich kennst, Herrin, bin ich weder glänzend begabt, noch von hoher Geburt: aber ich hab' ein treues Gemüth und ein Herz voll unerschöpflicher Liebe. Die Sehnsucht dieser Liebe bist Du. So frag' ich denn: Vermagst Du Dich zu entschließen, mein Weib zu werden? Ich will kein Versprechen, Claudia, keinen Schwur, der Dich bindet. Ich will nur ein Wort, das mir Hoffnung gibt, eine Silbe des Trostes und der Ermuthigung. Kannst Du's, theure Claudia, so sprich dieses Wort; kannst Du's nicht, so ende doch die Qual dieser Ungewißheit!"

Claudia hatte ihm starr und regungslos zugehört. Da er geendet, bot sie ihm schweigend die Hand. Sie sah zu ihm auf; sie lächelte unter Thränen.

Aurelius stand wie gelähmt. Vergeblich rang er nach Worten. Die Ueberschwänglichkeit dieses Glückes schien ihm alle Besinnung zu rauben.

„Du lieber, thörichter Mann," sagte Claudia erglühend, „was that ich Dir, daß Du mich armes Kind so beschämst? Mich, die ich in stiller Demuth zu Dir emporsah?"

„Claudia!" rief der Bataver, zitternd vor Seligkeit. „Belügt mich ein Traum? Du, die Herrliche, mein? O, es ist Wahnsinn!"

„Es ist Wahrheit. Dein bin ich und bleib' ich bis in den Tod."

„Quintus! Claudia! Cornelia!" rief eine lustige Mädchenstimme, „spielt Ihr Versteckens? Hat Euch ein feindlicher Gott in Bäume verwandelt? Erwacht, Ihr Dryaden und Faune! Im Triclinium stehen die Polster bereit zu olympischer Festfreude!"

Aurelius schien wenig erbaut von der Einladung. Wie gerne hätte er den Rest des Tages hier im Grünen verträumt! Aber die Gesellschaft fordert ihr Recht, und Liebe, zumal wenn sie heimlich ist, muß früh sich gedulden lernen.

„Laß uns Vorsicht und Verschwiegenheit üben!" sagte

Claudia im Gehen. „Du weißt vielleicht, daß mein Vater gewisse Pläne hegt . . . Noch ist die Sache nicht zur Sprache gekommen, aber Lucilia schwört mir's zu, und Lucilia hat Augen wie ein pannonischer Luchs. Sextus Furius, der Senator, Du kennst ihn ja, soll die Absicht hegen, mich zur Frau zu begehren. Mein Vater wäre nicht abgeneigt. Es gilt also einen Kampf, theurer Cajus!"

„Du sagst das mit einer Leichtmüthigkeit . . ."

„Soll ich mich grämen über Dinge, die ich nicht ändern kann? Ich werde Alles aufbieten, um den Vater zu unsern Gunsten zu stimmen. Er ist streng, aber liebevoll. Für das Glück seiner Tochter wird er ein Opfer bringen . . . Ein Opfer sage ich, denn Du weißt, wie starr er an seinen Grundsätzen festhält. Zu diesen Grundsätzen gehört auch sein Vorurtheil gegen den Ritterstand."

„Und wenn die Hoffnung Dich täuscht? — Wenn Alles vergeblich ist?"

„Dann weiß ich, daß der alte Spruch: Wo Du Cajus bist, da will ich Caja sein — ebenso heilig ist, als die Pflicht des Gehorsams gegen die Eltern. Auch ich bin vom Stamme der Claudier!"

Sie traten jetzt auf den freien Platz vor dem Hause, wo Cnejus Afranius neben Lucilia am Gatter stand und mit blanker Hippe schwellende Trauben in ein Körbchen schnitt. Der Sachwalter, in blumiger Tunica, summte die Melodie eines gallischen Volksliedes. Ab und zu unterbrach er sich durch einen Ruf der Verwunderung über die gigantischen Weinbeeren, oder durch ein scherzhaftes Wort an das junge Mädchen. Dabei glänzte sein gutmüthig-frohes Gesicht, von der Anstrengung und der Octobersonne geröthet, wie ein lebendiges Loblied auf Bacchus.

„So!" rief er, da nun auch Quintus und Cornelia den Platz betraten, „jetzt noch ein wenig Laubwerk, dann könnt' es Zeuxis nicht besser malen! Ah, da sind unsere Peripatetiker! Wohlauf, das ländliche Speisezimmer erwartet uns! Sieh zu, Quintus, ob Du dem Speltbrei und dem Stengelkohl der Fabulla Geschmack abgewinnst! Uebri-

gens hör' ich, daß es Cybium mit zerschnittenen Eiern und Lauch gibt. Ein Cybium wie das Fabullas habt Ihr niemals genossen. Der große Euphemus mit all' seiner Kochkunst muß sich verkriechen vor dieser culinarischen Prachtleistung. Tretet ein, Ihr Vortrefflichen, tretet ein, denn auch hier weilen die Götter!"

Zehntes Capitel.

Derselbe Tag, der unsere Freunde nach dem Landhaus in Ostia führte und den Herzensbund zwischen Aurelius und Claudia besiegelte, war für den Imperator überaus reich an Verdrießlichkeiten und Aufregungen.

Schon in aller Frühe kamen unerquickliche Meldungen aus der Stadt und dem Reiche. An verschiedenen Triumphbögen, Säulen und Springbrunnen hatte man beim Grauen des Tages Inschriften entdeckt, deren Spitze, mehr oder minder verhüllt, auf das Palatium und die Person des Kaisers abzielte. „Genug!" stand am Sockel einer großen Porträtbüste. „Die Frucht ist reif!" las man am Bogen des Drusus. In der vierten, achten und neunten Region wiederholte sich an verschiedenen Plätzen die rebellische Frage: „Wo ist Brutus?" Ja, am Eingang der Titus-Thermen stand in blutrothen Lettern: „Da Nero wüthet, Galba, was zögerst Du?"

Domitianus, den seine Späher längst unterrichtet hatten, ehe die Hofbeamten nur ahnten, was vorgefallen, empfing diese in der entsetzlichsten Stimmung.

Noch war die Audienz nicht zu Ende, als ein reitender Bote die Nachricht brachte, an der germanischen Grenze habe ein Centurio die Fahne der Empörung erhoben, sei indeß nach kurzem Kampfe besiegt und getödtet worden.

Gegen Mittag ergriffen die Soldaten der Stadtwache einen Sterndeuter, Ascletario mit Namen, der öffentlich vorausgesagt hatte, dem Kaiser drohe Verderben. Ehe der Mond — so lautete seine Prophezeiung — zum zwölften Male den Kreislauf vollende, werde das Blut des Imperators gewaltsam vergossen werden. Die Unsterblichen seien erzürnt ob seiner verruchten Liebe zu einem Weibe, das ihm nach göttlichem wie nach menschlichem Rechte nicht zustehe.

Domitian lachte anfänglich. Sein Verhältniß zu Julia schien ihm eine so stumpfe und werthlose Waffe, daß er über die Ungeschicklichkeit seiner Gegner erstaunte. Doch befahl er, den Sterndeuter vorzuführen.

„Wer hat Dich erkauft?“ fragte er stirnrunzelnd, da man den Verhafteten in's Gemach schleppte.

„Niemand, o Herr!“

„Du lügst.“

„Herr, ich lüge nicht, so wahr die Götter mir gnädig seien!“

„Behauptest Du also, Du habest wirklich in den Sternen gelesen, was Du verkündest?“

„Ja, Herr! Ich habe nur das verkündet, was meine Kunst mich gelehrt hat.“

Der abergläubische Cäsar erblaßte.

„Wohlan, Du kluger Prophet, so vermagst Du wohl auch Dein eigenes Ende vorauszusehen?“

„Ja, Herr! Mich werden Hunde zerreißen, ehe der Tag vergeht.“

Der Imperator sah sich höhnisch im Kreise um.

„Ich gedenke die Wahrsagerkünste dieses Ehrenmannes zu widerlegen. Führt ihn unverzüglich zum Tode und sorgt dafür, daß er noch heute verbrannt werde.“

Der Sterndeuter senkte das Haupt in dumpfer Resignation. Er ward abgeführt, nach dem esquilinischen Anger gebracht und sofort unter dem Andrang einer ungeheuren Menschenmenge enthauptet. Eine Stunde später war Domitianus bereits im Besitz der Kunde, daß Alles vorüber sei.

Bei dieser Nachricht schien sich seine Stimmung zu bessern. Er beglückwünschte sich zu dem raschen Ent-

schluß, der die Lügenhaftigkeit jenes Propheten so drastisch bewiesen habe.

Bei Tafel unterhielt er sich lebhaft mit dem Comödianten Latinus, der neben andern grotesken Rollen auch die eines geheimen Angebers spielte.

„Du kommst heute später als sonst: was hat Dich abgehalten?" fragte er huldvoll.

„Ein lächerliches Begebniß," versetzte der Schauspieler. „Durch Zufall gerieth ich in die Nähe des Esquilins. Dort, am Anger, hatten sie just einen Sterndeuter hingerichtet. Eben legten sie den Leib des Getödteten auf den Scheiterhaufen, als ein Unbekannter mit drei riesigen Hunden des Weges daher kam. Ehe die Sclaven es hindern konnten, hatten sich die drei Molosser auf den Leichnam gestürzt und ihn buchstäblich in Stücke zerrissen. Die Hunde wurden unter lautem Halloh niedergemacht. Der Eigenthümer war spurlos verschwunden. Gleich darauf trat Clodianus zu mir heran und fragte mich, ob ich den Kerl mit dem langen, röthlichen Bart nicht gesehen hätte. Ein Wort gab das andere, bis Dein Adjutant sich verabschiedete, um weitere Nachforschungen zu veranstalten. Ich eilte nach dem Palatium und wäre allerdings beinahe zu spät gekommen."

Der Comödiant hatte nicht bemerkt, wie dem Kaiser jeder Blutstropfen aus dem Antlitz gewichen. Jetzt sprang Domitian auf, stürzte, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Triclinium und zog sich in seine Gemächer zurück. Eine unerträgliche Angst raubte ihn fast den Athem. Wie ein gehetztes Thier rannte er aus einem Zimmer in's andere, bald vor Wuth beide Fäuste schüttelnd, bald sich mißtrauisch nach allen Seiten hin umblickend.

In dieser kläglichen Stimmung traf ihn Julia, seine Geliebte, die seit der Uebersiedelung der Kaiserin heftig erkrankt war. Den Befehlen Domitias zum Trotz hatte sie das Palatium noch nicht geräumt. Sie kam fiebernd und bleich, um Schutz zu erflehn gegen ihre stolze Rivalin, die ihr gedroht hatte, sie mit Gewalt auf die Straße zu werfen. Den Palastbedienten, der sie am Eingang zu den Gemächern

des Kaisers zurückhalten wollte, drängte sie mit der Kraft einer Verzweifelten auf die Seite . . .

Beim Geräusch ihrer Schritte zuckte Domitianus zusammen. Er wandte sich um. Da stand sie vor ihm, so jung, so schön, so elend, das Opfer seiner unbarmherzigen Leidenschaft. Ihr Anblick jedoch, weit entfernt, sein Mitleid zu wecken, erfüllte ihn mit geiferndem Ingrimm. War sie es nicht, die Verruchte, die den Zorn der Götter auf ihn geladen? Sollte sein Blut nicht um ihretwillen vergossen werden, wenn der Sterndeuter wahr geredet? Und er hatte wahr geredet, nur allzuwahr! Mit dem eigenen Tode hatte er die Gültigkeit seiner Prophezeiungen verbürgt! . . .

„Dirne!" rief Domitianus mit geller Stimme. „Kommst Du, mich zu verhöhnen? Sinnst Du auf Mord, daß Du mich so voll Tücke umschleichst? Du allein trägst die Schuld, wenn Domitianus zu Grunde geht! Hinweg, Du Schlange! Heute noch meidest Du Rom, oder ich lass' Dich auspeitschen!"

Das unglückliche Weib richtete sich hoch empor.

„Auch dies noch zu all dem Elend?" rief sie mit zuckender Lippe. „War Dir's nicht genug, meine Jugend verführt, meine Unschuld vergiftet zu haben? So lohnst Du mir das Entsetzliche?"

„Schweig'! Du lügst! Deine Eitelkeit hat Dich verführt, Dein Ehrgeiz, der auf den Thron hoffte! Hinweg, sag' ich! Du allein bist die Schuldige!"

„Armseliger Feigling! Zitterst Du vor der Wahrsagung jenes Sterndeuters? Wohl! Das Schicksal wird Dich ereilen! Aber nicht um meinetwillen, sondern um Roms willen!"

„Fort!" schrie Domitianus, „oder ich tödte Dich!"

„Ja, tödte mich! Setze Deinem Frevel die Krone auf! Was soll ich in dieser Welt der Qual und Schande, in diesem stolzen römischen Reiche, dessen Imperator ein Henker ist!"

In diesem Augenblicke vernahmen die Sclaven, die im Vorzimmer harrten, ein dumpfes Geräusch, wie von einem Schlag oder Stoß, einen furchtbaren Aufschrei und einen Fall. Gleich darnach rief Domitianus mit tonloser Stimme:

„Phaëton!" Als der Sclave über die Schwelle trat, lag Julia besinnungslos auf dem Boden. Ihr Körper war krampfhaft in sich zusammengeballt, ihr Antlitz fahl, beinahe bläulich.

„Schafft sie hinaus!" rief der Kaiser. „Sie ist krank."

Man trug die Ohnmächtige schleunigst hinweg. Desselbigen Tages aber starb Julia in Folge einer innerlichen Verletzung.

Domitianus verbrachte eine schreckliche Nacht. In der dritten Vigilie sandte er Eilboten zu Norbanus, dem Obersten der prätorianischen Leibwache. Mehrere Stunden lang saß er verstört in den Kissen auf und ließ sich von seinen Sclaven zur Laute singen. Bald heischte er Waffen, oder zu trinken, bald schickte er die ganze Dienerschaft vor die Thüre, bis auf Phaëton, seinen Lieblingssclaven, der die Pforte verriegeln und sich, ein Schwert in der Hand, davor kauern mußte . . .

Der folgende Tag kam heran. Es war der vierundzwanzigste October: Domitians Geburtstag. In der ersten Stunde nach Sonnenaufgang fand der übliche ceremoniöse Empfang der Magistrate, Senatoren und Ritter statt. Vor dem Palast herrschte ein Getümmel, wie es selbst in dem lärmenden Rom kaum erhört war. Alle Vorstädte schienen sich heute nach dem Forum zu drängen. Statt der üblichen Einen Prätorianer-Cohorte waren diesmal deren zwei zur Wache befohlen. Auch die Posten am Eingange waren verdoppelt worden. Die Admissionalen, die den Empfang überwachten, untersuchten Jedermann, der die Schwelle des kaiserlichen Audienzgemachs überschritt, auf's Genaueste, ob er nicht Waffen trüge. Dergleichen war seit vielen Jahrzehnten nicht vorgekommen. Der Eindruck war ein geradezu lähmender.

Der Kaiser empfing den Senat mit auffallender Zurückhaltung, ja mit Widerwillen. Keinem der Vorgelassenen erzeigte er die übliche Ehre des Kusses. Zögernde Scheu brütete wie ein Qualm über dem festlich geschmückten Raum. Als der Kaiser die Letzten entließ, da glich ihr Weggang fast einer Flucht. Die schwarze Sorge, von der Horatius

Flaccus gesungen, schien das ganze Palatium in ihre Schleier zu hüllen . . .

Drei Männer blieben nach Beendigung des Empfanges zurück: Der Adjutant Clodianus, der Oberkämmerer Parthenius und der Prätorianer-Oberst Norbanus. Der Letztere war vielleicht die einzige Person, die der Kaiser heute mit Höflichkeit, ja mit eifriger Zuvorkommenheit behandelte. Der sonst so stolze und geringschätzige Despot lächelte dem ehrlichen Kriegsmanne von Zeit zu Zeit mit süßlicher Miene zu und versicherte ihn, halb stammelnd, seiner fortgesetzten Geneigtheit. Der Beherrscher des Weltreiches hatte vollständig die Herrschaft über sich selbst verloren.

„Und Ihr habt keine Spur, keine Ahnung?" fragte er, die ängstlichen Blicke auf den Adjutanten geheftet. „Deine Bemühungen, Clodianus, blieben erfolglos?"

„Leider, o Herr und Gott! Ich verhieß große Belohnungen, ich nahm Dutzende von Müssiggängern in Sold: Alles vergeblich. Zu allem Unheil kommt noch hinzu, daß die Sclaven, als sie den Scheiterhaufen in Brand gesetzt, nicht nur den zerstückten Leichnam des Ascletario, sondern auch die getödteten Hunde hineinwarfen. Nun fehlt uns die letzte Handhabe zur Entdeckung."

„Man soll sie an's Kreuz schlagen, die blöden Schufte!" kreischte der Cäsar, am ganzen Leibe zitternd.

„Verdient hätten sie's reichlich," sagte Clodianus. „Noch begreif' ich's nicht. Der unheimliche Geselle, der die Hunde herangeführt, war mit Einem Male wie in die Erde gesunken. In einer Gruppe von alten Weibern hörte ich eine Stimme murmeln: Das ist Ahasveros!"

„Ahasveros!" schrie der Kaiser emporfahrend. „Man fahnde auf Ahasveros!"

„Unmöglich!" versetzte Clodianus. „Ahasveros ist ein Wahngebilde der nazarenischen Irrlehre, ein rastloser Geist, der über Länder und Meere schweift. Ich erzähle das nur, um den Eindruck zu schildern, den der Unbekannte hervorgerufen. Es lag etwas Dämonisches, Grausenhaftes in seiner Erscheinung . . ."

Domitianus ward immer aufgeregter. Mit ungeduldigen Schritten durchmaß er das Zimmer.

„Sind jene verruchten Aufschriften allenthalben gelöscht?" wandte er sich plötzlich an den Oberkämmerer Parthenius."

„Kannst Du zweifeln? . . . Schon der Thau der Morgenfrühe, entrüstet über den unglaublichen Frevel, hat versucht, ihn zu tilgen . . ."

„Weshalb verschwiegst Du mir jene Inschrift der Titus-Thermen?"

„Herr, Du kanntest sie . . ."

„Durch Latinus, der mich in aller Frühe besuchte. Aber das wußtest Du nicht . . ."

„Herr, ich dachte . . ."

„Schweig'! Es war Deine Pflicht, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Nur die Kenntniß kann dem Uebel begegnen; der Blinde stürzt in den Abgrund."

„Herr, wenn Du befiehlst . . ." sagte Parthenius. Er legte die Hand auf's Herz. Auch Clodianus machte eine Geste der tiefsten Ergebenheit. Sein Auge strotzte förmlich von Treuherzigkeit und Ehrfurcht. Nur um das volle Kinn spielte ein kaum bemerkbarer Hauch selbstgefälliger Ironie.

Abermals schritt der Kaiser durch den spiegelbedeckten Raum. Ueberall schaute ihm sein blasses, aufgedunsenes Antlitz entgegen, hier und da seltsam verzerrt und verlängert. Er schauderte.

„Ich bin krank, Ihr Getreuen," sagte er leise. „Ich wäre der Ruhe, der Sammlung bedürftig; allein das Wohl des Staates geht über Alles. Hört und erwägt!"

Er setzte sich und begann.

„Die Zeit ist ernst," sprach er langsam. „Der Verrath regt sich in allen Winkeln. Die Römer zählen auf ihren Kaiser. Ich muß handeln. Nur die Furcht kann den Verrath unterdrücken. Ich will den Verräthern Furcht einflößen. Das Gesetz gegen die Nazarener ist ein trefflicher Anfang. Aber es ist nur ein Anfang. Es richtet sich nur gegen die Catilinas unter den Sclaven und Handwerkern. Wir müssen weiter gehen. Wir müssen die Feinde des Imperators auch

in den Häusern der Vornehmen, im Ritterstande, im Senate erdrosseln. Wie viele sind uns verdächtig! Verdächtig sein heißt hier den Tod verdienen. In unvergleichlicher Milde hat unser Herz immer wieder gezögert. Jetzt ist die Stunde gekommen. In tiefster Stille, aber ohne Verzug, muß ich an's Werk gehen. Ich muß die Schuldigen zermalmen mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahls. Heute noch sei die Rache geplant. Noch einmal, wackrer Norbanus: wie steht's mit der Zuverlässigkeit Deiner Cohorten?"

Der Oberst verneigte sich.

„Mit Leib und Seele gehören sie ihrem Kaiser."

„Die kleinen goldenen Domitiane haben den Burschen wohl Freude gemacht? Halte sie nur warm, theurer Norbanus! Wenn die zwei Millionen Dir nicht genügen, sag's ohne Rückhalt! Die Soldaten, die mir das Reich beschirmen, sollen wissen, daß zu Rom die Freigebigkeit auf dem Throne sitzt."

„Herr, ich danke Dir; mehr spenden hieße beinahe die Kriegszucht lockern."

„Aber die Centurionen?"

„Sind ohne Ausnahme stramm in der Disciplin. Ein Wink von mir, und ich jag' sie durch's Feuer."

„Vortrefflich!" sagte der Kaiser, bitter-süß lächelnd, — denn ohne es zu wollen, hatte der Oberst der Leibwache ausgesprochen, was Domitian seit lange als peinlichen Druck empfand: daß nämlich die Prätorianer zunächst ihrem Befehlshaber, und dann erst dem Imperator ergeben seien. Dem Scharfblick des Adjutanten Clodianus entging dies nicht, und abermals spielte jener leise Zug boshafter Genugthuung um die Lippen des Mannes, der sonst mit so großem Erfolg die Rolle einer plumpen Biederkeit durchführte. Diesmal wollte der Zufall, daß der Kaiser, plötzlich aufblickend, die letzten Spuren dieses Zuges verzittern sah. Er ließ sich Nichts merken; nur ward sein Antlitz vielleicht noch um einen Hauch blässer. In geflüsterter Rede wandte er sich zum Präfecten der Leibwache.

„Laß nur diese Zeiten des Verdrusses und der Auf-

regungen vorübergehen!“ sagte er, ihm die Schulter klopfend. „Ich gelob' es Dir: Domitianus wird Deiner gedenken! Jetzt, mein Theurer, gehab' Dich wohl und gewärtige unsre Befehle!“

Der Oberst empfing den Abschiedskuß und verließ das Gemach.

„Welch' ein Zeitalter, bei den Göttern!“ rief Domitianus, die Arme ausbreitend. „Im Kampfe gegen die Bosheit muß der Cäsar die Stunden opfern, die er dem Glücke und der Wohlfahrt seiner Quiriten schuldet! Wehe mir, daß die Unsterblichen Solches geschehen lassen! Auf denn! An's Werk!“

Mit diesen Worten erhob er sich und schritt, von Clodianus und Parthenius gefolgt, in sein Arbeitsgemach. Der Oberkämmerer schloß die Thür hinter sich ab. Phaëton mußte im Vorzimmer Wache halten.

Während sich der Begründer der Schreckensherrschaft so den Anwandlungen einer schlecht verhehlten Zaghaftigkeit überließ und schon im Geiste die Rebellion hörte, wie sie mit blutbeträuftem Schwerte an die Mauern seines Palatiums pochte, stand die Schreckensherrschaft nach außen glänzender und fester denn je. Die verstärkte Besatzung hatte den Eindruck der kaiserlichen Allgewalt nur erhöht. Auch der ruhige, kraftvolle Ernst, mit welchem sich das furchtbare Gesetz wider die Nazarener vorbereitete schien zu beweisen, wie stark sich der Kaiserthron fühle, und wie vollständig er der Lage gewachsen sei Die feierlichen Opfer, die der Haupturheber jener legislatorischen Vorschläge, Titus Claudius Mucianus, in seiner Eigenschaft als Oberpriester des Jupiter dargebracht hatte, waren günstig und glückverkündend. Das niedere Volk, das in hellen Haufen zum Circus Maximus strömte, freute sich der Kornspenden und der Befriedigung seiner Schaulust. Schreiende und singende Processionen von Priestern der Bona Dea und der Allmutter Isis verherrlichten die Feier des Tages Kein Wort der Gegnerschaft, kein störender Mißklang war in diesem allgemeinen Jubel zu hören, der brandend über die Straßen, Plätze und Hallen wogte. Der

Schmerz und der Groll sind bei solchen Anlässen stumm. Am Saturnustempel sang eine Schaar blühender Knaben, die heute zum ersten Mal mit der männlichen Toga bekleidet wurden, ein überschwängliches Festpoëm des Marcus Valerius Martialis. Auf den Flügeln eines hundertstimmigen Chores rauschten die begeisterten Verse über das Forum:

Heil Dir, festlicher Tag des Kaisers, hehrer als jener,
  Da auf dem idischen Berg Rhea geboren den Zeus!
Oefter, so fleh' ich, erscheine, als einst dem pylischen Nestor —
  Allzeit herrlich wie heut' oder geherrlichter noch!
Mög' er das Fest der Minerva noch oft in Alba begehen;
  Mög' er uns Kränze verleih'n, wenn wir als Dichter gesiegt!
Mög' ihm auch herrlich gedeih'n der Prunk säcularischer Spiele,
  Wie sein gewaltiger Sinn kühn sie dem Volke geplant!
Großes erbitten wir zwar, doch Ihr Götter, Ihr schuldet's der Erde:
  Dem wir das Große erfleh'n, ist er nicht selber ein Gott?

So klang's melodisch vom Saturnustempel herüber nach dem hochgethürmten Palatium.

Er aber, dem die Huldigung galt, hörte nicht. Eingeschlossen mit dem Adjutanten Clodianus und dem Oberkämmerer Parthenius schrieb er auf eine hölzerne Tafel die Namen derer, die er dem Tode weihte. Parthenius las mit gedämpfter Stimme vor, und der Kaiser begründete. Dann schrieb auch der Kämmerer eine Anzahl von Namen auf. Wiederum ward in leisem Flüstertone berathschlagt. Das Antlitz des Imperators nahm immer mehr den Ausdruck eines Jaguars an, der im Hinterhalt auf die Beute lauert.

„Und nun zu Dir, Clodianus," raunte er fast unhörbar, den Blick fest auf die Züge des Adjutanten geheftet. „Weißt Du noch irgend einen Ruchlosen, der den Tod verdient?"

„Nein, Herr," sagte der Adjutant. „Mich dünkt, Du hast auch nicht Einen vergessen."

„Es ist gut. Du wirst Dir die Liste da abschreiben, und zwar sofort. Die Tafel stecke ich zu mir. Wenn Rom gerettet ist, häng' ich sie in den Tempel des Jupiter."

Clodianus zog das Schreibzeug aus seiner Tunica.

„Vielleicht," fuhr der Kaiser mit eigenthümlichem Lächeln fort, „vielleicht fällt mir Der oder Jener noch bei."

Er schob das beschriebene Lindenholz in's Gewand.

„Jetzt aber," fuhr er fort, „plant mir die Ausführung! Ich will Nichts wieder hören, bis Ihr mir sagen könnt: das Werk ist vollendet. Ihr wißt, wie vorsichtig, wie ängstlich Ihr zu verfahren habt. Bedenkt, auch Eure Existenz ist bedroht. Mit dem Baume stürzen auch seine Aeste. Geht, meine Freunde! Wenn Ihr siegt, so will ich Euch Macht verleihen vor allen Sterblichen. An Glanz und Ehre sollt Ihr mir gleich stehen. Ich will Euch Brüder nennen."

Erschöpft sank er in den Sessel zurück. Parthenius und Clodianus entfernten sich.

„Ja, ja," murmelte Domitian durch die Zähne, als die Thüre sich hinter den beiden Männern geschlossen hatte, „noch Einer fehlt in der Schaar der Erkorenen."

Er zog die hölzerne Tafel wieder hervor und schrieb mit dem Ausdruck unsäglicher Tücke an's Ende der langen Namenreihe: „Clodianus".

„Warte, mein Theurer! Dies Eine Werk sollst Du mir noch zu Ende führen, — dann aber — es ist nicht gut, wenn die Schößlinge allzu stolz in den Himmel wachsen!"

Elftes Capitel.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages begab sich Quintus nach dem Hause des Oberpriesters. Auf heute Vormittag war die große Senatssitzung angesagt, die über das Schicksal des Gesetzentwurfes gegen die Nazarener endgültig zu beschließen hatte. Bis dahin gehörte Titus Claudius seiner Familie. Die ungewöhnliche Milde des Wetters benutzend, hatte Octavia das erste Frühstück im Peristyl herrichten lassen. Behaglich auf seine Polsterbank ausgestreckt,

genoß hier der Oberpriester sein Lieblingsgericht: frische Eier mit Garum. Die Frauen, nur von Baucis und einem halbwüchsigen Dirnchen bedient, saßen in Lehnstühlen und schlürften aus mattglänzenden Murrhagefäßen schneekalte Milch. Rings im Cavädium herrschte die vollkommenste Stille. Kein Sclave huschte über die Marmorplatten. Selbst die Baumwipfel, warm vergoldet vom Glanz der Morgensonne, standen regungslos in der lauen Herbstluft.

Als Quintus unter den Säulen hervortrat und die Gruppe dieser glücklichen, ihm so theuren Menschen erblickte, ward ihm wehe um's Herz. Die Sehnsucht, die sich während des Schlummers tausendfältig in seine Träume geschlichen und ihn, ehe der Tag noch graute, vom Lager gescheucht hatte, ergriff ihn mit unendlicher Allgewalt. Am liebsten hätte er sich dem Vater zu Füßen gestürzt und die Hände, die so oft liebkosend über die Stirne des Knaben geglitten, mit heißen Küssen bedeckt. Er bezwang sich indeß. Nur mit freundlichem Gruß, wie gewöhnlich, kam er zu dem Priester heran, drückte ihm herzlich die Rechte und wandte sich dann mit irgend einem lustigen Wort an die Uebrigen.

Quintus hatte des Tags zuvor einen Entschluß gefaßt, der zwischen ihm und dem Vater eine unausfüllbare Kluft riß. Um dieselbe Zeit, da Titus Claudius den großen Feldzugsplan gegen die Nazarener einer letzten Revision unterzog, war Quintus zur Erkenntniß gelangt, daß nur die Lehre dieser verachteten Secte im Stande sei, den Durst seiner Seele zu löschen. Plötzlich und der Pflanze vergleichbar, die über Nacht aus der Erde steigt, war diese Erkenntniß empor gesproßt: aber der Boden, aus dem sie zum Lichte drang, war — wir wissen es ja — seit geraumer Zeit mit der Pflugschar des Zweifels und der Friedlosigkeit durchwühlt, und der Keim der neuen Weltanschauung hatte als dunkle Sehnsucht, als Heilverlangen ohne Gegenstand lange, lange in der Tiefe geschlummert. So bedurfte es nur eines befruchtenden Regenschauers, um diesen Keim zur Entfaltung zu bringen. Quintus brütete nicht als kritischer Philosoph

über den einzelnen Mysterien des neuen Glaubens, die er ja zum Theil noch nicht kannte; mit aller Kraft seines Wesens aber versenkte er sich in den Kern, uud je mehr er sich hier vertiefte, um so voller wuchs ihm die Ueberzeugung. Das gewaltige Grundgesetz von der Brüderlichkeit aller Menschen ergriff ihn ebenso machtvoll wie die einfache und doch so trostreiche Metaphysik des Christenthums. Für die schöpferisch veranlagte Natur des Jünglings hatte die Lehre von dem Allgeiste, der das Universum mit ewiger Liebe umspannt, etwas Klares und Selbstverständliches. Er fand hier die rechte Mitte zwischen der bunten Phantastik des Volksglaubens und der nüchternen Abstraction der systematischen Philosophie. Dazu kam der unauslöschliche Eindruck, den sein Herz von der seelischen Hoheit jenes verwundeten Sclaven empfangen. Die Gestalt des Eurymachus warf einen himmlischen Glanz auf die Quelle zurück, aus der sie die unbesiegbare Kraft und die hehre Verachtung der Qual und des Todes schöpfte.

Gestern in später Abendstunde hatte Quintus den greisen Thrax aufgesucht und ihm die Kunde gebracht, daß Eurymachus glücklich gerettet sei. Dann hatten sie lange beisammen gesessen, — Quintus, Thrax, Glauke, Euterpe und Diphilus, — und der Greis war nicht müde geworden, von dem Sohn des Zimmermanns zu erzählen, von seinen Wanderungen durch das Land Palästina und von dem qualvollen Tode am Kreuz, den er gestorben zur Erlösung der Menschheit. Das farbenreiche Bild jener Lebens- und Leidensgeschichte, die seitdem so viele Millionen Herzen gerührt und erschüttert hat, übte auf Quintus eine unbeschreibliche Wirkung aus. In der That, Barbatus erzählte meisterhaft. Die Glut einer kraftvollen Ueberzeugung sprühte ihm hell aus den Augen. Das war nicht die ruhige, vergeistigte Art des Eurymachus, das war die Sprache eines leidenschaftlich erregten Gemüths, einer Seele voll Thatendrang und Begeisterung, nicht Johannes, der dem Heiland am Herzen ruht, — nein, Petrus, der im Feuereifer das Schwert zieht.

Als Barbatus geendet, sprang Quintus empor, um-

armte ihn und rief unter Thränen: „Nehmt mich hin! Ich gehöre zu Euch!“

So ward vereinbart, Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters Titus Claudius Mucianus, solle des Tages darauf in jenem Steinbruch, unweit des Flüßchens Almo, die Taufe empfangen.

Der Gedanke an dieses Vorhaben und der innere Widerspruch seiner Lage, — das war es, was ihn die Nacht über in so wechselnden Bildern verfolgt hatte, und was ihn jetzt im Peristyle des Elternhauses so unbeschreiblich verwirrte. Er empfand das Bedürfniß, jenen Zwiespalt für Augenblicke zu lösen und noch einmal die Stimme des geliebten Vaters zu hören, bevor die innere Trennung für ewig besiegelt war.

Die Erkenntniß einer unabweisbaren Pflicht kam hinzu. Er fühlte, daß er trotz aller Hoffnungslosigkeit den Versuch machen müsse, den Bestrebungen seines Vaters noch in zwölfter Stunde entgegen zu arbeiten. Das Gesetz gegen die Nazarener war wohl nicht mehr zu hindern. Vielleicht jedoch war es abzuschwächen. Quintus wußte, daß die endgültige Fassung wesentlich von den Anträgen seines Vaters abhängen würde. Der Senat war seit lange gewohnt, Alles, was der Kaiser verlangte, ohne Aenderung zu votiren. Titus Claudius aber sprach im Namen des Imperators. Domitianus, von der Unsterblichkeit seines Stellvertreters fest überzeugt, hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, den Entwurf einer Prüfung zu unterwerfen. Das ganze Gesetz lag somit in den Händen des Titus Claudius . . .

Wie gern hätte Quintus dem theuren Vater sein Herz ausgeschüttet und freimüthig das vertheidigt, was er für schön, wahr und gut hielt! Wie gern wäre er vorgetreten und hätte gesprochen: „Die Regierung des Imperators tappt in der Finsterniß! Jene Christen, die Ihr zum Untergange bestimmt, sind keine Verbrecher, sondern edle, tugendhafte, hochherzige Menschen, — edel, tugendhaft und hochherzig, wie Du, mein Vater, der Du sie mit solchem Ingrimm verfolgst!“

Dieser Freimuth war leider unmöglich. Quintus kannte seinen Vater nur allzugut. Er wußte, daß die starre Ueberzeugung dieses Charakters für alles Fremdartige unzugänglich, ja selbst für die Logik der Thatsachen nur auf langen Umwegen zu erreichen war. Langsam und in vielen Jahren unermüdlicher Thätigkeit hatte sich diese Ueberzeugung gebildet; jetzt aber stand sie unerschütterlich; sie war ein Theil seines Wesens, sie war er selbst geworden. Auch darüber hegte Quintus kaum einen Zweifel, daß Titus Claudius, ein zweiter Brutus, den eigenen Sohn nicht verschonen würde, wenn die Pflicht mit der Vaterliebe in Zwiespalt geriethe. So gebot ihm nicht nur die eigene Gefahr, sondern auch die Rücksicht auf den Vater, den er nie glühender zu verehren glaubte, als in dieser furchtbaren Stunde, Mäßigung und Verschwiegenheit. Er durfte nicht als Bekenner, ja nicht einmal als Freund der verfolgten Lehre, sondern nur ganz objectiv und vom Standpunkte der Gerechtigkeit sprechen. Er durfte im Reden wie im Schweigen keine Ungeduld zeigen. Nur zufällig konnte er ja vom Inhalte des christlichen Glaubens Näheres kennen gelernt haben. Die Nazarener als harmlose Leute hinzustellen, die eine Verfolgung weder verdienten noch lohnten: das war Alles, was er beginnen mochte.

Nachdem er sich am Tische neben Lucilia niedergelassen, wie ein Mann, der nicht eben Eile hat, fragte er, das Haupt zurücklegend und die Hände über dem Knie faltend:

„Nun, Vater, heute also ist Schlußberathung?“

„Du sagst es,“ versetzte der Oberpriester.

„Ich muß bekennen, die Angelegenheit ist mir beinahe fremd geblieben. Ich war so sehr in meine Studien vertieft, daß ich kaum Zeit für die Thermen hatte . . .“

„Du stehst im dreiundzwanzigsten Jahr, Quintus! Wann endlich wirst Du Interesse bekommen für die großen Fragen des Staatslebens?“

„Ich verfolge sonst Alles mit der größten Aufmerksamkeit. Nur im Augenblick . . .“

„Gerade jetzt sollten alle Gutgesinnten zusammenhalten und ihren Eifer bethätigen.“

„Man behauptet, Dein Entwurf sei überaus strenge," sagte Quintus nach einer Pause.

„Er entspricht seinem Zweck."

„Und wird ohne Aenderung genehmigt werden?"

„Was ließe sich ändern an der gesunden Vernunft?"

„Nun, die Meinungen könnten doch auseinander gehn."

„Ja, wenn die Körperschaft der versammelten Väter aus Leuten vom Schlage Deines Cornelius Cinna bestünde, — dann freilich wäre die Vernunft ernstlich bedroht."

„Cornelius Cinna ist ein Mann von großer Schärfe des Urtheils . . ."

„Ich begreife, daß Du dem Oheim Deiner Cornelia das Wort redest. Wie ich ihn kenne, fehlt ihm jede staatsmännische Befähigung. Auch in der Frage der Nazarener hat er diese Urtheilslosigkeit an den Tag gelegt. Ich nenne es so, da ich nicht annehmen will, daß er aus bloßer Gehässigkeit Opposition macht."

„Wie?" rief Quintus erstaunt. „Cornelius Cinna vertheidigt die Nazarener?"

„Nein. Er vertheidigt sie nicht, aber er hält sie für ungefährlich. Er verspottet sie als Schwärmer und Thoren, die nicht verwerflicher seien, als die Anhänger der ägyptischen Isis und anderer orientalischer Culte. Der Spott sei in diesem Falle die einzige Waffe, die der Würde eines denkenden Mannes entspreche. Als ich ihm zurief, das Nazarenerthum unterwühle, wie kein anderer Aberglaube, die Staatsreligion, da wagte er das ruchlose Wort: Kann Euer Olymp sich nicht selbst beschützen, so mag er zusammenbrechen!"

„Das Wort klingt allerdings ruchlos," versetzte Quintus, dem Vater in's Auge blickend, „aber es liegt eine Wahrheit darin, die, so meine ich, gerade dem Priester des Jupiter einleuchten müßte."

„Glaubst Du? Aber ich sage Dir, mir leuchtet nicht das Geringste ein! Den allmächtigen Jupiter selbst kann die Rotte des Aberglaubens allerdings nicht zu Grunde richten; wohl aber den Glauben an sein göttliches Walten.

Die Erkenntniß der Wahrheit kann uns geraubt werden, wenn die Lüge zur Herrschaft gelangt."

„Weshalb aber befehdest Du nicht auch den Glauben an Isis?"

„Weil die Isisgläubigen niemals gewagt haben, unserer Staatsreligion irgend zu nahe zu treten. Zudem, — Isis ist Juno: der Name thut nichts zur Sache. Das Symbol mag wechseln; das Wesen wird nicht berührt. Du weißt, im eigenen Hause hab' ich geduldet, daß Baucis . . ."

„Ach, Du Allgütige!" rief die Sclavin erschrocken, „nun soll auch ich mit hinein in das schlimme Gesetz! — Wie oft war ich denn bei Barbillus? Vier, höchstens fünf Mal, und wenn's hoch kommt, sechs oder sieben Mal . . ."

„Schweig' und laß uns allein!" sagte der Priester ärgerlich. „Sie wird schwachsinnig," fügte er hinzu, als die Sclavin unter den Säulen verschwunden war.

„Sie hört schlecht," entschuldigte Claudia. „Seit wir von Bajä zurück sind, erleb' ich täglich noch Schlimmeres."

„Ich bin also duldsam," fuhr Titus Claudius fort; „hier aber handelt es sich um die Nothwehr gegen feindliche Angriffe. Die Nazarener wühlen Tag und Nacht wie die Maulwürfe. Ihre Bekehrungswuth grenzt an Tollheit. Systematisch untergraben sie Staat und Gesellschaft. Diesen Angriffen will ich Halt gebieten. Wenn wir nicht zur rechten Zeit unser Veto einlegen, so besteigt ein Packträger demnächst den Thron der Cäsaren, und Alles, was den Purpur trägt, muß an's Messer. Irgend ein Sclave, der bis zur Stunde gefallenes Vieh nach dem Anger geschafft, oder Pestkranke durch die Straßen geschleppt hat, wird droben auf dem römischen Capitol als Oberpriester die nazarenischen Opfer darbringen. Ich weiß es. Ich habe zu untrügliche Anzeichen. Das, mein theurer Quintus, soll mit Hülfe der Götter verhütet, das soll bekämpft werden. Alle Schreckmittel der Gesetzgebung ruf' ich zu Bundesgenossen. Heute noch wird die Botschaft an alles Volk ergeh'n, daß die Nachsicht ein Ende hat. Die Strafe für den Frevel des

Nazarenerthums ist von jetzt ab der Tod vor den Bestien der kaiserlichen Arena."

Dem Jüngling wich alles Blut aus dem Antlitz. Sein Herz krampfte. Er war keines Wortes mächtig.

„Was hast Du?" fragte Titus Claudius erschrocken. „Du erblassest! Du zitterst . . ."

„Es ist nichts," brachte Quintus mühsam hervor. „Die Ungeheuerlichkeit dieser Maßregel entsetzte mich nur. Wie? Die entehrende Strafe der gemeinsten Verbrecher, die grausenhafte Zerfleischung zum Ergötzen des Pöbels . . .? Vater, das ist unmöglich!"

„Es ist nothwendig," versetzte der Priester.

„Vater, ich verstehe Dich nicht! Ist es nothwendig, ein Vergehen, das doch nur aus der edelsten Quelle entspringt, ein Vergehen, das meinetwegen ein Irrthum, aber doch ein verzeihlicher, ein hochherziger, ein himmlischer Irrthum ist, mit dem Tod zu bestrafen? Vater, Du kennst sie nicht, diese Verfolgten! Du hast nie von ihrer Lehre gehört! Du ahnst nicht, wie unauflösbar Dich die Täuschung umgarnt! Die Nazarener sind keine Rebellen, sondern stille, pflichttreue Menschen, die nur Eins begehren: ihrem Gotte zu dienen. Der Lehrer von Nazareth selber hat es befohlen: dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist!"

„Nur ein Freund der Nazarener hat Dir diese Lügen in's Ohr geträufelt . . ."

„Ich war zufällig Zeuge eines Gesprächs," stammelte Quintus verwirrt. „Gleichviel! Ich bürge Dir mit Leben und Ehre für die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe."

„Für die Wahrheit?" lächelte Titus Claudius. „Doch höchstens für Deine Meinung. Bei den Göttern, ich begreife nicht recht, wie gerade mein Sohn dazu kommt, sich zum Vertheidiger dieser fluchwürdigen Secte zu machen. Sei's darum! Ich lasse Dir volle Freiheit des Urtheils. Der Lauf der Dinge wird Dich schon aufklären. Inzwischen erlaubst Du, daß ich zu Ende führe, was ich reiflich und mit ernster Befragung meines Gewissens erwogen habe."

„So wollt Ihr die Zeiten des Nero wieder heraufbeschwören?"

„Ja, mein Sohn! Die Zeiten des Nero waren so übel nicht, wenn der ungestüme Cäsar auch Manches verbrochen hat. Sein Kampf gegen die Nazarener macht alle Mißgriffe wett."

„So lobst Du gar, daß er die Nazarener in Werg und Theer gehüllt und wie Fackeln verbrannt hat?"

„Das sind läppische Märchen, von elenden Geschichtsschreibern erfunden, die um Farben für ihr Gemälde verlegen waren."

„Wie? Was alle Welt sich erzählt, wäre ein Märchen?"

„Du sagst es."

Dem Jüngling stieg das Blut in die Stirne.

„So wird's dereinst auch wohl ein Märchen heißen, daß Domitianus, der zweite Nero, seine Geliebte durch einen Fußtritt getödtet?"

„Wer behauptet das?" rief Titus Claudius emporfahrend.

„Ganz Rom. Du allein, mein Vater, scheinst nicht zu wissen, was Hunderttausende mit Schaudern erfüllt."

„Die Kunde kam Dir von Cinna."

Quintus zuckte die Achseln.

„Beruhige Dich," fuhr der Priester fort. „Ich weiß zufällig von Parthenius, daß Julia den Folgen ihrer Krankheit erlegen."

„Parthenius!" lachte der Jüngling höhnisch.

„Ich bin nicht befugt, seine Aussage zu bezweifeln, zumal sie hier einem Gerüchte von so unmöglicher Art gegenüber steht. Lange genug hab' ich mit dem Cäsar verkehrt, um seine Ruhe, seinen Gleichmuth, seine Selbstbeherrschung zu kennen."

„Ja, wenn Du mit ihm redest! Auch das weiß alle Welt, daß er vor Deinem Antlitz Comödie spielt. Du bist der einzige Römer, der ihm Ehrfurcht abnöthigt."

„Ich wäre ein Thor, wenn ich das glauben wollte. Ich weiß nur, daß der Haß und die Verläumdung nicht rasten. Je höher ihr Gegenstand, um so grimmiger ihre Wuth. Hüte Dich, mein Sohn, und fördre nicht leichtsinnig solche Schänd-

lichkeit! Verletze nicht das Gesetz, das die Verkleinerer der Majestät mit schwerer Strafe bedroht!"

„Also die Wahrheit muß man ertödten, um ein guter Bürger zu sein?"

„Nicht die Wahrheit, sondern die Lüge. Mehr als genug hat ihr Unkraut gewuchert. Jetzt heißt es: niedergemäht, was die gute Saat zu ersticken droht! Da kommt der Knabe, der uns die Zeit verkündet. Eine Stunde noch und die Sitzung beginnt. Laß uns die Frist genießen, ohne uns aufzuregen!"

„Du verharrst also bei dem Aeußersten? Wer sich zur Lehre der Nazarener bekennt, fällt dem Tode anheim?"

„Ohne Gnade, sei er nun Sclave oder Senator!"

Quintus kämpfte einen unbeschreiblichen Kampf. Schon zuckte ihm die Lippe, schon wollte er dem Unerbittlichen verzweiflungsvoll zurufen: „Vater, Du tödtest Deinen eigenen Sohn! . . ." Aber zur rechten Zeit noch besann er sich.

Er stand auf.

„Leb' wohl!" sagte er leise. Er streckte dem Vater beide Hände entgegen. „Ich bin viel beschäftigt," fuhr er in festerem Tone fort. „Ernste Arbeit — lächle nur, schlimme Lucilia! — heischt meine Rückkehr. Vater, wenn Du heute im Senate das Wort ergreifst, so denke an Deinen Sohn! Vielleicht wird Dir etwas milder um's Herz! Auch die Christen, die Du zum Tode verdammst, sind Väter und Söhne . . ."

Er stürzte hinweg. Die Thränen waren ihm nahe, aber er preßte die Zähne gegen einander und ballte die Faust.

„O verzehrende Qual!" sagte er zu sich selbst. „Vater, Vater! Wer hätte diesen Zwiespalt geahnt, da ich, ein Knabe, zu Deinen Füßen saß! Ja, noch jüngst, da Du mich warntest! — O, wie glücklich, wie froh sie waren! Und er, wie ruhig im Hochgefühl seiner Pflichterfüllung! Wenn er wüßte . . .! Es wäre sein Tod!"

Fast sinnlos rannte er durch das Atrium, wo Blepyrus, dem er gestern die Freiheit geschenkt, mit einigen Clienten und Sclaven gewartet hatte.

Die Familie des Oberpriesters blickte sich schweigend an. Endlich nahm Octavia das Wort.

„Seltsam, bei den Göttern!“ sagte sie nachdenklich. „Was mag ihm beifallen, da er doch sonst ein Verächter des Pöbels war?“

„Er ist nicht zu berechnen,“ meinte Lucilia. „Mir scheint, daß er diesmal seine Laune zu weit treibt.“

„Du irrst!“ versetzte der Vater streng. „Keine Laune sprach aus dieser bewegten Stimme, sondern warme, echte Begeisterung. Ich hab' es gar wohl bemerkt, wie dieses Gemüth seit einiger Zeit voller und reicher zur Entwicklung gelangt. Es ist die heilige Flamme des Mitleids, die ihn durchlodert, jenes hehren Gefühls, das selbst im Verbrecher noch den Menschen erblickt. Er begreift nicht, daß der Staat solche Gefühle verbannen muß, wenn die allgemeine Wohlfahrt nicht leiden soll. Seine Regung ist thöricht, aber ich lieb' ihn ob dieser Regung, und gar manche römische Jungfrau, die den schwergetroffenen Gladiator mit gesenktem Daumen zur Abschlachtung überliefert, könnte diesen Jüngling beneiden.“

Der Oberpriester erhob sich und schritt einige Male gedankenvoll am Bassin vorüber. Der Strahl der Fontaine ward jetzt eben von der aufsteigenden Sonne erreicht.

„Es wird Zeit,“ sagte er, vor dem Sessel Octavias stehen bleibend. „Schade! Der Morgen ist wundervoll, und ich meine, hier im Peristyl habe nie so viel Traulichkeit und Ruhe gewaltet. Vielleicht ist's nur der Contrast mit den Stürmen da draußen, die unser Staatsschiff umtosen . . . Die Sitzung wird lange dauern, — schon um Cinnas willen, der selbst da nicht auf die Rede verzichtet, wo der Kampf ohne Hoffnung ist. Ich will zufrieden sein, wenn bis zur Mahlzeit Alles geordnet ist. Uebrigens — hab' ich Euch schon gesagt, daß Sextus Furius heut' unser Gast sein wird?“

Claudia erröthete.

„Er ist willkommen,“ sagte Octavia.

„Ach, der garstige Mensch mit der langen Spitznase!“

rief Lucilia. „Es ist schrecklich, daß bei uns stets nur so alte Knickebeine zu Tisch kommen!“

Titus Claudius war gewöhnt, seiner lustigen Adoptivtochter gar manche Keckheit zu Gute zu halten. Diese offen bekundete Mißachtung überstieg jedoch alles erlaubte Maß.

„Lucilia!“ rief er beinahe heftig. „Du gefällst Dir mitunter in Späßen, die ich geradezu albern finde. Vergiß nicht, — hörst Du wohl? — daß gar manche Thorheit, die dem Kinde verziehen wird, von den Lippen der Jungfrau abscheulich klingt! Wie kannst Du wagen, die Gäste meines Hauses zum Gespötte zu machen? Sextus Furius ist ein Ehrenmann, klug, welterfahren und würdevoll. Wenn sein Aeußeres dem der Cavaliere nicht gleicht, die von früh bis spät die Putzstühle und Sänften unserer Modedamen umschwärmen, so ist das in meinen Augen ein Vorzug.“

„Aber liebstes Väterchen,“ sagte die Sünderin, „nimm doch ein unbedachtes Wort nicht so übel! Ich kann's gar nicht hören, wenn Du so ungnädig mit mir redest! Du hast dann gar nicht mehr die guten, lieben, treuen Augen wie sonst, und hier an der Stirn — siehst Du, — da — legt sich so eine häßliche Falte herüber, die Dich viel älter macht!“

Sie schlang ihm den vollen, rosigen Arm um den Hals und strich ihm zärtlich die Wange.

„Sei wieder gut, Väterchen! Ich will auch Deinen langnasigen — ach verzeih'! — Deinen vortrefflichen Sextus Furius ganz allerliebst finden!“

Titus Claudius entzog sich ihr mit sanfter Gewalt. Er mußte lächeln.

„Man kann ihr nicht grollen, der kleinen Unholdin,“ sagte er kopfschüttelnd. „Ich fürchte, ich bin zu schwach.“

Noch einmal schaute er zum tiefblauen Himmel auf, als ob's ihn gereue, das Peristyl mit dem Sitzungsraum zu vertauschen. Dann winkte er freundlich Abschied und begab sich in seine Gemächer.

„Und er ist doch ein Scheusal!“ rief Lucilia, als der Vater außer Hörweite war. „Ich sage Dir, liebste Mutter, nicht für tausend Millionen würd' ich ihm einen Kuß geben,

geschweige denn seine Frau werden! Und diese Spitznase, dieses Knickebein soll nun die arme Claudia . . ."

„Schweig', thörichtes Kind!" versetzte Octavia mit erkünstelter Strenge. „Der Wille Eures Vaters ist uns Befehl. Er wird wissen, weshalb er so und nicht anders beschließt!"

„Du verstellst Dich nur," sagte Lucilia. „Auch Dir ist der Knickebein unsympathisch; auch Du trauerst über den gottlosen Einfall . . ."

„Lucilia!"

„Ach was! Soll man stets vor lauter Respect sich die Zunge abbeißen! Der Vater hat manchmal Ideen . . . Was soll denn Claudia mit dem hölzernen Tropf anfangen? Und feig ist er wie ein schlotterndes Weib! Cornelia hat's mir gesagt, und die weiß es von ihrem Oheim."

„Nicht Jedermann hat die Natur dieses trotzigen Cinna."

„Besser ein Scythe, der Alles kurz und klein schlägt und seine Frau mit dazu, als so ein Hasenfuß, den man umblasen kann!"

„Das verstehst Du nicht. Aber wo ist denn Claudia? Weshalb verläßt sie uns?"

„Sie wird in ihr Zimmer geeilt sein, um sich auszuweinen. Seit gestern, da der Vater ihr seine Entschließung mitgetheilt, hat sie eine solche Selbstbeherrschung geübt, daß ihr Schmerz wohl endlich einmal durchbrechen muß."

Lucilia irrte sich. Claudia war ihrem Vater gefolgt und trat fast zugleich mit ihm in's Gemach.

„Was willst Du?" fragte der Oberpriester erstaunt, da er sein Kind bleich, ruhig und hoch aufgerichtet vor sich erblickte.

„Ein Geständniß will ich Dir machen, das mir seit gestern stündlich auf der Lippe geschwebt hat."

„Nun?" fragte Claudius ein wenig zerstreut.

„Schicke Deine Leute hinaus!"

„Kind, ich habe jetzt keine Zeit für umständliche Erörterungen . . . In zwanzig Minuten . . .!"

„O, ich bin schnell zu Ende!"

Der Priester winkte den Sclaven, die sich mit einem fragenden Blick auf die seltsam-feierliche Erscheinung des jungen Mädchens entfernten.

„So. Was hast Du nun?" fragte er, da sie Beide allein waren.

„Vater," sagte Claudia leise, aber bestimmt, „ich kann den Sextus Furius nicht heirathen."

„Thorheit!"

„Keine Thorheit, Vater! Es ist, wie ich Dir sage."

„So? Und weshalb nicht?"

„Weil er mir gleichgültig ist."

„Eine vortreffliche Antwort! Du kennst ihn ja kaum! Ergründe doch erst seinen Werth."

„Ich schwöre Dir, daß Alles vergeblich ist. Mein Herz hat entschieden. Ich liebe den Cajus Aurelius Menapius."

„Wie?" fragte der Priester streng. „Den Provinzbewohner, den Mann ohne Vorfahren?"

„Er ist römischer Ritter."

„Ritter! Wer ist heutzutage nicht Ritter! Man ist Ritter, weil man nicht Sclave oder Handwerker ist! Ueberdies — entstammt nicht seine Mutter einem barbarischen Volke?"

„Einem Volke, das den Varus geschlagen."

„Um so schlimmer! Es schmerzt mich, Dir sagen zu müssen, daß ich diese Verirrung nicht dulden werde."

„Eine Frage, mein Vater!" sagte Claudia erbebend. „Achtest Du den Cajus Aurelius?"

„Du weißt es. Von Anbeginn hab' ich ihn hochgeschätzt. Aber, beim Jupiter, es ist doch ein Unterschied, ob er als Gast meines Hauses oder als Bewerber um die Hand meiner Tochter auftritt!"

„Vater, wenn Du mich von Aurelius trennst, werde ich keine frohe Stunde mehr haben. Er besitzt meinen Schwur."

In ihrer Stimme, und mehr noch in der Glut ihrer Augen lag eine so felsenfeste Entschlossenheit, daß der Priester stutzig ward. Der Gedanke durchzuckte ihn, es lasse sich doch wohl nicht Alles auf Erden nach den Gesetzen einer uner-

bittlichen Logik berechnen. Die Möglichkeit, daß Claudia selbst wählen könne, hatte er ganz außer Acht gelassen. Jetzt trat ihm diese Möglichkeit, nein, die Wirklichkeit, so flehend, so eindringlich in Gestalt zweier thränenumflorter Augen entgegen, daß er mit einem Male den Halt verlor.

Auch bei Claudia wich die künstliche Ruhe immer mehr einem Sturm der Erregung, der die schlanke Gestalt in allen Fibern durchschüttelte.

„Claudia, mein Liebling," stammelte der Priester, sein Kind in die Arme schließend. „Du zitterst, Du weinst? Aber so nimm doch Vernunft an! So! Hier leg' Dein Köpfchen her, und nun sag' mir in aller Ruhe und ohne Thränen, was Dir das Herz bewegt! Ich bin ja Dein Vater, Claudia, nicht Dein Tyrann! Hörst Du, Claudia?"

Sie hob das Antlitz empor, wie eine Blume nach dem Gewitterregen. Ueber die holden Züge glitt der Strahl eines dankbaren Lächelns.

„Du bist so gut," sagte sie zärtlich. „Vergieb, o vergieb, wenn ich Dir Kummer bereite!"

„Sprich, mein Kind ... Erzähle mir Alles ... Oder nein, verlaß mich jetzt! Du bist zu erregt, und die Zeit drängt. Wir sprechen darüber ... heute Abend ... Jetzt fehlt mir die Ruhe ... Jetzt gehör' ich dem Vaterlande ... Inzwischen bitt' ich nur Eins: sei nicht allzu schroff gegen Furius! Versprich mir das, liebe Claudia!"

„Von ganzem Herzen."

Sie küßte den Vater leidenschaftlich und verließ dann das Zimmer.

„Nein," sagte der Priester in halblautem Selbstgespräch, „sie soll und darf nicht unglücklich werden! So hab' ich sie nie gesehn! Das war ein Krampf, der aus der Tiefe des Herzens kam! O, ich kenne sie, ich verstehe sie! ... Der Glanz meines Namens! Ja, er ist mir theuer und heilig, wie ein Vermächtniß der Götter, — aber um diesen Preis ... Nimmermehr! — Wie mir die Brust schwoll, da sie mir so weinend im Arme lag! Und doch, welch ein Hochgefühl, welche Wonne in diesem Weh! O, meine Kinder! Wie seid

Ihr mir an die Seele gewachsen! Wie leb' ich jeden Pulsschlag doppelt in Eurem Leben! Dank, Dank Dir, Allgütiger, für dies unendliche Glück! Ach, jede Rauchwolke, die ich von Deinem Altar entsende, trägt diesen Dank ja voll Inbrunst zu Dir empor!"

Er stand eine Weile wie in träumerischer Verzückung. Dann rief er die Sclaven und ließ sich ankleiden.

Fünfzehn Minuten später begab sich Titus Claudius nach dem Jupitertempel auf dem Mons Capitolinus, wo die Senatssitzung stattfinden sollte.

Die versammelten Väter waren beinahe vollzählig. Da saß Nerva, die hehre Greisengestalt, majestätisch und mild wie ein Zeus. Da saß, tief über seine Bücherrollen und Schreibtafeln gebeugt, Cornelius Cinna, der Hauptgegner des Gesetz-Entwurfes. Da saß auch der scheue und zaghafte Sextus Furius, lebhaft mit seinem Nachbar verhandelnd und augenscheinlich bemüht, ein fieberndes Interesse für das Zustandekommen des neuen Gesetzes an den Tag zu legen. So weit man blickte: blendende Togen, vornehm ernste Gesichter, seltsam gespannte Mienen. — Schreibfertig saßen die Scribae, die Protokollführer, an den Tischen. In der Nähe der Eingänge standen die Lictoren mit ihren Beilen und Ruthenbündeln.

Der präsidirende Magistrat — diesmal ein Prätor, vermuthlich weil der Consul Titus Flavius Clemens im Verdachte stand, die Nazarener insgeheim zu begünstigen oder gar selbst ihrem Bunde anzugehören — erklärte die Verhandlungen für eröffnet. Er setzte die Veranlassung der heutigen Zusammenberufung kurz auseinander und brachte dann den Gesetz-Entwurf in der Fassung des Titus Claudius zur Kenntniß der Körperschaft.

Nachdem so der erste Theil der Verhandlungen, die sogenannte Relatio, erledigt war, begann mit der üblichen Formel: „Was urtheilst Du?" die Befragung der Stimmberechtigten.

Da fast sämmtliche Mitglieder ohne weiteres und oft in Ausdrücken einer wahrhaft knechtischen Devotion ihre Zustim-

mung gaben, so währte es kaum eine Viertelstunde, bis die Reihe der Meinungsäußerung an Cinna kam.

Langsam erhob er sich. Die nicht eben große Gestalt schien durch die ruhige Würde ihrer Haltung gleichsam zu wachsen. Höhnisch flog sein Blick über die Schaar dieser Furchtsamen. Dann blieb er haften auf den ernsten Gesichtszügen des Titus Claudius Mucianus. Mit klarer, weithin vernehmbarer Stimme begann er den Kampf gegen die Vorlage, die seiner Meinung nach den römischen Namen entwürdigte. Es war eine glänzende, eine denkwürdige Leistung politischer Eloquenz. Dabei entfernte sich seine Rede ganz und gar von der hergebrachten Schablone. Nicht die trockene Weisheit des Staatsmannes, nein, die packende Lebendigkeit des Satirikers, die geistsprühende Vehemenz des Epigrammatikers flammte von diesen Lippen. Kein Gebiet der menschlichen Dinge lag ihm so ferne, daß sein beweglicher Geist es nicht ausgebeutet hätte zu drastischen Gleichnissen und ironischen Parallelen. „Mücken wollt Ihr an's Kreuz nageln," rief er mit Donnerstimme. „Krahnen und Hebel erbaut Ihr, um einen Strohhalm über die Mauer zu werfen. Schickt mir doch hundert Cohorten nach meinem Landgut: dort hat sich ein Maulwurf gezeigt! Hippen und Sicheln her und zwei Lastwagen: ich will in Pästum ein Röschen schneiden! Refft die Segel, Ihr Schiffer: die schöne Lykoris will nießen! Ihr seid unvergleichlich, Ihr gestrengen Wächter der Sitte, Ihr hochweisen Vertheidiger unserer staatlichen Unschuld! Bestraft mir doch auch die Sperlinge! Jüngsthin hat einer dieser Hochverräther mir den Mantel beschmutzt! Auf den Anger mit dem Verruchten! Wenn Ihr nicht einschreitet, so wird der Senat und das römische Volk demnächst bei lebendigem Leib von den Spatzen begraben."

Nachdem er so die Vorlage als etwas Ueberflüssiges, Kleinliches, vom Standpunkte eines philosophisch gebildeten Menschen geradezu Lächerliches bezeichnet hatte, führte er nachdrücklich ihre logischen Consequenzen aus.

„Der Entwurf," so rief er, nach dem Sitze des Titus Claudius gewandt, „verurtheilt die Nazarener, weil sie die

Götter des Volksglaubens für unwirklich, für Gebilde der Phantasie halten. Wohlan! Hat der Staat das Recht und die Pflicht, solche Fragen der persönlichen Ueberzeugung unter seine Controle zu nehmen, — wo ist die Grenze, Ihr versammelten Väter? Ahnt Ihr nicht, daß Ihr den letzten Rest unserer Freiheit verschachert, wenn Ihr diesem Gesetz Eure Zustimmung gebt? Wie? Ihr tödtet die Nazarener? So zermalmt auch alle Diejenigen, die das Liebesabenteuer des Mars mit der Rhea Silvia nicht für ein Factum erachten! Nochmals: wo ist die Grenze? Wie weit erstreckt sich die Pflicht eines guten Staatsbürgers? Muß ein Athener, um das römische Bürgerrecht zu erlangen, den Nachweis liefern, daß er das Ei der Leda für historisch gelegt hält? Muß er an Danae und den goldenen Regen, muß er an Sisyphus und die tückische Last seines ewig zu Thale rollenden Marmors glauben? Nein, Ihr versammelten Väter! Bis zur Stunde ist in Rom etwas Aehnliches nie erhört worden! Niemals hat der Staat es gewagt, einzelne Glaubenssätze als Norm aufzustellen und zu verlangen, jeder Bürger solle von der Wahrheit dieser Glaubenssätze bei Vermeidung von Rechtsnachtheilen durchdrungen sein. Was bedeutet doch unser altes, schönes echtlateinisches Wort „Religion“? Nichts Anderes als die heilige Scheu, die innere Ehrfurcht des Menschen vor einem Höheren: was aber dieses Höhere sei, darüber enthält es sich jeder Andeutung. Es überläßt jedem Einzelnen, sich die Ideale seines Geistes und Herzens zurecht zu legen. Die Gesetz-Vorlage will diese Religion, dem Tiefsinn unserer Sprache und dem Geiste unserer althergebrachten Gewohnheiten zum Trotz, aus dem Innern des Gemüths auf die Straße verlegen; sie will eine Religion des Staates constituiren und für die Gedanken jedes Einzelnen die gleiche Livrée vorschreiben. Versammelte Väter! Ein solches Gesetz ist gleichbedeutend mit der geistigen Verknöcherung unseres Jahrhunderts! Schon um deswillen verdient es die unerbittlichste Ablehnung!“

Er hielt inne. Rings im weiten Raume herrschte ein dumpfes, angstvolles Schweigen. Die Senatoren saßen da

wie erstarrt über die unerhörte Kühnheit des Mannes, der so freimüthig, so rücksichtslos der Allmacht des Imperators zu trotzen wagte.

„Er redet sich um den Hals,“ flüsterte Sextus Furius.

Allgemach erhob sich ein leises Murmeln, das stärker und stärker wurde.

„Hast Du vollendet?“ fragte der präsidirende Magistrat, als Cornelius Cinna nicht Miene machte, seinen Platz wieder einzunehmen.

„Gestatte mir noch wenige Worte,“ gab Cinna zur Antwort. „Fürchte nicht, daß ich etwa gesonnen sei, die Abstimmung durch Weitschweifigkeiten hinauszuschieben. Nur noch Einen Punkt will ich berühren, der den erlauchten Vätern vielleicht entgangen ist. Das Gesetz, das ich kraft meiner Ueberzeugung verwerfen muß, bedroht nicht nur den öffentlichen Geist mit Verkrüppelung: es wird auch den Frieden und das Glück der Familien zu Grunde richten. Angeberei und ehrlose Spionage in größtem Maßstabe werden die unausbleibliche Folge sein, — und, wahrlich, auf diesem Gebiete bedarf Rom keines Zuwachses! Ein Gesetz, das gleichsam Preise ausschreibt für das größte Denuncianten-Talent, — ein solches Gesetz ist für die Sittlichkeit und das Vertrauen des Volkes geradezu mörderisch. Ich warne Euch! Bietet nicht so gleichmüthig die Hand zur Herstellung einer Waffe, die Tausende von friedlichen Staatsbürgern mit dem Tode bedroht! Könnt Ihr sagen, ob nicht Umstände eintreten, die jene Waffe wider Euch selbst kehren? Nur so lange beherrscht Ihr den Wurf, als der Speer Euch noch in der Faust liegt! Versammelte Väter! Ihr werdet, deß bin ich gewiß, ein Gesetz, das einerseits überflüssig und unwürdig, andererseits im höchsten Grade gefährlich ist, zum Ruhm und zur Ehre des römischen Namens mit Einstimmigkeit ablehnen.“

Der Eindruck dieser Rede, die durch das Ansehen, die Persönlichkeit, das Organ und die Vortragsweise des Redners weit über ihren Inhalt hinaus an Bedeutung gewann, war so gewaltig, daß er die letzten Funken vom alten Römersinn,

der hie und dort in der Versammlung noch glimmen mochte, zu flüchtiger Glut entfachte. Zurufe des Beifalls tönten von rechts und links. Einen Augenblick lang schien das ernste Antlitz des Titus Claudius besorgt. Aber jene Zurufe blieben vereinzelt. In jeder andern Versammlung hätte Cornelius Cinna obgesiegt; hier aber galt nur eine Beredtsamkeit: die der Furcht. Das zeigte sich schon bei den nächsten Namensaufrufen. Die Befragten erklärten stotternd, daß sie zwar Vieles in den Ausführungen des Cinna als berechtigt anerkennen, daß sie jedoch nichtsdestoweniger ihr Votum zu Gunsten der Regierungsvorlage abgeben müßten, zumal sie überzeugt seien, daß Titus Claudius, der eigentliche Urheber des Entwurfes, nicht ohne die gründlichste Sachkenntniß und die reiflichste Ueberlegung gehandelt habe. Auch seien die Motive, die der Oberpriester in früheren Sitzungen geltend gemacht, von Cornelius Cinna durchaus nicht hinlänglich widerlegt worden.

Nachdem sich vier oder fünf Redner in dieser schwächlichen und farblosen Weise geäußert hatten, kam die Reihe an Titus Claudius Mucianus.

Der Priester erhob sich mit der vornehmen Gelassenheit eines Mannes, der den Triumph seiner Sache nicht mehr bezweifelt. Er enthielt sich beinahe geflissentlich aller rhetorischen Kunstgriffe. Ruhig und streng sachlich faßte er die wesentlichen Gesichtspunkte der Regierung nochmals zusammen. Cornelius Cinna sei völlig im Irrthum, wenn er meine, es handle sich um eine Beschränkung der Glaubens- und Denkfreiheit. Die ganze Frage habe für die Regierung lediglich eine politische Seite. Er danke dem vortrefflichen Redner, daß er die Angelegenheit auch von seinem Standpunkte beleuchtet habe. Dergleichen trage immer zur Klärung bei. Er hoffe jedoch, die versammelten Väter würden sich mehr durch die Kraft wirklicher Argumente, als durch den Glanz einer ausgezeichneten oratorischen Leistung bestimmen lassen. Schritt für Schritt suchte er nun die Behauptungen Cinnas zu widerlegen. Mit ganz besonderem Nachdruck bestritt er die Auffassung, als ob das neue Gesetz die

Spionage und die Angeberei befördere. Die Vorlage — das lehre der flüchtigste Blick — enthalte Nichts, was in diesem Sinne Bedenken errege. Cornelius Cinna habe den Entwurf hier geradezu mißverstanden. Der Redner schloß mit einer kurzen, aber packenden Schilderung der socialen Gefahr, die hier bekämpft werden solle, und rief den versammelten Vätern die altrömische Mahnung zu: „Seid auf der Hut, damit das Vaterland keinen Schaden erleide!"

Stürmischer Beifall durchdröhnte den Tempelraum. Die übrigen Senatoren verzichteten auf die Darlegung ihrer Meinung. So schritt denn der Prätor zur Abstimmung vermittelst Handaufhebens. Die Gesetzesvorlage ward mit sämmtlichen Stimmen gegen sechs angenommen. Erschöpft traten die Senatoren den Heimweg an, — gerade noch rechtzeitig, um die übliche Stunde des Mahles nicht zu verabsäumen.

Quintus Claudius lag heute spät und allein zu Tische. Den ganzen Tag hatte er einsam auf seinem Zimmer verbracht. Schwere, qualvolle Ahnungen wühlten ihm durch die Seele. Er genoß nur wenig und zog sich bald wieder in seine Gemächer zurück. Selbst Blepyrus ward nicht vorgelassen.

Um Beginn der zweiten Vigilie warf sich Quintus die Toga um und schritt langsam hinaus in die mondlose Dunkelheit. Nach langer Wanderung erreichte er das Gehölz jenseits des Baches Almo, wo Euterpe und Diphilus auf ihn warteten. Eine Stunde später war es vollbracht. Quintus Claudius hatte vom Aeltesten der Gemeinde die Taufe empfangen.

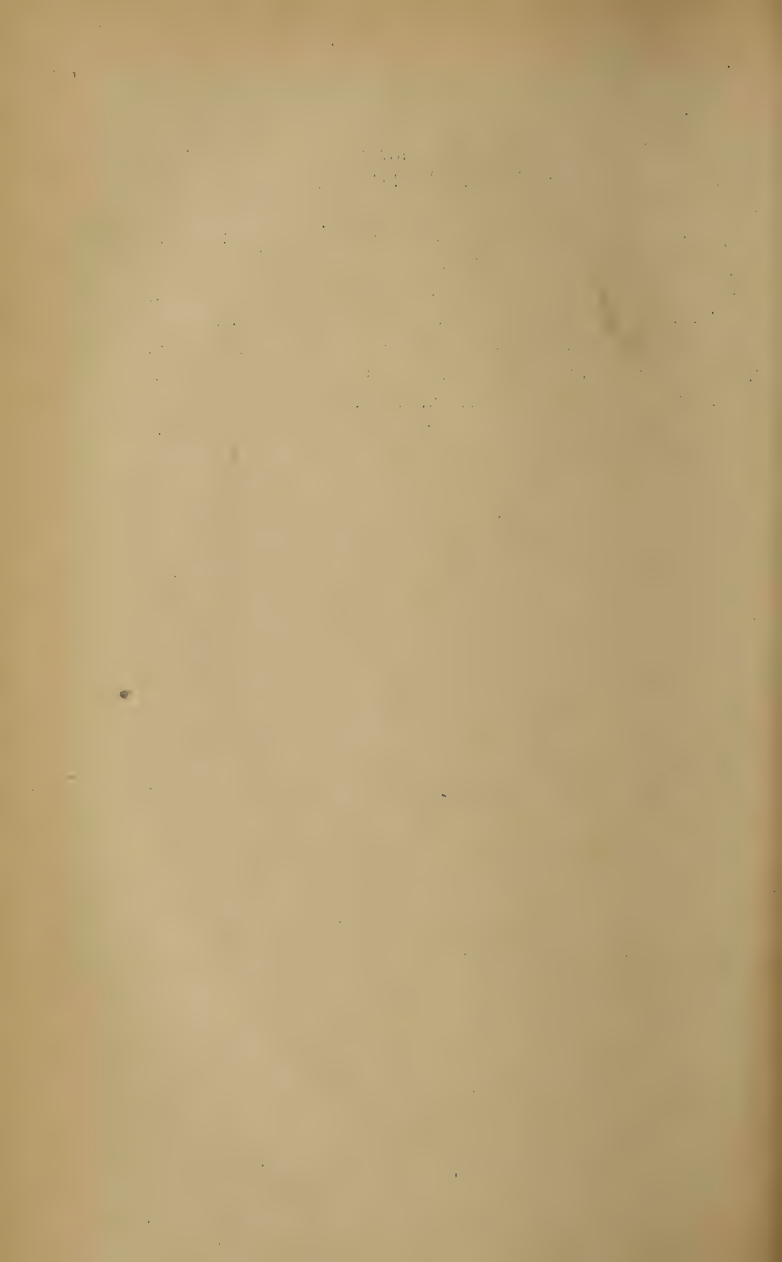
Gegen Mitternacht trat er den Heimweg an. Schweigend empfing ihn die endlose Via Appia; schweigend das sonst so geräuschvolle Rom. Erst am flavischen Amphitheater ward es lebendiger. Hier, am Spingbrunnen der Meta Sudans, stand eine Gruppe von Männern in lautem Gespräch. Sie redeten über das Ereigniß des Tages, über die Annahme des Christengesetzes.

„Das giebt Schauspiele über Schauspiele!" rief der Eine. „In der Subura wimmelt's von Nazarenern."

„Nur zu!" versetzte der Andere. „Die jüngste Thier=

hetze war ohnehin dürftig wie nie zuvor. Wenn ich so dasitze in meiner frischgewalkten Staatstoga, dann will ich auch Blut sehen!“

„Du Gott Jesu Christi,“ murmelte Quintus, eilig vorbeischreitend, „von dieser Stunde auch mein Gott! In Deine Hände befehl' ich mein Leben! Ach, und beschirme auch ihn, den Theuren, der da nicht ahnt, welch' ein furchtbarer Irrthum seine Augen umnachtet! Schütze meinen unaussprechlich geliebten Vater und vergieb ihm, o Gott! ihm und seinen Genossen, — denn sie wissen nicht, was sie thun!“



Ernst Eckstein

Die Claudier



Die Claudier

Roman aus der römischen Kaiserzeit

von

Ernst Eckstein

Zweiter Band

19. und 20. Auflage



Dresden
Verlag von Carl Reißner
1920

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden-A. 27

Zwölftes Capitel.

Domitianus hatte der Sitzung des Senats nicht beigewohnt. Spät entschlummert und lange nach Sonnenaufgang erwacht, empfing er, noch zu Bette liegend, seinen Oberkämmerer Parthenius, der ihm die Meldung brachte, der Feldzugsplan gegen die Proscribirten sei vollständig ausgearbeitet. Diese Botschaft gab dem Kaiser die entschwundene Zuversicht wieder. In bester Laune nahm er das Jentaculum ein.

Noch rosiger ward ihm zu Muthe, als Parthenius von seinen Bemühungen bei dem Isispriester Barbillus berichtete. Für neunzigtausend Denare hatte sich Barbillus bereit erklärt, dem Verlangen des Imperators entgegenzukommen. Billiger sei die gewünschte Beihilfe nicht zu leisten, da er, Barbillus, ein überaus zartes Gewissen habe und nicht so ohne weiteres die Weltmutter Isis erzürnen könne.

Domitianus rieb sich die Hände. Ein lüsternes Lächeln zuckte widerwärtig über das fahle Gesicht. Die Augen blitzten höhnisch unter den Brauen hervor.

„Bei der Kypris! Ein schlauer Fuchs, dieser Barbillus! Und er steht dafür, daß die scheue Nymphe sich fügt . . .?“

„Keine Sorge, o Herr! Barbillus führt eine so zauberisch-tolle Comödie auf, daß ihr die Sinne vergehn. Du erscheinst ihr, magisch beleuchtet und von Blitzen umzuckt, in der Gestalt des adlerköpfigen Gottes Osiris... Allerlei Firlefanz kommt hinzu ... Verlaß Dich darauf, Herr, sie ist Dein, wie je ein sterbliches Weib die Beute eines unsterblichen Gottes war!"

„Das hast Du gut gemacht!" rief der Cäsar entzückt. „Wie der edle Cinna sich krümmen würde, wenn er berichtet wäre...! Diese Gaukler sind unerschöpflich in ihren Narrenspossen. Seltsam nur, daß neben der Lüge so viel Wahrheit einherläuft. Wer sagte doch, Barbillus verstehe sich meisterlich auf die Sterndeutung?"

„Sextus Furius, dem er den Tod seiner Brüder voraus verkündete."

„Ich entsinne mich ... Und die Prophezeiung bewährte sich . . .?"

„Bis auf die Stunde. Die beiden Männer weilten damals in Gallien, und Niemand wußte von ihrer Krankheit. An den Iden des Februar starb der Aeltere, und der Jüngere zwei Tage später."

Die Miene des Imperators verdüsterte sich. Er warf dem Oberkämmerer einen lauernden Blick zu. Wußte dieser Parthenius im Ernste nicht, daß er mit seiner Rede ein Verbrechen wider die Majestät beging? Hatte er so völlig vergessen, was sich mit dem Sterndeuter Ascletario begeben? Domitian wollte den Widerspruch seines Höflings, nicht aber eine Bestätigung. Wahrlich, auch Parthenius schien lässig zu werden im Eifer um die Gnade des Souveräns! Auch er bewegte sich freier und rücksichtsloser!

Unwillkürlich fuhr Domitian mit der Rechten nach der kleinen Holztafel, die unter dem Kopfkissen ruhte. Parthenius aber blickte seinem Gebieter so harmlos in's Angesicht, daß Domitianus etwas wie Reue fühlte. Er bot dem Höfling die Rechte und sagte, sich zur Freundlichkeit zwingend:

„Ich danke Dir. Deine Meldungen waren werthvoll. Ob ich zur Tafel komme, oder sonst meine Gemächer ver-

lasse, steht noch dahin. Auf alle Fälle wirst Du rechtzeitig hier sein für die unbezahlbare Göttergeschichte von heute Abend."

„Wie mein Herrscher befiehlt."

„Höre doch!" rief der Kaiser, da Parthenius von dannen schritt. „Du weißt, heute wird Julia, die Tochter meines verstorbenen Bruders, bestattet . . ."

„Ich weiß, Herr."

„Wohlan . . . Ich vergaß . . . Ihre Asche soll nach dem Tempel der Flavier gebracht werden. So heischt's die Würde unsrer Familie. Ich bitte Dich, Nichts zu verabsäumen, was den Manen einer erlauchten Todten, wie Julia, gebühren mag. Ich will, daß man im Volk sich erzähle, wie Domitianus die Tochter des vergötterten Titus zu ehren weiß."

„Ich verstehe."

Parthenius entfernte sich.

„Ich will ihn beobachten," sprach Domitian zu sich selbst. „Sollte auch er . . . Keine Qual wäre zu grausam für diesen Treubruch . . . Thorheit! Sein Schicksal ist so unauflöslich an das meine geknüpft, daß mein Sturz auch ihn mit hinabrisse."

Auf die rechte Hand gestützt, hob er sich langsam in den Kissen empor. Ein leichter Schauer durchflog seinen Körper. Er fror. „Die Folgen der gestrigen Aufregung!" murmelte er, die Decken fester zu sich heranziehend. „Beim Castor, ich werde abgeschmackt. Immer die nämlichen Hirngespinnste! Immer das öde, grausige Schreckensbild mit dem fahlen Gesicht und der klaffenden Todeswunde!"

Er preßte die Hand vor die Augen.

„Lächerlich! Muß denn Alles auf Erden sich wiederholen? Nero, blutüberströmter Schatten, ich spotte Dein Hab' ich je so unersättlich gewüthet? Hab' ich Rom, die Ewige, ruchlos in Brand gesteckt, und beim Wehgeheul des Volkes die Leyer geschlagen? Hab' ich die eigene Mutter gemordet? Oh, ich bin ein milder, ein vortrefflicher Fürst! Ich bin, mit Dir verglichen, ein Kind, eine Taube, ein Lamm! Fort, fort! Was grinsest Du, scheußliche Nachtgestalt? Du

bist längst in Staub und Asche gesunken! Hinweg, oder ich würge Dich!"

Er stöhnte aus tiefster Brust. In's Kissen zurückgesunken, die Augen geschlossen, hielt er die Hände wie im Starrkrampfe weit von sich abgestreckt. Sein Athem ging schwer und keuchend. Um die bläulichen Lippen zuckte es unaufhörlich.

„Er ist's! Er ist's!" hauchte er, sich mühsam wieder emporrichtend. „Ich seh' ihn, wie er barfuß, in zerissenem Mantel nach dem Gute des Phaon reitet . . . Aus dem nahen Lager schallt das Geschrei der Soldaten . . . Sie fluchen ihm... Jetzt scheut sein Pferd... Er wendet das Haupt . . . Die Prätorianer erkennen sein bleiches Gesicht... Er springt aus dem Sattel und flüchtet sich in's Dorngebüsch . . Wie er keucht! Wie der Durst ihn zermartert! Er beugt sich zur nächsten Pfütze und trinkt! Sie erreichen das Landhaus! Da . . . Er zittert . . . Er bricht in die Knie . . . Ein Bote aus Rom, der dem Phaon Kunde bringt . . . Kunde vom Beschluß des Senats . . . Hochverräther . . . Der Tod von Henkers Hand . . . Horch! Pferdegetrappel! . . . Das sind die Reiter, die ihn ergreifen sollen . . . Komm, barmherziger Dolch! Bohr Dich in die zuckende Kehle! Tödte, morde, zerfleische ihn . . . Da . . . Da liegt er starr auf dem Mantel . . . Die Augen treten ihm aus den Höhlen. Sein Gesicht ist wie Asche . . . So stirbt Nero! . . . Wehe mir, wehe! So stirbt Domitian!"

Ein geller, furchtbarer Aufschrei. Dann Grabesstille.

„Zu Hülfe!" rief der Knabe, der den Dienst im Cubiculum hatte; „zu Hülfe!"

Es war Phaëton, der Lieblingssclave des Imperators. Bebend vor Aufregung sprang er hinzu, um seinen Gebieter emporzurichten.

Domitian lag regungslos wie ein Todter. Der linke Arm hing schlaff zum Bette hinaus. Das Kopfkissen hatte sich weit verschoben und mit ihm jene Holztafel, die jetzt, da Phaëton das Kissen zurecht rückte, klappernd zu Boden fiel. Der Knabe bückte sich und hob sie gerade noch rechtzeitig

auf, um sie vor den Sandalen der übrigen Sclaven zu retten, die jetzt von allen Seiten hereinstürzten. Instinctiv schob er das Lindenholz in die Tunica. Gleich darauf erschien auch der Leibarzt, der sofort alle überflüssigen Personen hinausschickte, darunter auch den vor Schreck noch immer zitternden Phaëton. Der Imperator bedürfe der Ruhe.

Phaëton zögerte noch. Er wollte wissen, ob dem Herrscher Gefahr drohe. Erst nachdem der Leibarzt diese Frage verneint hatte, verließ er das Schlafgemach und begab sich in's nahe Cavädium. Dort wandte er sich nach dem südwestlichen Ausgang, wo zwei Prätorianer in blanken Harnischen Wache hielten. Er setzte sich, unweit der Thüre, die den Blick nach dem aventinischen Hügel freigab, platt auf den kostbaren Mosaikboden. Eine Weile begaffte er die strammen Gestalten, die blitzenden Helme und den ruhigen Ernst der wetterbraunen Gesichter. Dann gähnte er und zog wie im Spiel die hölzerne Tafel hervor. Des Lesens unkundig, ließ er das Auge voll Neugier über das dichte Gewirr krauser und eckiger Lettern schweifen, die ihm noch weit räthselhafter entgegenstarrten, als die Schriftzüge der alten jüdischen Bücherrollen, in denen seine Mutter zu lesen pflegte. Dann wog er das Täfelchen auf den Fingerspitzen und versuchte, es auf die Kante zu stellen, nach Art des großen Balancirkünstlers Masthlion draußen auf den Rasenplätzen des Marsfeldes.

In diesem Augenblicke kam wuchtigen Schrittes der Adjutant Clodianus vorüber, der sich auf Ersuchen des Oberkämmerers nach dem Sterbezimmer der Julia verfügen wollte. Der Knabe, im dunklen Gefühl, er verstoße gegen die Schicklichkeit, wenn er mit dem Eigenthum seines kaiserlichen Gebieters auf diese Art Kurzweil treibe, steckte die Tafel rasch wieder in die Tunica. Aber gerade die Raschheit seiner Bewegung hatte den Adjutanten befremdet.

„Was verbirgst Du da?“ fragte er, den Knaben heranwinkend.

„O Nichts, Herr. Ein Täfelchen ...“ stammelte Phaëton. „Unser Herr und Gott ist erkrankt ... Eine Ohnmacht ... Das Holz fiel zu Boden ...“

„Zeig' her!"

Der Knabe gehorchte zitternd, denn die Stimme des Adjutanten klang wie fernes Gewittergrollen. Am Hofe des römischen Imperators mußte man immer darauf gefaßt sein, die kaiserliche Majestät unsühnbar verletzt zu haben. Auch der bebende Junge glaubte, im nächsten Augenblicke die Worte zu hören: „Geh', laß Dich auspeitschen!" — oder was Schlimmeres. Wie staunte er aber, als Clodianus, der beim ersten Blick auf die Tafel ingrimmig die Stirne gerunzelt, mit einem Mal seine trotzige Haltung verlor und wie verstört nach den Wachtposten schaute.

„Haben die dort gesehen ...?" fragte er, den Knaben bei Seite führend.

„Nein, Herr."

„Wo fandest Du diese Tafel?"

„Sie lag unter dem Kopfkissen des Gewaltigen ..."

„Und Du hast sie gestohlen?"

„Nein, Herr. Sie fiel herab, da der Kaiser die Besinnung verlor."

„Wie? Der Kaiser ist krank?"

„Ich sagt' es bereits. Er schrie auf, wie von Nattern gestochen. Dann sank er in Ohnmacht. Der Leibarzt meint, es habe keine Gefahr . . ."

„Hoffen wir's, hoffen wir's! Hat Jemand bemerkt, wie Du die Tafel vom Boden aufhobst?"

„Nein, Herr."

„So höre, was ich Dir sage! Leg' die Tafel so schnell als möglich und insgeheim — verstehst Du wohl? insgeheim! — an ihre Stelle zurück! Erfährt man, daß Du sie hier im Cavädium mit Dir herumgeschleppt, so bist Du des Todes! — Ich mein' es gut mit Dir, Phaëton!"

„O Herr, hätt' ich ahnen können, daß ich ein Verbrechen beging . . ."

„Schweig' und thu', was ich sage! Hol's der Geier, ich bin keiner von denen, die bei jeder Dummheit den Kläger machen! Ein alter Soldat versteht sich schlecht auf die Angeberei! Verrathe Dich nur nicht selbst!"

„Ach, womit hab' ich so viel Güte verdient?" sagte das arme Kind, dem schlauen Höfling die Hand küssend. „Vielleicht kann ich schon jetzt wieder eintreten . . ."

„Versuch's, meine Junge, — und in Zukunft nimm Dich in Acht! Was der Kaiser unter dem Kissen birgt, ist nicht für fremde Augen bestimmt. Merk' Dir das!"

Der Knabe entfernte sich. Kopfnickend schaute Clodianus ihm nach.

„Ein glücklicher Zufall!" sagte er zu sich selbst. „Du schreibst leserlich, Imperator! — Seit lange schon sah ich's kommen. Du willst nur Feinde, erlauchter Cäsar, keine Bundesgenossen. Ich will versuchen, ob die neue Rolle sich spielen läßt."

Inzwischen hatte sich Domitianus von seiner Ohnmacht erholt. Geistige Anstrengung, so erklärte der Leibarzt, Sorge um das Wohl der geliebten Römer habe den Vater des Vaterlandes in diesen Zustand versetzt. Enthaltung von allem Geschäftlichen, Zerstreuung und heiterer Lebensgenuß sei das geeignete Mittel, die Wiederkehr solcher Anfälle zu vermeiden.

Der Kaiser vernahm diese Rede mit Wohlgefallen. Waschungen mit Vesuvwein und einige Tropfen schwersten Samiers, die er gierig hinuntertrank, hatten ihn vollständig wieder gekräftigt. Nicht einmal das gewöhnliche Nachgefühl von Mattigkeit war geblieben. Eine Stunde noch verbrachte er auf Rath des Arztes im Bette. Dann ließ er sich ankleiden und befahl eine Sänfte.

Im Begriff, sein Gemach zu verlassen, fiel ihm die Tafel ein. Er eilte zurück und hob das Kopfkissen auf. Da lag sie, die Verkünderin des Verderbens . . . Er steckte sie zu sich . . .

„Was thust Du hier?" wandte er sich hastig an Phaëton, der schüchtern und bleich in der Nähe stand..

„Was mein Herr und Gott mir befiehlt."

„So bestell' den Narcissus für den Dienst im Cubiculum und begleite mich!"

Phaëton athmete auf. Er gehorchte mit Windeseile.

Bis zur Stunde der Coena weilte der Kaiser in einem der großen Gärten auf der Höhe des Mons Janiculus. Phaëton genoß der vielbeneideten Ehre, den Gebieter des Weltreichs unterhalten zu dürfen, während das übrige Gefolge abseits in stummer Ehrfurcht verharrte. Domitianus war heute außerordentlich gnädig. Er geruhte den Knaben in die rosigen Wangen zu kneifen und ihn zum Frühstück zu laden, das in einem der Gartenhäuser mit allem erdenklichen Aufwand servirt wurde. Dann mußte Phaëton singen und von seiner Mutter, der schönen, traurigen Judith, erzählen, die als junges Mädchen aus ihrer palästinischen Heimath nach Rom geschleppt worden war und so viel geweint hatte, bis ihre großen, brennenden Augen erloschen waren. Der Knabe wußte gar seltsam zu plaudern, bald fröhlich, bald wehmuthsvoll, — von der heiligen Veste Jerusalem, die er sich als den Inbegriff aller irdischen Herrlichkeit vorstellte, von den Schrecknissen der Belagerung, vom Tempel Salomonis und den tausendjährigen Cedern des Libanon . . . Dann mischte er wieder Reminiscenzen aus seinen eigenen Erlebnissen ein, sein erstes Discuswerfen im Marsfelde, wo er die Aufmerksamkeit des Parthenius erregt hatte, den Stolz und die Furcht, die er beim Betreten der kaiserlichen Gemächer empfunden, die Freude über den Lobspruch des Imperators auf der Rückreise vom Albanischen Landgut . . .

Domitianus verspürte beim Anhören dieses naiv kindlichen Plauderns eine Regung von Sympathie, wie er sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte.

„Nicht wahr, Phaëton," sagte er, dem Knaben die Locken streichelnd, „wenn ruchlose Menschen auf Deinen Herrn und Gebieter eindringen und ihm ein Leids thun wollten, Du würdest ihm beistehen?"

„So gut ich's könnte, Herr," versetzte Phaëton treuherzig. „Wer aber sollt' es wagen, so unermeßlich zu freveln?"

„Niemand, Phaëton, bei den Göttern! Ich fragte nur, um Deine Gesinnung zu prüfen."

Als er des Zwiegesprächs mit Phaëton müde war, ließ sich der Cäsar eine Weile noch in den Gärten umhertragen

und kehrte dann nach dem Palatium zurück, — fast um dieselbe Zeit, da die versammelten Väter nach erfolgter Annahme des Christengesetzes vom Hügel des Capitols herabstiegen.

Bis zur Tafel verblieb er in seinem Schlafgemach. Bei Tische war er lebhaft, beinahe aufgeregt. Er aß nur Weniges. Dagegen trank er ungemischten Falerner in großer Menge.

Da die Coena vorüber war, begab er sich in sein Arbeitszimmer. Dort rannte er in lautem Selbstgespräch hin und her, machte Gesten wie ein Gladiator und rief pathetisch:

„Kommt nur heran, Ihr Schurken! Mein gutes Schwert soll Euch die Köpfe zerspalten!"

Dann fing er Fliegen, wie er dies schon als Knabe gewohnt war, und spießte sie mit dem Schreibgriffel.

„Durch und durch!" rief er im Tone eines glücklichen Fechters. „Hab' ich Euch, Ihr Verschwörer? Zappelt nur! Geberdet Euch wie unsinnig! Ihr kommt mir nicht los, bis Euch die Seele nach dem Tartarus fährt!"

Nach und nach begann diese Erregung sich abzudämpfen. Immerhin war er beim Erscheinen des Oberkämmerers so frisch und elastisch, daß sich Parthenius eine rohe Anspielung auf das bevorstehende Abenteuer erlaubte.

„Du bist ein köstlicher Witzbold!" lachte der Imperator. „Aber ich fühle selbst: Du hast, spaßend, hier die Wahrheit gesagt. Auf denn zur glorreichen That! Ich hoffe, Isis, die erlauchte Aegypterin, soll mit ihrem neuen Bruder zufrieden sein!"

Dreizehntes Capitel.

Unterdessen harrte Cornelia mit fiebernder Ungeduld auf die Nacht. Der goldrothe Streifen, den die Abendsonne wider die Ostwand des Peristyls warf, rückte nie so langsam aufwärts wie heute. Und da er nun endlich, endlich verschwunden war, wie zögernd brach das Dunkel herein! Wie

lange brauchte das Firmament, um sich mit all' den blitzenden Sternen zu schmücken . . .!

Sehnsuchtsvoll schaute sie in den tiefblauen Abgrund. Ihr Blick suchte das Sternbild der Cassiopeja. Von dort mußte der Gott, in unsichtbare Wolken gehüllt, durch das Luftmeer zur Erde schweben. Wie diese Sterne sie anlachten, als wüßten sie um die Gnade, die der Himmel ihr zugedacht.

Heute! Heute, zwei Stunden vor Mitternacht! Welch' ein unergründliches Räthsel! So viel also vermochten die Gebete des gottgeweihten Barbillus! Er selbst, Osiris, der Unermeßliche, hatte dem sterblichen Weibe eine Begegnung bewilligt! Er wollte ihr erscheinen in der ganzen Kraft seiner göttlichen Majestät, hehr und glorreich, wie er einst vom Tode erstand, da der menschenköpfige Vogel Amun den Erschlagenen wieder belebt hatte. Freilich, sein wahres Antlitz mußte der Staubgeborenen verhüllt bleiben, — jenes göttliche Sonnenantlitz, vor dessen Strahlen die Erdentochter zerschmelzen würde, wie die Semele des hellenischen Mythus in den Armen des Zeus. Isis, die Allgütige selber, hatte ihren Bruder beschworen, niemals zur Erde zu steigen, ohne die Flammenpracht seiner göttlichen Züge hinter jenem Adlerkopfe zu bergen, der von Vielen als das wahre Haupt dieses unerforschlichen Gottes betrachtet, von den Eingeweihten aber als eine wohlthätige Maske erkannt wurde.

Cornelia seufzte. Es war ein Seufzer ekstatischer Sehnsucht. Ihre Vernunft schien ganz und gar eingewiegt. Nur der Drang nach Erlösung von aller Fährniß, nur ein dunkles, brünstiges Heilverlangen beherrschte noch in traumhafter Schwüle dieses haltlose Menschengemüth. Wahrlich, Barbillus konnte sich Glück wünschen! Der Erfolg seiner phantastischen Künste überstieg jede Erwartung.

Es ward dunkler und dunkler.

„Geh schlafen, Cornelia!" erklang jetzt die Stimme des Oheims, der sich vom Sessel erhob. „Es ist spät geworden. Komm, küsse mich, liebes Kind! Mir ist heute so seltsam, so weh um's Herz! Sonst, wenn ich sah, wie der Unsinn

über die Wahrheit gesiegt, ward ich zornig; das Blut ras'te mir durch die Adern. Heute stimmt das Alles mich traurig. Ich fühle etwas wie Mitleid mit dem tausendgestaltigen Dulder, Menschheit genannt. Sclave zu sein der Kleinheit und der Gemeinheit, das ist ihr ewiges, erbarmungswürdiges Loos! Schlaf' wohl, Cornelia! Ich bin müde von diesen Kämpfen, müde von heute, müde von langen Jahren."

Er umarmte das Mädchen und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne. Dann begab er sich in's Cubiculum.

Was lag da hellschimmernd vor der eisernen Lampe? Ein Brief? Wieder um diese Stunde? Seltsam!

„Charikles!" rief er in's Vorgemach.

Der Sclave trat ein.

„Wer brachte das Schreiben hier?"

„Der Unbekannte von Ehvorgestern. Ich wollte nicht stören, Herr . . ."

„Gut! Laß mich allein!"

Cornelius Cinna löste die Schnur. Er las:

„Flieh, Cornelius! Morgen zur Nachtzeit sollst Du ergriffen werden. Dein Tod ist beschlossen. Rette Dich, Freund der Freiheit! Rette Dein Vaterland!"

Der Senator beugte sich tief über das Blatt. Es waren dieselben Schriftzüge wie im ersten Briefe. Er sann und sann. Alles vergeblich.

Cornelius Cinna schwankte keine Secunde. Schon die gestrige Machtentfaltung im Palatium war bedenklich gewesen. Einzelne Momente in der heutigen Sitzung, insbesondere eine scheinbar unverfängliche Aeußerung des Titus Claudius hatten ihn gleichfalls stutzig gemacht. Und nun dieser Brief . . . Es war zweifellos!

So beschloß er denn, in aller Frühe mit Nerva und Ulpius Trajanus Rücksprache zu nehmen, und schon am Nachmittage die Stadt zu verlassen. Alles Weitere würde sich finden.

Er ließ den Brief an der Lampe verkohlen und begab sich in ruhiger, fast heiterer Stimmung zu Bette. Nachdem so lange die quälendste Ungewißheit auf ihm gelastet hatte,

war ihm diese Entscheidung, die nun zur That drängte, aller Gefahr ungeachtet, willkommener als eine Fortsetzung des bisherigen Provisoriums.

Da er eben entschlummert war, schlich Cornelia, von Chloë und dem treuen Parmenio begleitet, nach der Wohnung des Isispriesters.

Der Sclave und die Freigelassene mußten sich diesmal schon früher als gewöhnlich von der Gebieterin trennen. Sie blieben im Erdgeschoß, während Cornelia, von einem Diener des Barbillus geführt, die Treppe hinanstieg.

Der Priester empfing sie an der Schwelle des Vorgemachs. Nachdem sie Mantel und Schuhe abgelegt und ein kurzes Gebet gesprochen, trat sie in's Heiligthum. Hier war seit ihrem letzten Besuche Manches verändert worden. Das Bild der Göttin stand weiter abseits. An Stelle der schwarzen, silbergestickten Vorhänge duftiges Himmelblau mit lichtem, wolkenähnlichem Faltenwurf. Der Fußboden war über und über mit weißen Rosen bestreut, die einen köstlichen Duft ausströmten. Dort aber, wo der Altar gestanden, hing ein dichtes Gewebe schwer von der Decke herab.

„Meine Tochter," sagte Barbillus, „Du bist reich begnadet vor allen Sterblichen! Zage nicht, wenn die Majestät der Gottheit Dich Anfangs erschreckt! Zittre nicht, wenn ihr Zauber Dich blendet! Alles, was von den Himmlischen kommt, ist Gnade, Alles ist unermeßliche Huld, selbst wenn es befremdlich oder furchtbar erscheint. Liebst Du die allgütige Weltenmutter und ihren göttlichen Bruder wahrhaftig; ist's Dir ernst mit dem Streben, den theuren Jüngling, dem Du Dein Leben geweiht, für immer aus den Griffen des Fatums zu retten: so sei muthvoll und standhaft! Füge Dich in den unerforschlichen Rathschluß dessen, der Himmel und Erde beherrscht! Zeig' ihm vertrauende Hingebung, kindliche Demuth, — und der Wunsch Deines liebenden Herzens wird glorreich erfüllt werden!"

Cornelia stand regungslos. Ihr lichtes Gewand, ihr schneeiger Fuß, den die Falbel nur wenig verhüllte, die bleichen Rosen und ihr noch bleicheres Antlitz, — das Alles

gab in der mondscheinartigen Beleuchtung der Ampel ein wunderbar phantastisches Bild. Sein Zauber bestrickte selbst den kühl berechnenden Priester. Eine Secunde lang schien er aus der Rolle zu fallen. Ein Blick von heißer Begehrlichkeit zuckte unter seinen Wimpern hervor. Nur einen Moment währte die Anwandlung, — aber lange genug, um von Cornelia bemerkt zu werden. Sie schrak zusammen. Sie wollte sich einreden, das leise flimmernde Licht oder ihr aufgeregtes Blut habe ihr das Unglaubliche vorgespiegelt. Aber so sehr sie kämpfte, es blieb ein Rest von Verstimmung zurück, ein Hauch von Mißtrauen . . .

„Was soll ich thun?“ fragte sie flüsternd.

„Kniee dort nieder,“ sagte Barbillus, auf ein Kissen in der Nähe des Vorhangs deutend. „Ergieß' Deine Seele unermüdlich in heißem Gebet und harre, bis der Allgewaltige Dich erhören mag!“

Er war jetzt wieder völlig der selbstlose Gottesmann, weihevoll, heilig, großartig in seiner vergeistigten Hoheit. Cornelia beruhigte sich. Dennoch, wie in Folge einer plötzlichen Eingebung, trat sie bebend zu ihm heran.

„Herr und Meister,“ sprach sie bewegt, „ich weiß nicht, was mir so unerwartet die Seele trübt. Bin ich denn würdig, den Unermeßlichen, den Allgütigen mit diesem sündhaften Auge zu schauen? Ist's denn möglich, ist's denkbar?“

„Wie? Du zweifelst?“

„Schwöre mir, bei allem Heiligen, bei Deinem Leben und Deiner Seligkeit . . .“

„Wohl, meine Tochter,“ sprach Barbillus, die Rechte gen Himmel hebend, „ich schwöre Dir bei der tausendnamigen Isis, bei dem Glück meines Lebens und dem Heil meiner Seele: der Weltbeherrscher selbst verheißt Dir die Gnade seines Erscheinens, er selbst, der Gewaltige, vor dem sich Alles im Staube neigt vom Aufgang bis zum Niedergang!“

„O, ich danke Dir!“ rief Cornelia verzückt. „Laß mich knie'n, Du Heiliger, und in Demuth warten, bis Dein Wort sich erfüllt!“

Der Priester entfernte sich. Cornelia sank mit einem

leisen Seufzer auf das purpurne Kissen und neigte das Haupt. Das gelöste Haar fiel ihr wie ein Strom über das Antlitz bis herab auf den Fußboden. Sie rang die Hände. Sie betete.

Wieder ertönte jene wunderbare Musik, die aus den Wänden, aus der Decke zu quellen schien, und doch so fern, so schmelzend, so träumerisch klang. Plötzlich erlosch die Ampel. Ein furchtbarer Donnerschlag durchdröhnte die Luft. Das Gemach erbebte in seinen Grundfesten. Gleich darauf ein greller, unerträglicher Lichtschein, der sich nach und nach abdämpfte. Als Cornelia zitternd emporschaute, war der Vorhang, an dem sie kniete, zurückgestreift. Nur wenige Schritte vor ihr prangte ein sogenanntes Pulvinar, ein Polsterbett, wie's die Priester ausbreiten, wenn sie den Unsterblichen das Göttermahl vorsetzen. Am Ende dieses Pulvinars glänzte lichtes Gewölk, das noch einmal in blendender Helligkeit aufblitzte und dann allmählich verglomm. Zuletzt erschien es nur noch wie Nebel matt und gespenstisch. Ein eisiger Luftstrom traf Cornelias glühende Stirn. Der Nebel zertheilte sich, und fremdartig, wie ein Traumbild, von bläulichem Schimmer umspielt und fast nur im Umriß erkennbar, trat die Gestalt eines unbekannten Wesens langsam auf die Erschreckte heran.

„Fürchte Nichts," sprach eine flüsternde Stimme.

Cornelia blickte nach oben. Die Stimme, lieblich, wie Quellgemurmel, schien aus der Höhe zu kommen.

„Fürchte Nichts," klang es weiter. „Dein Gebet ist erhört. Du sollst gesegnet sein vor allen Weibern der Erde."

Die Gestalt kam näher. Mit heiligem Grausen erkannte Cornelia das phantastische Adlerhaupt, das sie so manches Mal im Bilde gesehen ... Ja so stand Osiris drüben im Tempel, auf dem Sockel von Elfenbein und Sardonyx, eine unbegreifliche Mischung von Gräßlichkeit und Erhabenheit. Der Gott mit dem Thierkopfe! Wie hatte Cornelia ihr Schönheitsgefühl bändigen, wie hatte sie den Abscheu ihres Herzens bezwingen müssen! Nach und nach war die heilige Schwärmerei Sieger geblieben. Jetzt aber, da jene Statue

gleichsam Leben gewann, da der Gott selbst in der Adlermaske zu ihr herabstieg, welcher Schauer sie da durchströmte! Wie sie zuckte, als ob eine Schlange oder ein Scorpion auf sie zukröche!

Jetzt stand die schattenhafte Gestalt, die fast zu schweben schien — so unhörbar kam sie heran — dicht vor ihr. Eine Hand legte sich ihr sanft auf die Schulter.

„Fürchte Nichts!“ scholl es von der Decke herab. „Die Wege der Gottheit sind wunderbar.“

Die Gottheit aber, die hier in so fragwürdigem Aufzuge erschien, schlang jetzt beide Arme um die fiebernde Jungfrau und preßte sie mit einer Leidenschaft an die Brust, wie sie bei Göttern sonst nicht vorausgesetzt wird. Dabei mochte diesem räthselhaften Osiris ein Seufzer, ein Röcheln über die Lippen gleiten, das inmitten all' der übersinnlichen Phantastereien außerordentlich menschlich klang. Genug, im nächsten Augenblick hatte Cornelia den Gott mit einem lauten Aufschrei zurückgestoßen, und da er wieder herzustürzte, packte sie ihn mit der ganzen Kraft einer Verzweifelten an der Kehle. Ein Donnerschlag, der erscholl, verfehlte den erwarteten Eindruck. Nach kurzem Ringen stand Cornelia mitten im Raume, die grausig bemalte Göttermaske zerfetzt und zerknickt in der Linken, die Rechte drohend zur Faust geballt. Vor ihr aber, die Züge verzerrt, die Augen halb vor Wuth und halb vor Schrecken geröthet, grinste das widerlich gedunsene Antlitz des Imperators. Von der Wange, wo die scharfen Nägel Cornelias ihm tief in das Fleisch gedrungen, rann Blut herab. Er stöhnte. Er keuchte.

Eine Weile starrten sie, wie festgewurzelt, einander an.

„Göttliches Mädchen,“ brachte er endlich mit abgesetzter Stimme hervor. „Nur die glühendste Liebe, nur der Brand einer Seele, die sich verzehrt . . .“

Er machte einen Schritt vorwärts und preßte die Hände auf's Herz.

„Zurück!“ schrie Cornelia mit geller Stimme. „Ist das der Schauplatz, wo der römische Imperator Triumphe sucht? Sind das die Heldensiege der Flavier?“

„Hüte die Zunge, Mädchen!“ rief Domitian drohend.

„Ich spotte Deines erbärmlichen Ingrimms! Mag Rom Dir sclavisch zu Füßen winseln: ich, Cornelia, verachte Dich! Ballst Du die Faust, Elender? Morde mich doch, wie Du die Julia gemordet!“

„O wie sie dasteht!“ raunte der Cäsar giererfüllt durch die Zähne. „Lebendiger Marmor! Ich hatte mir's anders gedacht, dieses Stündchen Unsterblichkeit! Das sollst Du büßen, Barbillus!“

Cornelia hatte sich in der Zwischenzeit dem Ausgang genähert, immer die Blicke auf den Gegner gerichtet. Jetzt legte sie die Hand auf den Riegel. Die Thür war von außen geschlossen.

Domitian lachte. Er sah, daß Barbillus alle Möglichkeiten voraus bedacht. Das gab ihm die gute Laune zurück. War die List fehlgeschlagen, so blieb die Gewalt. Er tastete nach dem Dolch, den er im Busen trug . . .

„Du bemühst Dich umsonst!“ rief er höhnisch. „Hier bist Du mein, schöne Cornelia!“

Das Mädchen lehnte sich wider einen der Pfeiler. Sie schwankte. Der bläuliche Schimmer, der vom Pulvinar her in den Raum fiel, schien ihr jäh zu verlöschen. Bald aber kehrte ihr die volle Kraft der Besinnung wieder. Sie erwog, daß auf der Seite, wo der Betrüger hereingetreten, sich ein zweiter Ausgang befinden müsse. Wie eine Löwin sprang sie auf Domitian los. Dieser vermochte dem unerwarteten Anprall nicht stand zu halten. Er taumelte seitwärts. Sein Fuß verwickelte sich in die Falten des Vorhangs. Er stürzte.

Da er sich wieder erhoben hatte, war Cornelia verschwunden.

„Barbillus!“ rief der Kaiser in das Dunkel des langen Corridors, der seiner Verfolgung ein Ende setzte. „Man sieht nicht die Hand vor den Augen! Barbillus!“

Der Isispriester, eine Laterne haltend, kam die Treppe herab.

„Du hast mich betrogen!“ schrie der Imperator, als Barbillus zögernd herantrat. „Wo ist Parthenius?“

„Hier, mein Gebieter," klang die Stimme des Höflings.

„Warte mit Phaëton hier im Säulengange!" rief Domitian heftig. „Und Du, Barbillus, entkleide mich Augenblicks dieser Narrenjacke!"

Da er mit dem Priester allein war und die wunderlichen Attribute der Gottheit vollends abgelegt hatte, machte er ihm die zornigsten Vorwürfe.

„Wie?" knirschte er; „kein römisches Mädchen ist sittsam? Sprich, Du Lügner!"

„Ich bin untröstlich," sagte Barbillus. „Wie konnte ich ahnen, daß gerade sie Dich enttäuschen würde! Ihr verschwommener, gläubiger Blick . . . Ich hätte mein Haupt verwettet!"

„Hier, das sind die Spuren ihrer zärtlichen Hingebung! Sie muß sterben, die Ruchlose, da sie Hand gelegt an das Haupt ihres Herrschers. Bis zur Schulter herab ist das Blut getropft."

Barbillus benetzte ein Tuch mit frischem Brunnenwasser und wusch dem Kaiser die Wange.

„Wie das brennt!" rief er grimmig. Plötzlich hob er die Stirne. Ein Strahl der Freude zuckte über sein Antlitz.

„Höre, Barbillus, ich glaube, dieser Unfall bedeutet mir Gutes."

„Unstreitig," versetzte der Priester, dem diese Wendung willkommen war. „Wunden von schöner Hand . . ."

„Nein, nein! Du verstehst mich falsch. Hast Du nicht von dem Schurken gehört, von dem Wahrsager Ascletario, der vorgestern seine Frechheit mit dem Leben bezahlte?"

„Ja, Herr! Alle Welt redet davon und bedauert auf's Tiefste . . ."

„Unsinn!" lachte der Cäsar in vortrefflicher Laune. „Siehst Du nicht, daß seine Wahrsagung in Erfüllung gegangen? Merkst Du nicht, daß ich künftig geschützt bin? Was hat er mir prophezeit? Mein Blut werde in kurzer Frist gewaltsam vergossen werden, da die Unsterblichen zürnten ob meiner Liebe zu einem Weibe, das mir nach göttlichem und

menschlichem Rechte nicht zustehe. Nun, dieses Blut ist vergossen worden."

Er deutete mit höchstem Wohlgefühl auf die Wange.

„Herr, Deine Weisheit ist unvergleichlich," sagte der Priester. „Ja, nach allen Regeln der Astrologie leidet es keinen Zweifel: die Wahrsagung ist in Erfüllung gegangen."

Domitian schmunzelte.

„So bin ich ihr eigentlich Dank schuldig, der süßen Cornelia! Beim Zeus, ich fühle, daß mein Groll völlig entweicht und zärteren Empfindungen Platz macht. Ein Mädchen wie Aphrodite! Ich, der Kaiser, der Herr des Weltalls, begehre sie, und sie weigert sich, laut aufjauchzend in meine Arme zu stürzen! Das ist unerhört! Das ist lächerlich! Du mußt Rath schaffen, schlauer Barbillus, denn" — fügte er neckisch hinzu — „Du siehst, der Zorn der Götter ist nur ein mäßiger."

„Ich, Herr? Ich soll Rath schaffen?" rief Barbillus verzweifelt. „Glaubst Du, Cornelia werde je wieder meine Schwelle betreten?"

„Du verstehst mich falsch. Ich verlange ja keine Wiederholung dieser Göttercomödie. Nicht als Priester, sondern als Mensch sollst Du die Hebel Deiner Pfiffigkeit ansetzen."

Barbillus schaute sinnend zu Boden.

„Herr," sagte er, „wie ich sie kenne, wird Cornelia lieber zu Grunde gehen, ehe sie ihrem Verlobten die Treue bricht. Nur die List bot hier die Möglichkeit eines Sieges, nur die Maske der Gottheit."

„Verwünscht! Soll ein Anderer genießen, was dem Kaiser versagt bleibt? Soll mir ein Knabe, ein verliebter Träumer im Wege stehn?"

„Du weißt, ihr Verlobter ist der Sohn Deines Oberpriesters. Ja, wär's ein Cornelier oder ein Ulpier . . .!"

„Du hast Recht. Den Claudiern bin ich gewisse Rücksichten schuldig . . . Um so schlimmer für Dich! Kennt Ihr in all' Eurer mystischen Weisheit kein Mittel, zwei Turteltauben auseinander zu jagen? Gibt's nicht Verführerinnen, die den Jüngling umgarnen, kluge, geschwätzige Zungen, die

den Ruf der Jungfrau beflecken können? Ist nicht Lykoris vollendete Meisterin aller Liebeskünste? Martialis ein Epigrammatiker, dessen Pfeile vergiftet sind? Erwäge Dir's! Prüfe und plane! Ich muß diese unvergleichliche Aphrodite um jeden Preis in die Arme schließen! Ich muß — hörst Du, Barbillus? Oder besser: ich will!"

„Dein Wille ist Weltgesetz," sagte der Priester.

„Morgen das Weitere. Ich schicke Dir meinen Kämmerer. Domitianus wird sich dankbar erweisen."

Er zog die Kappe der Lacerna über den Kopf und stieg, von Barbillus geleitet, die Treppe hinab.

Vierzehntes Capitel.

In den Bädern des Titus hatte das nachmittägliche Treiben den Höhepunkt erreicht.

Immer neue Besucher, ihrer Mehrzahl nach Angehörige des Senatoren- oder des Ritterstandes, strömten durch die breite korinthische Pforte nach dem Apodyterium, wo ein Heer von Sclaven damit beschäftigt war, den Ankömmlingen Toga und Tunica abzunehmen.

Ein gleiches Gewühl herrschte im Eläothesium, wo die Körper mit Oel gesalbt, und weiter abwärts im sogenannten Gymnasium, wo der Ringkampf und das Werfen der Discusscheibe betrieben ward. Die Leibesübungen vor dem Bade gehören zu den Hauptregeln altrömischer Diätetik. Waren die Muskeln auf diese Weise gründlich angestrengt worden, so hüllte man sich in leichte Wollgewänder und kühlte sich ab.

Dieses Viertelstündchen der Abkühlung auf den Bänken des Ringsaales gehörte zu den angenehmsten des Tages. Niemals wurde so launig, so mit Grazie geplaudert; nirgends fanden die Ereignisse des Tages so geistvolle Interpreten. Im Ringsaal erdreistete sich Martial seiner indiscretesten

Epigramme. Im Ringsaal erzählte der Oberkämmerer Parthenius die reizvollsten Liebesabenteuer und die witzigsten Scandalosa. Im Ringsaal besprach man sich über die neuesten Triumphe der Wagenlenker, über den Lebenswandel der schönen Lykoris, über die Großthat eines kühnen Gladiators, über die Unterschleife eines Provinzbeamten, über das Testament eines kinderlosen Senators, über die Processe vor den Centumviratsgerichten, über die Recitationen, die Gastmähler, die Todesfälle; — und was die launigen Cavaliere in ihren Abkühlungs-Mänteln auch verhandelten: Alles trug den Stempel einer ganz besonderen Anmuth, einer prickelnden Conversation.

Auch heute ging's übermüthig genug her in dem verschwenderisch ausgestatteten Raum, und die Marmorbilder, die rings aus den purpurnen Nischen herabsahen, hörten manches packende Wort, manches tolle Gelächter.

Zu den Ausgelassensten einer Gruppe, die sich um den Epigrammen-Dichter Martialis gebildet hatte, zählte Clodianus. Dionysische Heiterkeit strahlte ihm nur so von dem hochgerötheten Antlitz. Der Poët, bis über die Ohren in seine Decke vermummt, hatte ein lustiges Stücklein aus dem Leben eines Rechtsanwalts zum Besten gegeben. Dieser Mensch, Sabellus mit Namen, ein Muster von Unfähigkeit, war stets nur von Leuten der untersten Volksclassen zum Vertreter gewählt und seit Beginn seiner Laufbahn auch nicht ein einziges Mal mit Erfolg gekrönt worden. Da endlich gewann er seinen ersten Proceß. Das streitige Object war der Karrengaul eines Fuhrmannes. Der Sieger überreichte seinem Rechtsbeistand das Honorar in Gestalt verschiedener Naturalien und der gute Sabellus, im Ueberschwang seiner Freude, erzählte in allen Säulenhallen von dem glänzenden Resultat seiner advocatorischen Bemühungen. In boshaft-ergötzlicher Weise malte der Dichter aus, wie er den Sabellus schon achtmal zur Erzählung jenes wunderbaren Gaul-Processes veranlaßt habe, und wie der Rechtsanwalt bei jeder erneuten Wiedergabe das Haupt stolzer im Nacken trage. Martial schloß mit den improvisirten Versen:

Diese stolzen Gedanken gibt dem Edlen
Dinkelschrotes und Bohnenmehls ein Halbmaß,
Drei Halbpfunde des Pfeffers und des Weihrauchs,
Und Lucanische Wurst, Falisker Magen,
Und ein Syrischer Krug mit schwarzem Mostsaft,
Und im Libyschen Topf bereifte Feigen.

Die Geschichte, mit einem unsäglichen Ausdruck von Ironie und Uebermuth vorgetragen, wirkte unwiderstehlich. Niemand jedoch in der ganzen Gruppe lachte so ungestüm, so phantastisch wie der stramme Clodianus. Der Mann wollte sich gar nicht wieder beruhigen. Ein wahres Cyclopengelächter dröhnte ihm von den Lippen: es war, als ob hier die biedere, plump soldatische Ehrlichkeit in Person jauchze. So harmlos und so bärenhaft war dieses Gebahren, daß es selbst den Kaiser beruhigt hätte.

Einigermaßen im Widerspruch mit dieser Jovialität standen die Blicke, die Clodianus von Zeit zu Zeit, wenn er sich unbemerkt glaubte, nach einer Ecke des Saales warf, wo ein Mann mit stechenden Augen und geierartiger Nase das Viertelstündchen der Abkühlung durch die Lectüre einer kleinen Bücherrolle verkürzte.

Jetzt, da die Brusttöne des Clodianus wie Donner durch die Hallen dahin rollten, hob der Mann die gerötheten Lider.

„Stephanus!“ rief Clodianus, noch immer die Hüften haltend, „trifft man Dich auch einmal in den Thermen? Du hast viel versäumt in der letzten Woche. Martialis wird von Tag zu Tag unverschämter. Ein herrlicher Junge, dies nordhispanische Großmaul! Beim Hengst Incitatus, er zermalmt unsere Quiriten zu Brei! Die Geschichte jetzt vom Sabellus war glorreich! Rein zum Wälzen! Was studirst Du denn hier mitten unter den Discuswerfern?“

Er war langsam näher getreten, während die Gruppe um den witzigen Epigrammatiker bereits im Fahrwasser einer anderen Historie trieb.

„Du bist allzu gütig,“ versetzte Stephanus. „Der Einzelne wird niemals vermißt, wo die gute Laune durch so ausgezeichnete Männer vertreten wird. Ich bin etwas angegriffen und passe nicht recht in die Kreise der Fröhlichen.“

„Ah!“ rief Clodianus bedauernd, während sein Auge vor Freude hell aufblitzte.

Er ließ sich neben Stephanus auf die Bank nieder.

„In der That, die städtische Luft ist mit Sorgen geschwängert. Hab' auch mein Theilchen zu tragen! Kennst ja die alte Rede: unter jedem Steine hockt ein Scorpion.

Stephanus lächelte.

„Du treibst die Höflichkeit oder . . . den Scherz zu weit! Du, der glücklichste Mensch in Rom . . .“

„Ganz dasselbe könnt' ich von Dir behaupten. Bis auf die kleinen Fatalitäten, die Dir Cnejus Afranius bereitet, lebst Du doch wie ein olympischer Gott . . . Allerdings,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „die Zähigkeit dieses Menschen wird nachgerade bedrohlich. Um so bedrohlicher . . .“

„Vollende! Vollende!“

„Nun, Du weißt, bis zur Stunde hab' ich Mittel und Wege gefunden, seine Angriffe zu pariren. Jetzt aber . . .“

Der Freigelassene erbleichte.

„Jetzt aber?“ fragte er athemlos.

Jetzt machen sich gewisse Symptome geltend ... Symptome, die mich vermuthen lassen, daß ich auf die Dauer nicht mehr im Stande sein dürfte, den Anprall zurückzuschlagen.“

Er hatte die letzten Worte fast nur gehaucht. Langsam, wie giftige Schlangen, krochen sie dem Freigelassenen in's Ohr und wühlten sich ihm tief in die Seele.

„Unmöglich!“ rief er gepreßt. „Du, der Einflußreiche, der Liebling des Imperators . . .“

„Es ist, wie ich Dir sage. Das Warum kann ich mir selbst nicht erklären; aber ich verspüre die Thatsache. Der Wind geht schneidig durch die Basiliken, und wenn Du nicht Alles anstrengst, so kannst Du scheitern.“

„Aber beim Zeus, weshalb erfahr' ich das heute erst?“

„Weil ich anfangs glaubte, ich täuschte mich. Meisterhaft! Prächtig, Duilius! Das nenn' ich geschleudert! Nein, sieh nur jetzt . . . Io triumphe! Kein Sieger Olympias wirft so kunstgerecht!“

„Ich beschwöre Dich," flüsterte Stephanus, „laß mich wissen . . ."

„Ruhiges Blut!" gab Clodianus zurück. „Die Thermen sind nicht der Ort für solche Gespräche. Wo speisest Du?"

„Bei Lykoris."

„Gut! Ich werde dem Furius absagen und zur Gallierin mitkommen. Nach Tisch, im Park, finden sich leicht ein paar Augenblicke . . . Bravo, Septimius, bravo! Ungeheure Musculatur! Ein Praxiteles müßte Dich meißeln! Beim Castor, Du zerdrückst ja dem wackeren Sempronius alle Knochen im Leibe. Also es bleibt dabei," wandte er sich wieder zu Stephanus, „wir sehen uns bei der schönen Massilierin."

Freundlich nickend erhob er sich. Durch die große Pforte der Mittelwand schritt er nach dem riesigen Frigidarium. Dort warf er die Wolldecke einem Sclaven über den Kopf und stieg in der ganzen Pracht seiner Corpulenz in das weite Bassin hinab. Mehrere hundert Personen saßen hier auf den Marmorstufen, von der krystallklaren Fluth bis an die Schultern bespült. Nur vereinzelte Schwimmer durchzogen die Binnenfläche.

Clodianus setzte sich und ließ das Auge treuherzig blinzelnd über den prächtigen Raum gleiten. Das Licht, von oben durch eine kreisförmige Oeffnung hereinströmend, flimmerte so magisch auf den blitzenden Wellchen; das Plätschern der Muschelröhren, die das Wasser im Bassin fortwährend erneuten, klang so wohlig; die üppigen Frauengestalten der Frescobilder und die Marmorgöttinnen auf den mächtigen Postamenten lächelten so verführerisch, daß Jeder glaubte, der freudige Glanz auf den Zügen des Adjutanten sei nur der Widerschein dieser farbig-frohen Umgebung. Clodianus aber sah vielmehr mit dem inneren Auge, als mit dem äußeren. Wunderliche Pläne durchkreuzten sein rastlos brütendes Hirn. Unerhörte Ereignisse malten sich hier in glühendem Colorit.

Noch vergnügter schaute Clodianus drein, als jetzt die lange Gestalt des Stephanus über die Schwelle trat. So

sehr dieser schlaue Weltmann sich zu beherrschen meinte: Clodianus erkannte doch auf den ersten Blick, wie nachhaltig jene Eröffnung gewirkt hatte. Er lächelte wie ein Jäger, der einen glücklichen Fang gethan.

„Du überstrahlst ja den Sonnengott," sagte ein kleiner Mann, der in diesem Augenblicke die Stufen hinabstieg. „Verwünscht kalt heute! Wahrhaftig, das lautere Schneewasser!"

Er klapperte mit den Zähnen und zog den Kopf in die Schultern.

„Ah, Sextus Furius!" rief Clodianus, ein wenig erschreckt. „Gut, daß ich Dich treffe! Wollte Dir gleich nach dem Bade Notiz geben, daß ich verhindert bin, heute Dein Gast zu sein. Wichtige Amtsgeschäfte —"

„Schade," unterbrach ihn der edle Senator, der hier im Bassin des Frigidariums nicht eben an Phöbus Apollo gemahnte. „Ich hätte mancherlei zu besprechen."

„Geschäftliches?"

„Wegen des Oberkämmerers. Du weißt, wir verhandeln über sein bajanisches Landgut."

„Jawohl! Ein reizender Aufenthalt! Wie geschaffen für die Träume der Flitterwochen!"

Er blinzelte recht bedeutsam. Der kleine Senator aber zog verdrießlich den Mund, kraufte die Brauen und fuhr so heftig mit den Ellbogen aus, daß es rings um ihn aufspritzte.

„Furius, Du wirst zur Furie!" rief Clodianus. Dann lachte er über den köstlichen Witz und versetzte das halbe Becken in rollende Kreiswellen.

„Du scheinst ungeheuer vergnügt," sagte Furius, die Lippe nagend.

„Ungeheuer! Hätt' ich nun gar ein Liebchen von der Schönheit und dem colossalen Vermögen Deiner göttlichen Claudia . . ."

„Pah! So weit sind wir noch lange nicht. Titus Claudius hat sich in zwölfter Stunde Bedenkzeit erbeten."

„Und dennoch trachtest Du nach dem Landgute . . .?"

„Erst recht! Was denkst Du? Wenn sich die Sache mit den Claudiern zerschlägt, so werb' ich morgen um die jüngere Fannia, oder um Paulla, oder um die alte Camilla. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Schon hab' ich Vorbereitungen in Masse getroffen: dramatische und pantomimische Kunstgenüsse, Fechterspiele und Wettrennen. Ich kann unmöglich zurück. Ich bin für ewig compromittirt."

Und er schüttelte sich abermals und klapperte mit den Zähnen. Gleich darauf sprang er mit einem Satz aus dem Wasser.

„Gehab Dich wohl!" rief er schlotternd. „Hier erstarrt man zu Eis. Wegen des Landgutes ... Nun, wir sprechen uns noch!"

Er rannte schleunigst über die Fliesen und stürzte sich jenseits der beiden Säulenhallen in das heiße Bassin des Caldariums. Nachdem er dort eine Weile die halberfrorenen Glieder gewärmt hatte, ließ er sich von den Tractatoren mit Bürsten und Striegeln bearbeiten, bis er roth wie ein Krebs nach dem großen Toilettenraum flüchtete. Mit ägyptischen und phönizischen Essenzen gesalbt, trat er den Heimweg an, um auf den Polstern seines schwellenden Speisesophas die Kälte des Frigidariums und die Kälte der spröden Claudia nach Möglichkeit zu vergessen.

Clodianus machte sein Bad mit einer Gemüthsruhe ab, die von den übrigen Thermenbesuchern vielfach bemerkt und als zuverlässiger Beweis für die unerschütterliche Festigkeit seiner Stellung betrachtet wurde. Kein Zweifel, der Eindruck, den er hier und anderwärts hinterließ, konnte nicht ohne Wirkung auf Domitian bleiben. Bei der schwankenden und leicht veränderlichen Gemüthsart des Imperators war mit solchen Kleinigkeiten oft mehr gewonnen, als mit großen, mühsam ausgeführten Actionen.

Von den Titus-Thermen begab sich Clodianus zu Fuß nach der Wohnung der schönen Gallierin. Mit den Clienten und Sclaven, die ihn begleiteten, sprach er überaus leutselig. Einem der Ersteren versetzte er vertrauliche Püffe, unbeküm-

mert um die zahlreichen Gaffer, die ihm ehrfurchtsvoll auswichen und höchlich ob dieser Scherze erstaunt waren.

Im Haus der Lykoris traf er eine bunte Gesellschaft. Stephanus war schon zugegen. Beim Erscheinen des Adjutanten bewahrte er vollständig seine vornehm kühle Gelassenheit. Nach und nach jedoch machte er Anstalten, schon jetzt ein Gespräch unter vier Augen herbeizuführen, während Clodianus ein glänzendes Talent an den Tag legte, diese Bemühungen unbeachtet zu lassen.

Man ging zu Tische. Man hörte Sängerinnen und Flötenspieler. Man genoß mit unerträglicher Langsamkeit die lucrinischen Austern. Die Reihe der Schüsseln war heute geradezu endlos. So wenigstens erschien es dem Freigelassenen, dem der ungeheure Appetit des Clodianus fast Beklemmungen machte.

Endlich, endlich erhob man sich. Nach Verlauf einer weiteren Viertelstunde hatte Stephanus das Ziel seiner Wünsche erreicht. Er schritt an der Seite des Gourmands einsam durch die mächtigen Baumgänge, wo der leichte West hin und wieder ein verwelktes Blatt von den Zweigen brach und es langsam zu den übrigen auf den Weg bettete.

„Du siehst mich in höchster Aufregung," begann Stephanus, da sein Begleiter Miene machte, die gleichgültige Tafel-Conversation fortzusetzen.

Jetzt ward Clodianus mit einem Male außerordentlich ernst.

„Ehrlich heraus," sprach er nachdrücklich, „Du hast alle Ursache. Was soll ich's bemänteln? Die Situation ist geradezu kritisch. Hüte Dich, Stephanus! Ich fürchte, Du wirst all' Deinen Scharfsinn benöthigen. Horch, man kommt! Auch hier sind wir von Lauschern umgeben. Für jetzt nur das Eine: Afranius erregt die Sympathien des Kaisers . . ."

„Das wäre mein Untergang," stammelte der Freigelassene entsetzt.

„Noch nicht! Du mußt nicht alle Hoffnung verlieren. Es ist wahr, wenn nicht Alles trügt, wird der Kaiser nicht nur den Afranius gewähren lassen, sondern selber die strengste

Untersuchung befehlen . . . Indeß, Du bist ja ein schlauer Kopf . . . Ich wollte Dir die Sache nur mittheilen, einmal, um Dich zu warnen, und zweitens, um Dir verständlich zu machen, weshalb meine Thätigkeit nun zu Ende geht. Dem Afranius konnt' ich ein Bein stellen, jetzt aber . . ."

Er zuckte die Achseln. Sein Antlitz drückte ein tiefes Bedauern aus. Stephanus kniff die Lippen.

„So muß Afranius auf die Seite geschafft werden," sagte er stirnrunzelnd. „Längst schon hab' ich mir vorgeworfen, daß ich zu lässig gewesen . . .

„Das würde nichts helfen. Im Gegentheil: ein plötzliches Verschwinden des Afranius könnte nur Aufsehen erregen. Man wüßte sofort, wem dies Verschwinden zu danken wäre. Ich wiederhole Dir, nicht Afranius, nein, den Cäsar in eigener Person . . . Still! Morgen besuchst Du mich in meiner Villa an der Pränestinischen Straße . . . nach Sonnenuntergang . . . Laß nicht den Kopf hängen, Stephanus . . . Schlimmsten Falls schiffst Du Dich ein und segelst nach Afrika . . ."

„Ich? Rom verlassen? Lieber das Aeußerste! Nur in Rom läßt sich's athmen! Die Provinz wäre mein Tod!"

„Nun, wir besprechen das. Sieh', da überrascht uns Lykoris und der edle Norbanus! Ein herrliches Paar, der Besieger dacischer Heere und die Besiegerin latinischer Herzen! Höre doch, schöne Massilierin! Wir streiten uns über die Frage, ob der Ahorn früher vergilbt als die Ulme. Sprich das Wort der Entscheidung!"

Die Gallierin lachte.

„Und wenn Ihr mich foltert, ich weiß es nicht. Für meinen Geschmack vergilben beide zu früh."

Sie hüllte sich fester in ihre Palla, denn der Abend war kühl.

Man schritt den Baumgang hinab. Lykoris und die beiden Krieger in heiterem Geplauder, Stephanus in stummer Verzweiflung.

Als man nach kurzer Wanderung das Haus betrat, legte Clodianus dem Freigelassenen die Hand auf den Arm und sah ihn verständnißvoll an. „Kopf oben!" sagte er.

seltsam betonend; „noch kannst Du siegen, wenn Du ein Mann bist!“

Die Worte schienen Wunder zu wirken. Der Freigelassene entnahm daraus, daß Clodianus ihm nicht Alles enthüllt habe. Diese Erkenntniß und mehr noch der eigenthümliche Ausdruck in den Mienen des Adjutanten gaben ihm alle Zuversicht wieder.

„Morgen!“ flüsterte er, dem schlauen Kriegsmann die Hand schüttelnd. Dann überließ man sich den Freuden einer angeregten Geselligkeit.

Gegen Mitternacht begab sich Stephanus auf den Heimweg. Er begriff jetzt kaum, wie er so mit einem Schlage den Muth verloren. Hatte er nicht zahllose Klippen rühmlichst umsegelt? War er nicht aus allen Stürmen immer wieder zum Hafen gelangt? Freilich, der Sturm, der ihn jetzt umbrauste, war ein Orkan. Aber Clodianus, der wackre Pilot, stand ja auch diesmal am Steuer. Schließlich . . . war der gefürchtete Imperator ja auch nur ein Mensch . . . Thorheit, sich über das Künftige den Kopf zu zerbrechen! Das Heute ist mein, und das Heute will ich genießen.

Im Schlafgemach traf der Freigelassene seinen Vertrauten Antinous. Der Sclave eilte ihm funkelnden Auges entgegen. Nachdem sich die übrigen Diener zurückgezogen, setzte sich Stephanus auf die Bettstelle und hieß den Sclaven herantreten.

„Nun?“ fragte er leise.

„Unser Spiel ist gewonnen,“ gab der Sclave zurück. „Aber Mühe hat's gekostet und Anstrengung . . .“

„Gewonnen? Verkaufe mir nicht die Haut, eh' Du den Löwen im Netz hast.“

„Er ist im Netz. Alles bis auf's Kleinste habe ich erkundet. Was ich weiß, Herr, das bricht ihm so sicher den Hals . . .“

„Uebereile Dich nicht! Die Claudier sind mächtig. Nur der furchtbarste Anprall wird ihn zu Boden strecken.“

„Höre und urtheile! Quintus Claudius gehört zum Bunde der Nazarener . . .“

„Unmöglich! Der Millionär ein Genosse der Bettler? Bursche, Du lügst.“

Antinous lachte.

„Nicht wahr, es klingt märchenhaft? Gleichwohl sprech’ ich die Wahrheit. Mit meinem Kopfe steh’ ich Dir ein: ehe die Woche verstreicht, ist Quintus Claudius ergriffen und überführt.“

„Junge, Du bist ein Kleinod,“ rief Stephanus leidenschaftlich. „Wenn sich Alles bewahrheitet, bei den Göttern, ich will Dich in Gold fassen.“

„Mein Plan ist überaus einfach. Morgen in aller Frühe . . .“

„Genug,“ unterbrach ihn Stephanus, den die Freude unfähig machte, sich um die Einzelheiten zu kümmern. „Ich vertraue Dir und gebe Dir Vollmacht zu Allem, was Du für nöthig hältst. So wahr ich lebe, das wäre ein Sieg, ein Triumph, wie er niemals erhört gewesen! Komm her, Junge, ich muß Dich küssen!“

Er umarmte den Sclaven wie ein Unsinniger.

„Fort jetzt, fort! Ich bedarf der Ruhe.“

„Schlummere sanft!“ hauchte Antinous. „Du ruhst auf Lorbeeren!“

Er eilte von dannen.

„Herrlich, herrlich!“ murmelte Stephanus. „Jetzt, schöne Domitia . . .“

Er preßte im Ueberschwang seiner Gefühle das Haupt in die Kissen. Ein leichter Schauer ging durch die hagere Gestalt. Die Fäuste ballten sich. Die Lippen schlossen sich fest aufeinander. So entschlief er. Schwer und bänglich klangen die Athemzüge durch das matterleuchtete Zimmer.

Fünfzehntes Capitel.

Cornelia war nach jener schrecklichen Scene im Heiligthum des Barbillus blindlings über den finstern Corridor fortgerannt, bis sie im äußersten Flügel des Hauses eine Treppe erreichte. So gelangte sie in den Hof und von dort nach dem Vorgemach, wo Parmenio und Chloë ihrer gewärtigten. „Flieht!“ rief sie verzweiflungsvoll. Dann stürmte sie am Ostiarius vorüber in's Freie.

Daheim angekommen, eilte Cornelia sofort in ihr Schlafgemach. Die Fragen der guten Chloë wies sie heftig zurück. Bis zur Morgenfrühe lag sie schlummerlos in den Kissen. Ihr ganzes Wesen war aus den Angeln gehoben. Was ihr bis dahin das Heiligste und Höchste gewesen, der ganze Märchentraum ihres ekstatischen Herzens — das Alles erschien ihr mit einem Male nichtig und hohl, ein feiler Betrug, ein verächtlicher Wahnsinn. Mit dem Glauben an die göttliche Mission des Barbillus warf sie auch den Glauben an die Allmutter Isis, ja an alles Uebersinnliche jäh über Bord. Es war wie ein plötzlicher Krampf, der alle Gewebe zerreißt.

In der langen, traurigen Nacht, die sie unter Thränen durchwachte, klangen ihr ganz wunderbare Stimmen an's Ohr ... Wie oft hatte sie, halb in Träume versenkt, ihrem Oheim gelauscht, wenn er mit Ulpius Trajanus über das Wesen der Dinge, über das große Geheimniß des Weltalls redete! Sie hatte niemals begriffen, wie Cinna es wagen mochte, die Existenz der Götter zu leugnen. Jetzt wiederholte sie sich, was ihr haften geblieben. Sie sah im Geiste das klare, freudig erregte Antlitz, das in jedem Zuge den Stempel einer sittlichen Ueberzeugung trug. Sie entsann sich des tiefen Eindrucks, den die Worte Cinnas auf den ruhigen Ulpius Trajanus gemacht ... Dann erblickte sie wieder die lächerlich-groteske Erscheinung mit dem Adlerkopfe und das gleißnerische Antlitz des Priesters. Welch' unversöhnlicher Gegensatz! War aber der Priester mit seinem luftentflammten Osiris die Lüge, so mußte Cinna die Wahrheit

sein. Der Schluß war nicht eben logisch, aber Cornelia philosophirte ja mit dem Herzen.

Den folgenden Tag über schlich sie umher, wie der Jüngling von Saïs, da er den Schleier gehoben. Mit Chloë sprach sie kein Wort. Es war, als schäme sie sich dieser Mitwisserin.

Gegen Mittag stieg Cornelius mit Charikles und einem der jüngeren Sclaven zu Pferde.

„Wie schaust Du aus, Kind!" sagte er, sich von Cornelia verabschiedend. „Laß Dich nach dem Marsfelde tragen; die frische Luft wird Dir wohl thun. Mit sinkender Dämmerung komm' ich zurück. Ich hab' Geschäfte in Aricia. Sag' dies, falls irgend wer nach mir fragen sollte."

Cornelia speiste in vorgerückter Stunde auf ihrem Zimmer, wenn das Genießen weniger Früchte für ein Mahl gelten kann.

Als es schon dunkelte, kam ihr Verlobter. Er hatte den Tag über ganz denselben Drang nach Einsamkeit und Selbstbetrachtung verspürt wie Cornelia. Das Bewußtsein, die Schwelle einer fremdartigen Existenz überschritten und das Bündniß mit der neuen Gottheit feierlich und für alle Zeit besiegelt zu haben, ergriff ihn mit wunderbarer Gewalt. Er mußte sich die Ereignisse erst zurechtlegen, eh' er wieder hinaustrat in das wilde, stürmische Rom. Die Weltstadt, die er noch bis vor Kurzem als das eigentliche Element seines Daseins betrachtet, schaute ihn jetzt mit den feindlichen Augen des Spähers an. Jeder Quaderstein, jede Säule rief ihr spöttisches: „Quintus, hüte Dich!" Jedes Menschenantlitz drohte Verrath und schmachvollen Tod. Ja, hüte Dich, Quintus, und birg Dein Geheimniß wie ein Mörder die Missethat!

Nach und nach war der Jüngling über sich und sein künftiges Verhalten in's Reine gekommen. Alles, was übrig blieb, war die ruhige Besonnenheit und das unverbrüchliche Schweigen. Niemand durfte auch nur vermuthen, was ohnehin so unglaublich schien; Niemand, — schon um des Vaters willen. Nur Cornelia, die Theure, deren reiches Gemüth

ja von frühe schon jene echt nazarenische Sehnsucht nach dem Göttlichen an den Tag gelegt, nur Cornelia sollte ganz allmählich in das große Geheimniß eingeweiht und für die Lehre Jesu Christi gewonnen werden. Der Gedanke, mit dem so leidenschaftlich geliebten Mädchen nicht Alles, nicht auch das innerste Herzensleben theilen zu sollen, war ihm so unerträglich, daß er schon jetzt beschloß, wenigstens mit dem Senkblei den Grund zu suchen, wo sein Wort späterhin ankern könne.

Daß er Cornelia allein traf, schien ihm von günstiger Vorbedeutung. Er konnte so ungestörter mit ihr verkehren.

Die Kühle des Abends erlaubte nicht das ruhige Sitzen im Peristyl. Cornelia empfing ihren Verlobten daher in des Oheims Studirzimmer. Quintus fand sie auffallend schweigsam und angegriffen. Diese Stimmung aber däuchte ihm ganz die rechte, um von ernsten, dem Alltagsleben ferne gerückten Dingen zu sprechen.

Die Umgebung bot die erwünschte Anknüpfung. Zahlreiche Bücherrollen, darunter die Werke des älteren Plinius, lagen auf dem breiten Ebenholztische. Cinna schrieb seit geraumer Zeit an einem Werke naturwissenschaftlichen Inhalts, das in manchen Punkten über Plinius hinausging. So kam Quintus denn auf die schroffe Kluft zwischen der Weltanschauung der Nichte und der des Oheims zu sprechen. Wie erstaunte er aber, als das Wesen Cornelias ihm gänzlich verwandelt erschien, als sie bei den wärmsten Worten, die ihm beredt von den Lippen quollen, bitter lächelnd das Haupt schüttelte, als sie schließlich kurz und trocken erklärte, sie sei von der Kinderkrankheit des Götterglaubens glücklich genesen und werde Alles anstrengen, daß kein Rückfall eintrete!

Quintus war so verblüfft, daß er abbrach.

„Wir besprechen das, wenn wir frischer und freudiger sind. Heute fehlt uns die Ruhe. Du siehst bleich, Cornelia ...“

Aus dem Hintergrunde des Zimmers erscholl ein mächtiger Seufzer. Es war Chloë, die eine Schaufel klein gehackter Kohlen auf's Becken legte.

„Das soll wahr sein!“ murmelte sie wehmuthsvoll.

„Welche Zeit ist's?" fragte Cornelia, um der Freigelassenen das Wort abzuschneiden.

„Mitte der ersten Vigilie."

„Der Oheim verspätet sich," meinte Cornelia. „Mit Sonnenuntergang wollt' er zurück. Da hör' ich Schritte . . ."

Der Sclave Parmenio trat in's Gemach und meldete den Cajus Aurelius.

„Um diese Stunde," rief Cornelia erstaunt.

„Er hat's eilig," sagte der Sclave. „Er müsse den Herrn sprechen, um jeden Preis, und wenn er bereits zu Bette läge. Ich sagte ihm, der Herr sei nach Aricia geritten. Das schien ihm anfänglich sehr zu behagen. Dann ward er ängstlich. Er bittet um Vorlassung."

„Sonderbar! Sag' ihm, er sei willkommen!"

Aurelius trat verwirrt und aufgeregt in's Gemach. Er grüßte hastig und fragte, ob man denn Cinna noch heute zurück erwarte. Die Antwort Cornelias machte ihn nachdenklich. Als er jedoch vernahm, daß der sonst so pünktliche Mann sich jetzt schon um beinahe zwei Stunden verspätet habe, da glänzte sein Antlitz in unbegreiflicher Freude.

„Vielleicht hat er Abhaltung für mehrere Tage," versetzte er nachdrücklich. „Sei's, wie ihm wolle, — Du gestattest mir, daß ich zwei Zeilen für ihn zurücklasse. Sollte er eintreffen, so gib' sie ihm unverzüglich! Es hängt viel davon ab."

„Du erschreckst mich!" sagte Cornelia. „Was ist vorgefallen?"

„Verzeih', Herrin, wenn ich alles Weitere verschweigen muß . . ."

Er trat zum Tisch, nahm in fiebernder Eile das erste Blatt, das ihm unter die Finger kam, und schrieb die Worte darauf:

„Der Bataver grüßt seinen edlen Cornelius. Gefahr im Verzug. Gedenk' an Rodumna!"

Er legte das Blatt zusammen.

„Sobald er kommt, — eh' er noch den Mantel von der Schulter geworfen . . .! Hörst Du, o Herrin? Und wenn er

nicht kommt — so zerstücke den Zettel oder wirf ihn in's Feuer!"

„Wenn er nicht kommt . . . Weßhalb sollte er nicht kommen?"

„Ich meine nur, wenn er heute nicht kommt . . ." versetzte Aurelius.

Quintus nahm den aufgeregten Jüngling bei Seite.

„Was hat sich ereignet?"

„Schlimmes, o Quintus . . .! Man stellt dem Cornelius nach . . . Später, mein Theurer . . .! Ich bin eilig wie ein Hirsch, dem die Meute folgt. Leb wohl! Wer weiß . . . Bei den Göttern, mir schwirrt das Hirn . . .!"

„Du willst gehn?" fragte Cornelia.

„Ich muß. Lebt wohl! Lebt Alle wohl!"

Er stürzte hinaus nach dem Atrium, wo Herodianus und Magus schweigend im Dunkel harrten.

„Jetzt so schnell als möglich nach der Wohnung des Oberpriesters! Claudia erwartet mich. Wenn sie ahnte, daß ich komme, um Abschied zu nehmen!"

Das ganze Haus lag schon im tiefsten Schlaf, als Lucilia am Posticum den Riegel zurückschob. Claudia stand hochklopfenden Herzens im Säulengang. Leise trat der Bataver näher.

„Vergib mir, wenn ich's gewagt habe, zu so später Nachtzeit eine Begegnung zu heischen. Claudia, fühlst Du Dich stark, durch allen Wechsel der Schickungen treu an mir festzuhalten?"

„Welche Sprache, mein Cajus! Ich war so glücklich heute, so froh! Ich sah die Zukunft so rosig . . .! Cajus, mein Geliebter, was ist geschehen? Deine Hand zittert . . . Was werd' ich hören?"

„Ich muß fort, süße Claudia. Heute noch."

„Unmöglich! Sag', daß Du scherzest, Cajus!"

„Du sollst Alles erfahren. Nur jetzt nicht in dieser kurzen Minute! Ich lasse bald von mir hören, Claudia. Ob ich zurückkehre, das liegt im Schooß der Unsterblichen. Wenn Dein Wort Dich gereut, Claudia, wenn die öde, lichtlose

Fremde Dich schreckt, so besinne Dich! Du sollst nicht gebunden sein. Liebst Du mich aber von ganzer Seele, so kann uns das Schicksal nicht trennen. Du wirst die Pfade finden, die uns zusammenführen. Du wirst nicht irre werden an dem Mann Deiner Wahl, was auch immer geschehen möge."

„Cajus, Du zerreißest mein Herz! Ich verstehe nicht — aber Du willst ja nicht, daß ich frage! Sei's darum! Ich bescheide mich. Mag kommen was will, ich bin Dein Weib, Cajus, und wenn Du rufest, so folg' ich Dir. O, Ihr Götter, welch' ein herbes Geschick! Mitten im Sonnenschein . . .! Ach, ich ertrag' es nicht!"

„O, vergib, vergib mir!" sagte Aurelius, kaum die Thränen zurückdrängend. „Ich sündige schwer, daß ich so Deinen Frieden zerstöre, — aber ich konnte nicht anders. Leb' wohl, Claudia! Behalte mich lieb und vertrau' Deinem günstigen Stern!"

„Leb' wohl!" schluchzte das Mädchen. „Und nicht wahr, Du sagst mir Alles, Alles?"

„Was ich kann und darf," versetzte Aurelius. „Vielleicht," so fügte er bebend hinzu, „sag' ich Dir das Beste hier in Rom, im Haus Deiner Eltern. Mißglückt aber, was ich plane, nun, so weiß ich, daß Eins mir bleibt, höher und herrlicher als das Größte . . . Du, meine Claudia!"

Er umschlang sie und küßte sie. Dann riß er sich los und eilte dem Pförtchen zu.

„Hab' Dank, liebe Seele," flüsterte er, als er an Lucilia vorüberkam.

Der Riegel schob sich vorsichtig in die Kramme. Die Hand auf Herodianus gestützt, eilte Cajus Aurelius in die mondlose Nacht hinaus.

Als er seine Wohnung erreicht, war es beinahe Mitternacht. Der Thürhüter war entschlummert. Erst nach mehrmaligem Pochen erwachte er. „Geh' nur, Antisthenes," sagte Herodianus. „Ich schließe schon. Für heute Nacht bist Du Deines Dienstes enthoben." Der Ostiarius schlich in seine Zelle zurück. Herodianus aber schob nicht nur den Riegel ein, sondern legte auch die große eiserne Stange, die unbe=

nützt in der Ecke stand, rechts und links auf die Haken. Nachdem er Alles gehörig festgeschraubt, folgte er seinem Herrn, der in einem der größeren Gemächer am Peristyl den Armleuchter angebrannt und den erzgetäfelten Wandschrank geöffnet hatte. Während Aurelius und Herodianus hier allerlei Kostbarkeiten, insbesondere gemünztes Gold in großer Masse, zusammenpackten, war Magus damit beschäftigt, im Hintergrunde des Hausgartens, der sich an den Säulenhof anschloß, drei auserlesene Pferde zu satteln. Er hatte eben dem zweiten Thiere, einem prächtigen Kappadocier, die Gurten befestigt, als vom Eingange her drei heftige Schläge durch das schweigende Haus dröhnten.

„Wie? schon jetzt?“ brummte der Gothe verblüfft. „Das wäre . . .!“

Mit verdoppelter Schnelligkeit warf er dem dritten Pferde den Sattel auf. Dann lauschte er athemlos.

Inzwischen war Herodianus an die Pforte gerannt.

„Was gibt's?“ rief er ingrimmig.

„Oeffne!“ gab eine rauhe Stimme zurück.

„Beim Pluto! Mein Herr empfängt nur bei Tage!“

„Oeffne!“ wiederholte die Stimme. „Im Namen des Stadtpräfecten!“

Herodianus überzeugte sich, daß die Eisenstange noch fest in den Haken lag. Dann lief er, so schnell er konnte, zurück nach dem Peristyl.

„Herr, bist Du fertig?“ rief er athemlos in's Gemach, wo Aurelius eben ein kurzes Schwert um die Tunica schnallte. „Die Häscher sind um zwei Stunden zu früh.“

„So mögen die Götter uns beistehen! Ich dachte, eine Botschaft von Cinna . . .“

„Ja doch! Vom Stadtpräfecten . . .! Horch! Das erschüttert das Haus in den Grundfesten . . .“

„Ich will sie beschwichtigen,“ sagte Aurelius. „Unterdessen bewaffne Dich und sieh zu, ob die Straße am Gartenthor frei ist. Sobald Ihr fertig seid, gebt mir ein Zeichen!“

Herodianus warf die verpackten Kostbarkeiten und fünf oder sechs Beutel mit Gold in einen der großen Ledersäcke,

die rings auf dem Boden lagen. Dann eilte er nach dem Garten, überreichte die Tasche dem Magus, der sie leicht um die Schulter hing, hieß ihn aufsitzen und schlich vorsichtig-rasch nach dem Pförtchen. Aurelius begab sich unterdeß nach dem Ostium, das noch immer in allen Fugen erdröhnte.

„Halt!" rief er, so laut er konnte. „Wer braucht hier Gewalt? Ich bin römischer Bürger und werde die Frevelthat zur Bestrafung ziehn."

„Oeffne, oder wir zertrümmern die Thüre!" klang es von draußen.

„Das möcht' Euch übel gerathen! Wer ist's, der wie ein Räuber mein Haus bedroht?"

„Hüte die Zunge! Ich stehe hier im Namen des Stadtpräfecten!"

„Was verlangt Ihr von mir?"

„Das wirst Du hören! Oeffne jetzt, oder beim Jupiter ..."

„Gut! Ich öffne!"

Er trat näher und bewegte den Riegel. Wie er so das Ohr an die Thür preßte, hörte er, daß einige von den Leuten zu Pferde waren. Die Entdeckung ließ ihn beinahe erstarren. Unbeweglich hielt er die Rechte am Riegel, den er zum Schein halb aus der Kramme geschoben.

Da ertönte vom Atrium her ein schneidiger Pfiff. Neues Leben strömte ihm durch die Adern.

„Im Augenblick!" rief er den Männern zu, die wieder ungeduldig mit ihren Speeren und Schwertern wider die Planken schlugen. „Die Stange hier will nicht weichen; ich wecke die Sclaven."

Mit diesen Worten eilte er nach dem Garten, wo Magus, der im Corridor zwischen dem Atrium und dem Peristyl den Pfiff ausgestoßen, eben zu Pferde stieg. Wie der Wind schwang sich Aurelius in den Sattel. Das Pförtchen stand offen. Herodianus, auf dem kappadocischen Hengste, den er seit jenem Unfall im Gedränge des Marsfeldes zum Leibpferd erkoren, ritt langsam voraus. Aurelius folgte auf seinem oft erprobten Andalusier. Zuletzt kam Magus.

Eben hatte der Gothensclave das Freie erreicht, als

der Schimmel des Batavers stutzte und ängstlich die Ohren bewegte. Gleich darauf erscholl ferner Hufschlag.

„Sie umreiten den Hügel," sagte der Freigelassene.

„So müssen wir links nach der asinarischen Landstraße," rief Aurelius. „Vorwärts! Die Jagd geht auf Leben und Tod!"

Wie ein Sturmwind sausten die Rosse von dannen. Die Gegend hier, südlich vom Cälius, war nur wenig belebt. Die vereinzelten Fußgänger, meist Leute aus den untersten Volksclassen, wichen beim Heranbrausen der Cavalcade erstaunt auf die Seite. Nach wenigen Minuten befand man sich außerhalb des städtischen Weichbildes.

Die Nacht war sternenhell. Als Magus bei einer Biegung des Weges den Kopf wandte, sah er deutlich, wie etwa dreihundert Schritte entfernt ein Trupp von Reitern im vollsten Galopp die Straße daher kam.

„Eins — zwei — vier — sechs," zählte er still vor sich hin. Dann faßte er mit der Hand nach dem Schwertgriff und gab dem Rosse, das um einige Ellen zurückgeblieben, von Neuem die Sporen.

„Verwünscht!" rief Aurelius. „Wir kommen so von der Richtung ab. Der nächste Weg führt über Ardea."

Magus spähte hinaus in die Dämmerung. Sein Falkenauge, das die finsteren Nächte am Gestade des Nordmeeres gewohnt war, entdeckte bald, daß fünf- oder sechshundert Schritte südostwärts ein Seitenweg in der Richtung der appischen und ardeatinischen Straße quer durch's Gelände schnitt. Er setzte seinen Gebieter in Kenntniß.

„Gut! Versuchen wir's!"

Die Stelle, die der Gothe erspäht hatte, war im Augenblick erreicht. Mit starker Hand warf man die Pferde herum und sprengte nun querfeldein auf dem ungepflasterten Seitenweg. Laut hallte der Hufschlag der Verfolger durch die schweigende Nacht. Jetzt verstummte er plötzlich. Die Soldaten waren gleichfalls auf den Lehmboden des Querpfades gelangt.

„Sie reiten wie die Walkyren!" sagte der Gothensclave.

Mit unheimlicher Geräuschlosigkeit ging die sausende Jagd an Hütten und vereinzelten Landhäusern, an Bäumen und Hecken vorüber, bis die hölzerne Brücke des Almo erreicht war. Magus voran, sprengte die Cavalcade hinüber.

Eine unermeßliche Reihe von Villen, die sich am westlichen Himmel abhob, verkündete jetzt die Nähe der Via Appia. Von dort war es nur wenige hundert Schritte bis zur Via Ardeatina . . .

Unterdessen war die Entfernung zwischen Flüchtlingen und Verfolgern ziemlich die gleiche geblieben. Nur einer von den Reitern des Stadtpräfecten ließ den Trupp seiner Genossen zurück und kam mit jeder Minute näher. Eben durchschnitt man die Via Appia, als der Krieger den Speer schleuderte. Der Wurf ging dem Thiere des Herodianus hart am Kopfe vorüber. Es sprang auf die Seite und bäumte sich. Dann ras'te es mit verdoppelter Schnelligkeit hinter Magus und dem Bataver drein.

Abermals vergingen fünf oder sechs Minuten. Keiner der Flüchtlinge bekümmerte sich jetzt mehr um den Andern. Jedes Umblicken, jede Bewegung konnte verhängnißvoll werden. Die Entfernung zwischen dem Kriegsmann und seinen Genossen betrug jetzt ungefähr zweitausend Schritte. Dem Herodianus saß er dicht auf den Fersen. Die Via Ardeatina war längst erreicht. Es konnte nicht mehr weit sein bis zum Orakel des Faun, wo die Straße nach dem alten Lavinium und weiter gen Laurentum und Ostia abbog. Da preßte der Soldat mit verzweifelter Anstrengung sein Roß dicht an Herodianus heran, zog das Schwert und bohrte es dem Thiere des Freigelassenen bis an's Heft in die Weichen. Wie vom Blitz getroffen brach der Kappadocier zusammen. Herodianus aber flog, den Kopf nach vorn, aus dem Sattel und hätte wahrscheinlich alle Knochen im Leibe gebrochen, wenn nicht ein Erdwall, mit weichem Rasen bedeckt, die Wucht des Sturzes gemildert hätte. Der Soldat, der sein Thier nicht so rasch hemmen konnte, schoß noch um einige Pferdelängen an dem Erdwall vorüber. So fand Herodianus Zeit, sich emporzurichten und seine Klinge zu ziehen. Kaum

stand er hieb= und stoßfertig, als der Krieger zurücksprengte und ihm zurief, er solle das Schwert ausliefern und sich gefangen geben.

„Nicht so eilig!“ versetzte der Freigelassene, den jetzt nach überstandenem Schrecken die Wuth ergriff. „Der Wall hier ist meine Festung. Komm und belagre mich!“

„Dummkopf!“ schrie der Soldat. „Noch einmal: wirf die Klinge fort, oder ich tödte Dich!“

Eben gab er seinem Hengste die Sporen, um über jenen Erdwall hinaus den Freigelassenen zu Boden zu reiten, als Aurelius mit entblößtem Schwerte heransprengte. Er hatte noch rechtzeitig Kehrt gemacht, um den ehrlichen Herodianus zu retten. Mit solchem Ingrimm warf er sich auf den Söldling, daß dieser nach kurzer Vertheidigung eilig den Platz räumte. Aurelius hatte ihm eine tiefe Wunde am Oberarm beigebracht.

„Wo ist Dein Pferd?“ rief der Bataver.

„Dort am Grabenrand. Der Bube hat's abgeschlachtet.“

„Tritt heran und sitz' auf!“ sagte Aurelius. „He, Magus! Was suchst Du?“

Der Gothensclave war eben mit verhängtem Zügel vorbeigesprengt.

„Magus!“ rief der Bataver ängstlich. „Mensch! Was beginnst Du?“

Dann zu Herodianus gewandt: „Nun? — Flink! Mein Schimmel trägt zwei!“

„Pah! Hältst Du den alten Herodianus für einen Schurken? Lieber fall' ich den Gaunern dort in die Hände, als daß ich auch Dich in's Verderben reiße.“

„Hier! Aufgesessen!“ erklang jetzt die Stimme des Gothen. Er hielt den Rappen des Söldlings mit der Linken am Zügel. Der Reiter selbst lag hundert Schritte weiter abwärts am Wege.

„Heil dem Sieghaften!“ rief Herodianus. „Das nenn' ich rasche Vergeltung!“

„Ist ein Germane wie ich,“ brummte Magus entrüstet, „und schämt sich nicht, wie ein Spürhund auf seine Brüder

zu fahnden. Ich hab's ihm eingetränkt, bei den Raben des Odin!"

Herodianus schwang sich mit keuchender Anstrengung in den Sattel.

„Fertig!" rief er, da er sich zurecht gesetzt und die Zügel gepackt hatte.

Und von Neuem sprengten sie dahin über die hallende Straße.

Es war die höchste Zeit. Sie hörten noch, wie die Reiterschaar fluchend bei ihrem Kameraden anlangte, der in Folge des Sturzes und des Blutverlustes die Besinnung verloren hatte.

„Pack' ihn auf, Aeolus!" rief der Führer der kleinen Abtheilung. „Das Schwarze dort hinter den Pinien ist Ardea. Dort laß ihn beim Schänkwirth!"

Während einer der Kriegsknechte den Betäubten zu sich auf's Pferd nahm, trabten die andern mit erneutem Eifer hinter den Flüchtlingen drein. Aber die Anstrengung war doch zu maßlos. Noch ehe sie Ardea erreicht hatten, stürzte eines der Thiere, die Nüstern mit Blut überströmt. Auch die übrigen keuchten so fürchterlich, daß der Führer die Unmöglichkeit einer weiteren Verfolgung einsah und den Befehl gab, Schritt zu reiten. Nach zwanzig Minuten erreichten sie so das nördliche Stadtthor und pochten den Wirth heraus.

Aurelius, Magus und Herodianus waren im bisherigen Tempo fortgeritten, bis das Städtchen etwa tausend Schritte zurücklag. Dann machten sie Halt, um zu lauschen. Als in der Richtung nach Ardea nichts zu sehn noch zu hören war, vergönnten sie sich einen Schluck setinischen Weines, und nun ging's weiter in bequemerer Gangart.

So gelangten sie nach Verlauf einer Stunde in das nächtliche Antium. Alles war hier wie ausgestorben. Kein menschliches Wesen in den verödeten Gassen. Am nordwestlichen Ende des Hafens lag die Trireme. Zu seiner freudigsten Ueberraschung fand Aurelius schon die Barke bereit, die ihn und seine Getreuen an Bord bringen sollte. Er war also nicht der Erste.

„He, Chrysostomus!“ rief er, sein Pferd zum Strande führend. „Wie steht's?“

„Gut, Herr. Wir warten hier seit Anbruch der Dunkelheit. Deine Freunde sind sämmtlich zur Stelle. Vor einer halben Stunde kam der Greis mit dem schneeigen Haupthaar, Coccejus . . . Der war der Letzte.“

Magus und Herodianus schritten voran, Aurelius folgte. Das Roß des Stadtsoldaten und das des Magus ließ man zurück; der Schimmel des Aurelius wurde mit eingeschifft. So stieß denn die Barke vom Ufer, schnitt quer durch den Hafen und brachte die Gesellschaft glücklich an Bord.

Sechzehntes Capitel.

Am folgenden Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Schreckenskunde: zahlreiche, zum Theil hochangesehene Bürger seien in der Stille der Nacht vom Stadtpräfecten verhaftet und nach dem Staatsgefängniß geschleppt worden; andere, darunter die Senatoren Cornelius Cinna und Marcus Coccejus Nerva, hätten sich dem gleichen Schicksale durch die Flucht entzogen.

Nach dem tollkühnen Auftreten Cinnas bei den Schluß=verhandlungen über das Christengesetz war das Vorgehen des Palatiums nicht allzu verwunderlich Auch Nerva schien, nach den Begriffen damaliger Staatsklugheit, längst zum Untergang reif. Daß aber eine Reihe von Persönlichkeiten, die bis dahin als völlig harmlos gegolten, daß selbst ein Furius verhaftet worden, das legte sich wie ein peinvoller Druck auf alle Gemüther. Jedermann, den die Verborgenheit und Niedrigkeit seiner Stellung nicht deckte, begann zu fürchten. Selbst die Bevölkerung der Subura schien diesmal von der Beklommenheit der höheren Stände in Mitleidenschaft gezogen. Das Schreien der Kleinhändler und Straßenverkäufer klang

minder aufdringlich. In den Garküchen und Barbierstuben herrschte zwar dichtes Gedränge, aber man sprach abgedämpfter und heimlicher. Allenthalben begegnete man ängstlichen, mißtrauischen Gesichtern.

Was den Bürgern der Siebenhügelstadt am meisten zu denken gab, war die Thatsache, daß gerade die offenkundigsten Gegner des Imperators entkommen waren. Das verrieth eine straffe und wohlgeplante Organisation; das kam bei dem großen Einflusse und dem hohen Ansehen der Flüchtlinge beinahe dem offenen Kampfe gleich. Es war vorauszusehen, daß Nerva und Cinna nicht so ohne weiteres in die Verbannung gehen, sondern Alles anstrengen würden, um siegreich zurückzukehren. Man erzählte sich viel von den Verbindungen dieser beiden Männer in den Provinzen, namentlich im lugdunensischen Gallien. Diese Verbindungen, gehörig ausgenutzt, konnten Angesichts der tiefgehenden Verstimmung über die Domitianische Tyrannei zu gewaltigen, Katastrophen führen. Wenn nur zwei oder drei Legionen, unter der Führung eines kampfentschlossenen Befehlshaberst die Fahne der Empörung erhoben, so war die Herrschaf des Kaisers möglicherweise ernstlich gefährdet. Man erinnerte sich noch aus den Tagen des Nero, wie rasch das Feuer der Revolution um sich griff, wenn der Brennstoff durch eine vieljährige Mißregierung so berghoch emporgethürmt war. Auf die Prätorianer war nur bedingungsweise zu zählen. Ihre Anhänglichkeit war lediglich eine Geldfrage. So lange sie glänzend bezahlt wurden, traten sie für den Cäsar ein. Diese Art von Treue aber konnte über Nacht in ihr Gegentheil umschlagen.

Andrerseits schien jedoch die Geräuschlosigkeit, mit der die Verhaftungen vor sich gegangen, und die sichere, selbstbewußte Ruhe, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens herrschte, für die ungeschwächte Kraft der Regierung zu bürgen. Im Palatium befand sich heute nur die übliche Eine Cohorte auf Wache. Die Morgen-Audienz war zahlreich besucht. Der Senat versammelte sich zur gewohnten Stunde. Domitianus begab sich in seiner Sänfte, nur von

einer mäßigen Abtheilung prätorianischer Soldaten begleitet, in die Sitzung. Auf den folgenden Tag war ein Wettrennen im Circus Maximus angesagt. Gleichzeitig verkündeten die Acta Diurna, das römische Amtsblatt, in officieller Form den Entschluß des Imperators, sein geliebtes römisches Volk durch die Feier großartiger, in dieser Pracht und Ausdehnung noch niemals dagewesener Säcularspiele zu erfreuen. Kurz, in den Kreisen des Palatiums herrschte eine Festigkeit, eine Gleichmüthigkeit, die, consequent durchgeführt, nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung bleiben konnte. Dazu kam, daß ein dunkles Gerücht erzählte, die Entkommenen seien mit Vorwissen der Regierung gewarnt worden, da sich der Cäsar die Peinlichkeit habe ersparen wollen, Leute wie Nerva, Cinna, Trajanus, vor die Schranken des Senats zu fordern Nicht also etwa der Ungeschicklichkeit, sondern der Großmuth des Kaisers verdanke sich ihr Entweichen.

Obgleich man im Palatium von solcher Großmuth nichts wußte, nährte man doch geflissentlich diese Auffassung.

Unterdessen beschwor Clodianus den Kaiser bei allen Göttern, die Verrätherei, die hier offenbar geübt worden sei, bis auf's Blut zu verfolgen. Der Schuldige könne sich nur in der nächsten Umgebung des Imperators finden. Ob Domitianus gewiß sei, daß jene Tafel mit der Liste der Proscribirten nicht in unrechte Hände gefallen?

Da ihm der Kaiser versetzte, er habe die Tafel zu keiner Tages- und Nachtzeit von sich gelassen, erinnerte Clodianus an jene Ohnmacht und warf eine halbverhüllte Bemerkung hin, die etwa den Leibarzt verdächtigen konnte. Domitian schien geneigter, den Verräther unter den Leuten des Stadtpräfecten, als im Palatium zu suchen. Jedenfalls machte der Eifer, den Clodianus bei diesem Anlaß bekundete, einen vortrefflichen Eindruck. Der Kaiser glaubte fast, sich geirrt zu haben, und im Geiste erwog er ob der verhängnißvolle Nachtrag auf der hölzernen Tafel nicht dennoch zu streichen sei ...

Clodianus gewahrte diese innere Wandlung mit dem Scharfblicke eines Hellsehers. Sie erfüllte ihn mit Genugthuung, denn sie erhöhte die Aussichten gewisser Pläne, über

deren Einzelheiten er selber noch im Unklaren war. Als der Drang der Geschäfte ihm Zeit und Stimmung ließ, begab er sich nach dem Landhause am pränestinischen Wege, wo er in Gemeinschaft mit Stephanus jene Einzelheiten greifbar zu gestalten versuchte.

Im Laufe des Nachmittags ward es ruchbar, daß unter den Flüchtlingen sich auch Cajus Aurelius befand. Baucis, von den Kaufhallen des Marsfeldes zurückkehrend, brachte die Botschaft nach dem Hause des Oberpriesters.

Kurz zuvor hatte Claudia von Aurelius ein Schreiben erhalten. Der Brief datirte von gestern und war noch vor der letzten Begegnung verfaßt. Er enthielt das Bekenntniß, Aurelius habe Theil genommen an den Bestrebungen freiheitsliebender Vaterlandsfreunde. Diese Bestrebungen seien verrathen worden. Er fluchte jetzt wie ein Frevler, aber er hoffe auf dereinstige Wiederkehr in ein freies, glückliches Rom.

Claudia hatte sich mit diesem Briefe in ihr Zimmer geflüchtet. Sie las und las, bis die Augen ihr übergingen. Nur allzugut wußte sie, was diese Botschaft bedeute. Sie hörte im Geiste schon die Stimme des Vaters, dessen Milde sich jetzt in die finstere Unnahbarkeit des kaiserlich gesinnten Staatsbeamten verwandeln mußte.

Unterdeß erging sich die Familie des Oberpriesters in aufgeregtem Gespräch über die so völlig unerwartete Nachricht. Man saß in einem der größeren Wohngemächer am Säulenhof, unweit der Stelle, wo Aurelius am verwichenen Abend von seiner Claudia Abschied genommen. Außer dem Elternpaar und Lucilia waren auch Quintus und Cornelia zugegen. Sie hatten gestern bis lange nach Mitternacht auf die Rückkehr des Cinna gewartet und sich dann in höchster Besorgniß getrennt. Der hastige Besuch des Aurelius und der Zettel mit der kaum verständlichen Warnung, den er zurückgelassen, schien nichts Gutes zu weissagen. So begaben sich denn Beide in aller Frühe nach dem Hause des Oberpriesters, wo sie Auskunft und Rath erhofften. Titus Claudius war in der That, noch eh' er sich vom Lager erhoben, durch den Oberkämmerer Parthenius von dem Vorgefallenen

in Kenntniß gesetzt worden. Er empfing die leidenschaftlich bewegte Cornelia mit einem Gemisch von Strenge und Theilnahme. „Ich kenne nicht alle Motive," sagte er finster, „die den Maßnahmen des Imperators zu Grunde liegen. So viel scheint mir gewiß, daß hier ein Act der Nothwendigkeit und der staatlichen Selbstvertheidigung ausgeübt worden ist. Als Beamter des Reichs und als Vater Deines Verlobten kann ich Dir nur den wohlgemeinten Rath geben, mit dem Flüchtling keinerlei Verbindung zu unterhalten. Ich verspreche Dir, beim Kaiser dafür zu wirken, daß man die weitere Verfolgung der Entwichenen aufgibt und die Verbannung aus dem Reiche oder vielleicht nur aus Italien als hinlängliche Strafe betrachtet." So hatte Titus Claudius gesprochen, und von da ab war von Cinna nicht weiter die Rede gewesen. Jetzt betheiligte sich Cornelia an dem Gespräche über Cajus Aurelius ruhiger als alle Uebrigen. Durch die Worte des Priesters war ihr Trotz erregt worden, und sobald dies geschah, war sie Meisterin in der Selbstbeherrschung.

Als Claudia, nach Möglichkeit gefaßt, wieder in's Wohngemach trat, verrieth ihr ein flüchtiger Blick in das sorgenvolle Antlitz des Vaters, daß er innerlich die Sache bereits entschieden habe. Aus diesen Zügen sprach der ganze mühsam bekämpfte Schmerz über das Weh, das er im Zwang der Nothwendigkeit seinem Kinde bereiten mußte; aber gleichzeitig auch das klare Bewußtsein, daß Nichts, absolut Nichts diese Nothwendigkeit zu erschüttern vermöchte. Sein Auge, das lange, lange auf der hocherglühenden Tochter ruhte, war so beredt, daß Claudia alle Willenskraft anstrengen mußte, um nicht laut aufschluchzend in Lucilias Arme zu stürzen. „Vergiß, daß jemals ein Aurelius gelebt hat!" so rief jener traurige Blick. „Wohl konnte ich den Ruhm einer vielhundertjährigen Ahnenreihe und den Glanz meines Hauses bei Seite setzen, nicht aber die Ehre des Staatsbürgers. Ich konnte meinen Stolz opfern, nicht aber meine Pflicht. Dem unbekannten Jüngling, dem Provinzbewohner von lichtloser Geburt hätte ich meine Tochter gegeben, so schwer es mich ankam: dem Hochverräther nimmermehr, und trüg' er den

senatorischen Purpur! Cajus Aurelius ist todt — für Dich, für mich, für sein Vaterland ...“

Die Einzige, die inmitten dieser gedrückten Stimmung ihren guten Humor nicht einbüßte, war Lucilia.

„Wer weiß, wie das Alles zusammenhängt,“ sagte sie tröstend. „Ist nicht auch Sextus Furius verhaftet? Der war doch gewiß das Ideal friedlicher Bürgertugend! Irgend ein garstiger Angeber wird ihn heimlich verklatscht haben, und just so verhält sich's auch mit Aurelius. Daß der nicht Lust verspürte, sein hübsches Wohnhaus mit dem Staatsgefängnisse zu vertauschen, — das find' ich begreiflich. Seine Unschuld kann ja auch so an den Tag kommen.“

„Nur der Schuldbewußte entflieht,“ sagte der Jupiterpriester. „Wer sich fälschlich angeklagt weiß, der bleibt an Ort und Stelle, um sich zu rechtfertigen.“

„Jawohl,“ versetzte Lucilia. „Als wenn niemals ein Unschuldiger verdammt worden wäre! Offen gestanden, ich hätt' es gerade so gemacht. Es ist unangenehm, ein Brettspiel mit anzusehn, wenn man selber der Einsatz ist. Laßt uns nur Alles aufbieten, um der Sache schnell auf den Grund zu gehen. Wenn Aurelius wirklich Rebell wäre, würde dann der Oberkämmerer nicht auch ihn genannt haben, als er Dir heute früh die Namen der Entflohenen und der Verhafteten mittheilte?“

„Parthenius war in der größten Eile. Er nannte mir nur die Gefährlichsten, nur die Rädelsführer. Es mag ja sein, daß Aurelius zu den Verführten gehört ...“

„Siehst Du wohl?“ rief Lucilia lebhaft. „Und Verführte muß man begnadigen!“

„Begnadigen!“ wiederholte Cornelia. „Wem's gefällt, der mag sich's gefallen lassen!“

„Ach, Ihr mit Eurem ewigen Römerstolz! Das war gut für die Republik! Eh' ich wie ein Ausgestoßener fern im Elend herumlaufe, geb' ich doch zu, daß ich thöricht gewesen! Ihr müßt fortschreiten mit der Culturentwickelung. Das Kaiserthum hat sich nun einmal festgenistet ...“

„Du mühst Dich vergebens, den Ernst in Scherz zu

verkehren," sagte der Oberpriester. „Ich habe mich schwer getäuscht in diesem Aurelius ... Ich hielt ihn für offen und zuverlässig, für einen ehrenhaften Charakter ..."

„Vater!" rief Claudia, am ganzen Leibe zitternd. „Ich ertrag' es nicht, daß Du so von dem Manne redest, den ich für den treuesten und edelsten aller Menschen halte!"

„Wie, meine Tochter ...? Auch jetzt, nachdem er als Verbrecher flüchtig geworden?"

„Auch jetzt!"

Quintus und Cornelia richteten ihre fragenden Blicke erst auf den Priester und dann auf das junge Mädchen.

„Was soll ich's bergen?" rief Claudia. „Auch Ihr dürft's hören, und die ganze Welt soll's erfahren, daß ich ihn liebe, daß er mein Eigen ist jetzt und immerdar!"

„Armes Kind!" sagte der Priester. Lucilia aber trat auf sie zu und führte sie langsam hinaus. In der Einsamkeit ihres Zimmers wich die Kraft, die ihr eben noch so elastisch die Adern geschwellt. Claudia sank der Schwester an's Herz und weinte lange und bitterlich.

Der Oberpriester verschloß sich bis zur Stunde der Hauptmahlzeit einsam in sein Studirgemach. Die Botschaft, die ihm Parthenius gebracht, und insbesondere die Flucht des Cinna und des Aurelius hatten ihn mächtig erschüttert. Vollends der Anblick des jungen Mädchens, das so schön, so muthig für seine Liebe einstand, und doch — denn darüber war kein Zweifel möglich — für immer entsagen mußte! Das war ihm wie ein Dolchstoß mitten durch's Herz gegangen. Er rang nach Festigkeit, nach gefühlloser Strenge. Er sagte sich, das wahre Mitleid beruhe hier in der Schroffheit und der äußersten Härte. Jedes Schwanken, jeder Anflug einer weichherzigen Stimmung werde dem armen Geschöpf das Unvermeidliche nur erschweren. Das menschliche Herz ertrage leichter die plötzliche Zertrümmerung seines Glücks, als das Hinsiechen unter dem Hauch einer schwachen Hoffnung, die zu ohnmächtig ist, um die Flamme des Lebens anzufachen, und zu stark, um sie gänzlich erlöschen zu lassen.

Viele Stunden lang saß der sonst so klare und

besonnene Mann wie geistesabwesend über den Tisch gebeugt. Wäre Sextus Furius nicht mit unter den Opfern jener nächtlichen Razzia gewesen, Titus Claudius hätte noch vor Schluß der Woche die Vermählung seiner Tochter mit diesem Bewerber in Scene gesetzt. Gerade die scheinbare Grausamkeit einer solchen Maßregel dünkte ihm heilsam. Nun aber war auch Furius — allerdings unbegreiflicher Weise — nach den mamertinischen Kerkern gebracht worden. Was war zu thun?

Claudius erwog den Plan einer Reise. Er dachte an Quintus, der schon im vorigen Jahre die Absicht geäußert, einige Monate in Athen zu verbringen. Das Haus der Claudier zählte in der attischen Hauptstadt mehrere hochangesehene Gastfreunde, die das Geschwisterpaar mit tausend Freuden aufgenommen und wie die eigenen Kinder gehegt und gepflegt hätten. Kaum gefaßt, ward dieser Plan jedoch wieder verworfen. Die ungünstige Jahreszeit stand vor der Thür. Der Südweststurm, der vor einigen Tagen an der ganzen Küste von Latium und Campanien tobte, hatte südlich von Antium große Verheerungen angerichtet. Die Schifffahrt war so gut wie geschlossen; ohne Noth wagte sich Niemand mehr auf die offene See. Zuletzt kam der Priester zur Ueberzeugung, Claudia werde ihren Schmerz doch am ersten noch im Elternhause und im altgewohnten Geleise ihres täglichen Lebens verwinden. Er beschloß daher, dem armen Kinde ruhig und eindringlich auseinanderzusetzen, daß Aurelius ewig für sie verloren sei, und dann die Sache stillschweigend als abgethan zu betrachten.

In gepreßter Stimmung nahm die Familie das Mahl ein. Quintus und Cornelia waren als Gäste geblieben. Claudia ließ sich entschuldigen; sie werde später nach dem Wohngemach kommen.

Nach aufgehobener Tafel, während Lucilia, Octavia und das Brautpaar noch im Peristyl auf und ab schritten, begab sich der Oberpriester in's Gemach seiner Tochter. Nicht ohne Herzklopfen hieß er die Sclavin, die vor der Thüre saß, den Vorhang zurückschieben. Wehmuthsvoll

überschritt er die Schwelle, die zu dem freundlichsten und zierlichsten Raume des Hauses führte. Hier hatte sich Claudia ein reizendes Heim für ihre Studien und Liebhabereien geschaffen. Weiter nach rechts lagen die Zimmer, die sie gemeinsam mit Lucilia bewohnte; hier aber herrschte nur sie, und Alles, was den Raum füllte, trug den Stempel ihrer persönlichen Eigenart. Die anspruchslosen und doch geschmackvollen Möbel paßten so ganz zu der lieblich-edlen Einfachheit der Bewohnerin. Da hing an rothseidenem Bande ihre goldverzierte Kithara, die Vertraute ihrer stillen Träume und Wünsche. Da lagen, in elfenbeinernen Kästen aufeinander geschichtet, ihre Lieblingsschriftsteller, rechts die römischen, links die griechischen, vor Allen Homeros, Sophokles und die Oden der Sappho. Da standen kostbare Vasen aus edlem Sardonyx, Statuetten aus parischem Marmor, und in purpurstrahlender Nische der Kopf des Jupiter, nach dem weltberühmten Meisterwerke des Phidias. Auch eine silberne Spindel und ein kleiner Webstuhl war hier zu sehen. Dazu allerlei scherzhafter Tand, wie ihn die jungen Leute während des Saturnalienfestes zu schenken und zu erhalten pflegten. Kurz, das allerliebste Gemach verieth sich in jedem Zuge, als der Aufenthalt eines lebensfrohen, angeregten, glücklichen Mädchens . . .

Und nun . . .?

Aber wie erstaunte der Priester, als ihm statt des geknickten, weinenden Kindes, das er zu finden glaubte, voll milder Hoheit die ernste, kraftbewußte Jungfrau entgegentrat, ruhig und seelenstark, und ganz vom Schimmer eines wehmüthig-heiteren Vertrauens durchleuchtet!

Claudia hatte sich in der Einsamkeit ihres Zimmers die Ereignisse und ihre Folgen zurechtgelegt. Sie hatte ihr Herz gefragt und ihre Pflichten geprüft. Da löste sich das Verworrene, und das Dunkel ihrer Stimmung erhellte sich. Es war zwecklos, über das Unabänderliche zu grübeln; es galt hier nicht, zu erwägen, ob Aurelius weise gehandelt, als er sich den tollkühnen Bestrebungen der Verschwörer angeschlossen. Auch das Recht oder Unrecht dieser Be-

strebungen trat ganz und gar in den Hintergrund. Claudia wußte nur Eins: sie liebte ihn und hatte ihm Treue gelobt. Hiermit war ihr Schicksal entschieden. Wie ihr aus all' der Trübsal diese Erkenntniß hervorbrach, da kehrte ihr wie von Himmelshöhen die Ruhe zurück. Sie wußte jetzt, wie sie zu handeln hatte, mochte da kommen, was immer wollte. Sie kannte das Ziel, dem ihr ganzes Dasein entgegenstrebte, und so wollte sie denn ergebungsvoll warten, bis die Götter ihr einen Pfad zeigten, den sie gehen könnte. Daß sie jenes Ziel niemals aufgeben, daß keine Macht der Erde im Stande sein würde, ihr Herz von seiner Liebe zu reißen, das stand ihr so fest, wie der Glaube an diese Liebe selbst. Alle Kämpfe, die nun über dies arme Herz hereinbrechen mochten, waren unabweisliche Fügungen des Fatums, über die kein Mensch und keine Gottheit hinaus konnte. Noch hoffte Claudia auf die Möglichkeit einer glücklichen Lösung mit dem Vater; denn die Liebe ist unerschöpflich an Hoffnungen. Wenn aber das Schicksal es anders beschloß, dann war es ihr klar: die Lösung mußte auch ohne den Vater, ja schlimmsten Falls gegen den Vater angestrebt werden, und diese Nothwendigkeit stimmte sie in all' ihrer Zuversicht wehmüthig.

Titus Claudius verstand den Ausdruck ihrer Gesichtszüge falsch. Die ruhige Entschlossenheit hielt er für die Ergebung der gehorsamen Tochter, die stumme Wehmuth für den Schmerz der Entsagung. So trat er denn voll innigster Rührung auf Claudia zu, umarmte sie, küßte sie und überhäufte sie mit zärtlichen Lobsprüchen. Beschämt, fast schuldbewußt, nahm Claudia die Liebkosungen des Vaters hin. Dann hob sie bittend die feuchten Augen.

„Laß uns von all' dem fürder nicht reden, Vater," sagte sie leise. „Die Zeit wird ja lehren, ob er schuldig ist oder nicht. Von mir sollst Du kein Wort der Klage vernehmen. Ich werde mich fassen; ich werde sein, wie ich immer gewesen, ein wenig ernster vielleicht, aber keine Kopfhängerin. Nur erwähnt ihn nicht! Redet nicht hart von ihm! Ich ertrüg' es nicht, Vater!"

„Du bist mein kluges, verständiges Kind,“ flüsterte Claudius, das Mädchen fest in die Arme schließend. „Wahrlich, daran erkenn' ich mein Fleisch und Blut! Die Güte Jupiters möge Dir Kraft verleihen, diese unglückliche Liebe aus dem Herzen zu reißen! Ich weiß, mein Kind, wir Claudier haben ein tieferes Herz, und was dort einmal Boden gefaßt, das schlägt gar gewaltige Wurzeln ... Aber die Natur gab uns auch den unbeugsamen Willen und den trotzigen Muth, der vor keinem Kampfe zurückschreckt. Fühlst Du Dich gar zu gramerfüllt, wird der Kampf Dir zu schwer, so flüchte an die Brust Deines Vaters, Claudia, und vergiß nicht, daß jeder Schmerz, der Deine Seele bewegt, doppelt und dreifach in der meinigen nachzittert!“

Claudia weinte laut auf. Noch einmal warf sie sich, von wildem Weh ergriffen, dem theuren Vater in die treubeschirmenden Arme. Dann, alle Kraft zusammennehmend, riß sie sich los, schaute ihn lächelnd an und sprach, sich die Thränen trocknend:

„So! Nun bin ich wieder wie einst! Geh', Vater, geh' zu den Andern! Ich folge im Augenblick!“

Der Oberpriester entfernte sich. Claudia warf sich zu Boden, küßte den Fleck des Teppichs, wo er gestanden, und hob dann, knieend und den schlanken Körper zurückgebeugt, die Hände zu den Göttern empor.

„Vernichtet mich, Ihr Himmlischen, wenn ich frevle,“ hauchte sie mit zuckender Lippe, „aber Ihr wißt es, Ihr Allgütigen, Ihr Allweisen, ich kann nicht anders!“

Siebzehntes Capitel.

Mitternacht war vorüber. Die Christen der Subura hatten sich wieder in jenem Steinbruch zwischen der appischen und der labicanischen Straße versammelt. Unter ihnen befand sich Quintus, der heute zum ersten Mal in den Kreis der Gemeinde trat.

Der unterirdische Raum — nicht jener kleine, viereckige, wo Eurymachus auf der Matte gelegen, sondern ein größeres, länglichrundes Gewölbe, dessen natürliche Bogen hin und wieder durch künstliche Strebepfeiler gestützt wurden — war durch die Lampen eines fünfarmigen Leuchters erhellt, der von der rauchgeschwärzten Decke herabhing. Rechts und links an den Wänden lief eine Sitzreihe von natürlichem Tuffstein entlang. Hier saßen, meist in ärmlichen Kleidern, die Frauen und Mädchen, während die Männer im Hintergrunde des Raumes theils standen, theils auf hölzernen Stühlen saßen oder am Boden kauerten.

Quintus lehnte glanzerfüllten Auges an dem aufgemauerten Pfeiler, der in der kürzeren Rückwand des Raumes eine halbkreisförmige Nische abschloß. Ihm gegenüber, am Gegenpfeiler, stand Thrax Barbatus, die sehnigen Arme über die Brust gekreuzt.

Die Aufmerksamkeit der Versammlung hatte sich von Quintus, der mit scheuem Staunen als Mitglied der jungen Gemeinde begrüßt worden war, allmählich nach einer anderen Richtung gelenkt. Hinter einem der Lehnsessel ragte die hohe Gestalt eines schier neunzigjährigen Greises empor. Die noch immer straffe Haltung und das wettergebräunte Antlitz ließen den Soldaten erkennen. Und doch lag ein Ausdruck von rührender Milde und Weichherzigkeit in den Zügen, ein wehmüthig zarter Schimmer, der den freundlich beredten Mund und die halbgeschlossenen Augen umspielte. Diese Augen waren erblindet, ausgelöscht durch die öde Dumpfheit sardinischer Bergwerke, die den Alten drei volle Jahre lang lebendig begraben hatten. Sie waren das Licht gewohnt und

die freie Himmelsluft, die kecken, frischen Augen des Kriegsmannes, und da Tigellius, der Günstling des Kaisers Nero, ihn einsperrte, weil er sich sträubte, ein falsches Zeugniß zu leisten, so wurden sie krank und trübe in der lichtlosen Tiefe, bis sie zuletzt in ewige Nacht versanken. Der Sturz des Nero befreite ihn. Von mitleidigen Schiffern an Bord genommen, kam er nach Athen und zuletzt nach Korinth, wo die Glaubensgenossen ihn brüderlich aufnahmen und für seinen Unterhalt sorgten. Jahrelang lebte er so in der Stille als ein eifriges Mitglied der jungen Gemeinde und als treuer Pfleger des Evangeliums. Dann aber hielt's ihn nicht länger. Das Heimweh nach Rom, seiner Vaterstadt, die er trotz all' ihrer Sünden und Irrthümer mit der ganzen Glut eines echten Römers liebte, ward von Tag zu Tag unwiderstehlicher. Ein ägyptischer Kaufherr, der ihm wohlwollte, brachte ihn gelegentlich einer größeren Seereise nach dem Hafen von Ostia. Viele Wochen hindurch hatte der Greis vergeblich alle vierzehn Regionen der Hauptstadt durchwandert, um irgend einen seiner ehemaligen Freunde zu finden. Sie waren ohne Ausnahme weggestorben. Da setzte er sich, trauernd über den Stab gebeugt, am Rande eines Springbrunnens nieder, unweit des Quirinischen Tempels. So fand ihn Euterpe, die von Mitleid ergriffen, das Wort an ihn richtete. Bald erkannten sich die Beiden als Genossen desselben Glaubens, und hiermit war das Schicksal des greisen Calenus bis auf Weiteres entschieden. Seit vier oder fünf Tagen theilte er die Wohnung des Diphilus, und wenn dies Anfangs für den Zimmermann ein Opfer gewesen, so hatte jetzt die Freigebigkeit des Quintus Claudius ihn aller Sorge enthoben.

Calenus erzählte der stummbewegten Gemeinde von den Tagen der Jugend, da er als Krieger in Palästina gestanden. Schauernde Andacht malte sich auf allen Gesichtern.

„Ja, ihr Geliebten," sprach er, und seine Stimme ward dunkler und weihevoller, „ich entsinne mich jedes einzelnen Zuges, als hätt' ich's gestern erlebt ... Und doch ahnte ich nicht, was ich erlebte! Mein Herz war verstockt, meine Seele verblendet. Erst lange nachher hat mich die Gnade

Gottes erleuchtet . . . Es war um die Zeit, da die Juden ihr Passah feiern. Unsere Abtheilung hatte die Wache am Staatsgefängniß. Da ward mir und etlichen meiner Genossen bedeutet, wir sollten uns marschfertig halten. Eine Stunde später gab man das Zeichen zum Aufbruch. Wir schlossen uns einem lärmenden Zuge an, der, die römischen Adler voran, jenem Hügel zuströmte, wo Jerusalem seine Verbrecher hinrichtet. Wir sahen und hörten kaum, was da vorging, so unaufhörlich schrie und heulte das Volk, von den Priestern und Schriftgelehrten zum höchsten Ingrimm entflammt. Doch war uns befohlen worden, die Leute gewähren zu lassen. Endlich gab mir ein Weib, das ich fragte, was der Lärm zu bedeuten habe, die Antwort: Jesus von Nazareth, der König der Juden, werde an's Kreuz geschlagen."

Er hielt inne und neigte das Haupt, wie ein Schuldbewußter. Rings in dem weiten Raum herrschte Todtenstille.

„Ach, Ihr Geliebten," fuhr er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes fort, „daß kein Engel Gottes in dieser furchtbaren Stunde mir nahe war und mein Herz erschloß! Für das Ohr des heidnischen Kriegsknechtes klang der Name wie jeder andere. Stumpf und gefühllos schritt ich empor zur Richtstätte, wo mein Heiland verbluten sollte."

Noch einmal senkte er trauernd die Stirne. Dann aber, freudig und neu belebt sich emporrichtend, erzählte er, wie's ihm vergönnt gewesen, von fern einen Blick in das hehre Antlitz des Mannes zu werfen, den er nach langen Jahren als den Erlöser der Menschheit erkennen sollte. Die bleichen Züge, die wie ein Traumbild an ihm vorübergeschwebt, hatten sich unauslöschlich in seine Seele gegraben. Später, als die Kunde des Heils ihn erreichte, lebte dieses Bild wieder auf und strahlte ihm fürder durch die Nacht seiner Leiden und Schmerzen wie ein Stern der Verheißung.

Als Calenus geendet, wagte lange Zeit hindurch Niemand, das Schweigen zu brechen. Glauke, die voll Thränen ihres theuren Eurymachus dachte und das Bild des nazarenischen Meisters vielfach mit dem des Geliebten vermischte, blickte zu Calenus empor, wie ein Beter zu seiner Gottheit.

Auch den Uebrigen erschien der Greis, auf den ein Strahl jener geheimnißvollen Sonne gefallen, wie ein höheres Wesen. Da nun endlich der Bann des Schweigens sich löste, da drängten sich Alle heran, ihm voll Inbrunst die Hände und den Saum seines Kleides zu küssen.

Auf Quintus hatte die wundersame Erzählung einen fast dämonischen Eindruck gemacht. Auch ihm schwebte unaufhörlich das Antlitz des bleichen Dulders vor, der ihm gleich bei jener ersten Begegnung im Park der Domitia so unerklärliche Gefühle geweckt. Ein nie gekannter Schauer durchrieselte ihn. Sein ganzes Ich schien zu schmelzen in der berauschenden Mystik des Unbegreiflichen.

Während die Christen so in stummer Andacht auf die Worte des greisen Calenus lauschten, setzte sich vom esquilinischen Hügel her eine Schaar Bewaffneter in Bewegung — zwanzig stämmige Burschen mit Lanzen und kurzen Schwertern. An ihrer Spitze schritt ein rüstiger Veteran, der sich auf den Schlachtgefilden Germaniens die Würde eines Centurio erkämpft hatte; ihm zur Linken ein Fackelträger, zur Rechten ein schöner, geschmeidiger Jüngling, Antinous, der Sclave des Stephanus. So ging's auf der Via Labicana südostwärts. Tactgemäß hallten die Tritte über das Pflaster. Ab und zu klirrte ein Schwert oder ein Harnisch, ab und zu brummte der Veteran eine kurze, mürrische Frage, auf die der Sclave hastig erwiderte. Die feurige Glut, die sein Antlitz bestrahlte, gab den mädchenhaft schönen Zügen etwas Gespenstisches. So dachte sich der griechische Mythus die heuchlerischen Sirenen: liebreizend und verderblich. Dem Centurio war nicht wohl in der Gesellschaft des glatten Buben. Das verrieth nicht nur der barsche Ton seiner Stimme, sondern mehr noch die stark gerunzelte Stirn und der Ausdruck von Ekel und Geringschätzung, der um die Lippen spielte.

An der Stelle, wo damals Quintus mit dem kranken Eurymachus auf die Straße getreten, machten die Bewaffneten Halt. Der Centurio spähte querfeldein in der Richtung, die ihm Antinous andeutete. Er kannte das Terrain an der

Straße doch gründlicher als der Grieche, der wie ein äsendes Wild genau denselben Weg nehmen wollte, den er neulich geschlichen. So ließ der Kriegsmann, nachdem er den Sclaven zweimal genau abgefragt, seine Schaar noch etwa fünfhundert Schritte weiter auf der Straße marschiren und erreichte so einen gangbaren Fußsteig, parallel der Linie, die Quintus quer über Felder und Wiesenrand eingeschlagen. Man kam unter den Bögen der Aqua Marcia und kurz darnach unter denen der Aqua Claudia hindurch und erblickte nun auch das Piniengehölz, das von hier aus den Eindruck einer schwarzen, phantastischen Wolke machte.

Als der Zug sich bis auf wenige Schritte genähert hatte, ließ der Centurio die Fackel auslöschen, deren offene Glut im Gestrüpp nicht zu brauchen war. Eine winzige Hornlaterne ward angezündet. Der Führer erwog, ob er hier nicht einige seiner Leute zurücklassen sollte. Da sich der Wald jedoch ziemlich weit nach Südosten erstreckte, so nahm man von dieser Vorsichtsmaßregel Abstand. Eine Besetzung aller Ausgänge bis hinauf an die ersten Vorhügel des Albanergebirgs hätte eine halbe Legion erfordert. Zudem erklärte Antinous auf das Bestimmteste, man werde unentdeckt bis zum Steinbruch gelangen. Derselbe liege so im Dickicht vergraben, daß die Nazarener sich vollständig sicher fühlten. Nicht einmal Wachen hätten sie ausgestellt, so daß er neulich an fünfzehn Schritte weit in den großen Quergang gedrungen sei, ohne bemerkt zu werden.

Einer hinter dem Andern traten die Bewaffneten nun in's Gehölz. Antinous hatte die Laterne ergriffen. Nach drei Minuten erreichte man das Lorbeergebüsch, das den Weg nach dem Steinbruch verdeckte. Antinous bog triumphirend die Zweige zurück.

„Hier," sagte er höhnisch. „Im Handumdrehen sitzen sie fest, wie die Hasen im Garn."

Die kleine Christenschaar, die so von ihrem Schicksal ereilt werden sollte, war eben zum gemeinsamen Gebet niedergekniet, als durch die Gänge des Steinbruchs Waffengeklirr und dumpfe Schritte erschollen. Entsetzt fuhr Alles empor,

Einige sanken sofort wieder in die Kniee und rangen die Hände. Die Frauen und Mädchen hielten sich innig umschlungen. Ein Theil der jüngeren Männer, und mit ihnen Thrax Barbatus, nahm eine düster-entschlossene Haltung an, die auf die Absicht eines verzweifelten Widerstandes deutete. Andere blickten regungslos und in stummer Ergebung. Hin und wieder gewahrte man sogar ein Gesicht, auf dem sich die Verzückung einer heiligen Schwärmerei malte. Nur Quintus und der blinde Calenus verriethen durch kein äußeres Zeichen, was ihre Seelen bewegte. Eh' es noch möglich war, den Gedanken der Flucht zu fassen, stand der alte Centurio am Eingange, in der Rechten das breite, entblößte Schwert. Hinter ihm blitzten die Helme seiner Soldaten.

Ein lauter Aufschrei klang ihm entgegen. Thrax Barbatus warf die Lacerna weg und zog die Klinge, die er insgeheim unter dem Mantel getragen.

„Wer sich vom Platze rührt, ist des Todes!" rief der Centurio, seine Leute heranwinkend. In kurzer Frist füllte sich der Raum rechts und links vom Eingange mit den Kriegsknechten.

Quintus, der gleichfalls bewaffnet war, preßte die Rechte krampfhaft an den Griff seines Schwertes. Sein Auge überflog die Schaar der Genossen. Der Kampf war ungleich bis zur Lächerlichkeit, aber er mußte versucht werden.

Wie ein Blitz flog das Schwert aus der Scheide. In demselben Moment jedoch hatte sich der Grieche Antinous von der Seite her auf ihn losgestürzt und mit verzweifelter Wuth seine Rechte umklammert. Ehe Quintus ihn abschütteln konnte, sah er sich von den Soldaten umringt. Die Klinge ward ihm entwunden, und sechs oder acht nervige Fäuste packten ihn bei den Armen und Schultern.

Jetzt trat der Centurio gesenkten Schwertes zu ihm heran.

„Herr," sprach er, „Du siehst, jeder Widerstand ist vergeblich."

„Was wollt Ihr?" fragte Quintus, ihm trotzig in's Antlitz blickend.

„Herr, Du weißt es.“

„Kennst Du mich?“

„Wer lebt in Rom, der den Sohn des Titus Claudius nicht kennte!“

„Wohl! Und dennoch überfällst Du mich wie ein Räuber . . .“

„Ich gehorche der Pflicht. Ich suche die Nazarener.“

„Und Du hast sie gefunden!“ rief Antinous, noch athemlos von der Anstrengung.

„Wer ist der Bube?“ fragte Quintus, von unbeschreiblichem Widerwillen erfüllt.

„Ich bin Antinous, der Knabe des Stephanus,“ klang es höhnisch zurück. „Ich bring' Dir Grüße von meinem Herrn — und,“ fügte er leise hinzu, „von Deiner fürstlichen Nachbarin im Parke zu Bajä . . .“

„Schweig'!“ befahl der Centurio, „Deine Aufgabe ist erfüllt! Pack' Dich hinweg!“

Quintus Claudius athmete schwer und tief. Nur allzu deutlich begriff er, was die Rede des frechen Burschen besagen wollte.

Der Centurio ließ ihm nicht lange Zeit, diesen Empfindungen nachzuhängen.

„Herr,“ sprach er, „Du bist mein Gefangener. Gelobst Du mir, nicht zu fliehen, noch Hand an Dich selbst zu legen, so will ich Dir auf eigene Gefahr hin die Fesseln erlassen. Jene aber muß ich in Ketten legen. Besitzest Du Macht über sie, so ermahne sie, mit Geduld sich zu fügen!“

„Nimmermehr!“ schrie Thrax Barbatus, die Klinge zückend. „Laßt uns kämpfen, Brüder, kämpfen bis auf den letzten Mann! Nicht nur dem Dulder, auch dem Kämpfer blüht die Krone des Märtyrers!“

„Halt!“ rief der greise Calenus. „Wer spricht hier so lästerlich? Willst Du freveln, wie einst Petrus gefrevelt im Garten Gethsemane? Willst Du Blut vergießen wie Kain? Weh' Dir, Verblendeter! So erntest Du nicht den Himmel, sondern Verdammniß in Ewigkeit.“

Die Worte des Blinden, in prophetischer Ekstase ge-

rufen, machten einen erschütternden Eindruck. Die noch vor Kurzem so trotzig dagestanden, senkten die Stirnen. Nur Thrax Barbatus blieb ungebeugt.

„Wähnst Du," rief er mit Donnerstimme, „der Gottessohn, der die Krämer und Geldwechsler mit Geißelhieben aus dem Tempel gescheucht, sei ein Lamm gewesen? Ein Löwe war er, der nur der Gewalt gewichen! Der Welterlöser, der den Sclaven zurief: Ihr habt dieselben Rechte an's Leben wie Eure Peiniger! — der Kettenzersprenger wollte keine Memmen und Feiglinge! Glauke, heran zu mir! Dein zarter Leib ist keine Speise für die Bestien Gätuliens! Sprich Dein Gebet, Glauke! Der Gott Jesu Christi erbarme sich unser!"

Er hielt das Mädchen zärtlich umschlungen.

„Ergebt Euch in Gottes unerforschlichen Rathschluß!" mahnte die Seherstimme des Blinden.

„Amen!" klang's von den Lippen der verstörten Gemeinde.

„Legt sie in Ketten!" befahl der Centurio. Quintus aber heischte mit ruhiger Würde Gehör.

„Ein Wort noch!" sagte er, zu dem Centurio gewendet. „Der feile Bube dort hat Euch geführt. Ich schwör' Dir's bei meiner Ehre, Centurio, nur mir gilt dieser nächtliche Ueberfall. Hier, nehmt mich hin! Ich folge Euch! Schleppt mich in Fesseln zur Stadt und rühmt Euch dann getrost, Euer Fang sei gelungen! Die Armen aber, die hier zitternd ihr Schicksal erwarten — gebt sie frei! Laßt sie ungekränkt ihrer Wege ziehen! Sie kamen hierher, nur um Abschied zu nehmen von den Räumen, wo sie bis zur Stunde ihrem Glauben gelebt. Sie wollten das Gesetz nicht verletzen."

„Wer verleugnet hier seinen Heiland?" klang die Prophetenstimme des Blinden. „Wir sind treue Bekenner des gekreuzigten Jesus. Sein Name sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit!"

Quintus verstummte. Ein Ausdruck von tiefem Weh zuckte über sein Antlitz.

„Wohlan denn," sprach er abgewandt, „so thu' Deine Pflicht!"

Die Söldlinge drangen vor. Die Christen, von denen, außer Thrax und Quintus, keiner bewaffnet war, ließen sich ohne Widerstand fesseln. Nur Thrax Barbatus wich immer mehr nach der Nische zurück. Den linken Arm hielt er um Glauke geschlungen, die halb bewußtlos an seiner Schulter lag. Die Rechte packte das Schwert. Jetzt traten zwei der Kriegsknechte an ihn heran.

„Mach's kurz, Alter!" schrie der Vorderste. „Du siehst, wir sind unser zwanzig."

Unmittelbar neben Thrax und Glauke an dem Pfeiler kniete Euterpe. In wilder Herzensangst hatte sie das kalte Gestein umklammert und glühende Gebete gemurmelt. Wie sie jetzt aufblickte, erklang von ihren Lippen ein greller, mark- und beinerschütternder Aufschrei. Dann stürzte sie rücklings zu Boden und blieb ohnmächtig liegen.

Statt aller Antwort auf die Rede des Söldlings hatte Thrax Barbatus den Stahl erhoben und ihn der zitternden Glauke bis an's Heft in die Brust getaucht. Selbst die beiden Krieger standen beim Anblick dieser ungeheuren That wie versteinert. Thrax Barbatus ließ die schlanke Gestalt sanft niedergleiten. Thränen strömten über sein durchfurchtes Gesicht. Noch im Tode schien das Mädchen zu lächeln. Ein leiser Schauer — dann war Alles vorüber.

„Fahr' wohl!" hauchte der Unglückliche. „Kein Henker wird Dir ein Leid zufügen! Und nun kommt an, ihr Verruchten, und bettet mich zu meiner süßen, herrlichen Glauke."

In wüthendem Anprall stürzte er auf einen der Krieger los. Der Mann wich aus und versuchte seinen Angreifer um die Hüften zu packen. Umsonst. Ein wuchtiger Hieb traf ihn über dem Helmfirst. Die Erschütterung betäubte ihn. Er sank taumelnd zurück.

„Alter Narr!" schrie der andere. „Wirf die Klinge weg, oder beim Herkules . . .!"

„Thrax! Unglückseliger! Um Christi willen!" riefen dreißig Stimmen zugleich. Thrax aber hatte von Neuem das Schwert gezückt. Wie ein Löwe stürmte er vorwärts.

„Er will's nicht besser!“ schrieen die Soldaten, die jetzt von allen Seiten herandrängten.

Im nächsten Augenblicke sank Thrax Barbatus, von drei Schwertern zugleich getroffen, neben Glauke zu Boden. Kein Laut des Schmerzes glitt über die grimmigen Lippen. Kein Zucken, keine Krümmung verrieth die Qual dieses Sterbens. Nur die Hand streckte sich langsam aus und suchte die Hand Glaukes. So nahm ihn der Tod hinweg.

Quintus blickte starr nach den beiden Leichen hinüber.

„So hätte auch ich sterben mögen,“ sagte er zu sich selbst. „Allmächtiger, Dein Wille geschehe!“

„Seid Ihr fertig, Leute?“ rief der Centurio, sein Schwert in die Scheide steckend.

„Du sagst es.“

„Wohlan denn! Auf nach der Stadt! Laßt das Gejammer, Ihr Weiber! Mit Heulen und Wehklagen wird ein Verbrechen nicht gut gemacht. Vorwärts, vorwärts!“

Und der lange Trauerzug setzte sich in Bewegung. Nur die Todten blieben zurück, die Freien, die Glücklichen...

Drittes Buch.



Erstes Capitel.

Die Soldaten des Stadtpräfecten, die dem Bataver und seinen Begleitern nachsetzten, hatten kurz vor Ardea die Verfolgung aufgegeben. Langsam ritten sie in das Städtchen ein und schlugen mit ihren Schwertgriffen wider die Thüre des alten Schänkhauses, bis der grämliche Wirth aus dem Cubiculum kroch und sie einließ. Ein Stallbursche zäumte die Pferde ab, während Ciconia, die hagere Gattin des Wirthes, eine Schüssel mit Rauchkäse, einige Brote und einen Henkelkrug rothen Vejenters herschleppte. Besseres war um diese Stunde nicht aufzutreiben.

Während die Kriegsknechte so am steinernen Tisch hockten und die verdorrten Kehlen mit schlechtem Wein feuchteten, schritt der Anführer höchst verstimmt auf und ab und überdachte nochmals die jüngsten Erlebnisse. Er fragte sich, weshalb die Flüchtlinge gerade den Weg über Ardea eingeschlagen. Die breitere Via Appia war für den ortsunkundigen Fremdling doch ungleich bequemer und sicherer. Auf der Ardeatinischen Straße mit ihren mannigfachen Unregelmäßigkeiten befanden sich dagegen die mit der Oertlichkeit vertrauten Verfolger im Vortheil. Je mehr er darüber nachsann, um so entschiedener drängte sich ihm der Gedanke auf: Antium sei das längst erwogene Ziel dieser Flucht. Dann aber mußten die Verfolgten die Absicht haben, von Antium aus eine der benachbarten Inseln, vielleicht gar Sardinien oder Corsica, zu erreichen. Für diesen Fall nun konnte es nicht schwer halten, die Person des Schiffers in Erfahrung zu bringen,

der sie übersetzte. So war denn also im Grunde noch nichts verloren . . .

Der Mann leerte den Becher auf einen Zug und wandte sich voll Ungestüm an die Wirthin:

„Hast Du ein Pferd, Ciconia?“

„Nein, Herr. Was soll's damit?“

„Ich muß unverzüglich nach Antium. Unsere Thiere sind abgehetzt bis zum Umfallen.“

Ciconia besann sich.

„Nun,“ sprach sie, „ein Gaul steht freilich im Stalle, seit Mittag schon. Er gehört einem Krämer aus Metapontum. Aber ich weiß nicht, ob er's erlauben wird.“

„Er muß! Oder besser: er braucht's gar nicht zu wissen. In wenigen Stunden bin ich zurück. Ich laß' Dir unsere sämmtlichen Thiere zum Pfand und bezahl' Dir Dein saures Gesöff da, als wär's Falerner. Mach' keine Umstände!“

Nach fünf Minuten stand das Pferd des metapontischen Krämers gesattelt und gezäumt vor dem Vestibulum. Es war ein kleines gedrungenes, aber kräftiges Thier. Der Kriegsmann saß auf, befahl seinen Leuten, bis zu seiner Rückkunft zu warten, und sprengte von dannen.

Kurz vor Antium kamen ihm zwei ledige Pferde entgegen. Das eine erkannte er als den Hengst seines gefallenen Kameraden. Jetzt litt es ja keinen Zweifel mehr: die Flüchtlinge entwichen zur See. Mit verdoppelter Eile legte er die wenigen hundert Schritte zurück, die ihn noch von dem Hafen trennten.

Hier war Nichts zu seh'n noch zu hören. Aufmerksam spähend ritt er die Bucht entlang und wieder zurück. Die Schiffe lagen regungslos an den Molen — dort in der Mitte die Flach- und Lastboote, weiter abwärts die großen Kauffahrteischiffe, und dort links die kaiserliche Trireme, die den Sommer hindurch an der Küste von Cyrenaica und Aegypten gekreuzt hatte. Alles stille, Alles wie ausgestorben. Nur ab und zu strich die Nachtluft raschelnd durch's Takelwerk.

Der Krieger machte einen Augenblick Halt und lugte

hinaus in die offene See. Kein Kiel auf der sternbeglänzten Fläche, so weit das Auge reichte. Schon glaubte er, seine Berechnung sei falsch gewesen, und mißmuthig wollte er eben den Heimweg antreten, als ein unverhofftes Ereigniß ihn noch gerade im letzten Momente zurückhielt. Täuschte ihn der ungewisse Schimmer der Dämmerung? Das große Schiff dort am äußersten Ende des Hafens schien sich langsam in Bewegung zu setzen. Jetzt erklang es von fernher wie Ruderschlag.

Fast in der gleichen Secunde war der Kriegsmann aus dem Sattel gesprungen. Mit nerviger Faust schlug er wider die Thüre des nächsten Hauses.

„Ein Boot!" schrie er dem verblüfften Ostiarius in's Ohr. „Im Namen des Stadtpräfecten! Man rud're mich nach der kaiserlichen Trireme!"

„Du bist irre, o Herr," gab ihm der Sclave nicht eben höflich zur Antwort. „Wir sind weder Bootsverleiher noch Schiffsknechte. Hier wohnt Eutropius, der Hafenaufseher."

„Um so besser! Melde mich unverweilt Deinem Herrn! Es gilt Deinen Kopf, Bursche."

Die Art dieses Auftretens litt keinen Widerspruch. Auch der Hafenaufseher mochte begreifen, daß es sich hier um Ungewöhnliches handle. Zehn Minuten später saß er an der Seite des Kriegers in einer dreirudrigen Barke. Nach kurzer Fahrt erreichten sie die kaiserliche Trireme, die sie schleunigst an Bord nahm. Athemlos berichtete nun der Krieger, was sich begeben hatte. Der Schiffscommandant, ein Mann von raschem Entschluß, ertheilte unverzüglich Befehl, den Flüchtlingen nachzusetzen. Während sich die Soldaten zum Kampfe rüsteten, wanden die Matrosen hastig die Anker empor und lösten die Ketten. Die Ruderer schaarten sich auf den Bänken, der Hammer des Obmannes gab das Signal und die Hetzjagd begann.

Die Trireme des Bataves hatte einen tüchtigen Vorsprung. Nur wie ein dunkler Fleck stand sie, scheinbar unbeweglich, am nordwestlichen Horizont.

Fast eine Stunde verging, ehe man auf dem Schiff des Aurelius bemerkte, daß man verfolgt ward. Es war Magus, dessen Falkenauge die unverhoffte Entdeckung machte. Vom Schiffshintertheil nach dem Lande spähend, erkannte er jenes graue Etwas, das er ursprünglich für einen Theil der zum Hafen gehörigen Bauten gehalten hatte, als ein in Bewegung begriffenes Fahrzeug. Die ungewohnte Stunde der Abfahrt und mehr noch die eingeschlagene Richtung machte dies Fahrzeug verdächtig. Magus theilte seine Befürchtungen dem Cajus Aurelius mit, und bei der jetzt beginnenden Morgendämmerung erkannte auch dieser die Bedenklichkeit der Situation. Die Verschworenen, die nach Austausch der ersten Begrüßungen sich theils zur Ruhe gelegt hatten theils, wie der Bataver, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Verdeck hin und her schritten, traten alsbald in jenem Binnenraum, der durch die erste Begegnung mit Claudia für Aurelius eine unvergängliche Weihe erhalten, zu einer Berathung zusammen. Der Obersteuermann ward hinzugezogen. Magus verblieb auf Deck, um Genaueres zu erkundschaften.

„Verzeiht," hub der Bataver an, „daß ich im Zwang der Noth Euch dem Schlaf entreiße! Ihr habt gehört, welch' neues Verhängniß über uns aufsteigt. Es ist ein Dreireiher und — seiner Schnelligkeit nach zu schließen — trefflich bemannt."

„So heißt's gerudert um Leben und Tod," meinte Ulpius Trajanus. „Ein Kampf wäre aussichtslos."

„Ich kenne das Schiff," sagte Cornelius Cinna, zu dem Hispanier gewendet. „Es ist die Charybdis, die den Sommer hindurch an der Küste von Cyrenaica auf die Seeräuber fahndete. Kein anderes Schiff des Imperators lag zu Antium vor Anker. Sie ist trefflich bemannt — ja; aber doch nur, wenn sie Dienst hat. Nach Schluß der Schifffahrt gehen die Soldaten an's Land, um irgend sonstwie verwendet, oder in Urlaub entlassen zu werden. Nur ein kleiner Theil bleibt über Winter an Bord."

„Aurelius meint, wenn ich ihn recht verstehe, nicht die Krieger, sondern die Ruderknechte," versetzte Trajanus. „Da

nun die Ruderer vollzählig sind, so hat wohl der Urlaub noch nicht begonnen."

„Du irrst. Die Ruderknechte arbeiten des Tages über im Hafen; die Nacht aber verbringen sie, wie das Gesetz es vorschreibt, an Bord. Streiten wir nicht! Ich wollte nur sagen, daß der Kampf äußersten Falls nicht ganz so hoffnungslos ist, wie Du vermuthest, zumal unser Cajus Aurelius Waffen an Bord führt, ausreichend für eine halbe Cohorte. Will das Geschick also nicht, daß wir ungefährdet entkommen, so denk' ich, wir bereiten den ungeladenen Gästen einen warmen Empfang."

„Selbstverständlich!" rief Ulpius Trajanus lebhaft. „Ohne Gegenwehr gibt sich nur der Feigling gefangen. Sicherer aber erscheint mir die Hoffnung, die sich auf die Kräfte der Ruderer begründet. Vergeßt mir doch nicht das bedrohliche Rostrum: Unsere Batavia ist ja ein Prachtschiff und, wie Aurelius versichert, mit einer dreifachen Lage von Planken umgürtet. Indeß nur zu oft ist es vorgekommen, daß selbst kräftige Fahrzeuge durch einen glücklich geführten Anprall des feindlichen Schiffsschnabels in den Grund gebohrt worden — und die kaiserlichen Triremen sind vorzüglich geschult. Was frommt uns in diesem Fall die glorreichste Tapferkeit? Ich beantrage also, daß die Ruderbänke bis auf den letzten Platz mit den auserlesensten Leuten besetzt werden."

„Ist schon besorgt, Herr!" sagte der Obersteuermann. „Was aber das gegnerische Rostrum betrifft, so vermag ich Deine Besorgnisse nicht zu theilen. Mißlingt die Flucht, so machen wir Kehrt. Schiffsschnabel gegen Schiffsschnabel — da hat's mit dem In-den-Grund-bohren gute Wege. Wir sind zwar nicht auf die Manöver einer Kriegsflotte eingeübt, aber die Batavia gehorcht dem Steuer wie ein Fisch seiner Flosse, — und das ist die Hauptsache."

Da ihm eben das Wort entfallen, erschien Magus, der Gothensclave.

„Sie kommen näher. Wie ich rechne, haben sie zwanzig Ruderer mehr als die Batavia."

„Ihr hört es," rief Cinna, vom Sitze emporspringend.

„Hier frommt kein Erwägen mehr. Vertheilen wir unverzüglich die Rollen!"

„So übernimmst Du den Oberbefehl," sagte Nerva gemessen. „Im Planen ist Dir manch' Einer wohl überlegen: im Ausführen bist Du Meister."

„Einverstanden!" rief Cnejus Afranius. „Das neue Rom, hier versammelt an Bord der Batavia, überträgt dem Cinna die Würde der Dictatur!"

„Deinen Scherz nehm' ich als gute Vorbedeutung," versetzte Nerva. „Das neue Rom feiert jetzt in der That seine Geburtsstunde. An uns liegt es, daß es gedeihe und wachse. Genug! Dictator, sammle die Truppen!"

Die Anordnungen Cinnas waren in Kürze getroffen. Sämmtliche Ruderknechte, — sowohl die auf den Bänken, als auch die Ersatzmannschaften im unteren Schiffsraum, — wurden bewaffnet. Die Schnelligkeit der Trireme erlitt durch diese Maßnahme keine Einbuße. Man legte den Ruderern, ohne ihre Arbeit zu stören, das Schwert und den kleinen Rundschild unter die Füße. Vorläufig glaubte man die Hoffnung des Entrinnens noch nicht aufgeben zu dürfen. Mißlänge die Flucht, so würden die Knechte auf ein Commandowort ihre Thätigkeit einstellen, sich bis zum vollständigen Herankommen der Verfolger erholen und dann wieder arbeiten, bis man die Charybdis zum Entern gebracht hätte. In demselben Augenblick, da die feindlichen Brücken über die Enterhaken geschoben würden, sollten die Leute ihre Waffen ergreifen und der Befehle des Ulpius Trajanus harren, der sie auf Deck führen würde.

Es war Nerva, der, an den Bänken vorüberschreitend, den Ruderern diese Anordnung übermittelte. Halb vom Schimmer der röthlich flackernden Lampen und halb vom Dämmerschein des erwachenden Tages beleuchtet, machte die majestätisch hohe Gestalt mit dem langen silbernen Haar auf die Schiffsmannschaft einen unbeschreiblichen Eindruck. Was hier auf den Bänken saß, entstammte zum größten Theil den germanischen Grenzländern am Rhein und weiter nordostwärts, — rauhe, urwüchsige Naturmenschen, kaum

der lateinischen Sprache mächtig; daher denn Magus ihnen die Rede des erlauchten Mannes mehrfach verdolmetschen mußte. Eins aber verstanden sie gleich: daß ihr geliebter Herr, der Cajus Aurelius, in großer Gefahr schwebe, und daß der vornehme uud doch so milde Greis, der jetzt an ihnen vorüberschritt, ein Freund des Aurelius und ein Genosse seiner Gefahr sei. Das genügte. Sie blickten verständnißvoll auf die Schwerter und freuten sich fast, ihre Kräfte auch anderwärts erproben zu sollen, als bei den Ruderstangen. Dazu noch für den theuren Cajus Aurelius! Gab es im weiten römischen Reich einen Ritter, der seine Leute mit gleicher Güte, ja man konnte sagen, mit gleicher Freundschaft behandelte? Welche Tage hatten sie jetzt wieder in Ostia verlebt! Die lange Seereise von Trajectum bis zum Strande Italiens war freilich ein hartes Stück, — aber wie glänzend lohnte er's auch, und wie unumschränkt genoß man die Freiheit, wenn die Batavia vor Anker lag! Das hatte er ganz von seinem trefflichen Vater ererbt. Streng, wo es die Erfüllung der Pflicht galt, aber selbst in dieser Strenge nicht hart; freigebig und für den Geringsten seiner Leute besorgt: so war der unermüdliche Kaufherr gewesen, und so war auch der Sohn . . .

Während sich die Ruderer die Sache so zurechtlegten und leise flüsternd ihre Gedanken austauschten, postirten sich die Ersatzmannschaften kampfbereit auf dem Vordertheile des Schiffes. Ihre Führung übernahm Cornelius Cinna in eigener Person. Den Bataver wies er an, mit der Dienerschaft in den Wohngemächern zu harren, bis der Augenblick zum thätigen Eingreifen gekommen sein würde. Nerva — dies war die einstimmige Forderung aller Verschworenen — sollte mit Rücksicht auf sein hohes Alter im untersten Schiffsraum zurückbleiben, bis die Sache entschieden wäre. Der Greis jedoch weigerte sich. Noch habe er Kraft genug, eine Klinge zu führen. Auch sei man niemals zu alt, um an der Seite tapfrer Genossen für die Freiheit zu fallen. So gesellte sich denn Coccejus Nerva zur Abtheilung des Aurelius, — nur als gemeiner Soldat,

wie er sagte, denn die Führung lehnte er auf's Entschiedenste ab. Cnejus Afranius und der alte einarmige Centurio traten, etwa in der Rolle von Adjutanten, an die Seite des Cinna.

Unterdessen ward emsig fortgerudert. Im Osten über den Höhen von Latium glühte es heller und heller. Man erkannte jetzt deutlich das gewaltige Takelwerk der kaiserlichen Trireme, deren Segel, der ungünstigen Luftströmung wegen, wie die der Batavia, gerefft waren. Schwarzen Flügeln vergleichbar hoben sich rechts und links die drei Colonnen der wuchtigen Ruderstangen. Kein Zweifel mehr — die Trireme kam näher. Nicht um zwanzig, nein, um dreißig und mehr Ruderer war die Charybdis der Batavia überlegen. Aurelius verfolgte das unheimliche Kleinerwerden des Zwischenraumes, der die beiden Dreireiher trennte, nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung. Hier wie dort herrschte das tiefste Schweigen. Nur das Klatschen der Schaufelstangen und die Hammerschläge der Obmänner unterbrachen die lautlose Morgenfrühe. Nirgends auf der weiten, bleifarbenen Fläche hob sich ein Kiel. Und nun — inmitten der Einöde — diese lauernde, verfolgungsgierige Feindseligkeit . . .! Das machte einen frostigen, fast gespenstischen Eindruck.

Noch eine Viertelstunde verstrich. Jetzt konnte selbst ein Virtuose der Hoffnung nicht länger an die Möglichkeit des Entkommens glauben. Cornelius Cinna gab den Befehl, die Trireme zu wenden und das Rudern vorläufig einzustellen. Alsbald mäßigte auch die Charybdis ihre ungewöhnliche Schnelligkeit, — augenscheinlich, um für den letzten entscheidenden Stoß ihre Kräfte zu sammeln. Immer langsamer kam sie heran, bis sie nur noch etwa dreihundert Ellen entfernt war. Dann mit einem Male setzten die Ruderer mit der früheren Heftigkeit ein. Das Schiff beschrieb einen Halbkreis und kam mit vollster Wucht auf die ruhig daliegende Batavia losgestürmt. Chrysostomus aber, der Steuermann des Aurelius, war ein erprobter Seefahrer. Fünf, sechs Ruderschläge — eine rasche Drehung nach links,

und die Charybdis schoß, ohne Schaden zu thun, hart am Vordertheile der Batavia vorüber.

Das kaiserliche Schiff machte alsbald Kehrt. Aber wiederum lag die Batavia ruhig und erwartungsvoll auf der Fluth, ihr blitzendes Rostrum kunstgerecht gegen den Feind gewendet. Die Charybdis war jetzt nicht entfernt genug, um den Anprall mit der gleichen Wucht wiederholen zu können. Sie besann sich daher eines Andern. Langsam und friedfertig ruderte sie bis auf einige Ellen zur Batavia heran. Der Kriegsmann des Stadtpräfecten kam an der Seite des Schiffscommandanten auf's Vordertheil und rief im Ton eines Siegers, man solle den fruchtlosen Widerstand aufgeben und nach Antium zurückkehren.

„Wer bist Du?" fragte Cinna geringschätzig.

„Ein Diener des Imperators uud ein Wächter des verhöhnten Gesetzes."

„Oder ein Seeräuber . . ."

„Thörichte Ausflucht! Du erkennst das Schiff des Gewaltigen, — so gut wie ich das Angesicht des Rebellen. Bist Du nicht Cinna, der beredte Anwalt der Nazarener?"

Cornelius Cinna bemerkte, wie die Charybdis, nur mit den letzten Rudern verstohlen arbeitend, näher und näher kam. Das entsprach seinen Absichten. Mochten sie entern! Mochten sie auf den Brücken herüberstürmen! Ein Kampf an Bord der Batavia blieb von allen Möglichkeiten immer die aussichtsvollste. Schon der Vortheil einer genauen Localkenntniß, insbesondere der Fallthüren und Treppen, fiel in's Gewicht. Cinna hielt es daher für gerathen, die Gegner eine Weile noch hinzuhalten, damit sie glauben möchten, man verstehe oder gewahre nicht, was sie im Schilde führten.

„Das ist mein Name!" rief er nach der Charybdis hinüber. „Wer in aller Welt hat ein Recht, mich hier aufzuhalten?"

„Der Cäsar und das Gesetz!" gab der Krieger zurück. „Weigre Dich nicht und vertraue lieber der Gnade des Imperators, als dem Ausgange eines ungleichen Kampfes!"

„Ich verstehe Dich nicht. Cornelius Cinna reis't nach Ligurien ... Welche Bosheit erfrecht sich, ihm den Weg zu verlegen?"

Der Kriegsmann wechselte insgeheim einige Worte mit dem Schiffscommandanten.

„Ist nicht auch Cajus Aurelius Menapius an Bord?" rief er nach einer Pause.

„Nicht daß ich wüßte. Ende jetzt dies unverschämte Verhör! Ich schulde Dir keine Rechenschaft und heische hier freie Bahn — oder beim Pluto ..."

Magus, der Gothensclave, war inzwischen, ohne ein Wort zu sprechen, nach der Waffenkammer geeilt. Dort ergriff er ein haarscharfes Beil, prüfte die Schneide am Holzgetäfel der Wandung und klemmte dann den Stiel fest zwischen die Zähne. Während Cornelius Cinna mit dem Krieger des Stadtpräfecten hin und her stritt, schlüpfte unser Magus durch die Luke, die dem Steuer am nächsten war, wie ein Iltis hinaus und ließ sich langsam in's Meer hinab. Einige Secunden lang legte er sich flach auf den Rücken und holte mit geblähten Nüstern tief Athem. Dann tauchte er senkrecht in die bläuliche Fluth. Unmittelbar am Steuerruder der ahnungslosen Charybdis schoß er wieder empor. Von Neuem sog er mit aufgesperrten Nüstern die Luft ein. Dann mit der linken Hand rudernd, ergriff er mit der rechten behutsam das Beil und zerhieb, ohne daß irgend Jemand ihn hinderte, mit drei, vier wuchtigen Streichen die Taue, durch die das Steuerruder bewegt wurde. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein geröthetes Antlitz. Er ließ das Beil in das Meer fallen und schwamm eilig nach der Batavia zurück.

Fast ehe noch die Bemannung des feindlichen Fahrzeuges ihr Mißgeschick vollständig erkannt hatte, war der Gothe in Sicherheit. Die Wurfspieße und Geschosse, die man ihm nachsandte, verfehlten ihr Ziel. Unversehrt kam er an Bord.

Inzwischen hatte Chrysostomus, der Steuermann, verständnißvoll manövrirt. Die Batavia wäre jetzt ihrerseits

in der Lage gewesen, dem Gegner das Rostrum in die Flanken zu jagen, daß er die Heimfahrt für immer vergessen hätte, denn ohne das Steuer war die Charybdis so gut wie wehrlos. Cinna gab jedoch solchen Gedanken nicht Raum. Er ließ den Kampf nur als Nothwehr, nicht aber als Rache gelten. Drei Hammerschläge, — die Ruderstangen der Batavia griffen elastisch ein, und majestätisch glitt sie in westlicher Richtung von dannen. Die Charybdis versuchte nicht einmal, ihr zu folgen.

Der Kriegsmann des Stadtpräfecten und der feindliche Schiffscommandant schäumten vor Wuth. Sie waren ihres Fanges so sicher gewesen, — und nun entschlüpfte er ihnen, da sie ihn fast schon zu halten glaubten! Gerade die Zuversicht hatte sie in's Verderben gestürzt.

Cornelius Cinna lehnte gedankenvoll an der Brüstung, den Blick starr auf die immer weiter zurückbleibende Charybdis geheftet, die sich nach kurzem Zögern angeschickt hatte, heimwärts nach Antium zu rudern. Wundersame Ideen durchkreuzten sein Haupt. Wie leicht war es doch, ein so stolzes und mächtiges Fahrzeug kampfunfähig zu machen! Ein kühner Griff, und seine Lenkbarkeit war dahin! Sollte es anders sein mit dem Staatsschiffe? Sollte es schwer halten, auch hier jenen Streich wider das Steuer zn führen, die ohnmächtige Trireme zu stürmen und sie schließlich im Hafen der Freiheit und des Friedens neu auszurüsten für die Fahrten einer glücklichen Zukunft?

Magus war natürlich der Held des Tages. Von allen Seiten mit Lobsprüchen überhäuft, von seinem Herrn stürmisch umarmt und auf's Freigebigste beschenkt, schien der ehrliche Mensch nicht zu fassen, weshalb man von seiner That so viel Aufhebens machte. Wo lag der Unterschied, ob er nun an den Küsten von Skandia, über dem Abgrund schwebend, ein seltenes Kraut vom Gesteine pflückte, ob er in Rugiens undurchdringlichen Wäldern dem Auerochsen das Netz über die Hörner warf, ob er die Wipfel der tausendjährigen Eichen erkletterte, oder, wie jetzt, ein Schwimmstück zum Besten gab? Das Alles war ihm nur die naturgemäße Aus=

übung einer Neigung — nichts Verdienstliches oder Rühmenswerthes.

Die Ruderer legten sich trotz der Entwaffnung der kaiserlichen Trireme tüchtig in's Zeug. Bei der großen Nähe der Küste war nicht vorauszusehen, wann und von wem die Verfolgung wieder erneut werden konnte.

Nach kurzer Berathung faßte man den Entschluß, zwischen den Inseln Planasia und Ilva hindurch, nordwärts von Corsica, nach der Küste des narbonensischen Galliens zu steuern, und daselbst in einer möglichst entlegenen Bucht — vielleicht bei Athenopolis oder Olbia — vor Anker zu gehen. Von dort konnte man getrennt oder vereint weiter in's Innere der Provinz vordringen, und so das lugdunensische Gallien erreichen, wo eine größere Anzahl von Truppen theils in den zerstreuten Castellen, theils in der Hauptstadt Lugdunum am Rhodanus stationierte. Rodumna am Liger, die Vaterstadt des Afranius, ward nach wie vor als Versammlungspunkt für einen noch näher festzusetzenden Tag beibehalten, falls die Verbindung zwischen den einzelnen Verschworenen durch unvorhergesehene Ereignisse gestört werden sollte.

Unterdeß war es vollständig Tag geworden. Erschöpft suchten die Flüchtlinge die Polster ihrer Cubicula auf. Nur Aurelius machte sich noch zu schaffen. Zunächst begab er sich nach dem Schlafraum des Herodianus. Der Freigelassene hatte sich sofort, nachdem er an Bord gelangt, niedergelegt, und war trotz des Getümmels der letzten Stunden nicht aufgewacht. Jetzt hob er das verschwollene Gesicht und klagte über heftige Schmerzen. Der Sturz mitten im Galopp hatte ihn übel zugerichtet. Aurelius leistete ihm hülfreiche Hand und befestigte ihm auf Schulter und Arm einen Kräuterumschlag. Nach fünf Minuten war der Patient wieder eingeschlafen. Aurelius aber gönnte sich noch immer nicht Rast. Er besuchte erst noch den Schützling, den Quintus Claudius ihm anvertraut hatte, — den verwundeten Sclaven Eurymachus.

Er fand ihn verstört, bleich, athemlos. Am ganzen Leibe fiebernd, saß er im Bette auf. Durch die halbgeöffnete

Luke hatte er dem Lärm, der verworren und unverständlich zu ihm hereindrang, bangend gelauscht. Er wähnte, die Verfolgung durch das feindliche Schiff gelte ihm. Qualvoll hatte ihn der Gedanke zermartert, daß nun auch der hochherzige Aurelius mit in's Verhängniß gezogen werde. Als der Bataver ihn beruhigte, sank er mit einem Worte des Dankes in die Kissen zurück. Ein Zittern befiel ihn, und die Zähne schlugen ihm wie im Froste wider einander.

„Seltsam!“ dachte Cajus Aurelius. „Dieser Mensch, der die eigene Gefahr so gering achtet, geht fast zu Grunde in der Besorgniß für seine Retter!“

Nun eilte er in sein Schlafgemach und warf sich, nothdürftig in den Mantel gehüllt, auf die Decken. Noch einmal suchte er die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden sich vor die Seele zu rufen. Seine Gedanken aber verwirrten sich. Jetzt war es ihm, als ob eine liebliche Mädchengestalt lächelnd sich über ihn herbeuge und ihm die Stirn' küsse. „Claudia!“ seufzte er, leise zusammenschauernd. Er entschlief und sah sich wieder zu Bajä — im stillen, friedlichen Landhaus, fernab von der Welt des Hasses, der Tyrannei, der Verfolgung. Ein seliger Traum, der sich von der Wirklichkeit abhob, wie ein glänzender Stern vom nachtschwarzen Himmelsgewölbe . . .!

Zweites Capitel.

Der schlaue Barbillus war in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Er wußte nur allzu gut, was ein Wunsch des Imperators bedeutete, zumal wenn dieser Wunsch in so huldvoll-heiterer Laune geäußert war, wie das Verlangen nach dem Besitze Cornelias. Mit Rücksicht auf sein schwunghaft betriebenes Geschäft der Wahrsagerei hatte der Isispriester ohnehin alle Ursache, den Kaiser zu fürchten. Domitian hatte mehr als einmal den Chaldäern und Mathe-

matikern seine Abneigung kundgegeben und sie durch förmliche Edicte aus Rom verwiesen. Diese Edicte konnten jeden Augenblick auf Barbillus angewandt werden, wenn er auch officiell als Priester eines erlaubten Cultus fungirte, und bis dahin, der hohen Gönner wegen, die er zu fesseln wußte, niemals gestört worden war. Ueberdies war die Eitelkeit mit im Spiele. Barbillus empfand das Mißglücken der so umständlich vorbereiteten Götter-Comödie wie eine persönliche Demüthigung. Er wollte sich in den Augen des Kaisers von dem Vorwurfe der Ungeschicklichkeit reinwaschen.

So ging er denn gleich am folgenden Tage an's Werk und begann zunächst das Terrain auszukundschaften.

Unter den verschiedenartigsten Vorwänden drangen seine Späher in's Haus des Cornelius, behorchten die Sclaven und übten die Kunstgriffe der Bestechung. Bald in der Tracht syrischer Wollhändler, bald als Schiffbrüchige, die in demuthsvoller Geberde den Ostiarius um Einlaß anflehten, oder als ägyptische Amulet-Verkäufer wußten sich diese Werkzeuge des unermüdlichen Orientalen Zutritt und Gehör zu verschaffen, ohne daß ihr Andrang in einem so viel besuchten Hause besonders auffiel. So erfuhr denn Barbillus mancherlei über die Gewohnheiten und die Lebensweise Cornelias, was ihm möglicherweise von Nutzen sein konnte, wenn er auch zur Zeit noch nicht absah, in wie weit es mit seinen Plänen zusammenhing.

Greifbarer schienen ihm die Errungenschaften dieses Spähersystems, als am zweiten Tage nach Beginn seiner Operationen jener Zettel in seine Hände gelangte, den Cajus Aurelius bei seinem letzten Besuche für Cinna zurückgelassen.

Die Sclavin, der man das Brieflein für schweres Gold abgekauft hatte, versicherte, deutlich gesehn und gehört zu haben, wie Cornelia dasselbe persönlich von dem Bataver in Empfang nahm und an Cinna abzugeben versprach. Da der Inhalt keinen Zweifel darüber ließ, daß es sich hier um die vorsorgliche Warnung eines Mitverschworenen handelte, so war es nicht schwer, die Betheiligung Cornelias an dieser Verschwörung glaubhaft zu machen. Für den Unbefangenen lag

es freilich zu Tage, daß Cornelia von der Tragweite jener schriftlichen Warnung keine Ahnung gehabt; sonst würde sie wohl mit dem Zettel etwas sorgsamer umgegangen und nicht so thöricht gewesen sein, ihn beim Schlafengehen achtlos neben die Lampe zu legen. Aber es galt hier ja lediglich die Ausfindigmachung einer brauchbaren Handhabe.

Als man dem Isispriester das Billet übermittelte, neigte sich der Tag schon zu Ende. Es war derselbe ereignißvolle Tag, in dessen Morgenstunden das glückliche Entkommen der Batavia, in dessen Abend- und Nachtstunden die Gefangennahme der Christen fiel. Barbillus glaubte, keinen Augenblick zögern zu sollen. Er begab sich in größter Eile nach dem Hause des Oberkämmerers, wo er nach umständlichem Verhandeln mit der Dienerschaft endlich Zutritt erlangte.

Der Höfling befand sich in auserlesener Gesellschaft. Eben hatte man die festliche Tafel aufgehoben und die Gäste in ein prachtvoll decorirtes Gemach geführt, wo allerlei künstlerische Ueberraschungen auf sie warteten. Einzelne, von den reichlichen Bechern erhitzt, schöpften draußen im Peristyl frische Luft; darunter Parthenius selber und der Adjutant Clodianus, der dem Hausherrn eifrig redend zur Seite stand.

„Lassen wir die Geschäfte!“ sagte Parthenius halb im Ernste, halb scherzhaft, als Clodianus nach einer Weile innehielt. „Ich versichere Dich, edler Freund, mir wird nachgerade schwül bei dieser Ueberfülle der Arbeit. Fast fürchte ich, mit den Verhaftungen haben wir uns mehr auf den Hals geladen, als wir füglich vertragen können.“

„Weshalb?“ fragte der Adjutant gleichmüthig.

„Bedenke doch, die Blüthe des Senats und der Ritterschaft! Es wird kaum angehen, so zahlreiche und so vornehme Angeklagte mit dem Tod zu bestrafen. Ihre Verbannung aber wäre eine unausgesetzte Drohung gegen die Herrschaft des Imperators . . .“

„So behaltet sie bis auf Weiteres in Haft!“

„Das geht noch weniger. Glaubst Du, die Angehörigen der Verhafteten würden dann müßig bleiben? Das hieße unseren Gegnern eine gefährliche Waffe liefern.“

„Wahrhaftig, Parthenius, Du redest, als sei der Kaiserthron schier in's Wanken gerathen. Was kümmert uns der Zorn der Betroffenen und die Mißstimmung ihrer Familien? Ist das Palatium nicht stark? Sind unsere Soldaten nicht treu? Fühlt sich der Cäsar nicht Eins mit den wahren Wünschen des Volkes?"

„Noch einmal, alles Ernste auf morgen!" versetzte der Oberkämmerer, dem Adjutanten die Hand reichend. „Mich rufen jetzt die Pflichten des Hausherrn . . ."

In diesem Augenblicke führte einer der Admissionalen den Isispriester heran.

„Herr," sagte Barbillus, das Haupt neigend, „ich komme in der Angelegenheit, die Du weißt. Der Allgewaltige hat mich beauftragt . . ."

„Ah! jetzt erkenn' ich Dich," versetzte Parthenius nach einer Pause der Prüfung. „Du bist Barbillus, der Schauspieldirector vom Isistempel. Allerliebst, bei den Göttern!"

Barbillus, über diese Anrede nicht eben erbaut, blickte etwas verlegen zu Boden. Er wußte nicht, sollte er auf den scherzhaften Ton eingehen, oder durch Ernst und hoheitsvolle Würde zu imponiren suchen, — dem Adjutanten wenigstens, wenn dies bei dem Mitwisser jener verunglückten Scene unmöglich war.

„Entsinnst Du Dich?" wandte sich jetzt Parthenius bedeutungsvoll zu Clodianus. „Das reizende Mädchen, dessen grobknochiger Sclave die Frechheit besaß . . ."

„Ja wohl! Der Imperator hat mir von der wunderbaren Intrigue erzählt. In Liebesaffairen war ich von je seine rechte Hand."

„So kennst Du auch den köstlichen Spaß mit der Osirismaske . . .?"

„Natürlich. Aber nun laß den Mann doch berichten! Er hat es offenbar eilig."

„In der That," sagte Barbillus mit kühler Vornehmheit. „Trotz der ungelegenen Stunde hab' ich's gewagt, den erlauchten Parthenius zu stören, um ihn wissen zu lassen, daß ich Mittel und Wege gefunden . . ."

„Freunde," unterbrach ihn der Oberkämmerer, „dort erblick' ich den Comödianten Latinus. Er schaut voll Angst nach mir aus. Meine Secunden sind kostbar. Habe die Güte, Clodianus, den würdigen Priester hier anzuhören und ihm nöthigenfalls Deinen oft erprobten Rath zu ertheilen. Wenn meine Schauspieler dann geendet haben, erzählst Du mir, was er vorhat. Uebrigens, Barbillus, falls Dich Deine Pläne nicht heut' noch in Anspruch nehmen, sei für den Rest des Tages mein Gast!"

Er grüßte mit einer artigen Handbewegung und schritt elastisch von dannen.

Clodianus führte den Isispriester etwas nach abseits.

„Nun?" begann er. „Was meldest Du?"

„Herr," sagte Barbillus, „da Du Alles weißt, so ist Dir wohl auch bekannt, was der Cäsar mir aufgetragen. Ich soll das kleine Mißgeschick von jüngst wieder gutmachen. So hab' ich denn zugesehn, wie das Problem gelöst werden könne, und den Brief hier erbeutet, der, gut benutzt, das spröde Mädchen völlig in Eure Hände gibt, — ganz nach Recht und Gesetz, ohne den leisesten Anflug von Willkür . . ."

„Zeig' her!"

Der Priester überreichte ihm das Billet.

„Cajus Aurelius," fügte er erläuternd hinzu, „übergab ihr diesen Brief wenige Stunden vor seiner Flucht."

Clodianus las, jede Silbe bedächtig und nachdrücklich vor sich hin murmelnd:

„Der Bataver grüßt seinen edlen Cornelius. Gefahr im Verzug. Gedenk' an Rodumna!"

Mit einem Male flog ein Zucken über sein Antlitz. Seine Augen leuchteten von plötzlichem Feuer. Rodumna! Der Zufall wollte, daß ihm das Städtchen bekannt war. Von dort war einer seiner Clienten gebürtig. In demselben Moment aber, da ihm einfiel, Rodumna liege unweit der Hauptstadt des lugdunensischen Galliens, ging es ihm durch die Seele wie der Strahl einer Offenbarung. Rodumna war also das geheime Standquartier der Verschwornen . . . Denn daß eine solche Verschwörung in der That existirte,

daran konnte nach Allem, was vorgefallen, kein Zweifel mehr sein. Die Verbindungen Cinnas gerade im lugdunensischen Gallien machten die Wahl dieser Operationsbasis ohnehin wahrscheinlich . . .

Clodianus athmete heftiger. Mit Blitzesschnelle überflog sein Scharfblick die Situation. Wenn der Inhalt des Briefes geheim blieb, wenn es gelang, der Aufmerksamkeit des Imperators eine andere Richtung zu geben, so war diese unverhoffte Entdeckung von unschätzbarem Werthe. Zunächst freilich bot sie nur einen Punkt: von diesem Punkte aus aber ließ sich unter Umständen die Welt aus den Angeln schleudern. Wenn seine Pläne mit Stephanus und der Kaiserin fehlschlugen, so war hier ein neuer Hebel gefunden, zuverlässiger, wuchtiger, großartiger als der erste.

Clodianus war schnell entschlossen. Er zwang sein Antlitz in die Linien eines furchtbaren Ernstes.

„Barbillus,“ sprach er mit unerbittlichster Strenge, „Du bist mein Gefangener.“

„Du scherzest,“ sagte der Isispriester erschreckt.

„Mit nichten! Der Zettel da verräth ein Geheimniß, dessen Bekanntwerden alle Maßnahmen der Regierung durchkreuzen muß. Bis jetzt wußte außer dem Cäsar und seinen Vertrauten kein Mensch, daß die Verschwörer sich nach Rodumna gewendet. Der Zufall hat Dich zum Mitwisser gemacht. Ich muß Dich in Haft nehmen.“

„Das wäre ein schlechter Lohn für den Eifer, den ich bekundet.“

„Thut mir leid. Die Sicherheit des Staates gilt mir höher als jede Rücksicht. Die Sache muß geheim bleiben, — unter jeder Bedingung. Nur Deine Gefangennahme bietet hier völlige Garantie. Folge mir dort in's Gemach. Ich will erwägen, wo ich Dich hinschaffe.“

„Du willst meinen Untergang!“ rief Barbillus verzweifelt. „Ein Isispriester in Haft! Bedenke doch! Mein Ruf, mein Ansehen, mein ganzer Einfluß wäre vernichtet! Wähnst Du, in so manchem Jahre meines Berufes hätt' ich

nicht schweigen gelernt? Ist Schweigen nicht die erste Tugend des Priesters?"

Der Adjutant schien zu zögern.

„Wenn ich Dir trauen könnte . . . Aber nein! Es geht nicht! Ich kann diese Verantwortung nicht auf mich laden."

„Du kannst es getrost! Laß mich den Bestien vorwerfen, wenn mir ein thörichtes Wort über die Lippen kommt! Nur erspare mir die unauslöschliche Schmach! Ich gelte bei Roms Matronen für einen Liebling der Göttin. Du zerstörst meine Existenz!"

„Das wäre freilich ein Mißgeschick," sagte Clodianus nachdenklich. „Sei's darum! Ich will die gutmüthige Schwäche wieder einmal bis zur Narrheit treiben. Aber wehe Dir, wenn Du meine Güte mißbrauchst!"

„Dank, Dank!" rief Barbillus, die Hand des schlauen Intriganten zum Munde führend.

„Den Brief da werd' ich unverzüglich vernichten," fuhr Clodianus fort. „Selbst Parthenius darf Nichts von dem Inhalt dieses Zettels erfahren; er würde sonst meine Nachsicht verdammen. Schwöre mir das bei dem Heiligsten, was Du kennst!"

„Ich schwöre es Dir bei dem theuren Haupt des Barbillus!" sagte der Isispriester, die Rechte auf's Herz legend.

„Gut! Nun folge mir! Dem Oberkämmerer erzählst Du ein Märchen: Du habest Hoffnung, daß die Schöne sich freiwillig fügen werde, oder was Dir sonst in den Sinn kommt. Ich besorge das Weitere."

„Wär's nicht gerathen, wenn wir dieses Märchen etwas genauer verabredeten? Ich möchte mir keine Blöße geben, da ich einmal schon den Cäsar erzürnt habe."

„So entferne Dich und überlaß die Geschichte mir! Heute noch setze ich Dich von Allem, was ich mir ausgedacht habe, in Kenntniß."

„Das dünkt mir das Sicherste. Mein Erscheinen zu so später Stunde würde ohnehin Aufsehn erregen. Gehab' Dich wohl, Herr! Niemals werd' ich vergessen, was Du heute für Deinen Diener gethan hast."

„Der beste Dank ist Verschwiegenheit."

Barbillus entfernte sich. Clodianus schritt noch einige Mal, vergnüglich die Hände sich reibend, unter den Säulen hin und her. Dann begab er sich in den Festsaal.

Als die höchst witzige, aber zügellos freche Comödie unter dem tollsten Gelächter des Auditoriums zu Ende gegangen war, fand Parthenius Zeit, mit Clodianus eine kurze Rücksprache zu nehmen. Inzwischen hatte sich der Adjutant Alles zurechtgelegt und eine ebenso glaubwürdige als schlichte Fabel ersonnen, die das unverhoffte Erscheinen des Isispriesters vollständig rechtfertigte.

Eben wollte sich Parthenius zu der schönen Lykoris wenden, die heute verführerischer als je unter ihren langen Wimpern hervorlugte und, wie es schien, in der Absicht herankam, dem liebenswürdigen Gastgeber für den geistreichen Kunstgenuß, bei dem sie so überschwänglich gelacht hatte, ihren Dank auszusprechen. Da ward der Kämmerer abermals in Anspruch genommen. Ein Schreiben des Stadpräfecten meldete ihm das Entkommen der Batavia und das Mißgeschick der Charybdis. Der Brief sprach überdies die bestimmte Vermuthung aus, das Ziel der Batavia sei Ligurien. Man schließe dies aus dem Umstand, daß sie nach jenem verunglückten Zusammentreffen ihren Curs immer entschiedener aus der westlichen Richtung nach Norden gedreht. Der Stadtpräfect habe Eilboten nach Ostia gesandt, um, wenn irgend thunlich, die Verfolgung wieder aufnehmen zu lassen.

Clodianus, dem der Oberkämmerer den Brief mit einer Geberde des Unmuths darreichte, verstand sofort, sich die Situation zu Nutze zu machen. Der Irrthum des Stadtpräfecten bezüglich des Weges, den die Flüchtlinge eingeschlagen, mußte durch Scheinbeweise und durch das Gewicht einer angeblichen Ueberzeugung bestärkt und auch dem gerade jetzt etwas unselbstständigen Parthenius nach Möglichkeit eingeredet werden.

„Jawohl! Ganz unzweifelhaft!" sagte der Adjutant wie im Selbstgespräch. „Savo oder Albium Ingaunum sind die einzig denkbaren Punkte . . . Wirklich, schlau berechnet! Der

Seeweg ist hier durch keine Insel verlegt, und bei der ungeheuren Krümmung der Küste fehlt die Möglichkeit, ihnen auf dem Landweg zuvor zu kommen. Von Ligurien aus erreichen sie mit Leichtigkeit das germanische Hochland, wo der Bataver mächtige Freunde besitzt . . . Ich durchschaue das ganze Gewebe. Germanien wollen sie aufwiegeln und mit den Schaaren ihrer blondhaarigen Söldlinge von Oberitalien her auf die Hauptstadt marschiren."

„Dein Scharfsinn ist glorreich," versetzte der Oberkämmerer. „Ja, ja, die Sache liegt auf der Hand. Im Uebrigen — was kann ich beschließen? Der Befehl zur weiteren Verfolgung ist abgegangen, und ich will's gut heißen, wenn ich gleich überzeugt bin, daß es zu spät ist. Kömmt man denn hier in Rom nicht eine Secunde lang zu sich selbst? Geh', sage Deinem Gebieter, ich laß ihm danken! Und nun, Du reizgeschmückte Massilierin — bei der Cypria! — wenn das Schiff jener Verschwörer ein Herz besäße, es führe schon um Deiner schönheitsberühmten Schwestern willen nach Gallien! — Jetzt berichte mir, was Du an unserer Comödie zu tadeln hast! Um Dein küßliches Mündchen schwebt es wie attische Ironie."

Lykoris machte in der That ein paar schalkhafte Bemerkungen über das Stück und die Künstler. Dann aber entwickelte sie in harmloser Plauderei eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit, daß Parthenius nicht müde ward, ihrer klangvollen Stimme zu lauschen, und die glühenden Blicke an der Fülle ihrer schneeigen Schultern zu weiden. So wie heute war ihm dies reizende Geschöpf niemals entgegen gekommen! Ihr Mund lächelte so verheißungsvoll, ihr Auge flammte so leidenschaftlich! Parthenins, der feinsinnige Kenner alles dessen, was in's Fach der modernen Comödie schlug, ahnte nicht, daß auch dieser Aufwand von Grazie und bestrickender Hingebung in's Gebiet jener Kunst gehörte; daß Lykoris mit ihm Comödie spielte, und daß der Regisseur des Dramas Stephanus hieß. Freilich, auch Stephanus war nur eine Puppe in den Händen jenes dämonischen Weibes, dessen ehrgeizige Bestrebungen nach dem verwegensten Ziele trachteten,

das je einer Römerin vorgeschwebt, — nach dem souveränen Scepter des Weltreiches.

Der Verwalter der Kaiserin befand sich gleichfalls unter den Gästen. Er war in der rosigsten Laune. Während Lykoris den Oberkämmerer zu fesseln suchte, wechselte Stephanus einige Worte der Höflichkeit mit dem Adjutanten Clodianus.

„Höre,“ sagte der Letztere halblaut, da sich Stephanus abwandte, „ich wollte Dich warnen ... Auch Cnejus Afranius gehört zu den Proscribirten: das hindert jedoch keineswegs, daß der Cäsar die bewußte Angelegenheit wieder aufnimmt ...“

„Wie?“

„Still! Man beobachtet uns. Willst Du mich im Laufe der Woche besuchen? Ja? Ich schreibe Dir Tag und Stunde. Amüsire Dich jetzt und kümmere Dich um Alles eher, als um mich!“

Inzwischen hatten sich für die Gäste neue Ueberraschungen vorbereitet. Ein ganzes Heer halbnackter gaditanischer Tänzerinnen mit Schmetterlingsflügeln und wehenden Haaren füllte das untere Ende des Saales und begann seine glänzenden Evolutionen. Da sie geendet hatten, kühlte ein rosenduftiger Sprühregen, der in feinster Zertheilung von der Decke herabstob, die erhitzten Schwelger wonniglich ab. Die Accorde einer schmeichlerischen Musik lockten die Gesellschaft schließlich hinaus in den Baumgarten, wo prächtige Feuerkünste die Nacht zum Tage machten.

Bei all' diesen längst gewohnten Genüssen trug Clodianus eine gluterfüllte Begeisterung zur Schau. Er lachte unbändig, er jauchzte, er sang sogar und pries in weithin schallender Rede den liebenswürdigen Gastgeber, der inmitten seiner angestrengten Berufsthätigkeit noch Zeit finde, aus der Ergötzung seiner Gäste ein Studium zu machen. Auch bewarb er sich auffällig um die Gunst einer jungen Griechin, die vor Kurzem erst von der Insel Cypern nach Rom gekommen. Er nannte sie voll zärtlicher Inbrunst Cypria, schwur beim Heiligthume von Paphos, ein Lächeln der holden Myrrhine wiege ihm alle Schätze von Indien auf, und citirte

den weltberühmten Vers des Catull: „Laß uns leben, meine Lesbia, laß uns lieben!“

„Wahrlich, dieser Clodianus ist ein Sohn Epicurs, wie er im Buche steht!“ sagte ein Client des Hauses, der sich bescheidentlich abseits hielt.

„Kein Wunder!“ versetzte ein Zweiter. „Wer so dem Glück und dem Reichthum im Schooße sitzt...! Sein ganzes Leben ist Sonnenschein...! Selbst die Staatsgeschäfte machen ihm keine Noth! Er kennt nicht Ehrgeiz, noch Furcht, noch Sorge. Er pflückt das Heute, wie Flaccus befiehlt, und kümmert sich keinen Augenblick um die Zukunft. Wer mit ihm tauschen könnte!“

Drittes Capitel.

In der Nacht, welche auf die soeben geschilderten Begebnisse im Hause des Parthenius folgte, trug sich jenes schreckensvolle Ereigniß zu, das wir dem Leser bereits erzählt haben. Quintus Claudius wurde mit den übrigen Nazarenern im Steinbruche zwischen der Via Appia und der Via Labicana verhaftet. Wir verließen den Jüngling in dem Augenblick, da der Zug der Gefangenen sich in Bewegung setzte. Es war ein langer und trauriger Marsch durch die einsame Finsterniß. Niemand sprach eine Silbe. Nur halbunterdrücktes Schluchzen oder ein Stöhnen der Angst unterbrach hin und wieder das unheimlich drückende Schweigen. Mit welchen Gefühlen betrat Quintus die Brücke des Baches Almo, die er in jener ersten Nacht überschritten, da er den Eurymachus rettete! Er bemühte sich, alle Erinnerungen, alle Befürchtungen, selbst alle Hoffnungen zu verbannen und nur den einen Gedanken fest und fester zu halten: sein ganzes Wesen gehöre der Gottheit!

Ach, es fiel ihm recht schwer, die krampfende Seele so

zur Fassung zu zwingen! Immer wieder tauchte ein Bild hervor, das ihm alle Selbstbeherrschung zu untergraben drohte, ein jammerdurchfurchtes Antlitz — die Züge seines theuren, ach, so unaussprechlich geliebten Vaters . . . Und dann mit einem Male hörte er den Lärm und das Stimmengewirr des versammelten Volkes . . . Er sah sich in der Arena — den zähnefletschenden Bestien gegenüber — wehrlos, verlassen, dem entsetzlichsten, martervollsten Tod überliefert . . .

Unmöglich! Er, ein Sproß des altehrwürdigen Geschlechtes der Claudier! ... Nein, o nein! Den eigenen Sohn konnte der Vater nicht wie einen Verbrecher zerfleischen lassen! Vielleicht wandte sich alles zum Heil! Vielleicht bedeutete seine Verhaftung die Freiheit für alle seine Genossen! Wenn er, Quintus Claudius, zur Lehre der Nazarener schwur, waren sie dann nicht ein für alle Mal vom Verdachte staatsfeindlicher Pläne gereinigt? Konnte man ihn, den reichsten, beneidetsten Jüngling der Siebenhügelstadt, für einen Feind der Gesellschaft halten? Gewiß, sein Vater würde erkennen, wie schwer sich der Staat geirrt: man würde den Glauben, den man blindlings verurtheilt hatte, zum Wort kommen lassen, und das Gesetz, das man eben erst zu seiner Bekämpfung geschmiedet, in Stücke schlagen . . .

So jagten sich, seinem festen Vorsatz zum Trotz, die Bilder des Schreckens und der Hoffnung rasch wechselnd in seinem aufgeregten Gehirn, bis endlich das Ziel der Wanderung, der mamertinische Kerker am Fuß des capitolinischen Hügels, erreicht war. Nun ergriff ihn der ganze Schauer der Gegenwart. Hier, mitten in der prunkvollen Weltstadt, Angesichts der mächtigen Tempel- und Säulenhallen, die im Schein der Fackeln noch imposanter dreinschauten als bei Tage, Angesichts der Kaiserpaläste, die er so oft als Gast, als Freund des Imperators betreten, hier sollte er wie ein Missethäter in die schrecklichen Räume des Tullianums hinabsteigen! Der Gedanke war unerträglich! Schon wollte er den Befehlen des Centurio verzweifelten Widerstand leisten. Da fiel sein Blick auf die ruhig heiteren Züge des blinden Calenus, — und mit einem Male ward Alles, was der

Greis mit so erschütternder Wahrheit vor der Gemeinde erzählt hatte, für den Jüngling wieder lebendig.

„Es muß durchgelitten werden!“ sagte er zu sich selbst. „Freilich, mit achtzig Jahren zuckt das Herz nicht so qualerfüllt, als mit einigen zwanzig . . .“

Die Christen umarmten sich unter Thränen. Dann wurden sie nach verschiedenen Räumen des Gefängnisses abgeführt. Zuletzt kam die Reihe an Quintus, für den der Kerkermeister eine gesonderte Zelle bestimmt hatte. Ruhig und gemessen schritt der Jüngling über die Schwelle. Der Kerkermeister setzte ihm Speise und Trank hin — kein erlesenes Mahl, wie es sonst bei Gefangenen vornehmen Standes der Fall war, sondern Verbrecherkost. Dann schloß er die schwere, buckelbeschlagene Thüre und schob den dreifachen Riegel vor.

Quintus sank wie vernichtet auf die steingemauerte Bettstatt. Mit den verhallenden Schritten des Kerkermeisters schien auch die letzte Kraft seiner Selbstbeherrschung gewichen. Er preßte die Hände vor's Antlitz. Ein wildes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Dann saß er stumpf und regungslos fast eine Stunde lang.

Die Ermattung und der Frost brachten ihn zur Besinnung. In dem unterirdischen Raum herrschte eine feuchtkalte Atmosphäre. Zitternd barg er sich in der halb von der Schulter gefallenen Lacerna. Dann sah er sich um.

Die Zelle bestand in einem länglichen Viereck, gerade hoch genug, um das aufrechte Stehen zu ermöglichen. Bei Tage mochte sie das spärliche Licht durch jene rundliche Oeffnung in der Decke empfangen. Jetzt brannte an der Längenwand, gegenüber der Bettstatt, ein rußiges Oellämpchen. Außer dem Lager befand sich nur noch eine roh gezimmerte Bank in dem Raume und ein kurzer eiserner Pflock mit Ringen und Ketten, an die der Insasse des Tags über festgelegt werden konnte. Aehnliche Vorrichtungen gewahrte Quintus in der Nähe der Bettstatt.

Mit scheuer Hand tastete er nach dem klirrenden Eisen. Die Berührung machte ihn schaudern. Er sprang empor und

durchmaß die Zelle mit fieberisch erregten Schritten. Unwillkürlich dachte er jenes gätulischen Berglöwen, der damals in Ostia so wüthend die Stäbe seines Käfigs gerüttelt hatte. Er, der stolze, vornehme Römer war jetzt eingesperrt, nicht besser als dieses Thier! Nicht besser? Ein höhnisches Gelächter scholl grausig von seinen Lippen. Er verglich das luftige Gehäuse des Löwen mit dem scheußlichen Kerker des einst so freien, glücklichen Menschen, — und er fühlte etwas wie Neid... Die plumpe, grauschwarze Thür mit den ehernen Buckeln starrte ihm so unerbittlich entgegen, als ob sie sich nie wieder öffnen sollte. Er trat davor, stemmte die Fäuste dawider und versuchte zu rütteln. Sie wich und wankte nicht. Fest, wie der Deckel eines uralten Sarkophags, lag sie im Mauerwerk. Eine wilde Trostlosigkeit überkam ihn. Er legte die Stirne wider den kalten Beschlag und weinte bitterlich.

Was stand da in hellenischen Lettern, — sorgsam eingeritzt, wie von Händen, die nur allzu reichliche Zeit hatten . . .?

Er sah es, halb noch durch Thränen, wie ein Wort der Verheißung.

Er las:

„Jesus, mein Erlöser und Heiland, Dir leb' ich und sterb' ich."

Hier hatte also vor ihm ein anderer Bekenner des Christenglaubens, ein Leidensgefährte, sein Schicksal herangewartet. Mühsam, der gebeugten Seele zum Trost, hatte er dem Kerker, wo er schmachtete, eine Spur aufgeprägt, die ein Späterer finden und begrüßen sollte, wie den Hauch eines fernen Geistes. Und es war keine schmerzerschütterte Klage, kein Schrei der Verzweiflung, sondern ein mutherfülltes Bekenntniß, ein Wort himmlischer Zuversicht und seliger Hingebung an den Meister! Quintus empfand, was so viele Tausende nach ihm empfunden: die hinreißende Allgewalt des Beispiels, den Zauber des Märtyrerthums. Diese Lehre, die den qualvollsten Tod so leicht machte und im Elende so ruhig, so gelassen, so freudig stimmte — sie mußte das wahre

Heil bergen, und höher sein als Alles, was menschliche Klugheit bis zur Stunde ersonnen; — sie mußte auch ihm Balsam in die brennenden Wunden träufeln und ihn auf den Schwingen der Begeisterung über das Fürchterliche hinwegtragen.

Wunderbar getröstet forschte er so weiter an den Wänden umher. Da fand er denn Inschrift über Inschrift, oft kaum erkenntlich in dem bröckelnden Mauerwerk, aber fast alle dieselbe große Leidensgeschichte erzählend und denselben himmlischen Trost: den Tod um des Glaubens willen und die Seligkeit eines gottergebenen Gemüths.

Da stand in lateinischer Sprache, mit stumpfer Kante mühselig eingeritzt:

„Ich, Sericus, 43 Jahre alt, und ich, Psyche, Tochter des Sericus, 17 Jahre alt, schreiben dieses, eingekerkert vom Stadtpräfecten des Kaisers Nero. Wir sind Christen. Wir sterben um unseres Glaubens willen. Wir verzeihen unseren Feinden und hoffen auf die Barmherzigkeit Gottes."

Gleich daneben in griechischer Sprache:

„Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr."

Darunter von anderer Hand, gleichsam als Fortsetzung:

„Ja, wahrlich, das ist mein Hoffen und der Trost, der mich stärken soll in der Stunde des Todes."

Je länger sich Quintus Claudius in diese Spuren siegreich bestandener Seelenkämpfe vertiefte, um so mehr hatte er die Empfindung des Wanderers, der in den Schrecknissen der Einöde menschliche Fußstapfen wahrnimmt und so erkennt, daß schon Andere vor ihm durch die Wüste geschritten. Er sah sich im Geiste umringt von der todesmuthigen Genossenschaft, und er schwur sich zu, nicht feiger und zaghafter zu sein, als dieser Sericus und die siebzehnjährige Psyche; als der zwanzigjährige Archilaos, von dem eine andere Inschrift erzählte; als Chabrias, der auf Rhodus die herrlichste und heißgeliebteste Braut zurückließ, um in den Gärten des Nero bei lebendigem Leib zu verkohlen oder am Kreuz zu sterben...

Der Gedanke an Cornelia, den er bis dahin mit instinctiver Hartnäckigkeit zurückgedrängt hatte, stürmte auf ihn

herein. Es überrieselte ihn eiskalt. Aber seine Standhaftigkeit war nicht mehr zu erschüttern. Selbst die Erwägung, daß keiner von all' den Blutzeugen, die hier geschmachtet, — auch Chabrias nicht — an Entsetzlichkeit der Lage ihm gleichkomme, da er dem eigenen theuren Vater zum Opfer falle, selbst dies Schrecklichste vermochte ihn nicht mehr zu beugen. Es war, als ob Etwas in seiner Seele erstarrt sei, was bis dahin noch den Wirkungen der Angst, des Hoffens, der Verzweiflung nachgegeben. Trug er mehr als Alle, die vor ihm gelitten, so mußte die Gottheit, die ihm das aufgeladen, ihn wohl für heldenhafter und stärker halten. Die Qual war größer, aber größer war auch der Ruhm, diese Qual zu besiegen. Das Schicksal hatte ihn auf die Höhen des Lebens gestellt, weithin sichtbar, als einen der Ersten des Volkes... So mußte er denn Herberes erdulden, Unerhörteres leiden, weil sein Untergang laut hinausschallen würde in alle Lande, wie ein Heroldsruf von dem Gipfel des Berges!

Immer klarer, immer zweifelloser gestaltete sich ihm die heilige Ueberzeugung, daß in seinem Schicksal ein Ruf der Gottheit an ihn ergehe. Er betrachtete sich, voll Demuth und Stolz zugleich, als ein Werkzeug der Vorsehung. In dem Maße, wie dieser Glaube keimte und Wurzel schlug, verschwand ein anderer Gedanke, der ihm während der letzten Stunden wiederholt mit heimlicher Lockung vor die Seele getreten: wenn jede Hoffnung erschöpft sei, mit eigener Hand sich den Tod zu geben. Dieser Gedanke hatte vom Standpunkte des gebildeten Römers durchaus nichts Verwerfliches. Es galt für erlaubt, ja für rühmlich, den Faden seines Daseins gewaltsam abzuschneiden, wenn jede Möglichkeit einer erträglichen Zukunft verloren war. Quintus hatte sich noch nicht so tief in die Anschauungsweise des Christenthums eingelebt, um dies verzweifelte Hilfsmittel gleich im ersten Augenblick von der Hand zu weisen. Nun aber, da er in seinem Schicksal die planvolle Absicht einer höheren Macht zu erkennen glaubte, war er gegen die Lockung gewappnet.

Inzwischen glomm die Lampe trüber und trüber und

erlosch zuletzt völlig. Quintus starrte eine Weile in die nachtschwarze Finsterniß. Dann tastete er sich an der Wand entlang nach der Bettstelle, legte sich auf den modrigen Wollteppich und benützte seine Lacerna als Decke. Nachdem er sich noch einmal vor Gott und seinem Gewissen Treue gelobt bis in den Tod, sprach er das kurze Gebet, das die Gemeinde bei seiner Aufnahme in den Bund gesprochen. Einmal nur hatte er die Worte gehört, aber sie gruben sich unauslöschlich in seine Seele, die schlichten Kindesworte, die da anheben: „Unser Vater . . .“ Dann entschlief er, so ruhig und gefaßt, als ob er daheim in den weichen Polstern seines Cubiculums liege.

Eine gedämpfte bräunliche Helligkeit schimmerte in die Zelle hernieder, als Quintus nach mehrstündigem Schlummer erwachte. Das Klirren der Riegel hatte ihn aufgeschreckt. Es war der Kerkermeister, der ihm eine frisch gefüllte Amphora hinsetzte. Die Schüssel mit Speltbrei, die noch unberührt war, neigte er auf die Seite, um zu sehen, ob der Inhalt nicht allzu zähe geworden. Nach kurzem Zögern ließ er sie stehen und wollte sich entfernen, als Quintus ihn anrief.

„Welche Zeit ist's?“ fragte er, sich vom Lager emporrichtend.

„Zwei Stunden nach Sonnenaufgang.“

„Ich bin hungrig. Gib mir zu essen!“

Der Kerkermeister deutete mit stummer Geberde auf die thönerne Schüssel.

„Ihr treibt keinen Luxus hier im Tullianum,“ versetzte Quintus mit Bitterkeit. „Das wäre dem niedrigsten meiner Sclaven, das wäre meinen Hunden zu schlecht.“

Der Schließer zuckte die Achseln.

„Du wirst Dich gewöhnen müssen. Wir haben strengsten Befehl, Jedermann, ohne Unterschied der Geburt, nach der Hausordnung zu behandeln.“

„So? Und wie lautet diese Hausordnung?“

„Speltbrei und Wasser, und zur Stunde der Coena Roggenbrod. Ich kann nicht dafür, wenn's den Hochgebornen

nicht munden will. Wir haben Leute hier gehabt, die sich's wohl sein ließen bei solcher Kost, arme Schlucker, die oft Tage lang nichts zu beißen hatten, wenn die Kornspenden ausblieben."

„Weißt Du, wer ich bin?" unterbrach Quintus den Schwatzhaften.

„Nein. Ich komme nur selten unter die Menschen. Am Saturnus-Fest wird's ein Jahr, daß ich zum letzten Male das Marsfeld betreten. Aber ich seh's Dir an, Du bist aus edlem Geschlecht."

„Ich bin Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters."

„Narrheit!" sagte der Kerkermeister. „Man hat Dich doch im Steinbruch mit den Nazarenern ertappt."

„Allerdings."

„So kannst Du nicht Quintus, der Sohn des Flamen Dialis, sein."

„Du zweifelst? Hat Dich jener Centurio, der die Wache führte, nicht unterrichtet?"

„Nicht mich. Er sprach mit dem Oberaufseher."

„Gleichviel. Auch Du wirst's erfahren, eh' noch der Tag vergeht. Höre jetzt, was ich bitte! Noch ist die Kunde von meinem Schicksal schwerlich zu den Ohren meines Vaters gedrungen. Aber wenn ihm die Botschaft kommt, wenn ein Fremder ihm ungemildert das Entsetzliche zuruft, so wird's ihn zu Boden werfen. Nur ich weiß den Ton hier zu treffen, der das Unerträgliche dämpft. Willst Du ihm ein Blatt übermitteln, zwei flüchtige Zeilen nur, oder hier die Wachstafel . . .?"

„Unmöglich!" sagte der Kerkermeister zurückweichend.

„Sieh' her! Diesen Stilus von gediegenem Golde biet' ich Dir zum Geschenk . . ."

„Und bötest Du mir das Zehnfache, ich darf nicht. Ich setze mein Leben auf's Spiel."

„So führ' mich zu Deinem Vorgesetzten!"

„Nicht ohne Erlaubniß."

„Suche sie zu erwirken!"

Der Kerkermeister blickte unschlüssig vor sich hin. Das ruhige und doch so eindringliche Wesen des Jünglings und die Vornehmheit seiner Haltung machten Eindruck auf ihn.

„Ich will seh'n, was sich thun läßt," versetzte er zögernd. „Gedulde Dich bis zum Abend!"

„Bis zum Abend!" rief Quintus verzweifelt. „Unglücklicher, begreifst Du nicht, daß Du ihn tödtest? Jede Minute ist kostbar, und Du sagst: bis zum Abend!"

Er hatte kaum noch geendet, als draußen vor der Kerkerthür Schritte ertönten. Der Schließer stürzte hinaus. Quintus vernahm Stimmengemurmel, das näher und näher kam. Mit einem Male stand ihm beinahe das Herz still. „Ich danke Dir," klang es unmittelbar vor der Thüre. „Laß mich allein, wackerer Hämon! Wie Du mich kennst, begehst Du kein Wagniß, wenn Du mich der Zeugen enthebst."

Quintus blickte verstört nach dem Eingang. Es war die Stimme seines Vaters, die also redete. Gleich danach ging die Thüre auf. Titus Claudius stand vor ihm.

Lange, lange fanden Beide kein Wort. Todtenbleich, unbeweglich starrten sie einander in's Auge. Nur um die Lippen ging ein heimliches Zucken, das einzige äußere Zeichen der unerhörten Gemüthsbewegung. Doch sie verstanden sich. Mühsam, qualvoll rangen Beide nach Fassung.

Der Vater bezwang sich zuerst. Mit banger, tonloser Stimme sagte er, beide Hände krampfhaft im Schooße faltend: „Hier, hier also muß ich Dich wiederfinden!"

Es lag ein so tiefer, namenloser Schmerz in diesen wenigen Worten, daß Quintus am ganzen Leibe zusammenschauerte.

„Vater!" stammelte er . . . Dann brach er in Schluchzen aus. Verzweiflungsvoll preßte er sein Antlitz wider die Wand, als ob er das kalte Gestein um Erbarmen anflehe.

„Quintus!" fuhr der Priester fort — und seine Stimme klang mild und sanft wie die eines Kindes — „ist es wahr, daß Du zur Nacht in den Höhlen der Nazarener verweilt hast?"

Der Jüngling wandte das Haupt.

„Ja, Vater," sagte er leise.

„Kanntest Du nicht das Gesetz?“

„Ich kannte es, Vater!“

„Was suchtest Du bei den Aufrührern?“

„Wer darf sie so nennen?“ gab Quintus, wieder fester werdend, zurück.

„Jeder Staatsbürger; denn das Gesetz hat sie als solche gebrandmarkt. Antworte mir, Quintus! Was suchtest Du im Kreis der Verworfenen?“

„Was ich im Kreis ihrer Verfolger niemals gefunden, was ich mein Leben lang fruchtlos ersehnt und erhofft habe: den Frieden und das Heil meiner Seele.“

„So ist es wahr, das Unglaubliche . . .?“

„Was, Vater?“

„Daß Du nicht nur ihr Förderer, sondern Einer der Ihren bist?“

„Du sagst es.“

Titus Claudius ward noch bleicher, noch geisterhafter.

„Unglücklicher,“ rief er entsetzt, „so bist Du verloren! Auf dem Frevel des Nazarenerthums steht der Tod.“

„Ich weiß es.“

„Du weißt es? Und gleichwohl trittst Du die Gesetze mit Füßen?“

„In meiner Brust trag' ich ein höheres Gesetz.“

„Es gibt kein höheres Gesetz als die Pflicht. Du bist ein Römer. Du bist mein Sohn. Wahnwitziger! Als Römer frevelst Du gegen das Vaterland, als Sohn zerstückst Du das Herz Deines Vaters! Welcher Dämon hält Dich besessen? Welche Krankheit durchwühlt Dein Gehirn? Dünkt Dir das grausenhafte Verbluten unter den Griffen gätulischer Bestien so viel wonniger, als die Umarmungen Deiner Cornelia? Lockt Dich die Kerkerluft des Tullianums mehr als der Rosenduft Deiner Prunkgemächer? Du hast Alles, Alles, was Deine Seele begehren mag, und Du verirrst Dich in die Abgründe des Verbrechens! Du befleckst Dich mit dem Schlamme des Aberglaubens! Du verbrüderst Dich mit feilen Sclaven, mit Kupplern und Leichenträgern!“

„Ich folge dem Licht und der Wahrheit,“ versetzte

Quintus. Du „irrst, Vater, wenn Du die Nazarener so verächtlich als Gesindel bezeichnest. Nicht der Stand macht den Men schen, sondern die Seele. Vor dem Gotte der Nazarener gilt kein Ansehen der Person, — und gerade das macht die Lehre Christi so ehrwürdig."

„Ehrwürdig? Quintus! Bei allen Göttern, komm zu Dir selber! Ein Jüngling von senatorischem Rang, ein Claudier findet es ehrwürdig, daß ihm gleiche Rechte mit den Packträgern und Henkersknechten vergönnt werden! Wahrlich, dieser Wahnsinn raubt mir die Fassung! Und wie hängt das Alles mit dem Heil Deiner Seele zusammen? Hast Du sie mitgemacht, die kläglichen Narrenspossen, über die mir so manchmal berichtet wurde? Hast Du den Galgen geküßt und vor dem Jammerbilde des Gekreuzigten Opfer gebracht? Hast Du den Märchen gelauscht, die der Aberwitz an jene Hinrichtung auf Golgatha knüpft? Wehe mir! Dein Schweigen ist nur allzu beredt! Die Schlauheit dieser Gaukler hat Dich umstrickt, bis Du die Kraft verlorst, ihr Gespinnst zu zerreißen. Oh, ich glaube es wohl, daß es lohnend war, einen Claudier zu ködern! Dein Name wog tausend andere auf! Zur rechten Zeit auf die Fahne geschrieben, konnte er die Sache der Umsturzmänner zum Siege führen! Und Du verkennst diese Pläne! Dein sonst so scharfer Blick durchschaut nicht das verwerfliche Spiel!"

„Vater, wir verstehen uns nicht. Bei Allem, was heilig ist . . ."

„Ich will nichts hören!" unterbrach ihn der Oberpriester. „Was kannst Du mir sagen? Wer Dich umgarnt hat, und wie weit sich die Sache verzweigt, das wird sich im Laufe der Untersuchung ergeben. Ich komme nicht als Richter, nicht im Auftrage des Senats; ich komme, um Dich zu retten. Bekenne Dich als verführt! Schwöre Dich dem Irrglauben ab, der Deine Seele doch niemals wahrhaft beherrscht haben kann! Opfre zur Sühne dem Jupiter Capitolinus, — und Alles wird gut werden! Ein Jahr der Verbannung — vielleicht nach Hellas, wo ich Gastfreunde in Menge besitze — wäre das Härteste, was Dich treffen könnte, und selbst

dies kurze Exil würde die Gnade des Kaisers auf meine Fürbitte wohl erlassen. Alles ist vorbereitet. Morgen in aller Frühe kann die Ceremonie stattfinden. Bis dahin bleibst Du in meiner Wohnung in Haft, ehrenvoll, wie es dem Glanze Deines Namens gebührt. Norbanus in eigener Person will Dich geleiten. Er harrt draußen an der Pforte des Kerkers. Seine angesehensten Officiere werden die Wache bilden. Vorwärts also! Verlassen wir diese Stätte der Schmach, — und möge Dir die bittere Erfahrung zur Lehre dienen!"

Quintus rührte sich nicht. Wie gebannt haftete sein Blick auf der Wandfläche, die in schauriger Nachtstunde ihm so wundersame Geschichten erzählt hatte. Jede Inschrift, jeder Name schien sich in ein bleiches, wehmuthsvolles Gesicht zu verwandeln. Er fühlte in tiefster Brust, daß jetzt der Moment gekommen sei, die Empfindungen jener Nachtstunde in die That umzusetzen. Gleichzeitig aber mit der schwärmerischen Begeisterung des Christen regte sich der unbeugsame Mannesstolz und der eiserne Trotz des Claudiers. Sollte er feiger unwürdiger, schwächlicher handeln, als die Armen und Elenden? Sein Herz bäumte sich auf bei diesem Gedanken, und das Blut schoß ihm jäh in die Stirne.

„Ich kann nicht, Vater," sagte er abgewandt.

„Wie? Du kannst die Wege nicht wandeln, die Dein Vater Dich führen will? Hat der Starrsinn der Nazarener schon so gute Früchte getragen? Oder hältst Du das Eingeständniß eines Irrthums für unmännlich? Gib der Vernunft Raum, Quintus! Keinem Sterblichen, nur der Gottheit sollst Du Deinen Frevel bekennen. Demuth vor den Göttern aber entehrt nicht . . ."

„Eure Götter sind nicht die meinen!" rief Quintus erregt. „Ein Bekenner des wahren Gottes kann dem Jupiter Capitolinus nicht opfern."

„Welche Gottheit ist wahrer als die, deren Walten wir überall mit dem Auge erkennen, mit der Seele empfinden? Bist Du so völlig entartet, daß Du den großen Weltgeist, den unsere Altvordern als Jupiter, als Vater des Lichtes

verehrten, mit einem sterblichen Menschen vertauscht hast? — mit einem jüdischen Aufrührer, den die Richter des Imperators dem Tod überantwortet?"

„Du irrst, Vater! Wir verehren den Gekreuzigten nicht als Gott, sondern als den Meister, der uns die wahre Gottheit enthüllt hat. Zwischen dem Gott Christi und euren Götzenbildern liegt eine unausfüllbare Kluft. Dein edles Gemüth trägt in die Gebilde des Irrglaubens Ahnungen und Gefühle, die dem Geist dieser Gebilde allezeit fremd waren. Vater, wüßtest Du, wie der Glaube an das Licht, dem ich folge, mein ganzes Wesen durchglüht, Du würdest eher den Einsturz des Himmels erwarten, als die schmachvolle Verleugnung, die Du mir zumuthest!"

„Unsinniger!" schrie der Priester entsetzt. „Ein Hirngespinnst gilt Dir höher als Glück und Leben, höher als die Ehre Deiner Familie? Ende dieses unerhört ruchlose Spiel! Folge mir! Ich beschwöre Dich!"

„Vater!" stöhnte Quintus mit wachsender Seelenangst, — „Gott ist mein Zeuge, daß ich für Dich und das Glück Deines Alters jeden Blutstropfen hingäbe: nur das Eine, das Eine vermag ich nicht . . ."

„Du mußt! Bei allen Göttern, Du mußt! Wie? Mein eigener Sohn als Hochverräther, als verhöhnter und verspotteter Narr, zum ehrlosen Tode verurtheilt, ein Schauspiel des wiehernden Pöbels . . .? Knabe, Du rasest! Hinweg aus dieser modrigen Zelle! Ich befehl' es Dir!"

Mit ängstlich forschendem Blicke hing Titus Claudius an den bleichen Zügen des Sohnes, die immer mehr wie zu Marmor erstarrten.

„Ich kann nicht, Vater!" Das war Alles, was über die blutlosen Lippen kam.

Da warf sich der stolze Mann verzweiflungsvoll auf die Kniee und hob die Hände empor, wie ein Verbrecher, der seinen Richter um Gnade anfleht. Thränen strömten über das entstellte Gesicht, das in diesem Augenblicke um Jahrzehnte gealtert schien. Er zerriß sein Gewand, er zerraufte sein Haar, er schlug die Stirne gegen die Steinfliesen,

daß es laut durch die Zelle dröhnte. In herzzerreißenden Tönen beschwor er den Sohn, den er so heiß geliebt, den er als den Stern und das Glück seines Lebens betrachtet, ihn nicht elend zu machen, wie nie ein Mensch elend gewesen auf dieser qual= und kampferschütterten Erde. Er erinnerte ihn an die Tage seiner ersten Jugend, wie er ihn auf den Armen gewiegt, wie er nur für ihn gelebt, gesorgt und empfunden habe. Sein Kind, sein Alles, sein Quintus werde ihm nicht dies furchtbare Schicksal bereiten!

Der Anblick des Unglücklichen war erbarmungswürdig.

„Vater," schrie Quintus, nach Athem ringend, „was hast Du gethan? Wehe mir! Ich Ungeheuer! Dieses heilige Haupthaar im Staube! Fasse Dich! Du machst mich wahnsinnig, Vater! O Gott, nicht doch! . . . Vater, — ich folge Dir . . . Ich bin Dein! Das Heil meiner Seele . . . ich geb' es preis . . . Du sollst nicht verzweifeln um meinetwillen!"

Titus Claudius erhob sich. Der starke Mann zitterte wie ein Kind. Ein leidenschaftlicher Aufschrei — Vater und Sohn lagen sich in den Armen.

Viertes Capitel.

Der Oberst der Leibwache, von einigen Officieren und Soldaten umringt, empfing den jungen Claudier, der langsam durch das wuchtige Steinportal auf die Straße trat, mit dem stummen Gruß der Verlegenheit. Während der letzten Tage hatten sich Dinge ereignet, die den ehrlichen Kriegsmann aus dem Gleichgewicht brachten. Das höfische Intriguiren, die Umwege und Heimlichkeiten waren durchaus seine Sache nicht. Draußen im Felde, vor dem kampfbereiten Heere der Dacier, ließ er die Kriegslist und die strategischen Kunstgriffe gelten: im Frieden aber und im Herzen des Weltreichs verblüffte ihn diese Methode. Vorkommnisse, wie die Massen=

verhaftungen der Senatoren und Ritter waren selbst seit der Thronbesteigung des Domitian niemals erlebt worden. Und nun diese räthselhafte Ergreifung des Quintus Claudius im Steinbruch der Nazarener! Norbanus war vollständig rathlos, wie er sich das Ereigniß zurechtlegen sollte. Der Oberpriester hatte ihm nur ganz flüchtige und hastige Erklärungen abgegeben. Das Ganze mochte ebenso gut die Veranstaltung eines unversöhnlichen Gegners, wie die Folge einer übermüthigen Laune sein. Norbanus hatte die Art und Weise des Jünglings ja schon anderwärts kennen gelernt. Wer Liebesgedichte an vestalische Jungfrauen schrieb, der konnte in ähnlicher Anwandlung auch den Gönner der Nazarener spielen, zumal wenn da irgendwo eine palästinische Rose blühte, ein liebreizendes Mädchen, das durch den Aberglauben seiner Landsleute an Schönheit nichts einbüßte . . . Freilich — wie sie jetzt so auf ihn herankamen, Beide, Vater und Sohn — da waren ihre Gesichtszüge doch zu bleich und zu ernst, um die Sache so leicht zu nehmen. Der wackere Oberst hatte das dunkle Gefühl, daß er unter allen Umständen das richtige Wort und die richtige Weise verfehlen würde. So hüllte er sich denn in ein würdevoll-bedeutsames Schweigen, das Jeder nach Wunsch und Bedürfniß auslegen mochte. Quintus las darin freundschaftliche Theilnahme und edle Rücksicht, der Oberpriester Schreck und Mißbilligung, die Tribunen und Centurionen Festigkeit und soldatische Strenge.

Man schlug den kürzesten Weg nach der Wohnung des Titus Claudius ein — am Fuße des capitolinischen Hügels entlang, quer über das Forum. Stürmisch drängte sich das Volk von allen Seiten heran. Das Gerücht von der Gefangennahme des Quintus hatte sich längst bis in die äußersten Stadttheile verbreitet. Jetzt wollte Jeder den erlauchten Vater sehen, der den Sohn aus den Abgründen des Tullianums hervorholte. Der kleine Zug kam nur mit Mühe vom Flecke. Selbst der Lictor, der dem Oberpriester vorausschritt, und die Soldaten der Leibwache blieben machtlos. Hundert Stimmen zugleich riefen sich die Commentare zu dem unerwarteten Schauspiel zu.

„Er hat dem Kaiser nach dem Leben getrachtet,“ klang es dumpf aus dem Hintergrunde.

„Unsinn! Er gehört zu den Freunden des Imperators.“

„Er war mit den Nazarenern im Steinbruch.“

„Er hat das Kreuz geküßt.“

„Er ist dem Tode verfallen.“

„Hat sein Vater nicht selbst das Gesetz gemacht?“

„Aber Ihr seht doch, der Vater selber setzt ihn in Freiheit!“

„Das ist der Welt Lauf!“

„Ja wohl! Die Gesetze existiren nur für die Sclaven und Bettler! Im eigenen Hause nimmt man's gemüthlicher!“

Die letzten Worte erklangen dicht in der Nähe des Oberpriesters, so daß er jede Silbe verstehen mußte. Eine dunkle Röthe stieg ihm in's Antlitz. Heiligen Zorn auf der Lippe wandte er den Blick seitwärts. Er schien reden zu wollen, aber zur rechten Zeit noch besann er sich. Ein Lächeln unaussprechlicher Geringschätzung glitt über den stolzen Mund. Dann sagte er halblaut zu Norbanus:

„Du bist zu nachsichtig, und das Volk wird zu dreist. Deine Leute sollten die Waffen gebrauchen.“

Der Oberst schaute ihm erstaunt in's Gesicht.

„Freilich,“ fügte Titus Claudius milder hinzu, „wir konnten dies Gedränge voraussehen. Solch' ein Schauspiel ist Ambrosia für die Gemeinheit.“

Es währte fast zehn Minuten, bis sie die Wohnung des Oberpriesters erreichten. Norbanus und einer der Officiere kamen mit nach den Gemächern am Peristyl: die übrigen Krieger warteten bis auf Weiteres in einem der Gesellschaftsräume am Atrium.

Nachdem Quintus sich gereinigt und ein neues Gewand angelegt, begab er sich, immer von Norbanus und dessen Centurio begleitet, in das Studiergemach seines Vaters, wo sich die Familie inzwischen versammelt hatte.

Quintus wunderte sich, seine Mutter verhältnißmäßig so ruhig zu finden. Er wußte nicht, mit welchem Aufgebot mannhafter Selbstbeherrschung Titus Claudius den ganzen

Vorfall als eine geringfügige Verirrung, als ein Mißverständniß dargestellt hatte. Lucilia war aufgeregt. Das Ungewöhnliche und Fremdartige des Ereignisses gab ihrer Phantasie reichliche Nahrung. Für's Leben gern hätte sie über die Begebnisse der letzten Tage einmal mit Fabulla, der klugen Mutter des Cnejus Afranius, gesprochen: aber jetzt, in all' der Verwirrung, war ja an einen Ausflug nach Ostia in keiner Weise zu denken. So mußte sie denn Alles mit sich selbst ausmachen, zumal Claudia von schier unnahbarer Verschlossenheit war und auf alle Fragen das eintönigste Ja oder Nein hatte. Auch jetzt, da der Bruder in das Gemach trat, blieb Claudia im Gegensatze zu Lucilia wortkarg. Und doch hatte Quintus das unbestimmte Gefühl, als ob sie die Situation schwerer und ernster nähme, als Octavia und die aufgeregte Lucilia. In der That, Claudia kannte ihren Bruder zu gut, um nicht zu ahnen, daß hier mehr im Spiele war, als ein thörichter Einfall. Der Uebermuth verlangt Zeugen; er begeht seine Extravaganzen nur im Kreise ähnlich gestimmter Freunde, die applaudiren können. Was aber ein Charakter wie Quintus so insgeheim und in solcher Gesellschaft plante, das konnte kein Spiel sein.

Während der Stunde, die er hier im Kreis der Familie verbrachte, war auch Quintus überaus schweigsam. In den Polstern des Sessels ruhend, genoß er einige Bissen, die Lucilia ihm darbot. Unterdessen bemühte sich der Jupiter-Priester, den Frauen auseinander zu setzen, inwiefern er zu Gunsten seines Sohnes bei dem Cäsar thätig gewesen, und was die Opfer-Ceremonie, zu welcher Quintus sich anschicke, zu bedeuten habe. Je länger er sprach, um so peinvoller schnürte sich dem Jüngling das Herz zusammen. Der Vater mochte von dem, was er so darlegte, vollgültig überzeugt sein: für den Sohn war es die schwärzeste Lüge, der lächerlichste und feigste Verrath. Es war eine Lüge, daß jugendliche Neugier ihn zur Theilnahme an den Versammlungen der Nazarener bewogen. Es war eine Lüge, daß raffinirte Verführer diese Neugier unter falschen Vorspiegelungen ausgenutzt hätten. Es war eine Lüge, daß die Nazarener die

Vernichtung der römischen Gesellschaft geplant, daß sie den Ehrgeiz des Bethörten angefacht, daß sie seine Gutmüthigkeit mißbraucht hätten. Es war eine Lüge vollends, daß er Alles, was er jemals mit den Nazarenern gemein gehabt, aus tiefstem Herzen bereue, und nichts sehnlicher wünsche, als sich öffentlich von der Schmach jener Befleckungen rein=zuwaschen. Weshalb schien es nur so unmöglich, den sonst so klaren, ruhigen und gerechten Mann von der Irrigkeit seiner Vorurtheile zu überzeugen? Warum verschloß er sich so hartnäckig der Erkenntniß?

Die Last dieser Fragen und der ganze innere Wider=spruch seiner Situation drückte den Jüngling beinahe zu Boden. Matt und theilnahmslos wie ein Stumpfsinniger begab er sich in das Zimmer, das er bis zu seinem Wegzug aus dem Vaterhause innegehabt, — ein freundliches Gegen=stück zu dem allerliebsten Gemache Claudias, im oberen Stocke, wie jenes, und in der nämlichen Flucht gelegen. Die Einrichtung war noch die gleiche wie ehedem. Selbst ein Theil seiner ersten Bücher, seine Knabenspielzeuge und sonstige Erinnerungen an die frohe Vergangenheit hatten hier eine dauernde Stätte gefunden, damit, wie Octavia sagte, der Sohn jederzeit im Elternhause die alte Heimath erkenne. Während der letzten Zeit war das stille Gelaß freilich oft monatelang nur von den Sclaven betreten worden, die den Staub fegten und die Polster der Ruhebänke zurecht schüt=telten . . .

Quintus dankte dem Obersten der Leibwache für die rücksichtsvolle Behandlung und bat um die Erlaubniß, allein sein zu dürfen. Norbanus, der die Bewachung des Jüng=lings jetzt nur noch als eine Formalität auffaßte, war mit Vergnügen bereit. Er postirte vor den Ausgang des Zimmers einen Centurio mit drei Kriegsknechten, empfahl dem Officier das ritterlichste Entgegenkommen, drückte dem jungen Claudier mit einer scherzhaften Rede die Hand und verließ das Haus, da ihn dringende Botschaft nach dem Palatium befahl.

Jetzt erst kam Quintus eigentlich zu sich selbst. Alles was er während der letzten Stunde erlebt hatte, war ihm

nur dumpf und halbverstanden an der Seele vorübergegangen. Wie ein Nachtwandler hatte er die scheinbar sicheren Steige über Höhen und Tiefen erklommen. Da er nun aufwachte, schauderte ihm vor den rings emporgähnenden Schlünden und Abgründen. Wo er hinblickte, — überall grinste ihn das Unerträgliche an, das Elend, die Schande, die Ehrlosigkeit, die Verzweiflung. So oder so, — sein Schicksal war hoffnungslos. Entweder zertrümmerte er die Existenz dessen, den er mehr als sich selbst liebte, — oder er ward zum feigen, schmachbedeckten Verräther, zum Abtrünnigen, der sein Heiligstes muthwillig in den Staub zog. Hatte der Meister von Nazareth nicht gelehrt, daß Der keinen Theil an der unermeßlichen Gnade der Gottheit habe, der aus Menschenfurcht vom Glauben des Heils abfalle? Und war nicht auch das, was ihn zur Verleugnung trieb, zaghafte Menschenfurcht? Sie hüllte sich freilich in das Lichtgewand heiliger Kindesliebe. Aber mußte der wahre, der echte Glaubensheld nicht auch dies unsäglich furchtbare Weh in Geduld auf sich nehmen? Starb nicht auch Jesus muthig den Kreuzestod, obgleich er wußte, daß den geliebten Eltern das Herz zerbrach? Ja, das that der Gerechte, der Große, der Allgewaltige; aber er, Quintus, er war nur ein schwacher, ohnmächtiger Jünger des Unvergleichlichen. Er vermochte es nicht, und galt es alle Wonnen des Himmels und alle Trostlosigkeit der Hölle! Mochte seine Seele verloren sein in alle Ewigkeit, — wenn er nur dem Vater den gräßlichen Schmerz ersparte . . .

Es war ein qualvoller Tag, den er so zwischen den Zeugen seiner wolkenlosen Kindheit verbrachte. Einmal noch besuchte ihn Titus Claudius, ihm zu danken für den kindlichen Gehorsam, den er geübt, ihm nochmals zu sagen, das Herz des Vaters habe Alles, Alles vergessen. Quintus war unfähig, auf die zärtlichen, mit bebender Stimme hervorgebrachten Worte anders zu erwidern, als durch Seufzen und stumme Geberden. Titus Claudius erblickte in dem Zustande seines Sohnes die Zerknirschung der Reue und bestrebte sich desto eifriger, ihn durch Zuspruch empor zu richten.

Da er sah, daß sein Bemühen vergeblich sei, verließ er ihn wieder. Er hoffte, die Einsamkeit und der nächtliche Schlaf werde das erregte Gemüth schon besänftigen.

Er irrte. Quintus schloß die ganze Nacht über nicht ein Auge. Von Zeit zu Zeit glaubte er die Stimme des blinden Calenus zu hören, der ihm die Schmach seines Verrathes vorwarf. Von Angst zerfleischt, fuhr er dann vom Lager empor. Er verglich die Nacht, die er im Tullianum verbracht, und die gegenwärtige hier im Elternhause. Dort — die elende Zelle — und der Tod unter den Griffen der wilden Bestien so gut als gewiß. Hier — das freundlich heitere Gemach und als Endziel die Freiheit, das Glück seiner Familie und alle Freuden des Lebens ... Und doch hatte sein fieberndes Herz gestern Ruhe gefunden, — und heute war es von Martern zerwühlt, unabläßig, unsagbar ... „Verblendeter!" — so klang es ihm durch's Gehirn — „die eigne Seele nur wähnst Du preis zu geben! Aber verräthst und gefährdest Du nicht, so weit es an Dir liegt, das ganze glorreiche Werk Deines Meisters? Wenn Alle so handelten, was würde dann aus dem erhabenen Lichtgedanken, der den Dulder am Kreuz noch beglückte: aus der Erlösung der Menschheit? Hast Du ein Recht, das Heil von Millionen zu opfern, um Deinem Vater — und liebst Du ihn noch so sehr — einen vergänglichen Schmerz zu ersparen, — einen Schmerz, der vielleicht auch ihn dem Lichte zuführen würde?"

Und jetzt war es, als ob Calenus dicht an das Lager träte und ihm die Hand auf die Stirn legte ...

„Fasse Muth!" sprach er weihevoll. „Mit Gottes Hülfe läßt sich Alles, Alles, Alles verwinden!"

Entsetzt fuhr Quintus empor. Er hatte offenen Auges geträumt: es war eine geisterhafte Vision gewesen ... Deutlich hatte er den Druck der Hand auf der Stirne gefühlt und das Propheten-Antlitz geschaut, das so still, so heilig, so weltentrückt leuchtete ...

Endlich graute der Morgen. Die Sclaven traten herein, um Quintus anzukleiden. Es war ihm zu Muthe, als gehe

sein Weg nach der Richtstätte. Willenlos ließ er mit sich geschehen, was Titus Claudius anordnete.

Die Sonne stieg eben hinter dem Esquilinus empor, da Vater und Sohn, festlich geschmückt, in das Freie traten. Auch Norbanus hatte sich eingefunden, dazu eine große Schaar von Clienten und Freunden. Das Forum und die anliegenden Straßen und Plätze wimmelten, trotz der Morgenfrühe, von einer unabsehbaren Menschenmenge. Der bevorstehende Widerruf war das Ereigniß des Tages. Der Aufsichtsrath der Pontifices, an deren Spitze der Cäsar als Pontifex Maximus stand, hatte mit Rücksicht auf die ungewöhnlichen Verdienste des Titus Claudius eingewilligt, daß die heilige Handlung mit dem täglichen Staatsopfer des Flamen Dialis verknüpft werde, und daß Quintus für gerechtfertigt und vom Verdachte des Nazarenerthums für befreit gelten sollte, wenn er gemeinschaftlich mit seinen Clienten und Freunden dem Oberpriester beim Beginne der Ceremonie ein Gebet zum allgütigen und allmächtigen Jupiter nachspreche, das auf alle Feinde des Staates und insbesondere auf die ruchlosen Nazarener Verderben und Vernichtung herabflehe. Dies alles hatte Titus Claudius dem Sohn hastig mitgetheilt — und hinzugefügt, das Weitere ergebe sich wie von selbst.

Langsam bewegte sich der festliche Zug die breiten Stufen zum Capitol hinauf. Quintus vermochte kaum noch zu athmen. Wie die Last eines Grabsteines lag es ihm auf der Brust. Einige Male blieb er stehen. Seine Kniee erbebten. Norbanus, der ihm zur Seite schritt, stützte ihn ...

Auf der Höhe des Capitols angelangt, blickte Quintus unwillkürlich zurück. Sein Auge schweifte hinaus über das menschenbedeckte Forum, am Flavischen Theater vorbei, nach der Via Appia. Dort links, kaum erkenntlich, lag das Gehölz, dessen stille Verborgenheit ihm das Heil des Lebens erschlossen ... und jetzt?

„Vorwärts! Was zögerst Du?“ raunte ihm der Vater in's Ohr. Und weiter ging's nach dem Tempel. Eine große Volksmenge war nachgedrängt. Halb ehrfürchtig, halb neu=

gierig erfüllte sie jetzt den weiten Raum, wo der Altar der obersten Staatsgottheit mit geweihten Kräutern und kostbaren Binden geschmückt, der heiligen Handlung wartete. Ein Herold gebot Schweigen. Das letzte Murmeln verstummte. Zwei Tempeldiener führten die feierlich bekränzten Opferthiere herzu. Ein dritter mischte den Weiheguß aus Wein, Quellwasser, Weihrauch und Opferschrot.

Nun trat der Oberpriester vor den Altar. Er war todtenbleich. Die Hände emporhebend, sprach er mit tiefer, weithin hörbarer Stimme:

„Jupiter, Du Gütigster, Du Gewaltigster! Errette den Staat, den Du groß gemacht!“

„Errette den Staat, den Du groß gemacht!“ erklang es im Chore. Auch Quintus regte, leise flüsternd, die Lippen.

„Zermalme die Feinde des römischen Namens mit dem Zorn Deines Blitzes!“ betete Titus Claudius.

Abermals wiederholte der Chor.

„Insbesondere vernichte jene ruchlosen Hochverräther, die den Aberglauben und den Sturz der Gesellschaft auf die Fahne geschrieben! Vernichte das Gewürm der wühlenden Nazarener!“

„Nein, und tausendmal Nein!“ schrie es dröhnend durch den hallenden Tempelraum. „Reißt mich in Stücke, aber erlaßt mir die schmachvolle Lüge!“

Titus Claudius wankte. Krampfhaft stützte sich die zitternde Rechte auf den Altar.

„Mein Sohn, mein Sohn, was hast Du gethan?“ murmelte er mit verlöschender Stimme.

„Was ich mußte!“ rief Quintus verstört. „Führt mich in den Kerker zurück! Tödtet mich! Ich sterbe als Nazarener!“

Ein beispielloses Getümmel war die Folge dieses unerwarteten Zwischenfalls. Titus Claudius stieß einen schwachen Schrei aus und sank halb ohnmächtig in die Arme der Opferdiener. Die Menge, die in den Worten des Jünglings eine Herausforderung erblickte, vergaß alle Rücksicht, die sie dem Heiligthum schuldete, und drängte sich, drohend und Rache schreiend, heran. War auch der Glaube an die Lehren

der Volksreligion nur noch in wenigen Gemüthern lebendig: der Römerdünkel, der an die Stelle des alten Römerstolzes getreten war, verlangte sein Recht. Was Quintus Claudius hier gewagt hatte, war eine Beleidigung der Volksmajestät, eine Verhöhnung des römischen Namens, — hundertmal unverzeihlicher, als die Thorheiten der Armen und Elenden, die sich insgeheim in den Steinbrüchen um das Kreuz schaarten. Vergeblich war Norbanus bemüht, die Ordnung herzustellen. Selbst die nächsten Freunde standen rathlos und wie gelähmt.

Da mit einem Male erscholl wieder die Stimme des Oberpriesters. Er hatte sich aufgerafft. Er stand fest und gebieterisch vor dem Altar.

„Zurück!“ rief er, die Rechte wie ein blitzschleudernder Jupiter nach dem Volke wendend. „Was wollt Ihr? Was fürchtet Ihr? Das Gesetz ist unbeugsam! Centurionen der Leibwache, thut Eure Pflicht; ich thue die meine! Hinweg mit dem Nazarener! Bringt ihn zurück in's Gefängniß! Ihr aber, thörichte Lärmer, verstummt in Andacht, auf daß der Priester die heilige Handlung vollende!“

Todtenstille war die Antwort auf diese Rede. Niemand rührte sich; keiner der Centurionen wagte, dem Befehl des Priesters Folge zu leisten.

„Was sträubt Ihr Euch?“ sagte Quintus, zu Norbanus gewandt. „Der Boden hier brennt mir unter den Füßen. Geleitet mich!“

Traurig gesenkten Hauptes verließ Norbanus mit seinen Untergebenen den Tempel. Quintus schritt langsam in ihrer Mitte. Noch einmal wandte er sich, schmerzlich ergriffen, um.

„Leb' wohl, mein Vater!“

„Quintus Claudius hat keinen Vater mehr!“ versetzte der Priester hinwegblickend. Hierauf begann er von Neuem das unterbrochene Gebet und vollzog nach allen Regeln das Opfer.

Fünftes Capitel.

Seit den zuletzt erzählten Ereignissen waren acht Tage verflossen. Ueber dem Hause der Claudier schwebte es wie ein Hauch der Erstarrung. Der Verkehr mit der Außenwelt beschränkte sich auf das Nothwendigste. Die Insassen schlichen bleich und wortlos an einander vorüber. Titus Claudius versah die Obliegenheiten seines Amtes mit eiserner Regelmäßigkeit, aber ohne innerliche Betheiligung, stumpf, mechanisch. Der Name seines Sohnes kam ihm nicht auf die Lippen. Und doch fühlte man, daß ihn der Eine fürchterliche Gedanke unablässig beschäftigte. Aehnlich erging es den beiden Mädchen. Alle Frische, alle Jugendlichkeit schien von ihnen gewichen, — zumal von Claudia, die doch ihr eigenes Geschick so standhaft und hoffnungsfreudig ertragen hatte. Nur Octavia hielt unerschütterlich an der Zuversicht fest, ihr Gatte, dessen allesbezwingende Willenskraft so manchen Kampf siegreich zu Ende geführt, werde auch jetzt noch in dieser verworrenen Lage die Lösung finden.

Es war frühe am Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang. Octavia saß mit ihren Töchtern schweigsam und gedankenverloren in jenem traulichen Wohngemach, wo Cajus Aurelius noch vor so kurzer Frist die Thebais des Statius vorgelesen. Mit ihnen war Cornelia. Blaß und regungslos lehnte sie unweit des Eingangs und horchte hinaus in die Säulenhalle. Sie wartete auf die Rückkehr des Oberpriesters, der beim Cäsar verweilte und dort eine Bitte vortrug. Seit dem Tage nämlich, da man Quintus in den Kerker zurückgeführt hatte, war Cornelia nicht müde geworden, Zutritt in's Tullianum zu heischen, um den Starrsinn ihres Geliebten brechen zu können; denn sie war fest überzeugt, nur aus Trotz habe er seinen Widerruf noch im letzten Augenblick unterbrochen. „Du verstehst nicht zu flehn und zu schmeicheln," hatte sie zu dem Oberpriester gesagt. „Deine Bitte selbst klingt wie Befehl; sie läßt den Stachel des gekränkten Stolzes zurück. Ich aber, ich bin ein Weib, ich

bin seine Braut, ich liebe ihn, ich bete ihn an! Sein Herz wird weich werden, sobald er meine Stimme vernimmt!"

So hatte sie zu Titus Claudius geredet, und der Priester, obgleich er fühlte, daß Cornelia den Charakter seines Sohnes nicht völlig begriff, glaubte doch, dieser letzten Möglichkeit die Hand bieten zu sollen. Leider stieß er hier auf unerwartete Hindernisse. Der Oberaufseher des mamertinischen Kerkers weigerte, auf höhere Befehle gestützt, ohne weiteres den Zutritt. Die Erklärung des Priesters, er übernehme alle und jede Verantwortlichkeit, blieb wirkungslos.

Titus Claudius wandte sich an den Stadtpräfecten. Nach langen Erörterungen dieselbe Resultatlosigkeit. Es mußte irgend Jemand an der vollständigen Isolirung des Gefangenen ein besonderes Interesse haben, und dieser Jemand mußte sehr hoch stehen... Ein Besuch bei dem Adjutanten Clodianus verfehlte gleichfalls den gewünschten Erfolg. Ueberraschender Weise legte der Adjutant sogar eine wahrhaft drakonische Unerbittlichkeit an den Tag, wie dies sonst im Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten keineswegs seine Art war. Titus Claudius verließ ihn äußerst verstimmt. Es schien, als solle diese Begegnung eine dauernde Spannung, um nicht zu sagen, Feindschaft zwischen den beiden Männern hervorrufen. Auch dieser Kunstgriff des Adjutanten war schlau berechnet. Wenn der Cäsar hiervon erfuhr — und er mußte davon erfahren, denn die Unterredung geschah vor Zeugen — dann konnte er an der Hingebung seines getreuen Clodianus nicht länger zweifeln. Das war ein echter, ein zuverlässiger Diener, der sich lieber den mächtigen Jupiter-Priester zum Gegner machte, als daß er die Gesetze und die Interessen des Staates, denen hier die Privatinteressen des Imperators auf so merkwürdige Weise parallel liefen, auch nur um ein Jota verkürzte.

Von Clodianus begab sich Titus Claudius zu dem Oberkämmerer Parthenius. Immer der nämliche Widerstand, — hier allerdings in die höflichste und liebenswürdigste Form gekleidet. Es ging nicht, es war einfach unmöglich. Wenn Parthenius aber sonst irgendwie den erhabenen Claudius

verpflichten könne, so werde es mit jenem unermüdlichen Eifer geschehen, den der Oberkämmerer einem so hochverehrten, ruhmgekrönten, unvergleichlichen Manne allezeit bewiesen zu haben sich mit stolzer Freude bewußt sei.

Nach zwei oder drei weiteren Versuchen, einflußreiche Persönlichkeiten für die Sache zu interessiren, entschloß sich der Oberpriester, dem Kaiser selbst sein Verlangen vorzutragen, — so hart es ihm auch ankam, in der eigenen Sache als Bittsteller zu erscheinen. Seit einer halben Stunde verweilte er jetzt drüben im kaiserlichen Palaste.

Mit fiebernder Spannung sah die Familie, und insbesondere Cornelia, seiner Rückkunft entgegen. Jeder Schritt, der über die Fliesen scholl, ließ das erregte Mädchen heimlich zusammenschauern. Ihre Hand faßte dann zitternd nach der Lehne des Sessels; ihr Athem stockte; ihr Angesicht schien wie Marmor. Wenn dieser letzte Gang fehlschlug! Ach, und Cornelia hatte ja Gründe genug, seine Fruchtlosigkeit für so gut wie gewiß zu halten! Domitianus, der fleischgewordene Haß, die verkörperte Rachsucht, — es war ja undenkbar! Domitianus, den sie verschmäht und gedemüthigt hatte, wie eine Fürstin den Sclaven, er sollte in den Versuch willigen, den Jüngling zu retten, der ihre Liebe besaß...! Und doch, wenn irgend Jemand im Stande war, diese Einwilligung durch die Macht seiner Persönlichkeit zu erzwingen, so war es der Oberpriester . . .

Viertelstunde um Viertelstunde verstrich. Man sprach kaum eine Silbe. Claudia, die ein Buch zwischen den Fingern hielt, versuchte zu lesen, aber sie kam nicht über die ersten drei Zeilen hinaus. Lucilia blickte schweigsam zu Boden und überließ sich den allertrübsten Gedanken. Immer wieder tauchte jener einzig schöne Tag von Ostia vor ihrer Seele empor. Was hatte die kurze Spanne Zeit zwischen damals und jetzt aus den drei glücklichen jungen Mädchen gemacht! Der Verlobte Cornelias im Kerker, der Geliebte Claudias als Hochverräther verfolgt, in die Ferne entwichen — vielleicht auf Nimmerwiederkehr ... Und sie, Lucilia — sie hatte freilich keinen Freund und keinen Verlobten, —

nein, Niemanden, der sich um sie kümmerte . . . aber sie nahm doch Theil an Allem, was Cornelia und Claudia betraf, und auch sie war damals so glücklich gewesen in dem stillen, traulichen Landhause, o so glücklich! Die gute alte Fabulla! Wie freundlich sie war, wie zuvorkommend! Und wie verständig blickten die treuen Augen! Diese Augen schwammen jetzt wohl nicht minder in Thränen, als die Claudias, die in so mancher verschwiegenen Nachtstunde heimlich weinte, wenn sie Lucilia entschlummert glaubte. Fabullas einziger Sohn Cnejus Afranius gehörte ja mit zu den Flüchtlingen! Wie mochte ihr Herz erbangen, wenn die gewohnten Grüße und Besuche ausblieben, wenn sie die ehrliche, kraftvolle Stimme nicht mehr vernahm! Ach, es war wirklich ein Herzeleid! Die arme, unglückliche Frau!

Eben wollte sich Lucilia eine verstohlene Thräne trocknen, als sie mit einem lauten Aufschrei vom Sessel empor fuhr. Im Rahmen der Thür erblickte sie leibhaftig den Gegenstand ihrer mitleidsvollen Betrachtungen. Fabulla, von Baucis geleitet, war eingetreten und bat, unter zahllosen Betheuerungen ihrer schuldigen Ehrfurcht, um Nachsicht, daß sie es wage, die erlauchte Familie des Titus Claudius durch ihre Gegenwart zu belästigen. Seit zehn Tagen sei sie ohne Nachricht von ihrem Sohne. Ihre Briefe seien ohne Antwort geblieben. Ein Bote, den sie nach des Cnejus Wohnung gesandt, habe das Haus verschlossen gefunden. So sei sie in ihrer Verzweiflung nach Rom geeilt, — und da sie sonst keine menschliche Seele hier kenne, so habe sie an die edlen Jünglinge und Jungfrauen gedacht, die ihr neulich in Ostia die Ehre des Besuches erwiesen.

Während sie dies in abgerissener Rede hastig hervorbrachte, war Lucilia voll Herzlichkeit auf sie zugeeilt, hatte ihre Hand ergriffen und sie bewillkommt. Auch Octavia machte eine Geberde der Höflichkeit und bat die Ermüdete, sich niederzulassen. Claudia aber, und vollends Cornelia, schienen so vollständig von ihren eigenen Gedanken beherrscht, daß sie von der Eintretenden kaum Notiz nahmen. Lucilia bemerkte dies. Da nun auch Titus Claudius jeden Augen=

blick aus dem Palatium zurückkehren konnte, so glaubte sie ihren Angehörigen sowohl wie der guten Fabulla einen Dienst zu erweisen, wenn sie der Letzteren die gewünschte Auskunft unter vier Augen ertheilte. Sie fand hierfür einen schicklichen Vorwand und führte Fabulla in demselben Augenblicke nach oben, als vom Ostium her die gemessenen Schritte des Hausherrn erschollen.

Titus Claudius trat ernst und mit vollkommenster Selbstbeherrschung in's Zimmer. Nur ein leichtes Roth auf Stirn und Wangen verrieth, daß er eine tiefe Gemüthsbewegung hinter sich hatte.

„Deinem Besuch im Gefängnisse steht Nichts weiter im Wege," sagte er ruhig. Dann setzte er sich und bat mit heiserer Stimme um einen Trunk Wasser.

„Ist's möglich?" rief Cornelia, wie verzückt auf ihn loseilend. „Ich darf ihn sehen? Du hast's erreicht?"

Titus Claudius machte eine abwehrende Bewegung. Ein Sclave bot ihm den Becher. Er trank mit langen, gierigen Zügen.

„Es hat schwer gehalten," sagte er, da alle Blicke in fiebernder Spannung an seinem Munde hingen. „Der Imperator war nicht wie sonst. Er empfing mich kühl, beinahe abweisend."

„Dich?" rief Octavia emporfahrend; „seinen treuesten Diener?"

„Er vermeinte, ich bäte um Gnade für den verhafteten Nazarener . . . Dann, Octavia, hätte der Cäsar ein Recht gehabt, mir zu zürnen, denn mein Verlangen hätte die Sicherheit des Staates gefährdet. Man gibt nicht Gesetze, um sie gleich beim ersten Falle wieder zu beugen. Daß der Herrscher mich so mißkannte, — es trieb mir die Röthe der Scham und des Zornes in's Angesicht! Ich erklärte ihm, vielleicht allzu nachdrücklich, daß er sich täusche. Was Titus Claudius erbitte, das sei durch keinen Spruch der Gesetze verwehrt, sondern nur durch die übergroße Aengstlichkeit eines Beamten. Ich erzählte ihm nun, wie ich bemüht gewesen, jene Aengstlichkeit zu besiegen, — und wie ich überall

auf die gleiche Abgeneigtheit gestoßen. Da sei ich denn zum Entschlusse gelangt, vor ihn, den Urquell des Rechts und der Huld, zu treten, um so mit unzweifelhafter Sicherheit, wenn auch mit Belästigung seiner erlauchten Person, an's verwehrte Ziel zu gelangen. Er möge gestatten, was man bis zur Stunde niemals verweigert habe. Ich sei bereit, mit meinem Kopf dafür einzustehn, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch diese Verwilligung nirgends gehemmt werde. Der Imperator ward finster, beinahe zornig. Er warf mir Blicke zu, wie ich sie niemals gekannt habe. Doch er willfahrte mir. Unverzüglich sandte er zu Parthenius . . ."

„Deine Hoheit und Würde hat ihn bezwungen!" sagte Octavia aufathmend.

„Und wann, wann . . .?" fragte Cornelia.

„Sobald Du willst. Zwei meiner Sclaven begleiten Dich. Die Schlange hier mit dem Namenszug wird Dich ausweisen."

Er zog einen Ring ab, der nach Vorschrift durchbrochen war, und überreichte ihn dem vor Freude zitternden Mädchen.

„Keine Secunde will ich verlieren!" rief sie hoch aufglühend. „Ihr werdet sehen, sein Trotz zerschmilzt, wie der Schnee des Sorakte bei der Rückkehr des Frühlings!"

Den beiden Sclaven voraus eilte sie nach dem Atrium und bestieg ihre Sänfte.

Der Oberaufseher des mamertinischen Kerkers war bereits in Kenntniß gesetzt. Er selbst kam bis vor den Eingang und empfing die Besucherin mit vollendeter Höflichkeit. Mehr noch als der vornehmen Geburt Cornelias, schien diese Höflichkeit ihrem Unglück, ihrer majestätisch ruhigen Haltung und ihrer Schönheit zu gelten. Da sie den Ring zeigte, den ihr Titus Claudius gegeben, machte der Oberaufseher eine Bewegung, als verzichte er auf jeglichen Ausweis. Er bat sie, die Sclaven bei den Sänftenträgern zu lassen und ihm nach der Zelle zu folgen, wo ihr ein unbelauschtes Zwiegespräch mit dem verhafteten Quintus gestattet sei. In einer Stunde werde er wiederkommen und sie zurückführen.

Die Thüre drehte sich in den Angeln. Quintus und Cornelia sanken sich mit dem halb unterdrückten Aufschrei unendlichster Leidenschaft in die Arme. Schmerz, Liebe, Verzweiflung, Groll und sehnsüchtige Hoffnung drängten sich in diesem Doppelschrei von den zitternden Lippen.

Nachdem der erste Sturm der Gefühle ausgetobt hatte, ergriff Cornelia ihren Geliebten schmeichlerisch bei der Hand und sah zu ihm auf wie ein bittendes Kind.

„Quintus," sprach sie voll Innigkeit, „wie bist Du grausam gewesen! Kennt Ihr Männer denn nur das eine Wort: Stolz? Muß diesem Götzen Alles geopfert werden, — auch das Süßeste, Heiligste? Dein armer Vater . . .! Doch was red' ich von Andern, da Niemand so unermeßlich leidet wie ich! Wehe, dreimal Wehe über den Trotz dieser Claudier! Wenn der Zufall Dich mit den Nazarenern in Beziehung gesetzt hat, bist Du um deswillen auch verpflichtet, ihre Sache bis auf's Blut zu vertreten, als wär' es die Deine?"

„Sie ist die meine," versetzte Quintus, traurig zu Boden blickend.

„O ja, so behauptest Du! Ein Claudier läßt sich durch Drohungen nicht zur Schwäche verleiten! Das ist erhaben, das ist großartig! Was aber die Drohungen nicht vermögen, das erzwingt die Liebe. Quintus! Erwäge doch! Fühl' es doch aus, was Deine Weigerung bedeutet! Du bist der Sohn einer beglückten Familie, und der Abgott eines liebenden Mädchens, das zu Grunde geht, — hörst Du, Quintus? zu Grunde, wenn die finstern Mächte des Gesetzes Dir auch nur ein Haar krümmen! Ja, ich weiß es, das Festhalten an dem, was Ihr einmal begonnen habt, gilt Euch für die vornehmste Tugend. Eure Dichter preisen die Zähigkeit als das Glorreichste. Ihr rennt lieber blindlings vorwärts im Irrthum, eh' Ihr Kehrt macht und die richtige Straße sucht. Hier aber . . . Quintus, gesteh' es selbst . . . Es gibt eine Zähigkeit, die Eigensinn, die Verbrechen ist! Du kannst doch unmöglich die Fabeln dieser nazarenischen Lehre für wahr halten . . .!"

„Für die einzige Wahrheit, die uns geworden ist!"

„Wie? Ist das im Ernste mein stolzer, kluger, herrlicher Quintus, der also redet? Muß erst Cornelia Dir sagen, daß aller Götterglaube, wie er auch heißen möge, jener vergoldeten Nuß gleicht, die dem Thoren als Kleinod gilt, während der Weise sie wägt und erkennt, daß sie hohl ist . . .?“

„Der Götterglaube, — ja, Cornelia, nicht aber der Gottesglaube! Ein Wort ist gar unbeständig und flüchtig. Götter — so nennt der Pöbel die Gebilde des Wahns, denen er menschliche Leidenschaften und Irrthümer andichtet. — Auch Dionysos, auch Silen ist ein Gott . . . Was wir Gott nennen, theure Cornelia, das hat Nichts gemein mit diesen öden Phantasmen. Unser Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind. Unser Gott ist ein Geist, — und der Inbegriff alles dessen, was in uns, um uns und über uns lebt und webt und die Seele mit Schmerz und Wonne erfüllt. Er ist das Licht, das vom Himmel flammt; die Blüthe, die sich dem Lenz erschließt; die Sehnsucht, die mein Herz an das Deine drängt, und der Todesmuth, der mich für die Lehre des Meisters von Nazareth ungebeugt sterben lehrt!“

„Sterben!“ rief Cornelia verzweifelt; „Quintus, mein Alles — und sterben! Aber das Himmelslicht und die Blüthe des Lenzes und alles Schöne in uns und außer uns heißt uns leben! Wenn Du, mein Geliebter, glaubst, was ich nie, nie wieder zu glauben vermag: daß höhere Mächte unser Dasein gestalten, — wohlan: so pflege diese tröstliche Ueberzeugung! Pflege sie wie ein Gärtner die Blume! Was aber zwingt Dich, Dein Geheimniß vor aller Welt zu bekennen? Was treibt Dich so unwiderstehlich in die Gemeinschaft jener verabscheuten Secte, deren beste Genossen nicht werth sind, Dir den Staub von den Sandalen zu küssen?“

„Der Wille des Meisters. Wer das Heil erkannt hat, dem ist es höchste und erhabenste Pflicht, an dem großen Erlösungswerke mitzuarbeiten. Ohne es noch zu ahnen, lechzt und stöhnt die blutende Menschheit dem Lichte entgegen, das ihr heute so gering und verächtlich erscheint. Du hast den

Glauben an die Gottheit verloren, weil die Form, unter der Du sie glaubtest, eine verwerfliche war. Bevor Du diesen Zustand öder Trostlosigkeit überwunden hast, wirst Du mich niemals begreifen können. Ich versuche auch gar nicht, Dir's klar zu legen. Ich sage nur Eins: Trotz aller unaussprechlichen Liebe für Dich und die Meinen, trotz der feurigen Jugendlust, die mir so stürmisch die Adern schwellt — ich kann nicht anders! Ich bin und bleibe ein Christ!"

„Quintus ein Christ! Quintus verschmäht seine Cornelia, um mit den Sclaven und Handwerkern der Subura im Theater zu bluten! Ach, und wir hatten so schön, so himmlisch geträumt von dem Glück der Zukunft! Eine leere, nichtige Formel wiegt ihm schwerer, als mein zertrümmertes Leben!"

„Eine Formel? O wär' es nur das! Jede Demüthigung wollt' ich auf mich nehmen um Deinetwillen!"

Cornelia trat dichter zu ihm heran. Sie umschlang ihn. „Quintus!" rief sie laut aufweinend. „Stoße mein Herz nicht zurück! Siehst Du, mit glühenden Thränen fleh' ich um Gnade! Ich will Deine Sclavin sein; ich will Dich vergöttern Dein Lebenlang! Nur erbarme Dich meines Elends! Sprich ein Wort, Quintus! Sag', daß ich hoffen darf!"

„Cornelia! Du machst mich wahnsinnig! Ich kann nicht, so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht!"

Cornelia richtete sich hoch auf.

„Wohlan," sagte sie mit eisiger Stimme, „wo Du bleibst, da bleibe auch ich! Wir haben uns Treue geschworen. Den Schwur will ich halten."

„Was hast Du vor?"

„Das wirst Du seh'n, Quintus! O, so leicht lassen sich die Fesseln meiner Liebe nicht abschütteln!"

Sie trat zur Thüre und pochte wider die Planken. Kurz darauf erschien der Oberaufseher mit dem Kerkermeister.

„Du kannst mich hier behalten!" rief sie dem Ersteren zu. „Auch ich gehöre zum Bunde der Nazarener."

„Sie spricht im Fieber," sagte Quintus erschreckt. „Sie ist hergekommen, mich dem Nazarenerthum zu entfremden."

„Deine Beredtsamkeit aber hat mich bekehrt!“ rief sie höhnisch. „Aufseher, thu' Deine Pflicht! Ich bekenne mich schuldig, den Gott der Nazarener für den einzigen wahren Gott, Euren Jupiter aber für eine lächerliche Puppe zu halten!“

Der Aufseher schüttelte wie rathlos den Kopf.

„So folge mir,“ sagte er zögernd. „Ich berichte dem Stadtpräfecten.“

„Quintus, leb' wohl!“ rief Cornelia, ihrem Geliebten einen triumphirenden Blick zuwerfend. „Besinne Dich, Quintus! Sonst ... auf Wiedersehen vor den Bestien der kaiserlichen Arena!“

Quintus stand wie versteinert. Gleich darauf fiel die Thüre zu. Riegelgeklirre — verhallende Schritte — er war allein.

Sechstes Capitel.

Am folgenden Tage begab sich Titus Claudius zum zweiten Male als Bittsteller nach dem Palatium. So wiederholte sich unter dem Druck der Verhältnisse innerhalb weniger Stunden, was der stolze Mann so lange Jahre hindurch grundsätzlich vermieden hatte.

Es war heute kein officieller Empfang. Der Imperator hatte sich spät vom Lager erhoben. Jetzt, da die Sonne schon hoch über dem cälischen Hügel stand, weilte er mit Clodianus und Parthenius in einem der nach Südosten gehenden Wohnräume. Er wußte, weshalb Titus Claudius Gehör verlangte, denn schon gestern hatte der Stadtpräfect von dem seltsamen Vorfalle im Staatsgefängniß Meldung gemacht.

Als der Oberpriester beim Eintreten gewahrte, daß der

Imperator nicht allein war, blieb er unwillkürlich einen Augenblick stehen. Bis dahin hatte er das Vorrecht genossen, in allen wichtigen Fragen den Kaiser stets nur unter vier Augen zu sprechen; das Schreiben aber, in welchem er die heutige Unterredung erbat, hatte die Angelegenheit ausdrücklich als eine persönliche und discrete bezeichnet.

Domitianus erhob sich, trat ihm einige Schritte entgegen und küßte ihn. Noch nie war dem Oberpriester diese althergebrachte Höflichkeitsformel so sinnlos und heuchlerisch vorgekommen. Der Gesichtsausdruck des Cäsars hatte etwas so Heimtückisch-Vergnügtes, daß Titus Claudius zum ersten Mal Etwas wie ein Echo der so lange als trügerisch und vorurtheilsvoll zurückgewiesenen öffentlichen Meinung verspürte. Welch' ein Lächeln, welch' ein unstät flimmerndes Mienenspiel! Irgend eine neue Leidenschaft mußte den Imperator verwandelt haben, — ein dämonischer Trieb, dem das Ansinnen des Oberpriesters im Wege stand! Das hatte Claudius schon gestern gefühlt, als er für Cornelia den Zutritt in's Gefängniß erwirkte. Fast sah es aus, als ob der Cäsar nur darum den Adjutanten und den Oberkämmerer zu sich beschieden, damit ihre Gegenwart ihm als Schutzwehr diene gegen etwaige Anwandlungen der Nachgiebigkeit und der Schwäche.

„Was bringst Du mir, theurer Claudius?“ fragte der Imperator mit kühler Förmlichkeit.

Der Oberpriester sah ihm fest und ehrlich in's Angesicht.

„Herr,“ gab er voll Würde zurück, „auch heute komm' ich eine Gunst zu erbitten. Ich weiß nicht, ob Dir berichtet wurde . . . Die Braut meines Sohnes, wie von plötzlichem Wahnwitz befallen . . .“

„Ihr Verbrechen ist mir bekannt,“ unterbrach ihn der Cäsar. „Ich beklage Dich aufrichtig, aber ich kann und darf dem Gesetze nicht in den Arm fallen.“

Titus Claudius erblaßte.

„Herr,“ begann er, nachdem er tief Athem geholt, „ich komme nur, um zu hindern, daß die Gerechtigkeit in blinde Grausamkeit ausarte. Das Gesetz verurtheilt die Nazarener,

nicht aber ein exaltirtes Geschöpf, das in seiner Herzensangst jenen Irrglauben heuchelt. Laß Dir erzählen, Herr...“

„Das Gesetz prüft die That,“ unterbrach ihn der Kaiser, — „nicht die Gesinnung. Nur die Götter schauen die Seele. Wie auch wolltest Du erweisen, was Du behauptest?“

„Durch den heiligsten Eidschwur. Ich weiß es, Cornelia verabscheut den nazarenischen Irrwahn. Und siehe, Titus Claudius bittet ja nur für sie, nicht für den Andern ...! Das verbürgt Dir doch die Wahrhaftigkeit meiner Rede. Wenn ich lügen wollte, — so geschäh' es wohl eher für ihn, als für die Nichte des Cinna!“

Sein Mund zuckte, da er die letzten Worte sprach. Clodianus blickte nicht ohne Mitgefühl auf die einst so stolze, hoheitsvolle Gestalt, die jetzt wie innerlich gebrochen das Haupt senkte. Selbst der kühle Parthenius ward einen Augenblick von jener Regung ergriffen, die ein Vaterherz bei fremder Eltern Leide durchschauert. Nur Domitianus blieb ungerührt.

„Ich zweifle nicht, Claudius, daß Du die Wahrheit redest,“ sagte er mit erkünsteltem Wohlwollen, „aber meine persönliche Ueberzeugung muß schweigen, wo das Staatswohl in Frage kommt. Und dieses Staatswohl würde gefährdet sein, wenn ich Deinen Wünschen, die ich bis jetzt nur errathen kann, schwachherzig nachgeben wollte. Soll der Stadtpräfect die Verhaftete frei geben, damit sie in allen Straßen verkündet: Ich bin Christin, aber Titus Claudius hat mir die Ungestraftheit erwirkt!...? Du siehst, die Verhältnisse sind mächtiger, als mein Wille . . .“

Der Oberpriester blickte schweigend zu Boden. Allerdings, wenn Cornelia bei ihrem Wahnwitz verharrte, so war der Imperator im Recht.

„Wohl, Herr,“ begann er mit leiserer Stimme, „ich bekenne, daß ich diese Möglichkeit übersehn hatte. So bleibe sie denn verhaftet, bis ihr aufgeregter Sinn sich geändert hat. Nur Eins erbitt' ich von Deiner Gnade: erlöse sie aus dem Kerker und nimm sie anderwärts in Gewahrsam! Sie

ist zart, Herr ... Behandle sie wie eine Kranke, nicht wie eine Verbrecherin!"

Domitianus wechselte einen Blick mit Parthenius. Dann spitzte sich sein Mund zu einem süßlichen Lächeln.

„Unsere Huld," sagte er, „müht sich unablässig, den Freunden Gutes zu thun. Wo ein so verdienter Staatsbeamter Wünsche und Bitten äußert, da muß der Imperator gewähren, — wenn es irgend vereinbar ist mit seinen Pflichten und Rücksichten. Gut denn! Ich will, auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit geziehen zu werden, die Jungfrau hier im Palatium auf's Ehrenvollste bewachen lassen. Sie soll ihre Gefangenschaft kaum als Beschränkung fühlen. Nur die Gemächer, die ich ihr anweise, darf sie unter keiner Bedingung verlassen. Du siehst, wackrer Freund, wie sehr Domitianus zur Milde neigt. Ja, mehr noch: ich will versuchen, auch die Gefangenschaft Deines Quintus nach Möglichkeit zu erleichtern. Nur erbitte nicht mehr, als ich geben darf!"

„Ich danke Dir," sagte Claudius, sich hoch aufrichtend. „Ich bin glücklich, daß Du mit Cornelia Erbarmen hast. Meinen Sohn aber... Nein, Herr...! Die Schrecken des Kerkers sind meine letzte Hoffnung. Die Noth, die Angst, die Entbehrung... Nur so ist's möglich, daß sein Starrsinn gebrochen wird. Wenn dies geschehen ist, wenn er seine Verirrung bereut und Buße thut, — dann, ja dann will ich die Güte des Weltbeherrschers in Anspruch nehmen!"

Der Imperator entließ ihn. Der Priester, von dem kurzen Zwiegespräch tief erschöpft, eilte in seine Wohnung und schloß sich in sein Studierzimmer. Eine bittere Empfindung beherrschte ihn, dem Nachgeschmacke eines widerwärtigen Trankes vergleichbar. Der Kaiser war zum Schlusse ja huldvoll gewesen. Dennoch — jener erste Eindruck blieb unauslöschlich. Hier in der Einsamkeit fühlte Titus Claudius das Peinliche jenes Empfangs noch weit schmerzlicher als im Palatium. Eine seltsame Trockenheit schnürte ihm die Kehle zusammen. Auf der Stirne lag ihm ein dumpfer Druck, und das Blut kochte ihm in den Schläfen.

Er war eine Zeit lang unstät durch's Zimmer ge-

schritten. Jetzt mußte er sich setzen. Die Kniee wankten ihm. Es ward ihm schwarz vor den Augen.

Nach einer Weile fuhr er taumelnd empor.

„Ich werde krank," sagte er zu sich selbst. „Halt aus, elender Leib! Noch ist deine Aufgabe nicht vollendet! Du sollst und darfst nicht erliegen, ehe das letzte Mittel versucht und die letzte Hoffnung erschöpft ist!"

Und siehe da, der Wille, der in diesem eisernen Manne so mächtig war, schien sich nur regen zu müssen, um sofort Wunder zu wirken. Titus Claudius ward fester, gelassener, kräftiger. Ein Trunk schneekühlen Wassers gab ihm die volle Frische zurück.

Er verfügte sich zu Octavia, um sie über den Erfolg seiner Bemühungen zu verständigen.

Er traf die Matrone allein. Im Nebengemach, dessen Thürflügel angelehnt waren, saß Baucis und schwatzte — wie es schien, mit sich selbst. Der Priester schloß die Thüre ab und berichtete. Seine Art und Weise wirkte beruhigend. Da er den Namen Quintus aussprach, seufzte Octavia schwer und gepreßt, aber ihr Blick verrieth, daß sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang noch ungeschwächt festhielt.

Als er geendet hatte, trat sie mit jener fast kindlichen Ehrerbietung, die ihr im Verkehr mit dem Gatten eigen war, zu ihm heran und ergriff seine Hand.

„Du Theurer!" sagte sie, durch Thränen zu ihm emporblickend, „was hast Du nicht Alles zu tragen in dieser Zeit der Angst und des Schreckens! Wenn ich die ganze Last des Kummers Dir doch abnehmen könnte! Wir Frauen beugen und schmiegen uns, — da wird der Druck nicht so fühlbar. Ihr aber, Ihr Stolzen, Unerschütterlichen, Ihr haltet den Nacken aufrecht und leidet nur um so furchtbarer."

Titus Claudius umarmte sie schweigend. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte. Sanft strich er ihr mit der Rechten über das noch immer üppige Haar. Er stammelte traumverloren:

„Spare die Thränen, Octavia! Spare die Thränen!"

Er wollte hinzufügen: „Du wirst ihrer noch bedürfen

in schwerer Stunde . . ." Er besann sich jedoch. Noch einmal schloß er sie fest und innig an's Herz. Dann sprach er freundlich: „Leb' wohl, Octavia!" und wandte sich nach dem Ausgang.

„Du verlässest mich?" fragte sie enttäuscht.

„Ich habe Wichtiges zu erledigen."

„Heute noch? Ich wähnte, die Zeiten dieser drückenden Arbeitsüberhäufung seien vorüber."

Der Priester schüttelte schmerzlich das Haupt.

„So lange unser Quintus im Kerker schmachtet, hab' ich keine Stunde der Rast. Was ich beginnen soll, wo und wie ich zu wirken habe, — ich weiß es nicht: aber Alles, Alles, Alles muß ich versuchen! Ach und der Wege sind viele, und Rom ist groß, theure Octavia! Wenn nur Einer von den tausend Wegen zum Ziele führt! Ja Einer, Einer... den wüßt' ich schon... Aber das wäre freilich ein dorniger, blutbeträufter! . . ."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Nun," sagte der Priester seltsam lächelnd, „wenn das Gesetz ein Opfer heischt, so gelingt's vielleicht, ihm einen Tauschhandel vorzuschlagen. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, — was liegt daran? Den ergrauten Kopf des Vaters für das blühende Jünglingshaupt des Sohnes... Die Gerechtigkeit verliert Nichts dabei."

„Was redest Du!" rief Octavia entsetzt. „Beim allgütigen Jupiter, entschlage Dich dieser grausenhaften Gedanken! Du wirst ihn erretten, — aber wahrlich um geringeren Preis! Geh', geh', Du Einziger! Mein Herz, mein ganzes Fühlen begleitet Dich!"

In diesem Augenblick trat Lucilia hocherglühend in's Zimmer. Sie trug eine lange, faltige Palla, wie zum Ausgeh'n gerüstet.

„Wo willst Du hin? fragte Octavia, während der Priester, der bereits in der Thüre stand, zögerte.

„Ich komme aus der Wohnung des Cnejus Afranius, und will jetzt Claudia begleiten, die einen Weg vor hat.

Ich wollte nur hören, was der Vater für Nachrichten von Cornelia bringt."

Octavia ertheilte ihr Auskunft.

„O, das ist gut!" sagte Lucilia erregt. „Ich hoffe noch immer das Beste, denn ich kann mir nicht denken, daß Quintus im Ernste unter die Kopfhänger gegangen, — oder nun gar unter die Sclaven und Strauchdiebe! Die Sache wird sich schon aufklären. Wenn's mit Allem so stünde ...! Die arme gute Fabulla! Denk' Dir nur, Mütterchen, ihr Sohn steht wirklich auf der Liste der Proscribirten, und es scheint, er ist dem Palatium verhaßter als alle Uebrigen. Drüben sein Haus ist vom Stadtpräfecten erbrochen und bis auf den letzten Winkel durchsucht worden. Es heißt, sie wollen's dem Erdboden gleich machen. Die arme Frau ist wie sinnlos. Ich hab' ihr versprechen müssen, sobald wir mit Quintus und Cornelia wieder in Ordnung sind, auf ein paar Tage nach Ostia zu kommen. Sie fürchtet, in ihrer Einsamkeit den Verstand zu verlieren. Aber jetzt muß ich fort. Claudia wartet schon in der Sänfte. Ach, Ihr Götter, ist das eine Zeit des Hin= und Herjagens! Man kommt gar nicht mehr zu sich selbst! Auf Wiedersehn!"

Titus Claudius blickte ihr wehmüthig nach.

„Auch sie versteht nicht, was uns drohend zu Häupten schwebt!" sagte er halblaut. Dann begab er sich nach dem Atrium und trat, von einigen Clienten begleitet, in's Freie.

Unterdessen hatte der Kaiser Anstalten getroffen, seine Zusage alsbald zu verwirklichen. Diese Wendung der Dinge war die erwünschteste, die sich denken ließ. Ohne den geringsten Verdacht zu erregen, konnte er so das Mädchen in seine Gewalt bringen. Er brauchte weder List noch Heimlichkeit anzuwenden; ganz ehrlich und gesetzmäßig näherte er sich dem Ziele, das ihm seit jener tragikomischen Scene im Heiligthum des Barbillus zur fixen Idee geworden. Der Isispriester schien ohnehin der ihm ertheilten Aufgabe in sehr fragwürdiger Weise gerecht zu werden. Jetzt mochte er seinen Scharfsinn überhaupt in Ruhestand setzen.

Fast um dieselbe Zeit, da Lucilia nach ihrem flüchtigen

Vorsprechen im Elternhause die Sänfte bestieg, ward eine andere Sänfte — dicht verhangen und von einigen Soldaten der Leibwache escortirt — auf dem Umwege vom Circus Maximus her nach dem Mons Palatinus getragen. Im Palatium angelangt, entstieg dem geheimnißvollen Tragbett wirr und verstört Cornelia, — ein erschütterndes Bild höchster Seelenangst und Verzweiflung. Die jüngsten Erlebnisse und die Ahnung dessen, was ihrer harrte, theilten sich in ihr qualvoll erregtes Herz. Sie verlor alle Haltung; sie zitterte wie ein Rohr.

Parthenius empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er bat in zierlichen Wendungen um Entschuldigung, wenn das Gesetz ihn verhindre, sie ohne weiters in Freiheit zu setzen. Das sei eben unmöglich; aber die Haft werde so sanft und erträglich ausfallen, daß die schöne Cornelia ihm sicher verzeihen werde. Titus Claudius, der, wie sie wisse, beim Imperator den größten Einfluß besitze, habe den Weltbeherrscher ersucht, ihr die Schrecknisse des mamertinischen Gefängnisses zu ersparen. Sie solle demgemäß die Zeit bis zur Entscheidung ihrer Angelegenheit im Palatium verbringen.

Er schritt durch die Säulenhalle voraus. Cornelia folgte ihm willenlos. Nur mit der Rechten faßte sie unwillkürlich nach einer Stelle unter dem Brustgürtel. Dort verbarg sie seit dem Tage der Osiris-Comödie ein Krystallfläschchen mit Gift. Sie wollte für Alles gewappnet sein. Daß der Cäsar seine Nachstellungen über kurz oder lang wieder aufnehmen würde, schien ihr zweifellos. Gerade der Fehlschlag war für diesen Charakter ein Grund zu erneuten Angriffen. Früher hatte Cornelia auf ihren jungfräulichen Stolz, auf das Ansehen ihres erlauchten Oheims und auf den Beistand der allgütigen Göttin Isis vertraut. Jetzt aber hatte ihr Stolz eine tiefe Wunde erlitten, ihr Oheim war flüchtig, — und Isis, die Allgütige, todt. Da bedurfte sie eines Schutzmittels, das im äußersten Falle ihr die Rettung vor der unauslöschlichen Schmach verbürgte. So begab sie sich, heimlich wie eine Verbrecherin, zu der berüchtigten Freigelassenen am Walle des Servius Tullius, zur alten Bryonia,

die für den Pöbel dieses verkommenen Stadttheiles eine vielbesuchte Weinschänke hielt, im Stillen jedoch aus Schierling, Wolfswurz und giftigen Meerthieren gar kräftige Tränklein braute, die sie den Reichen und Vornehmen für gutes gemünztes Gold abließ. Cornelias Verlangen, in den Besitz dieses Giftes zu kommen, war so unwiderstehlich, daß sie allen Ekel bezwang und die gezischelten Fragen des alten Weibes, ob ein verhaßter Gatte oder ein lästiger Vormund oder eine Rivalin auf die Seite geschafft werden sollte, mit ruhiger Selbstbeherrschung ertrug. Sie zahlte und schob das Fläschchen unter das Brustband. Da ruhte es nun, — fast vergessen im Drang der nun folgenden Ereignisse, — und jetzt in der Höhle des gekrönten Tigers so plötzlich wieder zur Erinnerung gebracht. Mit einer Art grausiger Wollust befühlte Cornelia mit den Fingerspitzen die harte Krystallkante, und es war, als ob aus dieser Berührung eine still belebende Kraft in sie überströmte.

Das Gemach, in welches sie eintrat, bildete zu dem finstern Steingewölbe des mamertinischen Kerkers einen wirkungsvollen Contrast. Was die ausgelassenste Ueppigkeit des überfeinerten Zeitalters je erklügeln mochte, das vereinte sich in dem kleinen, von oben durch ein kostbares Glasfenster erhellten Raume. Teppiche der seltensten Art, die herrlichsten Blumen und Blattpflanzen, sanft schwellende Polster von brennender Farbenpracht, Säulen aus Onyx, kunstvoll getriebenes Gold, — es war ein Schmuckkästchen der allerreizendsten Art und wohl geeignet, dem ausgeprägten Schönheitssinn des verwöhnten Mädchens zu imponiren. In der That empfand sie, trotz aller Niedergeschlagenheit, den Zauber dieser Umgebung angenehm und erquickend. Sie holte tief Athem. Die Atmosphäre war mit lieblichen Düften gewürzt, und doch so rein, so frisch, wie die Bergluft in den Hainen von Tibur.

„Ich verlasse Dich,“ sagte der Oberkämmerer. „Zwei Sclavinnen harren im Nebenraum.“ Er deutete auf eine schwere, goldverbrämte Portière. „Du bist hier unumschränkte Gebieterin. Nur die Wachen draußen, falls Du auf ihre

Schritte lauschest, werden Dich erinnern, daß Dir die Freiheit fehlt. Zudem — in Deiner Hand wird es liegen, auch die letzte Fessel unverweilt zu zerbrechen. Gehab' Dich wohl, schöne Cornelia! Ich werde mir öfters die Ehre geben, nach Deinen Wünschen zu fragen."

Er verneigte sich. Cornelia hörte noch, wie er einige Worte mit den Soldaten der Leibwache wechselte. Dann verhallten seine Schritte in den labyrinthischen Gängen.

Erschöpft ließ sich Cornelia auf einen der Sessel nieder. Sie stützte den Kopf in die Hand. Ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen, die ihr brennend über die Wangen rollten. So weit also war es mit ihr gekommen! Ihr Geliebter im Kerker und dem sichern Tode geweiht — und sie vor die Wahl gestellt, dieses Schrecklichste zu erleben, oder mit ihm zu Grunde zu gehen! Was frommte hier alles Hoffen! Wenn Quintus dem Anprall ihrer stürmischen, gnadeheischenden Liebe widerstanden hatte, so war es ja zweifellos: der Irrwahn hatte die Klarheit seines Denkens vernichtet!

Sie überließ sich willenlos ihrem wühlenden Schmerz. Mit einem Male fuhr sie empor. Sie erinnerte sich, wo sie war; sie empfand die fürchterliche Bedeutung dieses Uebersiedelns, das der ahnungslose Jupiterpriester als eine Gunst betrachtete. Sie schaute sich um. Aus dem verführerischen Liebreiz ihrer Umgebung schien ihr jetzt überall das grinsende Antlitz des Tyrannen hervorzulugen. Ein Gefühl unsäglicher Hülflosigkeit überkam sie. Das Haupt in den Nacken gelehnt, beide Arme wie eine Schutzflehende nach rückwärts gebogen, schaute sie auf zu dem blauen Herbsthimmel, der in matter Abdämpfung durch die eirunde Scheibe hereinblickte.

„O elendes Schicksal!" rief sie, die Fäuste ballend. „Warum bist Du so leer, Du frostiger Aether? Warum wohnt dort oben kein Herz, das mit uns fühlt, kein allgütiger Geist, der versteht, was unsrer Seele gebricht? O Isis, Isis! Mit welcher Inbrunst hab' ich zu Dir empor gerungen! Wenn Du bist, wenn etwas Dir Aehnliches über den Sternen lebt — Doch nein! Wärest Du, so würde doch wahrlich vor Allem Dein Priester Dich fürchten!

Er aber entehrt, er entweiht Dich! Du bist ein Hirngespinnst, eine Krankheit, ein Märchen! Ach, hier im zuckenden Herzen ist es recht arm und trostlos ohne dies Märchen!"

Mit dem Ausdrucke tiefster Bitterniß senkte sie das Auge zu Boden.

„Keine Hülfe!" sagte sie tonlos. „Nur den Trank der Bryonia!"

Sie schritt einige Male durch's Zimmer. Die weichen Teppiche dämpften den Hall ihrer Sandalen bis zur Unhörbarkeit ab.

„Ein reich vergoldeter Käfig!" murmelte sie, das wundervolle Gemach mit prüfenden Blicken durchmusternd.

Sie ging nach der Thüre des Nebenraumes und hob die Portière. Da lagen zwei junge, vollbusige Sclavinnen auf prächtigen Pantherfellen. Sie schienen entschlummert. Beim Rauschen der Gardine schraken sie auf.

„Bleibt ruhig!" winkte Cornelia, wehmüthig lächelnd. Die Sclavinnen ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie mochten die Nacht über als Tänzerinnen oder sonstwie im Genuß des Schlummerns verkürzt worden sein; so schlaff und müde waren die blassen, bräunlich angehauchten Gesichtszüge.

Cornelia durchforschte jetzt auch dies zweite Zimmer. Es war ein vollständig hergerichtetes Schlafgemach, mit Allem ausgestattet, was eine vornehme römische Dame zur Toilette benöthigte. Ein üppig schwellendes Lager nahm die ganze Breite der linken Wand ein. Im Hintergrund befand sich ein Ausgang. Cornelia schritt an den beiden Schläferinnen vorüber, und öffnete. Die Thüre führte in ein drittes Gelaß, ein kleines, etwas dunkles Quadrat, das, wie es schien, zum Speisezimmer bestimmt war. Wenn der fünfarmige Leuchter, der von der Decke hing, brannte, mochte auch dieser Raum die Wirkungen seines Luxus entfalten. Einen weiteren Eingang als den vom Cubiculum hatte das Zimmer nicht. Sämmtliche Räume empfingen ihre Beleuchtung von oben, — das Speisegemach durch eine Art von Rohr, das schräg im Gewölbe lag. Die Abschließung von der Außenwelt war also vollständig.

Cornelia kehrte nach dem ersten Zimmer zurück und versuchte, ob die Thüre, durch die der Oberkämmerer sie eingeführt, von Außen verriegelt sei. Ein leiser Druck: die beiden Ebenholzflügel drehten sich in den Angeln. Schon wollte das schnell entschlossene Mädchen sich freudigen Hoffnungen überlassen; ein Blick aber nach den beiden Enden des Ganges überzeugte sie, daß diese Regung voreilig war. Je drei Prätorianer in voller Rüstung hielten dort Wache.

Einer von den Kriegsleuten kam jetzt heran und fragte sie, halb ehrerbietig, halb ironisch, was sie befehle. Es war ein riesiger Gallier, derb und breitschulterig, aber von gutmüthigen Gesichtszügen.

„Habt Ihr Befehle anzunehmen von Eurer Gefangenen?“ fragte Cornelia fast zornig.

„Ja wohl, Herrin,“ versetzte der Krieger. „Und beim Herkules, wir werden sie mit allem Eifer erfüllen. Ueber kurz oder lang ...“

Er unterbrach sich. Der vornehme Ernst Cornelias verwirrte ihn.

„Was willst Du sagen?“ forschte sie stirnrunzelnd.

„Ich meine nur ... Wenn Du mit dem Cäsar ... Dich ausgesöhnt hast ... Der Herrscher ist gar willfährig gegen seine Geliebten ... Du könntest uns büßen lassen ...“

Cornelia zitterte vor Entrüstung.

„Unglücklicher!“ sagte sie, „für was hältst Du mich?“

„Für alles Schöne und Gute,“ stammelte der Krieger verblüfft.

Cornelia hörte nicht mehr. Sie trat in's Zimmer zurück und warf sich verzweiflungsvoll auf eine der Ottomanen. Ein krampfhaftes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen. Dann weinte sie lange, lange still vor sich hin, bis sie, von Müdigkeit überwältigt, entschlummerte. Noch im Schlafe aber preßte sie die Hand auf das kleine Krystallfläschchen der Bryonia.

Siebentes Capitel.

Es war spät am Nachmittage, als Cornelia aus ihrem ohnmachtartigen Schlafe erwachte. Sie fühlte sich in allen Gliedmaßen wie zerbrochen. Ihr Kopf brannte. Sie erhob sich und trat in's Nebengemach. Die Sclavinnen hatten ihre Pantherfelle verlassen. Aus dem dritten Zimmer klang ein Geräusch wie von der Zurüstung einer Tafel. Cornelia öffnete und erblickte die beiden Mädchen, wie sie gemeinschaftlich mit zwei gelbgekleideten Nubiern den Speisetisch mit kostbarem Murrha-Geschirr, mit Bechern, Weingefäßen und Blumenvasen besetzten. Der fünfarmige Leuchter, der von der Decke herabhing, war angezündet. Die Wände glühten im feurigsten Roth. Leuchtende Göttergestalten — wahre Meisterwerke des Pinsels — hoben sich blendend von diesem Hintergrund ab. Die Zimmergeräthe waren ohne Ausnahme von gediegenem Silber, was besonders bei den geschmackvoll ciselirten Speisesophas, die mit lichtblauen Polstern bedeckt waren, überaus vornehm und reich wirkte.

Jetzt öffnete sich im Steingetäfel des Fußbodens eine Fallthüre. Der Kopf und die Schultern eines Sclaven kamen hervor; neue Ladungen von Blumen, eben frisch vom Stengel gepflückt, wanderten in die Hände der beiden Dienerinnen.

„Was bedeutet das?“ fragte Cornelia.

„Das bedeutet, mein Püppchen,“ klang es auf Griechisch unmittelbar hinter ihr, „daß die Stunde der Coena herankommt, und daß der Kaiser Dir die Gnade vergönnen will, an seiner Seite zu speisen.“

Sie wandte sich um. Vor ihr stand in festlicher Toga Parthenius.

„Die Gnade ist unverdient,“ sagte Cornelia, all' ihre Selbstbeherrschung zusammennehmend. „Ich bin abgespannt, beinahe krank . . .“

„Oh, die Gegenwart des Erlauchten thut Wunder. Sei frisch und freudig, Cornelia! Die wahre Weisheit findet sich

in jeder Lage zurecht. Nur Kinder und Greise fröhnen dem Eigensinn."

„Bedenkst Du auch, wessen ich angeklagt bin? Der Kaiser entweiht seine Majestät, wenn er mit Verbrechern zu Tische geht."

„Oh, die Gnade ist das schöne Vorrecht der Krone. Ein Wort des Gewaltigen löscht alle Missethat."

Er nickte bedeutungsvoll und schritt zurück nach dem Vorderzimmer.

Cornelia verharrte wie festgewurzelt an ihrer Stelle. Nach einer Weile fuhr sie zusammen und stürzte dem Oberkämmerer nach.

Sie warf sich zu Boden. Sie umklammerte seine Kniee.

„Laß mich fort, fort! Zurück in's Gefängniß, — auf die Richtstätte, — wohin Du willst! Nur fort aus der Nähe des Gräßlichen! Hab' Erbarmen, Parthenius!"

Der Höfling zuckte die Achseln.

„Du nimmst die Sache zu ernst," sagte er, sie artig emporhebend. „Erwäge doch, und entschlage Dich aller Vorurtheile! Die Situation ist doch einfach genug. Dein Verlobter ist dem Gesetze verfallen. Was verlierst Du also, wenn Du den Schleier der Sprödigkeit ein wenig zurückstreifst? Ferner: eine unbedachtsame Rede hat auch Dich in die Lage gebracht, unbequeme Auseinandersetzungen fürchten zu müssen. Die sind natürlich von vornherein abgeschnitten, wenn Du . . . vernünftig bist. Ja, solltest Du aus alter Anhänglichkeit das Bedürfniß fühlen, den verblendeten Quintus Claudius vor dem Aeußersten zu bewahren, so wird — deß bin ich gewiß — auch hier die Gnade des Imperators leicht mit sich reden lassen, — natürlich immer vorausgesetzt . . . Du verstehst mich."

Cornelia war mit jedem Worte, das Parthenius redete, bleicher und starrer geworden. Also die Wahl wollte man ihr freigeben zwischen der tiefsten Schmach, die eine stolze Römerin treffen konnte, — und dem Tode ihres ach, so unsäglich geliebten Quintus! Beides war gleich unerträglich — und wie ihr dies jetzt so unmittelbar zum Bewußt-

sein kam, da ward ihr klar, daß um jeden Preis ein Drittes gesucht werden müsse, — und wäre es das Unerhörteste, was je von Menschen ersonnen ward! Dazu aber mußte sie Zeit gewinnen; sie mußte den Cäsar hinhalten, scheinbar auf seine ruchlosen Pläne eingehen, ihn täuschen, umgarnen . . . Irgend ein guter Geist würde ihr ja eingeben, was und wo und wie die Rettung sich darböte. Die Verzweiflung ist so erfinderisch, und sie kann den Menschen so ruhig, so gefaßt, so verständig machen.

Parthenius meinte, das eigenthümliche Nachsinnen Cornelias sei die Frucht seiner weltmännisch-pädagogischen Predigt.

„Ja, mein Kind,“ fuhr er fort, „so steht's, und Du wirst gut thun, mit den gegebenen Factoren zu rechnen. Kennst Du Rom, gute Cornelia? Nein! Du kennst nur die kleine, abgegrenzte, mürrische Welt, die Dein Oheim Dich schauen ließ. Hättest Du Augen für das, was rings um Dich vorgeht, Du würdest von Alledem gar kein Aufhebens machen. Hat nicht Julia die höchsten Ehren genossen, obgleich ihr Verhältniß mit dem Cäsar der sogenannten Sitte zuwiderlief? Gibt es in der guten Gesellschaft ein junges Eheweib, das nicht Dutzende von Liebhabern hätte? Und beugen sich die Clienten und Sclaven darum weniger tief? Der Mensch muß zu leben wissen.“

Cornelia fühlte, wie ihr das Herz krampfte, aber sie schaute dem Oberkämmerer fest in's Gesicht.

„Wie?“ sagte sie mit erkünstelter Naivetät. „Wäre es in der That kein Verbrechen gegen die Götter . . .?“

„Die Götter! Was sind die Götter! Fürchtest Du Dich vor dem Bildniß, das Du mit Wollfäden auf die Leinwand stickst? Solche Bilder im Gewebe der menschlichen Cultur sind das, was Du Götter nennst. Kinder, denen man sie plötzlich unter die Nase hält, erschrecken darüber . . .“

Ganz das Nämliche hatte Cornelia während der letzten Tage mehr als einmal selber gedacht. Wie kam es doch, daß diese Bestätigung von den Lippen des Oberkämmerers ihr so überaus antipathisch klang? Wie kam es, daß die Worte des Höflings beinahe ihren Widerspruch herausfor-

derten, daß sie im Herzen Verwahrung einlegte gegen das, was ihr Verstand vor Kurzem noch gut geheißen?

Sie fand nicht Zeit, lange hierüber nachzudenken. Sie mußte ja ihre Rolle spielen, die Rolle der allmählich Bekehrten, der Nachgiebigen ... Ein leiser Schauer des Ekels und des Ingrimms durchbebte sie bei diesem Gedanken, — aber es blieb ihr kein Ausweg.

„Ach,“ begann sie, „die Anträge des Kaisers würden mich ja nicht halb so erschreckt haben, hätte nicht die Erinnerung ... Ich weiß nicht, ob Dir bekannt ist ... Barbillus, der schnöde Gaukler ...“

Sie wußte natürlich, daß Parthenius von den Begebnissen in der Wohnung des Isispriesters längst unterrichtet war. Oder hätte ihn sonst der Kaiser hier zum Herold seiner verbrecherischen Wünsche gemacht? Aber sie spielte ihre Harmlosigkeit so vortrefflich, daß der Höfling über ihren Charakter getäuscht wurde.

„Doch, doch,“ gab er zur Antwort. „Ich weiß Alles.“

„So begreifst Du, daß ich zaghaft geworden. Hätte sich der Cäsar mir weniger stürmisch genaht, hätte Barbillus mein Vertrauen nicht so schändlich mißbraucht, — ich möchte schwören, Alles wäre anders gekommen.“

Parthenius schmunzelte.

„Nun, nun, das läßt sich ja wieder gut machen. Ich freue mich nur, daß die Schilderung, die der Kaiser mir von Deiner Schroffheit entwarf, weit über die Wahrheit hinausging.“

„Ich schroff?“ seufzte Cornelia mit dem Ausdruck eines zehnjährigen Kindes. „Im Gegentheil. Alles Schroffe ist mir verhaßt. Ich lechze nach Ruhe, nach Gleichmuth. Aber siehst Du, — ich fürchte mich vor dem Kaiser!“

Es klang beinahe albern, wie sie das sagte. Aber Parthenius, in der Freude seines Erfolges, schien die Uebertreibung nicht zu bemerken.

„Närrchen!“ versetzte er wohlwollend. „Sei unbesorgt! Ich werde ihm schon die nöthigen Winke ertheilen. Es ist ja selbstverständlich, daß man Lilien zarter behandelt als

Kohlköpfe. Er liebt mitunter auch Kohlköpfe, unser allergnädigster Herrscher," fügte er lachend hinzu.

Eine Weile noch führte Parthenius diese seltsame Unterhaltung mit wachsender Befriedigung fort. Dann bedeutete er Cornelia, in das mittlere Zimmer zu treten; er selbst aber wandte sich nach dem Eingang, da er draußen Schritte vernahm. Er stieß die Thürflügel auf. Es war der Kaiser in Begleitung seines Lieblingssclaven, des kleinen Phaëton, auf dessen Jugend man bei solchen Abenteuern durchaus keine Rücksicht nahm. Domitianus trug eine große, faltenreiche Lacerna. Die Kappe hatte er über den Kopf gezogen. Als die Thüre sich wieder geschlossen hatte, warf er die Hülle ab, und stand nun in kurzärmeliger, farbig geblümter Tunica, einen goldenen Kranz auf dem spärlich behaarten Schädel, seltsam lächelnd vor seinem Kämmerer.

„Nun?" fragte er, im Zimmer umher blickend.

„Alles in bester Ordnung, o Herr! Die Schöne ist durchaus nicht das Ungeheuer, das Du Dir vorstellst. Nur der plötzliche Schreck hat sie damals so toll gemacht. Ich finde sie ganz vernünftig, ganz vernünftig, und wenn der Anblick des Gewaltigen sie nicht wieder verblüfft, so wage ich zu behaupten . . ."

Ein frivoles Lächeln führte den Sinn der Phrase zu Ende.

„Du bist ein Meister der galanten Intrigue," sagte der Cäsar. „Ovid selber könnte noch von Dir lernen. Aber wo ist sie, die allerliebste, verwünschte Furie, die dem Herrscher des Weltalls so ungeberdig getrotzt hat? Sprich doch, Parthenius, ist meine Güte nicht colossal? Ueberstrahlt meine Urbanität nicht Alles, was Du jemals erlebt hast? . . . Ich könnte ja mit Gewalt die Früchte der Hesperiden erobern: aber ich ziehe es vor, zu warten, bis sie mir nach allen Gesetzen der Liebeskunst in den Schooß fallen. Das ist genial, das ist feinsinnig! Natürlich, im schlimmsten Fall . . . Doch Du versicherst ja . . ."

„Ich versichere, daß Du nur ganz Du selbst zu sein brauchst, um den glorreichsten Sieg zu erfechten."

Cornelia verstand jedes Wort. Sie machte eine Bewegung, als ob sie den Verhaßten erdrosseln wollte. Gerade zur rechten Zeit noch nahm sie wieder eine gelassenere Miene an; denn gleich darauf schob der Kämmerer den Vorhang zurück. Im nächsten Augenblicke standen sich Cornelia und Domitian gegenüber.

Lange Zeit fand der Kaiser kein Wort. Der Anblick der wunderherrlichen Mädchengestalt, die er jetzt so unbestritten in seiner Gewalt hatte, raubte ihm augenscheinlich die Fassung. Er fühlte es: diese Cornelia war keine alltägliche Beute, und in Rom athmeten nur Wenige, die an Schönheit ihr gleichkamen.

„Du wirst heute mein Gast sein, schöne Cornelia," sagte er endlich, einen Schritt näher tretend. „Was Du auch begangen, es sei ausgelöscht, — denn unsere Gnade ist grenzenlos. Zum Danke heisch' ich nur Eins: fröhliches Lachen und ein paar Gluthstrahlen aus Deinen flammenden Götteraugen. Willst Du mir dies gewähren, Cornelia? Es ist Dein Kaiser, der also bittet."

„Herr," sagte Cornelia, „ich will's versuchen."

„Du bist huldvoll wie Amathusia. Wohlauf! Heute ist auch Parthenius Genosse des Mahls. Morgen aber — nicht wahr, Geliebte, — morgen empfängst Du den Imperator allein?"

„Ich will's versuchen," wiederholte Cornelia, die Augen zu Boden schlagend.

Parthenius schaute dem Kaiser triumphirend in's Angesicht. Der Blick schien Anerkennung zu fordern für das weltmännische Talent, das die spröde Jungfrau so rasch in ein willfähriges Kind umgewandelt. Der Kaiser zollte ihm diese Anerkennung in Gestalt eines flüchtigen Nickens. Dann ergriff er Cornelia bei der Hand und führte sie mit einer abgeschmackten Geberde der Galanterie nach dem kleinen Triclinium, wo die Sclavinnen ihre Vorbereitungen inzwischen vollendet hatten.

Der Cäsar lagerte sich auf dem mittleren Speisesopha, Cornelia auf dem zur Rechten, Parthenius links. Da jedes

der Sophas auf drei Plätze berechnet war, so ergab sich aus dieser Anordnuug eine ehrbarliche Entfernung, die der Cäsar als eine Art Sühne für die Attake im Haus des Barbillus auslegte. Die Bedienung beschränkte sich auf die beiden Sclavinnen. Auch Phaëton leistete hülfreiche Hand.

Cornelia hatte den ganzen Tag über Nichts genossen. Die Speisen waren durchweg auserlesene Meisterstücke des großen Küchenkünstlers Euphemus. Dennoch vermochte sie kaum einen Bissen über die Lippen zu bringen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Ihre Angst wuchs mit jeder Secunde. Wie um sich Muth zu machen, leerte sie zwei- oder dreimal den Goldbecher mit dem schweren Falerner.

Vielleicht waren es ganz ähnliche Beweggründe, die auch dem Cäsar den Kelch häufiger, als er dies sonst gewohnt war, zum Munde führten . . . So sanft und demuthsvoll die schöne Jungfrau jetzt auf dem Polster lehnte: immer wieder sah er von Zeit zu Zeit die stolz erhobene, zornglühende Heroine . . . Erst der reichliche Genuß des Falerners beschwingte ihm das stockende Blut und verlieh ihm die schmeichlerische Beredtsamkeit des Verliebten. Nach und nach ward diese Beredtsamkeit springender und anarchischer. Bald phantasirte er vom allbesiegenden Zauber der Schönheit, dem selbst die Götter sich beugen müßten; bald erging er sich in rhetorischen Verherrlichungen des Landlebens, wünschte Nichts glühender, als den Weinstock mit dem Ulmenstamm zu vermählen, Egge, Pflugschaar und Hippe zu handhaben und frische Feigen mit Honig und Ziegenmilch zu verzehren. Noch einige Becher — und die Schwärmerei ward zur seufzenden Wehmuth. Er sprach von der Einsamkeit des Thrones, von der Oede des Herzens, das ewig unbefriedigt dem Grabe entgegenschlage, von der düsteren Sorge, die gerade das Haupt des Gekrönten unabläßig umflattere.

Diese weichliche Sentimentalität, die so gar nicht zu dem aufgedunsenen, von den niedrigsten Regungen beherrschten Gesicht passen mochte, erregte nun vollends den Ekel der feinfühligen Cornelia. Fast bereute sie, nicht auf jede Gefahr hin ihren Abscheu muthig herausgekehrt, und lieber den Tod,

als die Nähe dieses grausenerregenden Wüstlings erduldet zu haben Nur der Gedanke an Quintus erhielt sie standhaft.

Ein neuer, ein schwererer Wein perlte jetzt in den Bechern. Ungemischt trank ihn der Kaiser, — und höher immer stieg die Gluth in seiner kahlen, glänzenden Stirn empor. Der goldene Kranz war nach hinten gerutscht; die Augen schlossen sich halb; die Zunge lallte.

Unsicher und langsam erhob er sich.

„Dein Wohl, süße Cor . . . Cornelia . . .“ gluckste er, mit der Linken sich auf die Tischplatte stemmend, während die Rechte den Kelch faßte . . . „Ich bin glückselig, daß Aphrodite Dein Herz zum Guten gewendet.“

Er trat auf sie zu und legte ihr die Hand auf den vollen, schneeigen Oberarm. Sie schauderte, aber sie hielt sich ruhig. Ihr Entschluß stand fest: Selbstbeherrschung zu üben bis an die Grenze des Möglichen, dann aber die Rolle der Geduldigen über Bord zu werfen und sich mit der Kraft der Verzweiflung zur Wehr zu setzen. Ihr Auge überflog hastig die Tafel und schweifte nach dem Ecktisch hinüber, wo die Sclavinnen die Schüsseln niedergesetzt hatten. Sie forschte nach dem Zerlege-Messer; aber vergeblich. Die Gerichte waren bereits zertheilt durch die Fallthür heraufgekommen. So blieb ihr der goldene Becher mit dem wuchtigen Fuß, — oder schlimmsten Falls das schreckliche Fläschchen Bryonia's.

„Cornelia,“ fuhr der Kaiser fort, immer noch mit den Fingern den üppigen Arm umklammernd, „Aphrodite zürnt, wenn man ihre Stunden verabsäumt . . . Ich bin heute so froh, so leicht, so . . . glücklich! Beim Eros, in Deinem Flammenauge les' ich Gewährung! Soll ich vertagen, was mir so himmlisch entgegenblüht? Gilt mein Wille nicht vom Aufgang zum Niedergang? Cornelia, es ist beschlossen! Heute noch, jetzt noch, in diesem Augenblicke wirst Du die Meine!“

Cornelia machte eine rasche Bewegung. Ihr Arm entglitt seinem Griff. Er schwankte ein wenig.

„Welch' erstickende Gluth!“ lallte er, nach den Flammen des Armleuchters aufschauend. „Luft! Luft! Eine Secunde

nur! Parthenius, geleite mich zum nächsten Altane! Der Wein verwirrt mich, — oder das Glück . . . die Wonne . . . Komm, Parthenius! . . . Nur fünf Minuten . . .! Und dann, süße Cornelia, ein letzter Trunk zur Weihe unserer Vereinigung!"

Der Oberkämmerer führte ihn langsam hinaus. Cornelia blickte den Beiden nach wie geistesabwesend. Ihr Antlitz war blutlos. Alles Elend, das ihr von diesem Manne gekommen, drängte sich in der einen fürchterlichen Secunde zusammen: das mitleidslose Gesetz, dem ihr Quintus zum Opfer bestimmt war, das Schicksal ihres geliebten Oheims, und die hirnzerwühlende Schmach, die ihr schon einmal so nahe getreten.

Sie blickte um sich.

Die beiden Sclavinnen kehrten der Tafel den Rücken, Phaëton hatte das Zimmer verlassen.

Im nächsten Moment blitzte etwas in ihrer zitternden Hand. Es war das Fläschchen aus der Taberna der alten Giftmischerin. Gerade vor ihr, fast noch bis zum Rande gefüllt — stand der Becher des Imperators. Sie beugte sich vor und goß den Inhalt des Fläschchens bis auf wenige Tropfen in den purpurnen Wein. Gleich darauf aber brach sie mit einem lauten Aufschrei zusammen. Vor sich in der Thüre erblickte sie das bleiche Antlitz Phaëtons, der Alles mit angesehn hatte.

Der Knabe sagte kein Wort. Wie gelähmt starrte er auf die Trinkschale.

Zwei Minuten später erschien Domitian und der Kämmerer. Der Imperator näherte sich dem Speisesopha, ohne zu bemerken, daß Cornelia ohnmächtig auf dem Polster lag. Schon wollte er den Becher ergreifen, und immer noch versagte dem entsetzten Sclaven die Rede. Jetzt aber mit einem Male entrang sich der pochenden Brust ein geller Angstruf. Der Knabe warf sich dem Kaiser zu Füßen.

„Trinke nicht, Herr!" schrie er, die Hände ringend. „Der Wein ist vergiftet! Diese da . . . Siehst Du, noch hält sie das tödtliche Fläschchen zwischen den Fingern!"

Der Kaiser ward aschfarben. Der Augenschein lehrte nur allzu deutlich, daß der Knabe die Wahrheit sprach.

„Die Wache! Hol' die Wache!“ kreischte er mit der Stimme eines alten Schänkweibes. Seine Zähne schlugen krampfhaft wider einander. Er schlotterte.

„Ist es wahr, was dieser Knabe Dir vorwirft?“ fragte Parthenius, da Cornelia langsam sich aufrichtete.

„Ja!“ sagte sie mit zuckender Lippe. „Ich that, was jede Römerin, die diesen Namen verdient, an meiner Stelle gleichfalls gethan hätte. Meine Ehre wiegt schwerer, als das Leben dieses Verruchten!“

Phaëton war nach dem Corridor geeilt, um die Prätorianer zu holen. Diesen Augenblick der Erwartung benutzte Cornelia, um den vergifteten Becher des Imperators hastig zum Munde zu führen.

Ehe jedoch ein Tropfen ihre Lippen berührte, sprang Parthenius herzu. Ein geschickter Griff entleerte den Kelch seines Inhalts.

„Schlange!“ knirschte der Cäsar. „So wohlfeilen Kaufes wirst Du nicht durchkommen!“

„O, sie soll es erfahren,“ sagte Parthenius, „wie der Zorn des Herrschers den Tod verwehrt, bis das Leben seine Schuld abgezahlt hat! Aus den Armen des Imperators auf die Richtstätte, — das sei Dein Loos, Du tückische Frevlerin!“

„Da kommen die Prätorianer! Hinweg mit ihr! Werft sie in Ketten! Der Oberaufseher des Staatsgefängnisses haftet mit seinem Kopf dafür, daß sie nicht Hand an sich selbst legt!“

Cornelia war mehr todt als lebendig. Die Prätorianer banden ihr die Hände fest auf den Rücken und trugen die halb Bewußtlose aus dem Gemach.

„Das hast Du gut gemacht, Phaëton!“ sagte der Kaiser. Der Schreck hatte ihn völlig ernüchtert. „Hier, dieser Becher, der mich beinahe getödtet hätte — ich schenk' ihn Dir zum ewigen Andenken! Du sollst mich künftig begleiten auf Schritt und Tritt! Augen, wie Deine, thun mir noth in dieser Zeit des Verraths!“

Der Knabe küßte ihm dankbar die Hand.

„Du beschämst mich, Herr,“ sagte er schüchtern. „Nur meine Pflicht hab' ich gethan, und also kein Lob verdient.“

„Nur meine Pflicht gethan!“ wiederholte der Kaiser. „So überragst Du all' die Millionen, die mich Gebieter nennen. Die Welt ist verderbt von Grund aus ... Sie muß zusammenstürzen ... Jetzt kommt, Ihr Getreuen! Führt mich hinweg von dieser Stätte des Mordes! Die Ruchlose! Die Wahnwitzige!“

„Nimm's nicht allzu schwer, Du Erhabener,“ sagte Parthenius. „Die Weiber haben manchmal absonderliche Ideen. Sie hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ihre Ehre zu schützen ... Der schönste Triumph, und der beste Lohn für den Frevel, den sie gewagt, wäre nun kaltblütiger Spott — und ... Erzwingung dessen, was sie verweigert.“

„Alle Götter mögen mich schützen!“ rief Domitianus zurückfahrend. „Dieses Weib ist ein Dämon! Sie wäre im Stande, mich in ihren Armen zu erdrosseln, oder statt des Kusses mir die Zähne in die Gurgel zu bohren. Nein, Parthenius, auf solche Blüthen leist' ich Verzicht! Jetzt kenn' ich nur ein Gebot: das der Gerechtigkeit! Die Strafe, die zermalmende Strafe, die Folter des Leibes und der Seele, der grausamste Untergang — das sei die Antwort auf ihre Unthat! Dieser Quintus Claudius ... nur um seinetwillen hat der Tod mein göttliches Haupt gestreift ... Auch er soll fühlen, was es bedeutet, den Herrn des Weltalls zum Feinde haben!“

Achtes Capitel.

Zwischen Olivenwäldern und Weinpflanzungen versteckt, lag am rechten Ufer des Liger, im lugdunensischen Gallien, das kleine Municipium Rodumna. Ehedem stark befestigt, hatte Rodumna seit dem Untergange der Republik seine strategische und militärische Bedeutung verloren. Die äußeren

Kriege des Weltreichs spielten sich fern, fern an den Grenzen im Norden und Osten ab; die inneren Umwälzungen jedoch concentrirten sich, seit das Cäsarenthum stehende Institution geworden, immer entschiedener auf Rom, dergestalt, daß ein Bürgerkrieg in der früheren Ausdehnung kaum noch denkbar erschien. Die Zeit war raschlebiger und in ihrer politischen Entwicklung summarischer und gröber geworden. So trat denn auch Rodumna als fester Ort mehr und mehr in den Hintergrund. Die Mauern begannen hie und da zu verwittern und sich mit Farrenkräutern und Venushaar zu bedecken. Man hatte in Rom und selbst in Lugdunum Wichtigeres zu thun, als sein Augenmerk auf dies abgelegene Städtchen zu richten, dessen Bewohner sich ihrerseits gar wenig um die Ereignisse der großen Welt kümmerten, und so Gleiches mit Gleichem vergalten. Es herrschte hier jene idyllische Ruhe, jenes „Fern den Geschäften“, das Horatius Flaccus in seiner berühmten Ode verherrlicht hat. Die Insassen, zum größeren Theile aus kleinen Grundbesitzern oder aus Pächtern bestehend, bauten in der umliegenden Gemarkung, was zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft gehörte, und Einiges darüber, was dann auf Kähnen stromabwärts, etwa nach Decetia und Noviodunum, oder auf Karren über das Gebirge nach der Hauptstadt der Provinz geschafft wurde. Die minder Begüterten fischten im Flusse, versahen die nöthigsten Handwerke und hielten einige Tabernen, in denen ein etwas trüber und dicklicher Landwein verabreicht wurde.

Während der letzten Decennien waren jenseits der Stadtmauer zahlreiche Hütten und Häuser entstanden, oft durch weite Zwischenräume von einander getrennt, rings von Gärten, Feldern und Hainen bezirkt — kleine Welten für sich.

Eines dieser abgelegenen Landhäuschen, das Besitzthum seines väterlichen Freundes Rufinus, hatte Cnejus Afranius zum Sammelplatz für die Verschworenen bezeichnet. An den Iden des Monats Februar sollten sich hier die Genossen, die bisher auf eigene Faust an den verschiedensten Punkten der Provinz wirkten, in aller Stille zusammenfinden, sich über die Erfolge und die Aussichten ihrer Thätigkeit ein-

gehend Bericht erstatten und betreffs ihres weiteren Verhaltens Beschlüsse fassen.

Dieser dreizehnte Februar war nun herangekommen. Schon am Abend zuvor hatten sich Cnejus Afranius und der Bataver, in Begleitung seines Freigelassenen Herodianus und des Gothen Magus, hier eingefunden. In der Morgenfrühe — vor Sonnenaufgang — kamen die Anderen, zum Theil in wundersamen Verkleidungen. So war Ulpius Trajanus in der Tracht eines palästinischen Kaufherrn gereist. Nerva, der ihn begleitete, spielte die Rolle des Säckelmeisters und ehemaligen Erziehers. Der schneeige Bart, der ihm während der letzten Monate gewachsen war, machte ihn vollends unkenntlich. Auch der einarmige Centurio war ängstlich genug, eine Maske zu wählen, obgleich sein Name nicht auf der Liste der Proscribirten stand. Er wanderte als lusitanischer Amulet-Verkäufer. Cinna dagegen hatte, wie Afranius und der Bataver, wenn auch mit geringerem Rechte, solche Maßregeln für unnöthig gehalten. Er trug den üblichen Reisemantel, gab sich für einen römischen Ritter aus Lilybäum aus, der in Erbschafts-Angelegenheiten Lugdunum, Vesontio und Argentoratum besuche, und rechnete auf sein gutes Glück, das ihm die Begegnung mit unbequemen Beobachtern schon ersparen würde. Cajus Aurelius hatte sich der Vorsicht halber von Herodianus getrennt. Die frappante Figur des Letzteren, und mehr noch die unverkennbare Physiognomie machte ihn als Reisebegleiter gefährlich. Erst kurz vor Rodumna traf Aurelius wieder mit dem Verehrer opimischer Weinkrüge zusammen — zu dessen unbeschreiblicher Freude, — denn fern von seinem geliebten Gönner schmeckte dem Freigelassenen der herrlichste Cäcuber wie saurer Vejenter.

Bis zur Stunde war keiner der Verschworenen in eine wirklich gefahrvolle Lage gekommen. Cinna schloß daraus auf eine gewisse Lässigkeit und Furcht der Regierung. Freilich, er konnte nicht wissen, daß die Verschwörung mitten im Palatium einen höchst wichtigen und einflußreichen Bundesgenossen besaß, den Adjutanten Clodianus, der, so eifrig er

die Sache des Imperators und insbesondere das Werk der Verfolgung zu betreiben schien, dennoch alle wirklichen Bemühungen, wie sie im Anbeginn namentlich von dem Oberkämmerer Parthenius ausgingen, mit einer wunderbaren Meisterschaft der Intrigue lahmlegte und es verstand, den Schein der größten Thätigkeit mit der größten Unthätigkeit zu verbinden. Sein Hauptkunstgriff bestand darin, eine beträchtliche Anzahl von Indicien zusammenzubringen, welche den Imperator und selbst den Oberkämmerer Parthenius überzeugten, die Verschwörer hätten sich nach Rhätien gewendet und suchten dort eine Basis für ihre Operationen zu gewinnen. Während also die Agenten des Kaisers mit wahrem Feuereifer jene Provinz durchspähten und, durch falsche Nachrichten irre geleitet, immer weiter nach Norden vordrangen, erfreuten sich die Verschworenen im lugdunensischen Gallien einer überraschenden Freiheit. Ganz in der Stille nur suchte ein altbewährter Client und Angeber des Clodianus ihre Spur zu entdecken — nicht jedoch, um feindselig gegen sie vorzugehen, sondern weil Clodianus die Absicht hatte, Unterhandlungen anzuknüpfen und die Pläne der Flüchtlinge gegen Domitianus zu fördern. Dieses zweideutige Spiel des kaiserlichen Adjutanten gelang um so besser, als während der letzten Zeit auch Parthenius eine sonderbare Schwenkung gemacht und aufgehört hatte, die Verfolgung mit dem ursprünglichen Ernst zu betreiben. Was den Oberkämmerer zu dieser Wandlung veranlaßte: ob etwa sein ungewöhnlich reger Verkehr mit der schlauen Intriguantin Lykoris, oder gar ein geheimer Besuch bei der Kaiserin damit in Zusammenhang stand, darüber konnte der Adjutant nur Vermuthungen aufstellen. Jedenfalls war ihm die Thatsache, so schlau sie Parthenius zu bergen strebte, schon nach kurzer Frist klar geworden, und mit gewohnter Elasticität streckte er seine Fühler aus, um das Nähere vorsichtig zu erkundschaften.

Von all' diesen Vorgängen hatten die Verschworenen keine Ahnung. Selbst der Umstand, daß ein unbekannter Freund sie gewarnt hatte, konnte sie nicht auf eine so kühne und weitgehende Voraussetzung bringen. Als Nerva noch

auf der Trireme des Aurelius die Warnungsbriefe zur Sprache gebracht, da glaubte Cinna, die Sache als den gewinnsüchtigen Verrath eines untergeordneten Hofbediensteten auffassen zu sollen, der vielleicht seiner Unzufriedenheit Luft gemacht und bei günstiger Gelegenheit auf eine Belohnung gerechnet habe.

Das Landhäuschen des Rufinus war also am Morgen des dreizehnten Februar der Schauplatz gar bewegter Verhandlungen. Der Besitzer hatte seine Sclaven schon am Tage zuvor nach einem stromaufwärts gelegenen Gütchen geschickt. Nur zwei der vertrautesten waren zurückgeblieben, die jetzt, da die Sonne über den Bergen emporstieg, den Gästen ein ländliches Frühmahl bereiteten und sich dann mit Magus nach dem Garten verfügten, wo sie die Landstraße überblicken und den wohlverriegelten Eingang bewachen konnten. Hinter dem Hause, wo ein kleines Pförtchen den Ausgang nach Südosten erschloß, stellte sich, seinem eigenen Wunsche gemäß, Herodianus als Posten auf. Die Gesänge des Pindar und ein Henkelkrug vom Besten, den Rufinus auftreiben konnte, — das war Alles, was er zur Aufrechthaltung seiner Lebensgeister bedurfte, und sollte die Sitzung bis Sonnenuntergang dauern.

Zunächst berichtete nun der einarmige Centurio. Er hatte sich vornehmlich bemüht, die Stimmung der gemeinen Soldaten auszukundschaften, und war vielfach im Lande herumgekommen. Ueberall begegneten ihm die Kriegsleute mit ängstlicher Zurückhaltung, ja mit augenscheinlichem Mißtrauen. Man hatte ihn oft genug für einen jener kaiserlichen Verführungs=Spione gehalten, deren Beruf es war, die Unvorsichtigen zu gefahrbringenden Aeußerungen über die Regierung hinzureißen. Solche Agenten, bis dahin meist nur in Rom thätig, waren bei dem immer wachsenden Mißtrauen des Cäsars während der letzten Monate auch bei einzelnen Truppenabtheilungen in der Provinz aufgetaucht und hatten viel böses Blut gesetzt. Gerade in Lugdunum stand die von Rom her befohlene grausame Hinrichtung eines allgemein beliebten Officiers, der in der Weinlaune ein unbedachtes

Wort gesprochen und durch einen dieser Verführungs=Spione denuncirt worden war, noch in frischem Gedächtniß. Der einarmige Centurio hatte sich gehütet, diese Eindrücke abzuschwächen; er war vielmehr in der Rolle, die man ihm aufdrängte, oft bis an die Grenzen der eigenen Sicherheit vorgegangen. Wo dieser Verdacht ihn nicht traf, wo er harmlos und ungezwungen mit den Leuten verkehrte, da fand er, daß namentlich zwei Botschaften aus der Hauptstadt einen tiefen Eindruck gemacht hatten: das grausame Ende der unglücklichen Julia und das Vorgehen des Imperators gegen Cornelius Cinna. Der Centurio erklärte, daß Cinna gerade unter den gemeinen Soldaten einen sehr starken und lebhaften Anhang habe. Es sei ihm bei der Armee unvergessen, daß er im Senat wiederholt zu ihren Gunsten gewirkt, und insbesondere ihre Partei gegen die einseitige Bevorzugung der Prätorianer ergriffen habe. Schwerer schon werde es halten, die Militär=Tribunen und die sonstigen höheren Officiere zu gewinnen. In diesen Regionen habe die Herrschaft des Domitian ein ziemlich unbestrittenes Terrain.

Dies war so das Wichtigste, was der Centurio mittheilen konnte. Die Genossen sprachen ihm ihren Dank und ihre Bewunderung für seine unermüdliche Thätigkeit aus. Der Mann, den Cinna und selbst der wohlwollende Nerva stark unterschätzt hatten — vermuthlich weil sie seine Bescheidenheit für Unselbstständigkeit auslegten, stieg mit einem Male zum Range einer hochwichtigen Persönlichkeit auf. Ja, es ergab sich jetzt, daß die Bemühungen des Ulpius Trajanus, des Nerva und des Cornelius Cinna eine verhältnißmäßig geringere Ernte aufwiesen, als die jenes schlichten Kriegsmannes.

Ulpius Trajanus, der zunächst berichtete, erklärte geradezu, er habe trotz aller Bemühungen nur ganz beiläufig einige Militär=Tribunen und Centurionen gesprochen und die Ueberzeugung erlangt, daß er für seine Person hier nur unter einer Bedingung Erfolge zu erzielen im Stande sei: wenn er sich nämlich den Truppentheilen, auf die er es abgesehen, ohne weiteres zu erkennen gebe.

Bei diesen Worten gerieth Cajus Aurelius in freudige Aufregung — als ob der Sprecher den Angelpunkt der ganzen Frage berührt habe.

„Ihr wißt," fuhr Ulpius Trajanus fort, „daß eine der drei hier stationirten Legionen zu den Truppen gehörte, die ich damals im Feldzuge am Rhein gegen die Germanen befehligte. Die Leute waren mir blindlings ergeben, und wenn ich heute unter sie träte und spräche: Soldaten, hier ist Euer Feldherr, flüchtig, verfolgt, gehetzt, weil er das Recht und die Freiheit vertheidigt —, so bin ich, zumal nach dem, was uns dieser wackere Centurio erzählt hat, fest überzeugt, daß Alle wie Ein Mann gegen die Herrschaft des Tyrannen aufstehen würden. Es fragt sich nur, ob das Gewinnen Einer Legion als Anfang des Aufstandes genügt; ob nicht vielmehr zu besorgen wäre, daß der Brand sofort unterdrückt würde. Ach, Ihr Theuren! hätt' ich damals, da ich mein Heer von Hispanien aus durch die unermeßlichen Länderstrecken Galliens nach den Ufern des Rheinstroms führte — hätt' ich damals geahnt, daß im Palatium der wahre Feind unseres Vaterlandes hauste! Hätt' ich gewußt, daß die ewige Roma im eigenen Herzen schwerer bedräut wurde, als von den wilden Völkerschaften des Teutoburger und des Hercynischen Waldes! Aber ich war ein Kriegsmann, der nur gerade an seine Aufgabe dachte, unbekümmert um das, was außerhalb des Kampfplatzes vorging. Damals wär' es mir ein Leichtes gewesen, die Schreckensherrschaft zu stürzen, dem Senat freie Hand zu geben und so ein rechtskräftiges Urtheil gegen den Hochverräther möglich zu machen, der jetzt ungestraft unsere heiligsten Rechte mit Füßen tritt. Warum hab' ich damals nicht Euren Groll und Eure Schmerzen gekannt! Fast ergreift es mich wie das Gefühl einer Schuld, da es doch nur eine Verkettung des Schicksals ist. Jetzt erst, da ich bemüht war, Boden zu schaffen für unsere Pläne, jetzt erst trat mir der Fluch der Versäumniß mit verzweifelter Klarheit vor das Bewußtsein. Von den Tausenden und Abertausenden, über die ich damals verfügte, bleibt mir so wenig, daß ich, wie gesagt, schwanke, ob ich mit

diesem Wenigen rechnen soll. So erwart' ich denn Euren Rath."

Nerva, der die letzten Wochen hindurch Trajans ständiger Begleiter gewesen, hatte dieser Rede nichts weiter hinzuzufügen. Auch Cinnas Berichte waren dürftig genug.

„So lange wir uns noch im Stadium der Vorbereitung befinden," sagte er mürrisch, so lange bin ich und bleib' ich ein Nichts. Ich habe mancherlei gesehn und beobachtet. Ich habe mit aller Vorsicht, deren ich fähig bin, ehemalige Beziehungen erneut und, wie ich Euch später erzählen werde, einige unverhoffte Anhänger für unsere Sache geworben, hervorragende Persönlichkeiten, die uns von Nutzen sein können. Bei alledem aber seh' ich keinen richtigen Fortgang. Entweder, oder! Jetzt gilt es ein Wagniß — ein Würfelspiel, bei dem Alles auf einen Wurf ankommt."

„Dieser Wurf ist geschehen," sagte Cajus Aurelius.

Staunend wandten sich alle Blicke auf das hocherglühende Antlitz des Jünglings, der mit bewegter Stimme anhub wie folgt:

„Ja, theure Genossen, wenn nicht Alles trügt, so ist unser Spiel so gut wie gewonnen. Wie mir, dem Unbekannten, dieses Schwere gelang? Ich glaube wohl, daß die Verwunderung Euch sprachlos macht! Aber nicht mir gelang es, sondern Euch — Dir, hochherziger Cinna, Dir, edler Nerva, und vor Allem Dir, Ulpius Trajanus! Hört und begreift! Seit wir uns an der narbonensischen Küste getrennt, litt ich unter dem Druck des Bewußtseins, von Euch Allen am wenigsten zur Förderung unserer Pläne beitragen zu können. Die Verhältnisse waren mir fremd. Zu den Persönlichkeiten hatte ich keine Beziehungen. Ich besaß keine ruhmbedeckte Vergangenheit. So streift' ich denn wochenlang in Begleitung eines der Ruderknechte durch die Provinz, ohne das Geringste zu leisten. Da brachte mich der Zufall auf eine kühne Idee. Es war unweit des Rhodanus. Ermüdet von langem Ritt, waren wir inmitten eines Gehölzes abgestiegen, hatten die Pferde an den Stamm einer Steineiche gebunden und etwas abseits, wo eine Böschung bequeme

Lagerung bot, uns niedergelassen. Nach kurzer Frist vernahmen wir Stimmen. Es war, wie ich später erfuhr, der Proprätor von Lugdunum, der in der Nähe ein Landhaus besitzt, und sein ältester Sohn. Die Männer, gänzlich ohne Gefolge, hatten dem Vergnügen der Jagd obgelegen und rasteten jetzt. Wir verhielten uns ruhig; denn Schweigen und Abwarten ist die erste Tugend des Flüchtlings. So ward ich denn unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs, das bald eine für unsere Zwecke höchst bedeutsame Wendung nahm. Ich erfuhr nämlich, daß der Proprätor die jüngsten Maßnahmen des Palatiums keineswegs billigt und nichts weniger als blind ist gegen die Missethaten des Mannes, den er hier zu vertreten hat. Ich erfuhr, daß er einige der Proscribirten, insbesondere Euch, theure Bundesgenossen, als muthige und gerechte Männer hochschätzt, und daß er vor Allem in der Feindseligkeit Trajans gegen das Palatium ein bedenkliches Zeichen erblickt, — ein Symptom dafür, daß der Cäsar auf gefahrvollen Wegen wandelt. Der Sohn, der die Stelle eines Militärtribunen bekleidet, gab dem Vater in allen Punkten, ganz besonders jedoch in Beziehung auf Ulpius Trajanus, Recht. Er entsann sich Deiner großen Verdienste im Feldzuge gegen die Nordländer. Er hob hervor, daß Du damals an der Spitze Deiner Legionen, als Du die Macht doch in Händen hattest, niemals ehrgeizige Pläne geschmiedet. Er fragte sich, wie es komme, daß ein so maßvoller Mann nach Durchführung so großer Thaten scheinbar dahin gelange, wo Catilina gestanden. Dies Alles ward in kurzer, abgerissener Rede nur so hingemurmelt, — und gleich darauf sprachen sie von den Schauspielen und vom Wagenrennen im lugdunensischen Circus. Mir aber war es genug. Die ganze Art und Weise des Zwiegesprächs und einige Wendungen hatten mir klar gemacht, daß ich hier einflußreiche Personen vor mir hatte. Ich beschloß also, die Männer nicht aus dem Blick zu verlieren. Da sie nach einiger Zeit aufbrachen, schritt ich nach, die Pferde im Gehölze zurücklassend. So entdeckte ich bald das Landhaus, und da mir jetzt einige Sclaven begegneten, die von der Bestellung des Feldes zu-

rückkehrten, so erfuhr ich auf mein Befragen, der hohe Herr, der da so schlicht und so einfach dahinwandle, sei der kaiserliche Proprätor und weile seit vorgestern in der Villa, um seiner Leidenschaft für das Waidwerk zu fröhnen. Auch gewahrte ich, näher zum Landhaus herankommend, eine Reihe von Wachen und Ehrenposten, die über den hohen Rang des Besitzers keinen Zweifel gestatteten. Da war es, als ob die Götter mir's in die Seele gäben . . . Sofort stand mein Entchsluß fest. Ich schrieb einige Zeilen in meine Wachstafel, gab sie dem Ruderknecht und beauftragte ihn, dieselbe für den Fall, daß ich aus dem Landhause des Proprätors nicht zurückkehren würde, dem Herodianus zu bringen, damit dieser Euch warne. Doch sei ich der besten Hoffnung, daß die himmlischen Mächte meine Verwegenheit mit Erfolg krönen würden. Der Sclave entfernte sich. Ich aber ließ mich bei dem Proprätor melden, mit dem Vermerk, ich hätte ihm eine wichtige Entdeckung zu machen. Zehn Minuten später stand ich dem Oberhaupte der Provinz gegenüber. Herr, sagte ich, so ruhig und selbstbewußt, als ob ich ihm ein kaiserliches Decret brächte, ich komme im Namen des Cinna, des Nerva und des Trajanus, um Dir mitzutheilen, daß dieselben beschlossen haben, den Cäsar Domitianus vor dem Senate des Hochverraths anzuklagen, ihn abzusetzen und zu diesem Behufe die Legionen Deiner Provinz gegen Rom zu führen! . . ."

„Welch' ein Wahnsinn!" rief Cinna erschreckt.

„Ja, edler Cinna," sagte Aurelius treuherzig, „jetzt, da ich mir's ruhig überlege, erstarre ich selbst über meine Vermessenheit. Und doch wiederum: was setzte ich weiter auf's Spiel? Mein Leben! Euch aber hätte mein Freigelassener noch rechtzeitig warnen können: denn was ich Euch hier erzähle, begab sich erst vorgestern."

Cinna wechselte zu wiederholten Malen die Farbe.

„Weiter, weiter, weiter!" drängten die Uebrigen.

Aurelius fuhr fort:

„Der Proprätor war wie vom Donner gerührt. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob er selbst für seine

Sicherheit fürchte; als ob er glaube, die Aufwiegelung seiner Legionen sei insgeheim schon bewerkstelligt, und man warte nur auf ein Zeichen, um loszubrechen. Er schien aufzuathmen, da ich ihm sagte, die Partei der Vaterlandsfreunde wende sich an ihn behufs Herbeiführung einer raschen Entscheidung; sie erwarte von seiner Umsicht, von seinem Rechtssinn, von seinem altbewährten Patriotismus die Lösung der Situation. Ich schilderte ihm nun in glühenden Worten die nagende Mißstimmung, den Groll, den Haß der Bevölkerung, die Willkür des fluchbeladenen Tyrannen, die himmelschreienden Verbrechen und Missethaten, die innere Nothwendigkeit einer Umwälzung. Dann rief ich ihm die Namen derer in's Gedächtniß, die hier die Sache des Vaterlandes vertheidigten: Nerva, Cinna, Trajan! Was ich sonst noch geredet, ich weiß es nicht. Die Götter wollten es, daß ich Saiten anschlug, die in der Brust des alten Kriegsmannes ein dröhnendes Echo fanden. Mag sein, daß persönliche Beweggründe mit hinzugekommen; kurz: der Proprätor ist für unsere Sache gewonnen, und sobald Ihr wollt, könnt Ihr das Weitere mit ihm planen und abwägen!"

„Wenn das Ganze nur keine Falle ist!" sagte Afranius.

„Nein, nein!" rief Ulpius Trajanus. „Ich entsinne mich jetzt . . . Clodianus erzählte mir noch im verwichenen Sommer, der Proprätor habe nach dem Tode seiner ersten Gemahlin um die Liebe der Julia geworben . . . Wußte er nicht, wie Julia geendet?"

„Er kannte die Wahrheit nur als dunkles Gerücht. Ich theilte ihm Alles mit, was in der Hauptstadt von Mund zu Mund geht. In der That, er schien erschüttert ob dieser Mittheilung . . ."

Das plötzliche Erscheinen des Herodianus schnitt Cajus Aurelius das Wort ab. Hinter dem Freigelassenen erschien die zerlumpte Gestalt eines Bettlers.

„Ein Bote aus Rom," sagte Herodianus geheimnißvoll. „Er bringt Gewichtiges, wenn er anders die Wahrheit redet."

Der Bettler trat vor und fragte, ob Cornelius Cinna

zugegen sei. Da der Gesuchte diese Frage bejahte, übergab ihm der Mensch ein stark zerknittertes Schreiben. Mit fiebernder Hast löste Cinna die Schnur und das Siegel. Erwartungsvoll hingen die Blicke der Uebrigen an seinem Angesichte, das erst flüchtig erblaßt war und sich jetzt mit einer immer lichter werdenden Röthe bedeckte.

„Ein neuer Bundesgenosse," sagte er, indem er die Hand mit dem Brief sinken ließ. „Und fürwahr ein gewichtiger. Das Schreiben kommt von dem Adjutanten Clodianus. Der Wolf in der Fabel! In diesem Augenblick erwähntest Du seinen Namen, Trajanus!"

„Wie, Clodianus? Unmöglich!" rief der Angeredete.

„Nicht so ganz unmöglich," versetzte Cajus Aurelius. „Noch kurz vor unserer Flucht traf ich ihn im Haus des Norbanus. Was er da redete, wie er mich ausfragte . . . jetzt erst fällt es mir auf."

„Aber beim Herkules, laßt uns hören!" rief Cnejus Afranius.

Nachdem sich Herodianus mit dem Boten wieder entfernt hatte, las Cornelius Cinna den Brief vor. Das Schreiben enthielt zunächst die Mittheilung, daß Clodianus jener unbekannte Warner gewesen, der die Verschworenen von der geplanten Verhaftung in Kenntniß gesetzt. Um diese Thatsachen zu erhärten, führte er den Wortlaut des Briefes an, den Cornelius Cinna empfangen — ein Beweis, dessen zwingender Charakter von den Zuhörern mit Befriedigung anerkannt wurde. Hierauf entwickelte nun Clodianus mit großem Scharfsinn das Project eines gemeinsamen Vorgehens. Er berichtete über die Art und Weise, wie er seit geraumer Zeit die Prätorianer bearbeite, und versicherte, als einzige Schwierigkeit stelle sich hier nur der Charakter des Norbanus entgegen, der dem Cäsar mit einer gewissen Hartnäckigkeit anhange, vornehmlich Kriegsmann sei und sich um die eigentlichen Fragen des Staatswohles durchaus nicht bekümmere. Doch sei die Hoffnung nicht ausgeschlossen, auch diese wichtige Persönlichkeit für die Interessen des Vaterlands zu gewinnen. Schlimmsten Falls werde man Mittel

und Wege finden, ihn auf eine schonende Art zu beseitigen. Hieran schlossen sich einige schätzbare Winke bezüglich der militärischen Operationen und Vorschläge behufs Herstellung eines raschen und sicheren Verkehrs zwischen Clodianus und den Verschworenen. Dann hieß es wörtlich wie folgt:

„Wenn, wie ich vermuthe, der Bataver Cajus Aurelius unter Euch weilt, so laß ihn wissen, daß einige Tage nach den Iden des Monats November seine Braut in meinem Hause gewesen ist. Sie befindet sich wohl. Sie kam in der Absicht, meine Verwendung zu Gunsten ihres Bruders Quintus Claudius zu erbitten, der, wie Euch vielleicht zu Ohren gekommen, kurz nach Eurer Flucht unter der Anklage des Nazarenerthums verhaftet und in's Tullianum geworfen wurde. Ich versprach ihr das Mögliche, weiß aber zuverlässig, daß, so lange Domitianus das Scepter führt, nicht an Gerechtigkeit, geschweige denn an Gnade zu denken ist."

Die letzten Worte übten auf Cajus Aurelius eine wunderbare Wirkung aus.

„Freunde!" rief er, „Ihr seht, die Götter selbst haben uns die Pfade geebnet! Was zögern wir noch? Welche bessere Bürgschaft für das Gelingen unserer Pläne begehren wir? Sollte der Proprätor wirklich noch schwanken: dieser Brief des Adjutanten wird ihm die Augen öffnen. Er wird sehen, daß sich dem Fatum nicht widerstreben läßt. Ich schlage Euch vor, ohne Aufschub mit dem Proprätor in Unterhandlungen zu treten, und so rasch als möglich die Reise nach Lugdunum zu wagen. Dort erklären wir Angesichts der Legionen den Imperator für abgesetzt und stellen den alten herrlichen Freistaat des Cincinnatus und des Regulus wieder her!"

„Auf nach Lugdunum!" klang es im Chore.

Neuntes Capitel.

Der April, der Wonnemonat des Südens, war mit all' seiner Frühlingspracht in das Land gezogen. Die Siebenhügelstadt mit ihren zahlreichen Gärten und Baumpflanzungen bot einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Es schien, als habe sie eigens ihr herrlichstes Prunkgewand angelegt zur Feier der gewaltigen Säcularspiele, die gestern mit einem glänzenden Wettrennen im Circus Maximus ihren Anfang genommen. Heute, am sechsten Tage nach den Kalenden, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, sollten in der Arena des flavischen Amphitheaters die Kampfspiele, die Schiffsgefechte und die Thierhetzen folgen.

Bis zu diesem Zeitpunkte war es fast noch eine Stunde: aber schon herrschte auf dem frühlichtbeglänzten Forum und in allen benachbarten Straßen ein Menschengewühl, das jeder Beschreibung spottete. Ganze Colonnen von gold- und purpurstrotzenden Sänften schoben sich mühsam durch die brandende Volksmenge und strebten über die Via Sacra dem Eingang des Amphitheaters zu. Dreihundert Löwen, ebenso viele Panther, fünfzig cantabrische Bären, vierzig Elephanten und anderes Gethier, sechshundert Gladiatoren und Faustkämpfer, darunter einige Weiber und Zwerge, ein Dutzend Raubmörder von der appischen Straße und einige neunzig Christen sollten bis zum Abend des vierten Tages, mit welchem die Festlichkeiten officiell ihren Abschluß fanden, theils in Einzelkämpfen, theils in größeren oder kleineren Gruppen, ihr Blut verspritzen. Wahrlich, die Herolde, die das Volk im Namen des Imperators einluden, sie hatten in mehr als einem Sinne die Wahrheit gesagt, wenn sie die übliche Wendung gebrauchten: „Kommt heran, um zu schauen, was Keiner von Euch jemals gesehen hat, noch je wieder sehen wird!"

Heute, am zweiten Tage, schien die Beteiligung fast noch ungestümer als gestern. Die Zahl der Fremden, die aus allen Theilen des Reiches herzugeströmt waren, hatte

sich noch vermehrt, — und obwohl das Amphitheater über achtzigtausend Zuschauer faßte, so war doch Mancher bei dem ungeheuren Andrang der Schaulustigen besorgt, ob es ihm auch gelingen möge, einen Platz zu erobern.

In der Schaar der Sänften, die nicht über das Forum, sondern von der cyprischen Straße her auf die Arena zusteuerten, befand sich eine von besonders reicher und geschmackvoller Ausstattung. Die Gardinen waren zurückgestreift. Zwei schöne, aber auffällig gekleidete und übertrieben geschminkte junge Mädchen lagen plaudernd in den schwellenden Kissen. Es war die gefeierte Gallierin Lykoris und eine ihrer Freundinnen, die Klein-Asiatin Leaina, die den Winter als Begleiterin eines reichen Aegypters in Athen zugebracht hatte und erst gestern, nach kaum eröffneter Schifffahrt, in später Abendstunde wieder in Rom eingetroffen war. Lykoris empfand für Leaina eine Art schwesterlich-harmloser Sympathie, zumal sie wußte, daß die Klein-Asiatin ihr an Schönheit nicht gleichkam; Leaina aber, die eine sehr untergeordnete Stellung als Tänzerin einer übelberüchtigten capuanischen Taberne bekleidet hatte, war von Lykoris in die große Welt eingeführt worden und verspürte sonach eine leise Regung von dem, was man bei minder flachen Geschöpfen Dankbarkeit genannt haben würde. Wie die Beiden jetzt so in üppigster Toilette, die Augenbrauen mit Stibium geschwärzt und die Adern an den Schläfen mit blauer Honigfarbe gemalt, in der Sänfte lehnten, schienen sie Ein Herz und Eine Seele zu sein.

„Es ist reizend," girrte Lykoris, „daß Du wenigstens die Kämpfe des Amphitheaters mitgenießest. Das dumme Schiff, das sich so unverzeihlich verspätete! Noch dazu bei Deiner ausgesprochenen Schwärmerei für die Wettrennen! Ich sage Dir, Kind, es war himmlisch! Schon der Festzug vom Capitol nach dem Circus Maximus! Zuvorderst die schönsten Jünglinge Roms auf milchweißen Pferden, — ein entzückender Anblick! Dann die zwei- und vierrädrigen Wagen, die Tänzer, die Flötenspieler und Kitharisten, die Priester im vollsten Pompe — und zum Schlusse die Magistratspersonen,

gold'ne Kronen von Eichenlaub auf den Scheiteln und die festliche Toga der Triumphatoren über den Schultern. Da sah man wieder so recht, was die Größe Roms zu bedeuten hat! Im Allgemeinen ist mir ja das viele Gerede von der Herrlichkeit des römischen Namens, und was die Leute sonst noch im Munde führen, einfach zum Lachen: aber bei solchen Gelegenheiten geht mir doch ein leises Frösteln über den Rücken, und ich fühle einen Hauch von ... wie soll ich nur sagen? ... von Erhabenheit ... von ... von ... Ich weiß nicht, ob Du verstehst, was ich meine?"

„Ja, ja," versetzte Leaina zerstreut ... „Aber sage doch: Du erwähntest da eben die Priester. Befand sich auch Titus Claudius, der Oberpriester des Jupiter, mit im Zuge? Du schriebst mir vor einigen Wochen, sein Sohn Quintus sei vom Senate des Nazarenerthums überführt und zu den Bestien verurtheilt worden. Da denk' ich doch, sein Vater wird sich bedanken, bei einem Fest mitzuwirken ..."

„Ei, mein Kind," fiel ihr die Gallierin in die Rede, „nun merk' ich doch in der That, daß Athen aus der Welt liegt. Du scheinst nicht zu wissen, was einige Tage lang ganz Rom beschäftigt hat: daß Titus Claudius nämlich seit den Iden des März auf den Tod liegt. Er fiebert, er phantasirt, er hat die Besinnung verloren. Sein Haar soll während der letzten Monate weiß geworden sein, wie das eines Greises. Rom hat in der Regel nicht allzuviel Zeit übrig für das Unglück des Einzelnen: hier jedoch war die Theilnahme allgemein. Anfangs hatte man dem jungen Claudier gegrollt. Bald aber regte sich überall die eifrigste Sympathie. Hunderte von angesehenen Personen bemühten sich, ihn zu retten. Auch ich, die Bequemlichkeit selber, habe mich angestrengt wie ein Bewerber um's Consulat. Im Ernst, Leaina, ich hatte Mitleid ... Auch wär' es ein Jammer um diesen Ausbund von Schönheit und Jugendreiz. Wo ich nur konnte, hab' ich gewirkt, — beim Oberkämmerer, den ich sonst um den Finger wickle, — ja, zuletzt bei der Kaiserin ... Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß auch die Kaiserin mich ihrer Gönnerschaft würdigt ... Alles um=

sonst! Der Imperator ist unerbittlich. Selbst als der Vater sich in heller Verzweiflung erbot, an Stelle des Sohnes dem Gesetze zum Opfer zu fallen und sich selber den Tod zu geben, selbst dann noch wies Domitianus jedes Erbarmen zurück. Nun erwartete man, das Volk werde im Amphitheater die Begnadigung fordern."

„Und Cornelia, die Verlobte des Quintus? Auch sie war doch angeklagt?"

„Sie theilt sein Schicksal. Ein doppeltes Verbrechen fällt ihr zur Last: das Nazarenerthum und der Mordanschlag auf den Kaiser. Für sie um Gnade bitten, hieße die Majestät beleidigen."

„Das sind ja wunderbare Geschichten!" sagte Leaina, ein wenig aufseufzend. „Wie ist denn das nur eigentlich mit dem Verbrechen des Nazarenerthums? Was machen die Leute?"

„Ja, Du meine Güte, da fragst Du mich mehr, als ich beantworten kann. Es scheint, daß sie allerlei Götzendienst treiben und Rebellion schmieden. Norbanus erklärte mir einmal, sie wollten die verkehrte Welt einführen und die Herren zu Sclaven und die Sclaven zu Herren machen Ich sagt' ihm gleich, das klinge mir sehr wenig wahrscheinlich; stünde das richtig, so würden doch nur Sclaven bei der Sache betheiligt sein. Nun ist aber, außer Quintus, auch der Consul Flavius Clemens, ein Verwandter des Kaisers, verhaftet und überführt worden. Da muß denn doch etwas Anderes dahinter stecken."

„Natürlich!" sagte Leaina.

„Vielleicht hängt das ganze Getreibe mit den Unruhen zusammen, die seit Kurzem von der rhätischen Grenze gemeldet werden. Man sagt, die Verschwörer — Du weißt doch, Cornelius Cinna, Ulpius Trajanus und wie sie sonst heißen — hätten sich mit einigen Fürsten Germaniens in Verbindung gesetzt und wollten auf Rom marschiren."

„Das wäre ja schrecklich! Gerade jetzt, wo die schönste Jahreszeit vor der Thüre steht!"

„Sei unbesorgt! Clodianus hat die Geschichte noch

rechtzeitig entdeckt. Zu allem Ueberfluß läßt er Truppen aus der Provinz — ich glaube aus dem lugdunensischen Gallien — herüber nach der Halbinsel kommen. Die werden den Aufrührern schlimmsten Falls schon die Wege weisen. Uebrigens, — Du siehst doch, die Festspiele nehmen das ganze öffentliche Interesse in Anspruch. Dächte man nur entfernt . . ."

„Nun, bei der Kypris, ich wüßte auch nicht, was ich anfinge! Stell' Dir nur einmal vor: so ein Brand wie zu Zeiten des Nero . . .! Die ganze Saison wäre verpfuscht!"

„Närrchen!" sagte Lykoris. „Aber was gibt's denn nun schon wieder, Philemon? Alle Augenblicke machen wir Halt!"

„Herrin," sagte der Sänftenträger, „die Häscher nehmen dort einen Menschen fest, und das herandrängende Volk versperrt uns die Straße."

Lykoris beugte sich aus dem Tragbette. Links vom Wege, unmittelbar vor dem Eingang der Titus-Thermen, hatten sich zwei handfeste Kerle auf eine schlanke, bleiche Jünglingsgestalt geworfen, die sich verzweiflungsvoll wehrte, aber nach kurzem Widerstande bewältigt wurde.

„Das Gesicht muß ich kennen," sagte Lykoris. „Und doch, beim besten Willen, ich wüßte nicht . . . Philemon, frage doch, was der Mensch dort verbrochen hat!"

Der Sänftenträger schickte einen der Sclaven, die dem Tragbett vorausschritten, nach der Stelle hinüber, wo die beiden Schergen dem Ueberwältigten jetzt die Hände knebelten. Nach kurzer Frist kam der Diener zurück.

„Es ist Eurymachus, der Sclave des Stephanus, der im vorigen Herbst durch ganz Latium gesucht wurde."

„Wahrlich, er ist's!" rief Lykoris. „Erinnerst Du Dich, Leaina? Es war kurz vor Deiner Abreise. Jawohl, jetzt erkenn' ich das eigensinnige, blasse Gesicht. Nur der Bart fehlt, der ihn damals noch bleicher machte. Weißt Du, Seelchen, es schaudert mich, wenn ich an diese Scene zurückdenke! Seit Quintus Claudius zu den Bestien verurtheilt ist, bin ich nervös geworden. Dieser Eurymachus

war sein Unheil. Nein, sieh nur, wie verzweiflungsvoll der Gefesselte um sich blickt! Und damals schien er so ruhig, als man ihn beinahe schon am Kreuze emporzog!"

„Es scheint, die letzten Monate haben ihn mürbe gemacht."

„Nein, nein! Das hat andere Gründe, verlaß Dich drauf! Ueberdies ... da er doch mit in die Sache des Quintus verwickelt war ... vielleicht gibt's da neue Gesichtspunkte ... Man sollte ihn abhören ... Philemon, heiß' die beiden Häscher herantreten!"

Höchlich erstaunt näherten sich die zwei Gesellen dem glänzenden Tragbette, den Gefangenen in ihre Mitte nehmend.

„Hört," sagte Lykoris herablassend, „Ihr habt einen glücklichen Fang gethan. Ich kenne den Burschen. Ich weiß, daß Stephanus große Belohnungen auf seine Ergreifung gesetzt hat. Wollt Ihr Euch bei dem Herrn des Entwichenen besonders gut einführen, so thut jetzt, was ich Euch anrathe. Nehmt diese Tafel hier, auf die ich zwei Zeilen schreibe, und bringt sie mitsammt eurem Gefangenen unverzüglich in des Stephanus Wohnung. Ihr trefft ihn noch, denn er ist viel beschäftigt und kommt vor Mittag schwerlich nach der Arena. Wollt Ihr thun, wie ich Euch heiße?"

„Herrin," sagte der Eine, „es steht uns frei, den Flüchtling zum Stadtpräfecten oder in die Wohnung seines Eigenthümers zu bringen. Gefällt es Dir ..."

Lykoris winkte dem Sclaven, der die Schergen herangerufen. Der Diener griff ins Gewand und gab jedem der beiden Männer einige Goldstücke. Die Gallierin aber schrieb wie folgt in die Wachstafel:

„Lykoris grüßt den erlauchten Stephanus.

„Man bringt Dir, zugleich mit den Zeilen hier, den Sclaven Eurymachus, auf den Du so lange fruchtlos gefahndet hast. Verwahr' ihn sorgfältig, aber thu' ihm kein Leids, bis Du Rücksprache mit mir genommen. Weßhalb, sag' ich Dir mündlich. Ich käme sofort, wenn es noch früher am Tage wäre. So aber fürchte ich die Eröffnung der Kampfspiele zu versäumen. Ich schreibe dies in der

Sänfte — auf der cyprischen Straße, wo Dein Sclave ergriffen wurde. Erwarte mich heute zu Tisch! Lebe wohl!"

Sie überreichte die Tafel dem Häscher und empfahl ihm gute Besorgung. Noch einmal streifte ihr Auge das blasse, schmerzlich-schöne Antlitz des Dulders, und ein seltsames Gefühl schlich ihr über das Herz, eine Regung des Mitleids und der Beschämung ... Bestimmt — so meinte sie — wenn sie den Verurtheilten damals so aus der Nähe geschaut, sie würde ein gutes Wort für ihn eingelegt haben! Dies ernste, halb verschleierte Auge glühte von so unsäglichem Feuer! Und daß der Mund in seinem Ausdrucke schmerzlich-stummer Entsagung so sehr mit dieser Flammengluth im Widerspruch stand, — das gab der beweglichen Phantasie der Gallierin ein seltsames Räthsel auf. Schade, daß ihr dieses Problem in so unerfreulicher Form entgegentrat! Ein Cavalier, ein römischer Ritter, ein senatorischer Jüngling als Träger solcher geheimnißvollen Gesichtszüge hätte sie fesseln können ... Es war ärgerlich, bei der Cypria, — höchst verdrießlich! Wie er so aufschaute, hatte der Sclave etwas Dämonisches ... Sie begriff, daß er ein so stürmisch erregtes Gemüth, wie das des Quintus, beeinflußt habe.

Je mehr sie darüber nachdachte, um so fester stand ihr Entschluß. Sie mußte herausbringen, wie das Alles gekommen war. Der Mensch, der Eurymachus, sah freilich ganz darnach aus, als ob er im Stande sei, jede Auskunft rund zu verweigern. Aber hing er nicht ganz von ihr ab? Sein Tod war gewiß, und nur sie konnte ihm Gnade erwirken. Wenn sie ihm also sagte: Sprich! Erzähle! oder ich lasse dem Schicksal, das Dich zertrümmern will, freien Lauf ... Lächerlich! Es war ja zweifellos, daß er reden würde ... Und es mußten doch wunderbare Geheimnisse sein, die einen Jüngling, wie Quintus, bestimmen konnten ...

Nun fiel ihr jählings der Gedanke auf's Herz, daß Eurymachus ja nicht allein die Rache des Stephanus zu befürchten habe. Auch als Christ war er dem Gesetze verfallen ... Immerhin! Sie konnte der staatlichen Gerechtigkeit nicht in den Arm greifen. Die Hauptsache blieb: sie

würde ihn ausforschen, wenn anders Stephanus ihrer Bitte entsprach. Der aber mußte wohl! Noch vor Kurzem freilich hatte er sie am Gängelband geleitet, — aber das Kind war ihm plötzlich über den Kopf gewachsen. Seit sie den Oberkämmerer Parthenius beherrschte ... Parthenius! War diesem ersten Günstling des Imperators irgend Etwas unmöglich? Wenn Parthenius befahl, so ward Eurymachus in Freiheit gesetzt, allen Richtersprüchen zum Trotz ...

Lykoris fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Ihr Antlitz glühte. Auf welch' sonderbare Gedanken war sie gerathen? Welche Verkettung von thörichten Bildern und haltlos wirren Phantasmen! Sie bemerkte kaum, daß die Sänfte inzwischen am Eingange des flavischen Amphitheaters angelangt war. Leaina mußte sie aus ihren Träumereien emporrütteln.

„Was hast Du, goldne Lykoris?" fragte sie leise. „Du scheinst verstimmt, und warst doch vor Kurzem noch in so ergötzlicher Laune! Nicht wahr, der Anblick des Ausreißers hat Dich an jene Comödie erinnert, die so fatal in die Brüche ging? Deine Eitelkeit als Gastgeberin macht Dich allzu empfindlich. Lächle wieder, mein Schätzchen! Bedenke, daß halb Rom uns beobachtet!"

„Du hast Recht, Kind," versetzte Lykoris. „Unsere Aufgabe ist, schön zu sein. Den Ernst überlassen wir den Vestalinnen."

Sie entstiegen der Sänfte, während einer der Sclaven im Bureau, rechts vom Portal, die sogenannte „tesserae", die elfenbeinernen Eintrittstafeln erstand, auf denen die Nummern der Plätze in lateinischen und griechischen Zahlen vermerkt waren. Die beiden Mädchen nahmen die Marken in Empfang und erreichten dann langsam in dem dichten Gewühl die Stelle, wo ein Bediensteter in farbigem Festgewande, der Platz-Zeiger, sie zurechtweisen konnte. Sie schenkten ihm einige Silbermünzen, ließen sich, von dem langen Stehen, Klimmen und Klettern ermüdet, auf die Polster nieder, die der Sclave ihnen nachgetragen, und holten tief Athem.

Das Amphitheater bot einen majestätischen Anblick. In einer halben Stunde sollten die Kampfspiele ihren Anfang nehmen; doch waren die meisten der Sitzreihen, zumal in den oberen Regionen, schon jetzt beinahe gefüllt. Das blühte und strahlte nur so von reichen Gewändern, von schaubegierigen Augen und erwartungsvoll gerötheten Angesichtern. Selbst die ärmsten Clienten hatten die frisch aufgewalkte Toga über die Schulter geschlagen. Das weibliche Geschlecht, mit goldenen Spangen und Diademen geschmückt, war besonders zahlreich vertreten, von der Matrone aus senatorischem Stamme bis zum Weibe des Handwerkers und zur leichtfertigen Syrerin allerdunkelster Herkunft.

Jetzt füllte sich auch das vergoldete Podium, das für die Senatoren bestimmt war. Langsam und voll affectirter Würde nahmen sie Platz, die sogenannten Väter des Staats, die jetzt nicht viel mehr waren, als ohnmächtige Werkzeuge in den Händen der Willkür. Manche Lücke war in diese Gesellschaft gerissen, denn noch schmachteten die Verdächtigen in den Kerkern, vergeblich auf ein regelrechtes Verhör, geschweige denn auf den Richterspruch harrend.

Gleich darauf erschienen in langen, weißen Gewändern die vestalischen Jungfrauen, denen das Gesetz und die Sitte gleichfalls einen besonderen Ehrenplatz einräumte. Ach, die Kühnheit des Quintus Claudius, der im Uebermuth seiner Becherlaune eine dieser Priesterinnen als Liebchen besungen, war nicht so ganz unerhört, wie sein Vater vermeinte! Die weihevollen Gewänder verhüllten gar manches gebrochene Gelübde, und der leise Spott, der um die Lippen der schönen Lykoris schwebte, war nur allzu berechtigt.

Immer neue Schaaren von Schaulustigen drängten sich über Treppen und Gänge. Ein Stimmengewirre, dem Branden des tyrrhenischen Meeres vergleichbar, brauste durch den unermeßlichen Krater. Endlich war der Bau bis auf den letzten Winkel gefüllt. Nur das gold- und purpurbeschlagene Pulvinar des Imperators und die daneben befindlichen Hochsitze waren noch leer. Erwartungsvoll hafteten Aller Blicke auf der schimmernden Pforte, durch die der

Weltbeherrscher und sein Gefolge eintreten sollte. Als theile es die Ungeduld des versammelten Volkes, bauschte und blähte sich das Velarium, das ungeheure Segeltuch, das, von fünfzig Mastbäumen gehalten, zum Schutz gegen die Sonne über das ganze Oval des Amphitheaters ausgespannt war. Wer es zum ersten Male ersah, der mochte wohl denken, das Firmament wolle über die Erde hereinbrechen.

„Noch fehlt eine Viertelstunde," sagte der Obstverkäufer, der jetzt an Lykoris und Leaina vorüberschritt. „Frische Orangen aus Tauromenium! Herrin, befiehlst Du?"

„Später, mein Junge! Sieh' doch, Leaina, — dort, in der vierten Reihe! Erkennst Du ihn?"

„Ich bin kurzsichtig."

„Es ist Martialis, unser geistvoller Spötter. Und hier, in der gleichen Sitzreihe, der zehnte oder zwölfte Platz, von Dir aus gerechnet ... Eben beugt er sich vor ..."

„Der Isispriester!" sagte Leaina. „O, sein Amulet hat mir gute Dienste gethan! Hinter Rhegium bekamen wir Sturm ..."

„Er macht ein verwünscht ernstes Gesicht, dieser Barbillus."

„Ob er denkt, es könne ihm und seiner Isislehre einmal gerade so gehen, wie heute den Nazarenern?"

„Thorheit!" lachte die Gallierin. „Er steht bei dem Oberkämmerer in Gunst."

„Siehst Du sonst Bekannte hier in der Nähe?"

„Bekannte, o ja! Aber Niemanden, der mich interessirt. Da sitzt auch das lächerliche Geschöpf, weißt Du, die alberne Gaditanerin, die Melinno — ich glaube, ich schrieb Dir davon! — Ein hispanischer Ritter — sie ist die Frau seines Freigelassenen — hat sie vor wenigen Wochen mit nach der Hauptstadt gebracht, und nun läßt sich's die abgeschmackte Person beifallen, mich und meine Rolle nachzuäffen, daß ich davonlaufen möchte. Selbst eine Recitation hat sie ausgeheckt. Statius wird ihr die Ehre geben ... Sie ist furchtbar komisch mit ihrer Schöngeisterei. Dabei kann sie nicht lesen."

Leaina erröthete. Sie war sich der nämlichen Unkenntniß bewußt. Rasch fragte sie, um das Gespräch abzubrechen, nach der Reihenfolge der Kampfspiele.

Lykoris vermochte ihr nur so obenhin Auskunft zu geben. Doch wußte sie, daß die Festordner ihr Augenmerk ganz besonders auf die Reichhaltigkeit und Abwechslung der Spiele gerichtet hatten; dergestalt, daß an jedem der drei Festtage jede einzelne Gattung des Kampfspieles in mustergültigen Leistungen vertreten sein sollte.

„Die Damen dürfen sich auf gute Unterhaltung gefaßt machen," sagte mit verbindlichem Lächeln ein wohlgekleideter Jüngling, der eine Reihe weiter nach oben saß und die letzten Worte der Gallierin gehört hatte. „Sogar Frauen werden die Klinge führen. Auch bestehen ja die verurtheilten Nazarener fast zur Hälfte aus Frauen."

„Und die sollen sich wehren?" fragte Lykoris verwundert. „Im Kampfe gegen Löwen und Panther?"

„So gut sie können," versetzte der Jüngling achselzuckend. „Einige der Männer bekommen Schwerter. Ich weiß nicht, ob man auch die Frauen bewaffnet."

„Was hülfe es auch," meinte Leaina. „Als Verbrecher sind sie nun doch einmal dem Tode geweiht."

„Allerdings. Das Bischen Stahl wird übrigens an der Sache nichts ändern. Selbst Quintus Claudius, der zu den Stärksten und Geschicktesten zählt, wird erfahren, daß ein Löwe mehr bedeutet, als ein Ringkampf im Saale der Thermen."

„Ich denke, das Volk wird seine Begnadigung fordern . . .?" sagte die Gallierin.

„Der Kaiser wird sie verweigern. Wenn je, so sind hier alle erdenklichen Hebel angesetzt worden. Domitianus blieb unerschütterlich. Das Einzige, was er zugestand, war die Freilassung des Verbrechers nach Besiegung der dritten Bestie. Was das heißt, brauch' ich einer Römerin nicht zu erläutern."

„Freilich!" versetzte Lykoris. „Ein gätulischer Löwe

und das kurze, klägliche Messer! Es ist fast so, als ob ich die Mauern hier mit den Händen zertrümmern wollte . . .“

„Ein guter Vergleich. Wie oft haben wir's von dieser Stelle mit angesehn! Der glücklichste Stoß, der dem Thiere bis an's Heft in die Brust drang, konnte nicht hindern, daß der Kämpfer noch im letzten Augenblicke zerfleischt wurde. Und geschähe nun wirklich, was schier unmöglich scheint, — wie sollte sich das Unmögliche wiederholen?“

Ein klirrender Drommetenstoß unterbrach dieses Zwiegespräch. Das Stimmengebrande rings im weiten Amphitheater verstummte. Langsam öffnete sich die Pforte hinter dem goldumstrahlten Pulvinar. Domitianus, der gefürchtete Imperator, der, den Worten seiner Schmeichler zufolge, den Erdball mit dem Zucken der Wimper bewegte, trat in glänzender Gewandung hervor und nahm den festlich geschmückten Thron ein.

„Ave, Cäsar!“ jauchzte der Pöbel dem Tyrannen entgegen. Er aber neigte huldvoll lächelnd das Haupt und hob mit schauspielerischem Pathos die Hand, um seine Römer zu grüßen.

Den Platz zur Rechten des Imperators nahm Domitia, die Kaiserin, ein; der Platz zur Linken blieb frei. Er wäre für Titus Claudius Mucianus bestimmt gewesen, den Unglücklichen, der, nur wenige hundert Schritte von dem Schauplatz dieser furchtbaren Kampfspiele entfernt, auf schweißgebadetem Lager mit dem Wahnsinn und mit dem Tode rang.

Im Gefolge des Imperators erschien der Oberkämmerer Parthenius, — wie immer der vollendete Hof- und Weltmann, graziös lächelnd, eine Sonne der Huld und der Anmuth. Es erschien ferner Clodianus, der Adjutant, stattlich und kriegerisch-kraftvoll wie je, nur ein wenig bleicher als sonst . . . Vielleicht aber war diese Blässe nur der Widerschein des Velariums, das jetzt, da der Kaiser Platz genommen, wie von Ehrfurcht gebändigt, schlaff über der weiten Arena hing.

Die Drommete des Herolds ertönte von Neuem. Zinken und Hörner schmetterten darein, aufregend, gell und

gewaltig, als zögen die Legionen der Republik wider die Schaaren des Hannibal. Dann öffnete sich drunten in der Arena die Pforte der Gladiatoren. Langsam und feierlich kamen die Fechter aus ihren Verließen auf den Schauplatz gewandelt, — hohe, kräftige Gestalten, meist blonden Haupthaars, denn ihre Mehrzahl bestand aus Nordländern. Trotzigen Blicks durchschritten sie die Rotunde. Vor dem Pulvinar des Imperators vorüberschreitend, neigten sie sich und riefen mit lauter Stimme: „Heil Dir, Cäsar, die Todgeweihten begrüßen Dich!"

Nachdem sie alle vorbeigezogen, erschien der Festordner, verbeugte sich gegen den Thron und sagte vernehmlich:

„Der Sueve Marcus kämpft mit dem Cherusker Tumelicus!"

Es erhob sich eine rauschende, wilde Musik. Die übrigen Gladiatoren traten in ihre Verließe. Der Festordner beschrieb mit seinem Stabe den Kreis, innerhalb dessen der Kampf stattfinden sollte. Die beiden Gladiatoren wurden von je zwei Sclaven gewappnet. Man setzte ihnen die Helme auf. Man reichte ihnen die runden Schilde und die kurzen, breitklingigen Schwerter. Ein abermaliger Drommetenstoß gab das Signal. Lautlose Stille. So oft das Römervolk die blutigen Spiele der Arena geschaut haben mochte, immer von Neuem übten sie ihren bestrickenden Reiz. Die Frauen und Mädchen mit den güldenen Spangen und Diademen vergaßen jetzt sogar die Nachbarschaft ihrer liebegirrenden Cavaliere, die bis dahin bemüht gewesen, den Vorschriften des Ovid betreffs der günstigen Gelegenheiten des Amphitheaters pflichteifrig nachzukommen.

Langsam, wie zwei schleichende Panther, schritten die Gegner aufeinander zu. Jeder suchte von Weitem schon bei dem Feind eine Blöße zu erspähn, sich selbst aber möglichst zu decken. Sie kannten sich vermuthlich seit lange; sie hatten während der letzten Monate vielleicht gemeinschaftlich in derselben Caserne gewohnt und Tag für Tag im Verkehr gestanden; sie waren vielleicht befreundet, — wenn das Handwerk eines Gladiators die Gefühle der Freundschaft noch

zuließ... Jetzt aber erfüllte sie nur Ein Gedanke: das Verlangen, zu tödten, um nicht selber den Tod zu leiden.

Es ertönte ein schweres Klirren. Der Sueve Marcus hatte dem Cherusker Tumelicus einen furchtbaren Streich über den Helm versetzt. Der Gegner verlor beinahe das Gleichgewicht. Er trat einige Schritte zurück, ängstlich den Schild vorstreckend. Dann aber hatte er die bedenkliche Anwandlung glücklich verwunden. Er drang vor, und ein Hieb von noch größerer Wucht gab die Antwort. Tumelicus traf noch besser als Marcus. Der Sueve erbleichte. Der Streich des Cheruskers hatte ihm die Klinge zerschmettert und die Finger der rechten Hand so schwer verwundet, daß eine Gegenwehr fürder unmöglich schien. Der Sueve warf ohne weiteres den Schild weg. Ein gellendes Hohngelächter aus achtzigtausend Kehlen durchdröhnte die Luft. Er streckte den Arm aus und richtete den Daumen nach oben, zum Zeichen, daß er sich für besiegt gebe und um Gnade flehe.

Neues Gelächter. Ein Mensch, der das Schauspiel durch seine Ungeschicklichkeit in so strafwürdiger Weise verkürzt hat, bettelt um Gnade! Wie schlecht muß er das römische Volk kennen!

Die Daumen der Zuschauer senkten sich, wie auf Verabredung, ausnahmelos nach unten. Leaina streckte sogar die beiden ringgeschmückten, rundlichen Händchen aus, um ihrer Demonstration mehr Nachdruck zu geben.

Die Daumen nach abwärts: das besagte den Tod.

Der unglückliche Sueve warf einen verzweifelten Blick nach oben, als wollte er den Himmel und die Zukunft zu Rächern anrufen für sein trauriges Schicksal. Seine Brust hob und senkte sich keuchend. In seinen Zügen malte sich ein unendliches Weh. Vielleicht schweiften seine Gedanken in diesem Augenblick fern hinüber nach den Regionen seiner germanischen Heimat, wo ein blondes Mädchen trauernd am Herde saß, wo eine alte Mutter sich die Augen blind weinte; hinüber nach den Bergen des Schwarzwaldes, wo er in den glücklichen Tagen der Freiheit den Steinbock und die Gemse gejagt nnd Alpenrosen gesammelt zum Kranze

für jenes goldschimmernde Blondhaar. Seine Fäuste ballten sich, sein Mund zuckte. Dann mit einem Male nahm sein Gesicht den Ausdruck dumpfer Resignation an. Er neigte das Haupt und erwartete schweigend den Todesstoß. Als gutgeschulter Gladiator wußte er, nach welchen Regeln der Kunst er zusammenzubrechen und zu sterben hatte.

Der Cherusker Tumelicus trat heran, um das Amt des Henkers zu üben. Unter dem Schulterblatte bohrte er dem Gegner die Klinge in's Herz. Der Sueve sank in die Kniee und starrte mit verzerrten Zügen zu Boden. Der Cherusker zog das Schwert langsam aus der Wunde zurück. Ein rother Blutstrahl zischte dem Sieger entgegen und übersprudelte ihn mit dampfender Welle.

Das Amphitheater erbebte schier unter dem Sturme des Beifalls. Der Imperator selbst applaudirte. Besonders aber war es die schönere Hälfte des Publikums, die sich vor Entzücken kaum fassen konnte. Leaina klatschte so unermüdlich, daß es fast zweifelhaft schien, ob sie mehr ihr Vergnügen oder ihre vollen, üppigen Arme zu zeigen bestrebt war. Auch Lykoris schwamm mit dem Strome, wenn auch minder lebhaft, als ihre Gefährtin. Sie schien heute etwas abgespannt und zerstreut.

Als der Beifallssturm sich gelegt hatte, betrat ein schön gewachsener Jüngling in der Tracht des Götterboten Mercurius den Schauplatz. Er trug silberne Flügelschuhe und einen eisernen Stab mit rothglühender Spitze. Graziös schritt er auf den Sueven zu und berührte den blutenden Körper mit der Brandstange, um zu erproben, ob der Tod schon erfolgt sei. Ein zischender Dampf stieg empor. Der Gladiator regte sich noch.

Da nickte Mercurius und wandte sich nach der Pforte, wo ein Knecht, das blanke Beil in der Faust, bereit stand, dem Gefallenen den Rest zu geben. Ein kräftiger Hieb, wie ihn der Fleischer auf den Nacken des Stieres führt, — dann war Alles vorüber. Gleich darauf nahte ein zweiter Knecht, in den Händen eine scharfgeschliffene Harpune. Mit brutaler Kraft warf er den Haken in den rauchenden Körper.

Der Zahn griff ein, und im Trabe wurden die blut- und staubbesudelten Reste des armen Marcus nach der Porta Libitinensis geschleift, nach der Todtenpforte.

Noch zweimal wiederholte sich das nämliche Schauspiel. In keinem Falle ward der Besiegte von dem Volke begnadigt. Das Publicum schien heute von hochgradiger Mordlust beseelt. Erst bei dem nun folgenden Reiterkampfe, der einen Liebling der vornehmen Frauenwelt aus dem Sattel warf, hoben die Daumen sich in die Höhe, damit der ausgezeichnete, göttliche Kämpfer, der so oftmals Sieger geblieben und der Held so manchen galanten Abenteuers gewesen, für künftige Großthaten aufbewahrt bleibe. Die Lanze des Gegners hatte ihm den Schenkel durchbohrt. „Er hat!“ scholl es von den obersten Galerien. Da die Frauen ihn nun begnadigten, eilten drei Sclaven herzu und trugen ihn mit großer Sorgfalt hinweg.

Diese Zweikämpfe zu Fuß und zu Pferde waren die Introduction gewesen. Jetzt begannen die Thierhetzen. Nachdem die Knechte den Sand der Rotunde etwas aufgeschüttet und die Blutspuren möglichst beseitigt hatten, trat der Festordner wieder vor und rief:

„Der Verbrecher Calenus, des Nazarenerthums überführt, wird einen Berglöwen aus Gätulien bekämpfen!“

„Calenus — ein Scheusal aus der Heerde der Vaterlandsfeinde und Götterverächter,“ sagte der Unbekannte hinter Lykoris.

Die Eingangsthüre öffnete sich. Zwei Sclaven führten die hohe, feierlich-ernste Gestalt mit den erloschenen Augensternen und dem langen, schneeweißen Haupthaar in die Arena. In den Händen hielt Calenus ein hölzernes Kreuz, das Symbol seines Glaubens, die einzige Waffe, die ihm der Uebermuth des Tyrannen gegönnt hatte.

„Ein ehemaliger Soldat,“ erläuterte flüsternd der Unbekannte, — „mehrfach bestraft ob seiner trotzigen Widersetzlichkeit. Laßt sehen, ob sie auch jetzt vorhält!“

„Wie soll er kämpfen!“ sagte Lykoris. „Er ist blind. Sieh' nur, wie rath- und haltlos er stehen bleibt!“

„Die Blindheit kann dem Verbrecher nicht die Strafe ersparen.“

„Strafe, — gut! Aber der Festordner nannte es Kampf.“

„Sehr wohl!“ versetzte der Jüngling höhnisch. „Die Nazarener behaupten ja, das Kreuz sei eine mächtige Waffe, und ihr Gott weise ihnen die Pfade im Dunkeln.“

Lykoris wandte sich weg. Ihr Blick fiel auf den Isispriester Barbillus. Das sonst so schöne und geistvolle Antlitz des Orientalen hatte einen seltsam-starren, leblosen Ausdruck. In der That, die Scene, die sich jetzt da unten in der Arena abspielen sollte, war ganz geeignet, einen Mann wie Barbillus ungewöhnlich in Erregung zu setzen. Ihn, den Ueberzeugungslosen, berührte die Macht der Ueberzeugung wie ein befremdliches Phänomen. Frühe von Priestern erzogen, und dann in Athen philosophisch und sophistisch gebildet, hatte er sich seit lange daran gewöhnt, das Uebernatürliche nur aus dem Gesichtswinkel eigennütziger Gaukelei zu betrachten. Je eifriger und hingebender seine Gläubigen sich dem Zauber dieser Gaukelei überließen, um so entschiedener war er geneigt, die Gläubigkeit für das Resultat eines krankhaften Rausches, einer — namentlich dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen — Verzückung zu halten, die vor den rauhen Stürmen der Wirklichkeit wie Nebel zerflattern würde. Daß aber ernste, gereifte Männer diese Gefühlsschwärmerei so weit treiben könnten, um sie, unter Preisgebung ihres Leibes und Lebens, im Widerspruche zu den Gesetzen des Staates hartnäckig zu behaupten und um ihretwillen den qualvollsten Tod zu leiden — das hatte für die nervöse Natur des Asiaten etwas Verblüffendes, fast Erschreckendes. Ja, es war unbegreiflich! Ein Mann, — und, wie es schien, ein begabter Mann! Denn die mächtige Stirne des Blinden deutete auf ungewöhnliche Fähigkeiten. Und dieser Mann glaubte! Dieser Mann stand im Begriffe, um seines Glaubens willen zu sterben, — und bebte nicht!

Barbillus preßte die Hand auf das Herz, das ihm schier bis zur Kehle hinan schwoll. Sein Athem ging hohl und keuchend.

Die Thüre, die nach dem Behälter der Bestien führte, öffnete sich. Ein Löwe sprang mit gewaltigen Sätzen mitten in die Arena, schaute sich um, leckte die Zähne und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Plötzlich stutzte er und wich zwei Schritte zurück. Der greise Calenus, der bis dahin regungslos dagestanden, war in die Kniee gesunken. Mit beiden Händen das Kreuz umklammernd, hob er die Arme zum Himmel auf und betete mit vernehmlicher Stimme:

„Jesus Christus, mein Herr und Heiland, um deiner Lehre willen erleid' ich den Tod. Sterbend bekenn' ich's vor allem Volke: Du allein bist das Licht und die Wahrheit! Gott, mein Gott, erbarme Dich mein, um deines Sohnes willen, der am Kreuze starb zur Erlösung der Welt!"

Unbestimmtes Murmeln, spöttisches Lachen und vereinzelte Stimmen des Mitleids ertönten, als der Blinde geendet hatte. Der Isispriester Barbillus war noch bleicher, noch starrer geworden. Er beugte sich vor. Seine Stirnadern schwollen an. Die Lippen zuckten. Vor den Augen schwirrte es ihm wie von hundert lohenden Blitzen.

Seine Seele bebte im Krampfe einer furchtbaren, hirnzerreißenden Vision.

Das Kreuz, das der Blinde gen Himmel hob, schien zu wachsen, bis es den Knieenden um das Vier- und Fünffache seiner Leibeslänge überragte. Die Sitzreihen des Amphitheaters wurden leer. Die Senatoren und vestalischen Jungfrauen zerflossen in Rauch. Der Weltbeherrscher mit seinem Gefolge wich von hinnen wie ein flüchtiger Schatten. Alles Leben sank in die gähnende Tiefe eines unermeßlichen Abgrunds. Stumm und geräuschlos barsten die prachtvollen Arkaden. Leise tickend bröckelte der Marmor und der Stuck von den Pfeilern, bis die rohen Blöcke und die Ziegel des Unterbaus in öder Nacktheit zu Tage traten. Nesseln, Lolche und Farrenkräuter schossen aus allen Fugen. Krähen und Dohlen flatterten schaarenweise von Spalt zu Spalt, und erfüllten die Luft mit kläglichem Wehgeschrei. Drunten aber, in der Arena, ragte auf steinernem Sockel das Kreuz empor, das Wahrzeichen jenes verachteten Glaubens, dessen

Bekenner der gewaltige Cäsar von Löwen und Tigern zerfleischen ließ.

Wie gelähmt starrte Barbillus auf die entsetzliche Verwandlung. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Er versuchte zu schreien, aber die Brust war ihm zugeschnürt. Nur ein dumpfes Röcheln kam ihm über die Lippen, ein Aechzen der Qual und Seelenangst. Von unsäglichem Grausen ergriffen, barg er das Antlitz in den Falten seines Gewandes.

Lauter Beifallssturm schreckt ihn aus der Betäubung. Von Neuem hebt er die geängstigten Blicke. Der tolle Spuk ist vorüber. Noch thront der Cäsar auf seinem Purpursitze. Noch bauscht der Wind das stolzwogende Segeltuch. Ein heiseres Gebrüll dröhnt aus der Arena herauf. Der Löwe hat sich geduckt und zum Sprung ausgeholt. Siegreich kauert das Unthier auf seinem wehrlosen Opfer. Der blinde Calenus ist nur noch eine blutende, unförmige Masse . . .

Barbillus erhebt sich, schwankend und wie betäubt. Der Boden scheint ihm unter den Füßen zu brennen. Er eilt nach dem Ausgange. „Wann, wann wird dieses Bild sich erfüllen?“ fragt er sich in bebender Seele. Er stürzt nach Hause. Er riegelt sich ein. Er schreibt:

„Ich, der Isispriester Barbillus, hatte am zweiten Tage des Säcularfestes, da Domitianus, der Kaiser, im sechzehnten Jahre regierte, ein wundersames Gesicht, — ob es mir nun die Götter eingegeben (dafern sie sind), oder ob mir ein Dämon so die Augen verwirrte, daß ich leibhaftig zu sehen glaubte, was nicht vorhanden war . . .“

Er schreibt und erzählt. Im flavischen Amphitheater jedoch, dem künftigen Colosseum, dessen spätes Bild der Priester vorausgeahnt, nimmt das blutige Fest seinen Fortgang, — einmal nur unterbrochen durch die Stunde des Prandiums — bis die Coena ihm für heute ein Ziel setzt. Erschöpft und ermattet, aber des Bluts nicht ersättigt, sammelt sich das römische Volk in seinen Triclinien, um beim köstlichen Falerner oder beim trüben Vejenter die Erlebnisse des Tags zu verarbeiten. Alles freut sich auf morgen, —

denn jeder Tag dieser glorreichen Festspiele bedeutete eine Steigerung der Genüsse.

Lykoris begibt sich in Begleitung ihrer Freundin zu Stephanus. Parthenius, Clodianus und der Oberst der Leibwache speisen beim Cäsar. Rom ist ruhig, Rom ist glücklich. So versichert zum wenigsten Clodianus, der Adjutant, da er den Trinkspruch auf das Wohl des Imperators, des glorreichen Spenders dieser unbeschreiblich großartigen Säcularspiele, in opimischem Weine ausbringt.

Zehntes Capitel.

Das plötzliche Erscheinen des Eurymachus hatte den Verwalter Domitias in die größte Erregung versetzt. Freude, Schreck, Haß und Erstaunen stritten in seiner Brust um die Oberhand. Den Besuch des Amphitheaters gab er sofort auf. Eigenhändig schloß er den gefesselten Sclaven in den verborgensten und abgelegensten Winkel der Wohnung ein. Es verzehrte ihn eine fieberische Neugier, was Lykoris mit der Sache zu schaffen habe. Er hatte verabsäumt, die beiden Häscher über diesen Zusammenhang zu befragen. So hielt er die zufällige Begegnung für ein planvolles Werk und Lykoris für die eigentliche Ergreiferin des Entlaufenen. Den ganzen Tag über quälte er sich mit Versuchen, diese Dinge zurecht zu legen. Eine krankhafte Unruhe trieb ihn aus einem Gemach in das andere. Endlich, da schon die Stunde der Coena herannahte, erwog er, ob es nicht rathsam wäre, den bedrohlichen Menschen sofort aus der Welt zu schaffen, ohne die Ankunft der Gallierin abzuwarten. Er öffnete wie im Verfolgen dieses Gedankens ein Waffenkästchen und nahm einen Dolch heraus. Langsam entblößte er die haarscharfe Klinge. Es war das kostbare Geschenk eines parthischen Häuptlings, dem er einst gefällig gewesen. Ein Stoß nur

mit dem bläulich schimmernden Stahl — und jener entsetzliche Druck war abgeworfen.

Er preßte die Lippen fest auf einander. Der Gedanke schien Raum zu gewinnen. Als verfolgter Sclave, der jeden Augenblick darauf rechnen mußte, erkannt und verhaftet zu werden, konnte Eurymachus das Geheimniß, das seinen Herrn betraf, bis zur Stunde höchstens seinen Helfershelfern mitgetheilt haben, und diese, von dem Gesetz gleichfalls mit schwerer Strafe bedroht, hatten alle Ursache, im Dunkeln zu bleiben. Wie aber, wenn Eurymachus jetzt Gelegenheit fände ...? Wenn er vielleicht schon gegen die Häscher ...? Doch nein: Die beiden Gauner würden eine solche Handhabe schon verwerthet haben, um einen höheren Lohn zu erpressen. Aber Lykoris! Ein freches Wort des Verräthers konnte ihr das Geheimniß enthüllen — und dann war Stephanus von seiner ehemaligen Creatur eben so abhängig, wie sie einstens von ihm. Denn sie haßte ihn — darüber durfte er nicht im Unklaren sein. Und wenn sie den Sclaven zu sprechen wünschte, unter welchem Vorwande hätte er, Stephanus, dies verweigern können?

Er schob den Dolch wieder in die Scheide und barg ihn vorsichtig in der Tunica. Dann befahl er einem der Sclaven, die im Vorzimmer harrten, eine Handlampe anzuzünden. Mit der Linken die Leuchte ergreifend, begab er sich nach dem Raum, wo Eurymachus wie erstarrt auf den Fliesen kauerte.

„Bist Du endlich in meiner Gewalt?“ murmelte Stephanus, die Lampe auf einen Vorsprung der Mauer setzend. „Diesmal, das schwör' ich Dir, sollst Du mir nicht entkommen!“

Eurymachus gab keine Antwort. In dumpfer Theilnahmslosigkeit blickte er vor sich hin.

„Wo hast Du Dich während des halben Jahres herumgetrieben?“ fuhr Stephanus fort. „Wirst Du reden, oder soll ich Dir mit der Klinge hier die störrische Zunge lösen?“

Er zog den Dolch und machte einen Schritt vorwärts. Der Sclave hob schmerzlich lächelnd das Haupt.

„Ich verstehe Dich," sagte er leise. „Du bist gekommen, Dein Werk zu vollenden. Du fürchtest mich. Du willst den Zeugen Deiner unerhörten Missethat endlich nach so langen Qualen der Angst aus dem Wege räumen. Aber Du irrst. Mit Eurymachus stirbt es nicht, dieses grausenhafte Geheimniß. Cnejus Afranius ist unterrichtet, und früher oder später wird er seine Stimme erheben. Tödte mich immerhin! Ich fürchte den Tod kaum so sehr als das Leben."

Stephanus ließ beide Arme schlaff am Körper hinabsinken. Ein Blick des unversöhnlichsten Hasses zuckte unter seinen Wimpern hervor.

„Elender! Du hast es gewagt? Aber noch triumphirst Du zu frühe! Afranius ist flüchtig, als Hochverräther verfolgt . . ."

„Vom Cäsar," ergänzte Eurymachus. „Aber auch Cäsaren sind gebrechliche Menschen. Glaube mir, diese Verbannung wird ihr Ende erreichen. Gottes Zorn schwebt über dem Haupt des Tyrannen, der die Bekenner Jesu grausam zerfleischen läßt. Dein Ankläger wird zurückkehren und Rechenschaft fordern vor Tribunalen, die sich nicht erkaufen lassen, wie die Richter, von denen Thrax Barbatus sein Recht begehrte!"

„Verächtlicher Sclave!" rief Stephanus außer sich. „Was hindert mich, Dich foltern zu lassen, bis sich jeder Nerv Deines Leibes vor Qual windet und krümmt wie ein Wurm?"

„Sättige den Durst Deiner Rache! Wirf mich in die Abgründe Deines Ergastulum und laß mich bei lebendigem Leibe dahinmodern! Geselle mich Deinem Vater . . . ja, Deinem Vater — denn ich weiß es, und auch Afranius weiß es: nicht Dein Oheim, sondern Dein Vater ist das Opfer jenes grausenhaften Verbrechens."

„Schweig'!" raf'te Stephanus, auf den Sclaven zustürzend, „oder ich morde Dich!"

Der ruhige, hoheitsvolle Blick des Gefesselten scheuchte ihn wieder zurück.

„Packt Dich der Ekel und das Entsetzen vor Dir selbst?"

fragte Eurymachus. „Ja, schaudere, Stephanus, schaudere! O, ich hab' ihn gesehen, den Elenden, halb wahnsinnig auf seinem faulenden Strohlager. Auch mich ergriff es wie ein Grausen der Hölle — und mit Thränen und Seufzern dankte ich Gott, da ich vernahm, der Gemarterte sei noch in derselben Stunde seinem Jammer erlegen. Drei schreckliche Jahre hindurch eingemauert vom eigenen Sohne, des Lichtes und der Hoffnung beraubt, genährt wie der Hund eines Bettlers — und all dies um des armseligen Goldes willen, das Dir später doch nicht entgangen wäre! O, der blutigste Vatermord ist rühmenswerth, verglichen mit Deiner Missethat!"

Dann mit einem Male sich hoch aufrichtend, fuhr er fort:

„Höre mich an und erwäge, was ich Dir sage! Ich war in Sicherheit. Ich konnte, als freier Mann, Deiner Bemühungen und Drohungen lachen. Da erfuhr ich, daß Quintus Claudius, der mir einst Wohlthaten erwiesen, im Kerker schmachte: ich erfuhr, der Senat habe ihn um seines Glaubens willen zum Tode verurtheilt. Fortan hatt' ich nur Einen Gedanken: mit Verachtung des eigenen Lebens ihn zu befreien, wie er einst mich befreit. Aus Germanien, wo ich ein stilles, arbeitsvolles Asyl gefunden, eilte ich über Gallien zum Seegestade; in Massilia nahm mich ein Schiff, dem es an Ruderern fehlte, als Knecht mit nach Ostia — und so erreichte ich Rom, zwei Tage vor Beginn dieser blutigen Festspiele. Hier ward mir eine Kunde, die mich in tiefster Seele erschütterte; ich vernahm, das Theuerste, was ich auf Erden besessen, sei auf die gräßlichste Weise zu Grunde gegangen. Aber selbst diese Schreckensnachricht brachte mich nicht von dem Ziele ab, das ich mir vorgesteckt. Ich erwog und plante und prüfte. Alles vergeblich. Für lange Unternehmungen war es zu spät, und zu raschem Handeln fehlte die Möglichkeit. So beschloß ich denn, dem Freunde, den ich nicht retten konnte, einen letzten Trost zu bieten: den Trost der bewährten Treue. Zur Verherrlichung unseres Glaubens wollte ich in demselben Augenblicke, da Quintus Claudius in die Arena geschleppt würde, gleichfalls hinab-

eilen, ihm noch einmal danken für all' die unendliche Liebe, die er dem armen Sclaven bewiesen, und ihm zur Seite den grausamen Tod erdulden. Da ergriffen mich Deine Häscher. Wohlan! Wer weiß, ob dies Mißgeschick, das mich anfänglich zur Verzweiflung brachte, nicht eine Gnade der Vorsehung ist. Du bist mächtig. Deine Klugheit beherrscht die Kaiserin. Ich schwöre Dir bei dem Gotte, den wir so unerschüttert im Tode bekennen, ich will nicht nur selber Deine Missethaten verschweigen, ich will auch den Cnejus Afranius bestimmen, das Gleiche zu thun, wenn Du Dein Ansehen aufbietest, den Quintus Claudius zu retten."

„Unmöglich!" sagte Stephanus, tief Athem holend. „Er ist mein Feind, er muß sterben!"

„Soll das heißen, daß Du ihn fürchten müßtest, wenn er am Leben bliebe?"

„Auch das!" versetzte Stephanus stirnrunzelnd.

„Sei unbesorgt! Ein Christ verzeiht seinem Schuldiger. Wahrlich, in Cnejus Afranius droht Dir ein schlimmerer Feind; — und dennoch: ich schwöre Dir . . ."

„Wahnsinn!" unterbrach ihn der Freigelassene. „Selbst wenn ich Dir glauben wollte, wer bürgt mir, daß Dir Cnejus Afranius Gehör schenkt?"

„Mein Schwur. Afranius wird mein Versprechen auslösen, wenn ich ihm sage, daß es um Quintus Claudius willen verpfändet wurde."

„Stephanus!" erklang von ferne die weiche Mädchenstimme des schönen Antinous. Er nannte jetzt, da ihm Stephanus die Freiheit geschenkt, den ehemaligen Gebieter ganz vertraulich beim Namen.

Der Verwalter steckte den Dolch in die Scheide und trat in's Zimmer zurück. Mit aller Sorgfalt verschloß er die Thüre und schritt dem Jüngling entgegen, der ihm die Ankunft der Lykoris und der Leaina vermeldete. Gleich darauf erschienen die Beiden selbst, — Leaina mit erkünstelter Vornehmheit, Lykoris nahezu ungestüm.

„Wo ist er? Wo hast Du ihn?" fragte die Gallierin. „Ich muß ihn sprechen. Ich muß ihn ausfragen."

„Ich verstehe nicht," sagte Stephanus zögernd. „Erkläre mir . . ."

„Später, mein Freund! Nach Tische! Führe nur meine süße Leaina in Dein kostbares Goldgemach und sag' ihr ein schönes Wort über ihr duftiges Haar! Du erwartest doch sonst noch Gäste; die können jeden Augenblick eintreffen. Inzwischen laß mich mit dem Gefangenen allein! Ich will von ihm hören, wie's ihm gelungen ist, den Quintus Claudius zum Nazarener zu machen."

„Welches Interesse hast Du an dieser Frage?"

„Das Interesse der Neugier, — und mehr als das. Denkst Du, wir Frauen sollen gleichgültig zusehen, wenn der schönste Jüngling Roms von den Bestien gefressen wird?"

„Man überlasse ihn uns," lachte Leaina. „Wir zerreißen weniger grausam."

„Aber ich bitte Dich," sagte Stephanus, ohne auf Leaina zu achten. „Wenn man erfährt... Was soll man denken..?"

„Was man will. Flink! Wo ist er? Ich brenne darauf, ihn zu hören."

„Gut denn," versetzte Stephanus achselzuckend.

Mit unsicherer Hand schloß er die Thür wieder auf, trat hinein und raunte dem Sclaven zu: „Ich will sehen, was für Quintus Claudius zu thun ist; inzwischen kein Wort des Verraths, — oder . . .!"

Er machte eine fürchterliche Geberde der Drohung. Dann setzte er laut hinzu:

„Hier die Dame heischt Auskunft über Dein Verhältniß zu Quintus Claudius. Antworte ihr voll Ehrerbietung und der Wahrheit gemäß!"

Die broncene Handlampe auf dem Mauervorsprunge brannte noch. Lykoris trat ein und zog die Thür nach sich, während Stephanus, schweren Herzens, mit Leaina nach dem Peristyl eilte, wo gleich darauf der Epigrammendichter Martialis und ein paar andere Gäste erschienen, die sich im Wetteifer um die kokett-liebenswürdige Klein-Asiatin bemühten.

Man ging zur Tafel. Die Vorspeise ward herum-

gereicht, der erste Becher geleert. Lykoris weilte noch immer bei dem Gefangenen. Endlich sandte Stephanus einen Boten, der mit unbestimmter Meldung zurückkam. Eine Viertelstunde verstrich. Der Freigelassene ward ungeduldig. Er sandte den zweiten Boten und erhielt zu seinem Erstaunen die Antwort: Lykoris fühle sich krank und bitte, sie entschuldigen zu wollen, wenn sie überhaupt nicht im Triclinium erscheine.

Stephanus fuhr empor. Was war das? Hielt ihn das kecke Mädchen zum Narren? Oder machte sie jetzt gar gemeinsame Sache mit seinen Gegnern? Wer konnte wissen, ob dies befremdliche Zwiegespräch mit Eurymachus nicht im Auftrage des Parthenius stattfand? Nach dem, was Stephanus von Clodianus erfahren, konnte er sich seitens der Machthaber des Palatiums auf Alles gefaßt machen . . .

Mit einer Scherzrede sich von den Gästen beurlaubend, eilte er nach dem Raum, wo er Lykoris zurückgelassen.

Wie erstaunte er, als er das Mädchen in Thränen gebadet neben dem Sclaven am Boden fand, während Eurymachus, das Antlitz leise geröthet, ernst und weihevoll zu ihr sprach und erst verstummte, wie Stephanus in der Thüre stand.

Die Gallierin erhob sich und trocknete sich Augen und Wangen.

„Ich danke Dir," sagte sie, aus tiefster Brust aufseufzend. „Du hast mir eine Last von der Seele genommen, — ach, erst jetzt fühle ich, wie unerträglich sie war!"

„Was geht hier vor?" fragte Stephanus argwöhnisch. „Du weinst? Wirst Du mir wohl erklären . . .?"

„Nicht jetzt! Auch später nicht! Du würdest doch nie begreifen, was mich bewegt. Wie bleich Du dreinschaust! Ich glaube, Du zagst vor dem armen Sclaven da. So weißt Du nicht, daß dies edle Herz Dir vergeben hat? Auch Du wirst versuchen, den Haß, der Dich erfüllt, zu bemeistern. Du wirst dem Sclaven die Freiheit schenken und ihm die Mittel gewähren, Rom unerkannt zu verlassen. Mehr noch! Du wirst sofort einen letzten Versuch machen, das Schicksal

des Quintus Claudius zu mildern. Ich wünsche, ich fordere, ich befehle es, und — daß Du's wissen mögest, ich bin im Stande, meinen Befehlen Nachdruck zu geben. Schürze nicht so die Brauen! Ich bestehe darauf!"

„Lykoris!" rief Stephanus, am ganzen Leibe zitternd; „vergiß nicht, wem Du Alles verdankst, und wo Du hergekommen!"

„Aus dem Sumpfe, ich weiß es, — aber nicht, um Zeitlebens im Pfuhle der Abhängigkeit zu verschmachten. Du hast Dich verrechnet, Stephanus! Ich bin kein Werkzeug mehr. Du selber, ohne es zu wollen, hast mir den Weg in die Freiheit gebahnt. Ein Wink von mir, und Parthenius wird Dich zerschmettern. Durch Schmach und Sünde hab' ich mir diesen Einfluß erkauft; aber ich will ihn ausnützen. Geh', Stephanus, und gehorche der verachteten Creatur, der Du einst den Fuß auf den Nacken setztest!"

Ehe Stephanus Etwas erwidern konnte, stand sein Vertrauter, der schöne Antinous, vor ihm und reichte ihm ein Billet.

„Eine Botschaft der Kaiserin," sagte er athemlos.

Stephanus löste die Schnur und las wie folgt:

„Domitia an ihren Verwalter. Ich muß Dich sprechen, unverzüglich, in dieser Minute."

„Ich komme!" sagte Stephanus mit einem Seitenblick auf Lykoris. „Der Sendbote soll vermelden, daß ich ihm auf dem Fuße folge. Jetzt aber, Lykoris — ich kann nicht dulden — ich verspreche Dir —"

„Was versprichst Du mir?"

„Alles! Alles!" rief er außer sich. „Nur laß mich zu Athem kommen!"

Sie traten aus dem Verschlage heraus. Stephanus schloß die Thür wieder ab. Dann ergriff er Lykoris rollenden Blicks bei der Rechten.

„Ich bitte Dich," sagte er nachdrücklich, „vertritt mich bei meinen Gästen."

„Gut!" versetzte die Gallierin. „Aber Du — vergiß nicht . . .!"

„Schlange!“ knirschte er ingrimmig durch die Zähne. Dann verließ er eilig das Zimmer.

Domitia empfing ihn mit seltsamer Feierlichkeit, — in demselben rosig schimmernden Raum, wo sie ihm damals Erhörung zugesagt. Sie war schöner als je.

„Stephanus,“ begann sie, „Du hast Dein Werk mit einer Meisterschaft durchgeführt, die mich zittern macht. Ich stehe unmittelbar vor dem höchsten Triumph, — aber die Götter wissen's, ich vermag mich dieses Triumphs nicht zu freuen. Man sagt mir, Quintus Claudius sei standhaft und unerschütterlich wie ein Heros. Heute, als ich die Bestien über den blutbeträuften Leibern erblickte, malte ich mir aus, wie auch er . . . Stephanus, Deine Fahrt nach dem Glücke muß noch in letzter Stunde den Curs ändern. Nenne mich treulos und wortbrüchig, — aber ich kann nicht anders! Ich versage Dir den Preis für Deine gräßlichen Dienste, wenn es Dir nicht gelingt, den Quintus Claudius zu retten.“

„Herrin, Du wirfst mich zu Boden!“ rief Stephanus mit dem Ausdrucke wahrer Verzweiflung. „Auch Du . . .! Aber wie bin ich im Stande . . .? Wenn Du selbst nicht die Macht besitzest . . .“

„So muß Dir gelingen, was Deiner Herrin mißglückt ist. Ich habe den Cäsar um Gnade gebeten, aber er weigert sie, — vielleicht nur deßhalb, weil Domitia gebeten hat. Schmach über ein Schicksal, das mich entwürdigt! Sprich, o Stephanus, könntest Du für Deine Herrin das Leben wagen?“

„Für den Preis Deiner Gunst? — Mein Leben und tausend andere!“

„Wohlan, aber tritt näher herzu und laß uns die Stimme dämpfen! Ich weiß, Du hast während der letzten Monate öfter insgeheim den Clodianus besucht. Dein Erschrecken ist fast schon Geständniß. Du bist eingeweiht, vollständig eingeweiht. Fürchte nichts, Stephanus! Ich weiß Alles. Jetzt begreifst Du vielleicht, was Dir anfangs räthselhaft war: weshalb ich durch Lykoris Einfluß auf Parthenius erstrebte . . . Sag' mir doch, wie gefiele Dir das: Domitia, Deine Gebieterin, an der Spitze des Weltreichs . . .?“

„Herrin, Du siehst mich verwirrt . . . Zu vielerlei stürmt heute auf mich herein. Ich bekenne . . .“

„Ueberlege Dir, was zu thun ist! Hielte Domitia heute das Scepter, so wäre Quintus Claudius begnadigt. So aber ist mein Wille ein schwacher Hauch, der am Felsen des Trotzes und der Bosheit zu Schanden wird. Gleichviel, Du mußt ihn retten, — bei meinem Zorne, bei meiner Liebe!“

„Du zermarterst mein Herz. Welch' ein unbegreiflicher Widerspruch! So schnell ist Deine Rache gekühlt? Und wenn ich ihn rettete, — wer weiß, ob dann nicht abermals eine Schwankung Deiner Gefühle mir zum Vorwurf machte, was Du jetzt so stürmisch von mir begehrst? Dann wär' ich abermals um den Himmel betrogen und tiefer in den Abgrund der Verzweiflung geschleudert, als je zuvor.“

„Ich schwöre Dir bei dem dunklen Strome, bei welchem die Götter schwören, beim Styx: Domitia ist Dein, sobald der Claudier gerettet ist! Begreife doch, Stephanus! Der gekränkte Stolz ist zu weit gegangen. Hörtest Du nicht, daß sein Vater im Sterben liegt? Um des schuldlosen Vaters willen verlohnt sich schon die Barmherzigkeit. Ich will das Vorrecht der Götter üben: ich will verzeihen. Jetzt laß mich allein, Stephanus! Geh' unverzüglich an's Werk!“

„Ich bin rathlos, — aber Domitia befiehlt: ich gehorche. Echte Liebesgluth wagt das Unmögliche.“

Er entfernte sich.

„Ich bin schwach,“ sagte die Kaiserin zu sich selbst, „aber es ist wie ein Zauber! Wie vom Himmel herab fiel der Gedanke mir in die Seele, und augenblicklich bezwang er mich. Nein, ich kann's nicht verwinden! Quintus Claudius ein Opfer gätulischer Bestien! Der schöne Leib so gräßlich entstellt! Eher wollt' ich ihn mit diesen Händen erwürgen!“

Stephanus geberdete sich, da er seine Gemächer betrat, wie ein Irrsinniger.

Welch' ein Fluch erfüllte sich denn in dieser lächerlich-unmöglichen Zumuthung, die von drei Seiten an ihn herantrat? Hatte er darum so glanzvoll über den Claudier ge-

siegt, um nun aller Vortheile verlustig zu werden, und das mühsam aufgeführte Gebäude mit eigener Hand wieder in Trümmer zu werfen? Und wie sollte er in so kurzer Frist die verhaßte Aufgabe lösen? Es war zum Wahnsinnig-werden!

Zum ersten Male seit vielen Jahren geschah das Unerhörte: der glatte, höfliche Weltmann Stephanus vergaß, daß er Gäste hatte. Er blieb von der Tafel weg, ohne sich nur zu entschuldigen. Unaufhörlich rannte er in seinem Studiergemach auf und ab, wie ein Tiger im Käfig. Als Lykoris ihn endlich aufsuchte, waren seine Züge verzerrt, seine Augen blutunterlaufen, seine Lippen bläulich.

„Nun?“ fragte Lykoris erschreckt.

„Seid Ihr Alle in den Buben vernarrt?“ rief Stephanus, heiser vor Ingrimm. „Fort! Du siehst, ich bin unfähig, Dich zu hören!“

„Ich gehe. Vergiß nicht: jede Minute ist kostbar!“

Elftes Capitel.

Am folgenden Morgen, da es eben erst dämmerte, ward Quintus Claudius aus dem Tullianum nach den unterirdischen Verließen des Amphitheaters gebracht, — mit ihm Cornelia und ein Theil der übrigen Nazarener. Einige fünfzig versparte man auf den dritten und vierten Festtag.

Lautlos bewegte sich der Zug der Verurtheilten über die Via Sacra. Wie sie unter dem Titusbogen hervortraten und die Angesichter dem gelblich schimmernden Osthimmel zukehrten, sahen sie aus wie wandelnde Leichen. Auch Cornelia war todtenblaß, und die dunklen Augen erschienen größer als sonst. Nur Quintus hatte durch die monatelange Haft nichts an Schönheit und Elasticität eingebüßt.

Die Gefangenen waren ohne Ausnahme ruhig und ge-

faßt. Selbst die Wenigen, die bis zur Stunde des Aufbruchs geklagt und gejammert hatten, fanden im Anblick ihrer unerschrockenen Leidensgefährten die innere Festigkeit wieder.

Ruhig und voll innerer Festigkeit war auch Cornelia. Wenn ihr der wundersam erquickende Trost fehlte, den die Nazarener aus der Zuversicht ihres Glaubens schöpften, so ward sie unbeugsam durch ein Gefühl dumpfer Lebensverachtung, das ihr jetzt, da alle Hoffnung verloren war, Sinn und Seele gleichsam versteinerte. Ein Dasein ohne Quintus war ihr völlig undenkbar. Gab das Fatum dieses Opfer nicht frei, waren die finsteren Schicksalsmächte stumm geblieben gegen ihr unermeßliches Weh, so hatte sie fürder nur einen Wunsch: mit dem Geliebten zu sterben. Das Aufhören dieser Qual, das Verlöschen im Nichts war der fieberhafte Gedanke, der sie ganz und gar ausfüllte. Neben dieser Einen Idee vermochte kein anderes Bild aufzukommen. Selbst die Schrecknisse des letzten Moments, die Schmach der Schaustellung vor versammeltem Volke, die gräßlichen Martern unter den Griffen der entfesselten Bestien, — Alles dies trat ihr kaum in's Bewußtsein. So geschah es, daß die Ungläubige, die Hoffnungslose, die noch vor Kurzem wie im Wahnsinn ihr Haar zerrauft hatte, jetzt auf dem Weg zum Tode den glaubensstarken Bekennern der Heilslehre an Haltung ebenbürtig, ja Manchem selbst überlegen war. Der flüchtige, ach, und doch so tief in die Seele dringende Blick, den sie beim Heraustreten aus dem Kerker mit Quintus gewechselt — der erste seit so vielen Monaten — hatte ihr diesen Durst nach Vernichtung, diese glühende Sehnsucht nach dem ewigen Schlaf zur lodernden Flamme entfacht.

Ganz anders hatte derselbe Blick auf Quintus Claudius gewirkt. Der Kämpfer, der in der Einsamkeit des Gefängnisses längst mit Allem, was ihn an's Leben fesselte, abgeschlossen; der die unerhörtesten Qualen verwunden hatte in dem Einen großen Gedanken, seine Pflicht zu erfüllen; der gläubige Christ, der da hoffen durfte, die Gottheit werde auch Denen, die jetzt durch seinen blutigen Opfertod so unsägliches Leid erfuhren, dies Leid zum Heile wenden: dieser

unerschütterte Held fühlte beim Anblick der abgehärmten Mädchengestalt ein unbeschreibliches Weh, — und zum ersten Male, seit ihm die Kunde geworden von der Scheinbedingung, unter welcher der Cäsar ihn begnadigen wollte, zuckte es wie ein Blitz durch sein Hirn: Wenn es möglich wäre . . .! Freilich, in demselben Momente verlosch auch dieser grell leuchtende Blitz. Die kurze Klinge der Gladiatoren, — und die Löwen Gätuliens! Wahrlich, der Cäsar fügte zur Grausamkeit noch den Hohn, wenn er dies Gnade nannte!

Gleichviel! Der Gedanke war einmal gedacht worden, und so schnell ihn der Verstand wieder verwarf — er klang nach im Gemüthe.

Wie mußte diese Cornelia ihn lieben, wenn sie nur aus Trotz, nur um den Geliebten zur Umkehr zu zwingen, die todbedrohte Lehre bekannte, die ihrem Herzen fremd war! Welch' ein Opfermuth, des herrlichsten Kranzes werth! Oder war nun doch ein Strahl des Heiles in ihre Seele gefallen? Quintus hielt es für seine Pflicht, hierüber Klarheit zu heischen. Jetzt, im Angesichte des Todes, konnte sie die Göttlichkeit der Erlösungslehre fürder nicht leugnen. Geschah dies dennoch, — nun, so mußte und sollte sie noch im letzten Augenblicke die Wahrheit sprechen, — und sich retten und aufbewahren für eine spätere Erkenntniß. Er wußte nicht, daß Cornelia auch des Mordversuches auf den Cäsar beschuldigt war; daß gedungene Zeugen diese That einer verzweifelten Nothwehr als einen Act der Rache für die Verbannung des Cinna dargestellt, und daß die Verurtheilung gerade dieses angebliche Verbrechen in erster Linie betont hatte.

In den unterirdischen Gewölben des Amphitheaters angekommen, wurden die Verurtheilten ihrer Fesseln entledigt und reichlich mit Speise und Trank erquickt, damit sie bei der bevorstehenden Katastrophe nicht gar zu hinfällig wären. Einige, die den Genuß der Speisen verweigerten, wurden von den Kriegsknechten unter Mißhandlungen dazu gezwungen. Hierauf ließ man die Gefangenen allein. Die beiden Ausgänge des Gewölbes wurden verriegelt und von außen mit Wachen besetzt.

Es war eine Reihe von erschütternden Scenen, die sich jetzt in dem feuchten, spärlich erhellten Verließe abspielten.

In allen Ecken bildeten sich flüsternde, betende oder weinende Gruppen.

Auf der steinernen Bank neben dem Haupteingange saß der ehrliche Diphilus, die Augen starr auf sein junges Weib Euterpe gerichtet, die vor ihm kniete und ihr Antlitz schluchzend in seinem Schooße barg.

„Du vergibst mir Alles," hauchte sie mit thränenerstickter Stimme, „Alles, Diphilus? O, ich bin schlecht gewesen; ich habe mich schwer versündigt und bin nicht werth, daß ich Dein Weib heiße!"

Der Gatte strich ihr wie traumverloren das volle Haar. Er brachte kein Wort über die Lippen. Sie aber schluchzte unaufhörlich: „Vergib, o vergib mir!" Dann faltete sie die Hände und betete: „Gott, Du allgütiger Vater, verlaß uns nicht! Erbarme Dich Deiner Kinder um Jesu Christi willen! Gott, Du Allmächtiger, tröste uns und erbarme Dich!"

Nach einer Weile erhob sie sich und setzte sich neben den schweigsam trauernden Gatten. Sie umarmte, sie küßte ihn.

„Sage doch," raunte sie zitternd, „was soll ich beten im letzten, schrecklichen Augenblick, wenn die Panther und Löwen meine Glieder in Stücke reißen? Ach, es ist ja unmöglich! Gott kann uns nicht so gräßlich verbluten lassen! Nein, er kann nicht! Das würde kein irdischer Vater thun; wie soll es der himmlische? Nicht wahr, Diphilus, er wird uns Engel senden, die uns hinwegtragen in das Land des Glücks und des Friedens? Er will uns nur prüfen! Nicht wahr, Diphilus?"

„Armes Kind!" sagte der Gatte, in Thränen ausbrechend.

Und von Neuem klagte und schwatzte sie in ihrer lieblich-thörichten Art, bis ihr zuletzt unter dem Reden die Augen zufielen. Ihr Haupt sank leise an seine Brust. Sie schlief — wenige Stunden, bevor dieser immer noch blühende Leib von den Bestien zerfleischt werden sollte!

Außer Quintus und Cornelia befand sich noch ein anderes Paar von senatorischem Rang unter den Todge-

weihten: der Consul Flavius Clemens, ein Staatsmann von tadellosem Charakter und großen Verdiensten, und seine edle Gemahlin. Beide, ruhig und voll stiller Ergebung, hatten sich mit einigen ihrer Leidensgefährten um ein achtjähriges Mädchen geschaart, das in Folge der langen Kerkerhaft von einer schleichenden Krankheit befallen war. Der Vater, ein Handwerker der Subura, hatte die Kleine auf den Armen nach dem Verließ getragen. Jetzt lehnte sie erschöpft wider den Quadern und blickte mit großen, geisterhaft leuchtenden Augen um sich her, während der Vater schmerzerfüllt ihre Hände hielt und ihren Reden lauschte wie göttlichen Offenbarungen.

„Weine nicht, Vater!“ sagte sie schmeichlerisch. „Der gute Engel, der mich so oft besucht hat, will nicht, daß Deine Cynthia von den Löwen zerrissen werde. Deshalb ruft er mich jetzt hinweg. Dort, dort, wo die Mauern sich öffnen und der blaue Himmel hereinstrahlt, dort schwebt er im Sonnenlicht!“

Ueber das blasse Gesichtchen glitt ein Lächeln, matt und wehmüthig, wie das verlöschende Roth eines Herbstabends. Sie schloß die Augen, um sie gleich darauf weit und wie in Ekstase zu öffnen.

„Leb' wohl, Vater!“ sagte sie aufseufzend. „Ich geh' Dir voran in den schönen, herrlichen Himmel. Vater, Vater, wenn nun die Stunde kommt, und das Herz Dir zerbricht vor Angst und Schrecken, — so gedenk' an mich, Vater, und vergiß nicht, daß Deine Cynthia den lieben Gott bitten wird, Dir Kraft zu verleihen und Muth bis zuletzt. Vater, ich danke Dir, daß Du mich lieb gehabt und mich den Heiland kennen gelehrt, und mich treu gepflegt hast in allem Jammer. Und auch Euch dank' ich, Ihr lieben Freunde, und auch für Euch will ich bitten beim lieben Gott. O, welch' ein himmlischer Glanz! Ich blicke weit, weit hinaus in die Räume des Lichts! Ja, Du Engel des Trostes, ich folge Dir! Vater, mein Vater, noch einmal küsse mich! Er faßt meine Hand... Er trägt mich im Fluge davon... Hinauf... Hinauf...“

Die Arme sanken ihr schlaff in den Schooß. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. Dann lag sie stille, als ob sie sanft schlummere.

„Cynthia! Mein Kind!“ rief ihr Vater, wie betäubt in die Kniee stürzend. Dann preßte er laut weinend die zarten Hände des Mädchens wider sein gramdurchfurchtes Gesicht.

„Sie ist todt,“ sagte er leise. „Gottes Gnade hat ihr das Schwerste erspart.“

Auch die Umstehenden, die ihr eigenes Unglück so muthig besiegt hatten, waren tief erschüttert beim Anblick des lieblich-unschuldsvollen Geschöpfs, das wie eine Verbrecherin eingesperrt und fast buchstäblich zu Tode gequält worden war.

„Ihr ist wohl,“ sagte der Consul Flavius Clemens, indem er sein Weib voll schmerzlicher Leidenschaft in die Arme schloß.

Scheinbar am ruhigsten und gelassensten war der halblaute Verkehr zwischen Cornelia und Quintus. Beide mühten sich, — schon um die Aufmerksamkeit der Mitgefangenen nicht zu erregen, — möglichst eintönig und ohne Geberdenspiel das vorzubringen, was ihnen das Herz zerwühlte.

„Sprich, Cornelia!“ raunte Quintus, kaum die Lippen öffnend. „Du bist nur hier in der Hoffnung, mich zum Widerruf zu bewegen. Es ist ein Märchen, daß Du verurtheilt bist.“

Bitter lächelnd schaute ihm Cornelia in's Antlitz. „Dich zum Widerruf zu bewegen?“ wiederholte sie langsam. „O, wenn meine Qual Dich erweichen könnte, so wäre es niemals so weit gekommen! Du lässest mich zehnmal unter den Griffen der wilden Thiere verbluten, ehe Du eine Silbe von dem preisgibst, was Du die Wahrheit nennst. Nein, Quintus, es ist kein Märchen. Du verschmähst es, an der Seite Deiner Cornelia zu leben: wohlan, so wirst Du's leiden müssen, daß Cornelia Dir in den Tod folgt. Das ist einfach, wie ein Verschen der Ludimagister.“

Quintus erbebte.

„Wie konnte man Dich verurtheilen?“ fragte er. „Du bist dem Bunde doch fremd.“

„Ich erklärte mich schuldig . . . Man glaubte mir.“

„So hast Du Deine Richter getäuscht. Oder ist die Unwahrheit durch die Macht der Erkenntniß zur Wahrheit geworden?“

Cornelia schüttelte trotzig das Haupt.

„Geliebte!“ sprach Quintus, seinen Schmerz kaum noch bewältigend, „Du raubst mir den letzten Trost! Ach, Cornelia, wenn der gleiche Glaube uns im Tode vereint hätte! So aber . . . Weh' über Dich und mich! Dein Tod ist ein Frevel, Cornelia.“

„Du allein hast diesen Frevel gewollt.“

„Ich!“ rief Quintus Claudius verzweiflungsvoll. Im Klang seiner Stimme lag ein unermeßliches Weh. Cornelias Blick flehte leiderfüllt um Verzeihung.

„Kann ich mein Herz denn zwingen?“ sagte sie mit der Sanftmuth eines klagenden Kindes. „Kann ich leben wollen, da Quintus stirbt? Und wiederum: Kann ich glauben, was mein Verstand für ein Märchen hält? O, ich spotte Eurer nicht mehr, — wie damals, da ich zuerst Dich im Kerker aufsuchte! Ich fühle jetzt, daß der Glaube eine unüberwindliche Macht ist, daß er beseligt und stark macht bis in den Tod. Dennoch erscheint er mir als ein Wahn, als ein Fiebertraum eurer lodernden Phantasie. Ich kann nicht glauben, und wenn ich noch so glühend darnach verlangte. Auch der Glaube an Isis hat mich stark gemacht, — und doch war Alles nur Trug, Schande und Täuschung. Ach, Quintus, Quintus, Du opferst Dein herrliches, blühendes Leben um eines Hirngespinstes, um eines Schattens willen! Du gibst Alles dahin um ein Nichts!“

„Arme Cornelia!“ sagte der Jüngling erschüttert. „Das Größte, was je in Menschenseelen emporgeflammt, nennst Du Täuschung und Wahn! Wohl! Gar manches Bild, unter welchem wir dieses Größte begreifen, mag thöricht, kleinlich und kindisch sein, denn wir sind schwache und gebrechliche Menschen. Aber das Wesen, der Urgrund, der sich hinter

den Symbolen verbirgt, — er ist wahr, unantastbar in alle Ewigkeit. Arme, unglückliche Cornelia! Wie willst Du den Muth finden, dem Tod in's Auge zu seh'n, Du, die Verlass'ne, die keinen Heiland besitzt, die Hoffnungslose, die da zagend verstummen muß, wenn die Nazarener ein freudiges Jesus Christus! murmeln? Welch' ein Gebet, welch' ein Trosteswort soll Dir vom Munde gleiten in diesem schrecklichen Augenblick?"

„Du fragst noch?" versetzte Cornelia, sanft zu ihm aufschauend. „Das letzte Wort, das meinen Lippen enthaucht, — es wird Dein Name sein, Du einzig Geliebter! Mein Gott und Heiland heißt Quintus Claudius."

Der Jüngling vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er umschlang das theure Mädchen und bedeckte ihre Lippen, Wangen und Stirne mit glühenden Küssen.

Eine Weile standen sie so in weltvergess'ner Umarmung. Da erscholl ein Drommetenstoß. Durch die Schaar der Gefangenen zuckte ein jäher Schreck. Dieser Drommetenstoß war das Zeichen, daß die Kämpfe in der Arena beginnen sollten. Die einzelnen Gruppen drängten sich dichter zu einander heran. Die Flötenspielerin war schreiend emporgesprungen. Auch einige von den Männern begannen laut zu wehklagen und zu jammern, bis es dem Consul Flavius Clemens gelang, diese Ausbrüche der Todesangst zu beschwichtigen. Mit fester, volltöniger Stimme ermahnte er seine Leidensgefährten, dem Beispiel des Erlösers nachzueifern und standhaft zu bleiben in aller Qual, auf daß die Unerschütterlichkeit seiner Blutzeugen dem Meister neue Jünger werbe unter dem Volke. Dann erzählte er, wie todesmuthig die Bekenner des Heilands unter Nero gestorben, wie sie, langsam von träger Lohe verzehrt, dem Cäsar als Fackeln geleuchtet und mit dem letzten Hauch ihres Athems den Gott Jesu Christi bekannt hätten. Immer andächtiger lauschten die Verurtheilten seiner begeisterten Rede. Nicht anders war es, als ob draußen in der stillen Höhle des Steinbruchs die Gemeinde sich versammelt hätte zum Genusse des Liebesmahls.

Da Flavius Clemens inne hielt, hörte man ein sonderbares Geräusch. Es war das Beifallsklatschen der Zuschauer, das hier unten seltsam abgedämpft und beinahe wie das Klappen kleiner Pferdehufe auf einer hölzernen Brücke klang. Die erste Scene des blutigen Schauspiels — vermuthlich wie gestern ein Kampf zwischen zwei Gladiatoren — war also vorüber. Immer näher rückte der Augenblick des Verhängnisses.

Noch zwei- oder dreimal wiederholte sich dieses unheimliche Geräusch, untermischt mit dem Lärm verworrener Zurufe und wüsten Gelächters. Dann ertönten wuchtige Schritte und am Haupteingange des Verließes klirrten die Riegel.

Bleiches Entsetzen lähmte jetzt auch die Muthigsten. Geisterhaften Auges starrten sie auf die Thüre, die sich langsam und schwerfällig öffnete. Auf der Schwelle ward ein Bewaffneter sichtbar. Zwei andere hielten sich hinter ihm bei der Treppe, die hinauf zur Arena führte.

„Diphilus, der Zimmermann, und Euterpe, sein Weib!“ rief der Knecht mit knarrender Stimme.

Diphilus hatte sich, da sein Name genannt wurde, blitzschnell erhoben. Das Haupt vorgebeugt, stierte er die Erscheinung im Rahmen der Thüre an, als ob er zu träumen glaubte. Euterpe war kreischend zurückgeprallt. Wie ein Kind, dem die Strafe droht, barg sie sich hinter dem breiten Rücken ihres Ehegemahls.

„Vorwärts!“ brummte der Knecht, auf den armen Diphilus zuschreitend. „Das Volk wird ungeduldig.“

„Wir sind bereit,“ versetzte der Zimmermann.

„Nein, nein, nein!“ schrie Euterpe verzweiflungsvoll. „Ich laß' mich lieber in Stücke hauen, eh' ich ihm folge in die gräßliche, blutbespritzte Arena. Ich kann's nicht, Diphilus, und wenn's der Heiland in eigener Person mir geböte!“

„Weib,“ herrschte der Knecht sie an, „laß Dein Gewinsel und fackle nicht weiter. Helfen kann Dir's ja doch Nichts. Und,“ fügte er höhnisch hinzu, „die Bestien werden nur hungriger.“

„Fasse Dich und bete zu Gott!“ flüsterte Diphilus.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ ächzte Euterpe, in die Kniee stürzend. „Soll ich denn sterben, ach! und ich bin noch so jung, und die Welt ist so schön! Gnade, um Jesu Christi willen! Nein, nein, ich bin keine Christin! Ich bin unschuldig! Man hat mich verführt! Geh', sag's dem Cäsar, sag's den grausamen Richtern! Ich kann nicht sterben! Ich will Buße thun vor den Altären des Jupiter! Nur laß mich leben, mich und den ehrlichen Diphilus!“

„Armes, schwaches Geschöpf!“ sagte der Consul Flavius Clemens, indem er zu der Fiebernden lächelnd herantrat und ihr voll Milde über das wellige Haar strich. „Gott wird Dir vergeben, was die Todesangst Dir auf die Lippen lockt. Dein Herz weiß Nichts davon, — und Gott ist die Liebe.“

Dann zum Knechte gewandt: „Geht es nicht, ihr kurze Frist zur Sammlung zu gönnen? Nimm uns dafür, mich und mein Weib!“

„Unmöglich!“ gab der Knecht ihm zur Antwort.

Inzwischen hatte Diphilus der zagenden Euterpe Muth eingesprochen. Sie erhob sich, — aber die Kniee versagten ihr. Mit beiden Armen fing er die schier Entseelte auf und schloß sie, nun selbst in Thränen ausbrechend, an die Brust.

Der Knecht winkte seinen Begleitern. Ohne ein Wort zu sprechen, riß man das Paar auseinander. Einer der Leute, ein rothhaariger Sigambrer, hob die schlanke Gestalt des leise wimmernden Weibes wie ein Spielzeug empor und trug sie der Treppe zu. Die beiden Andern folgten mit Diphilus, der sich tapfer hielt und den Zurückbleibenden mit der Hand einen Abschiedsgruß zuwinkte.

Krachend fiel die Thür in den Rahmen. Gleich darauf, da die Schritte der Enteilenden noch nicht völlig verhallt waren, erscholl das grausige Drommetensignal. Die meisten der Gefangenen warfen sich bei dem unheilvollen Klang in die Knie und erhoben die Hände in brünstig heißem Gebet. Flavius Clemens, Quintus und Cornelia verharrten aufrecht.

Athemlose Stille. Nur die Lippen regten sich leise;

nur ein halbunterdrücktes Schluchzen unterbrach hier und da die eisige Grabesruhe. Plötzlich ging eine krampfhafte Bewegung durch die Schaar der Beter. Das heisere Gebrüll des Löwen hatte ihr Ohr erreicht. Unwillkürlich senkten die Blicke sich tiefer, und die Hände rangen sich heftiger. Gleich darauf erscholl ein furchtbarer Aufschrei, gell, schneidig, mark- und beinerschütternd, verzweiflungsvoll . . .

Und wieder der tolle Applaus, das Händeklatschen, die Freudenrufe.

„Das war Euterpe,“ flüsterte Quintus, das Antlitz wider die Mauer pressend.

Es währte fast zwei Stunden, bis die Kerkerthür sich von Neuem öffnete. Die Zwischenzeit war mit einigen Reiterkämpfen größeren Styls ausgefüllt worden. Nun, da der Knecht abermals auf die Schwelle trat, heischte er zwölf Christen auf einmal.

Wundersam! Die Opfer waren jetzt ruhig und gefaßt. Dieselben Menschen, die beim ersten Erscheinen des Todesboten bis in's Tiefste gebebt hatten, verriethen jetzt nur durch ein beklommenes Athmen, daß der finstere Treppengang, den sie betraten, nicht in die Freiheit, sondern zum Tode führte.

„Gott verleihe Euch Muth!“ rief der Consul Flavius Clemens, da die Pforte sich schloß. Wehmüthig lächelnd schauten die Zurückgebliebenen sich an. Ihre Reihen waren jetzt merklich gelichtet. Immer unvermeidlicher und gewisser trat das Fürchterliche heran . . .

Um die Mittagsstunde ward der edle Flavius zum Tode geführt; nur wenige Minuten später seine Gemahlin. Dann die Uebrigen. Zuletzt war Quintus mit Cornelia in dem unterirdischen Gewölbe allein.

„Sie sparen uns auf bis zum Schlusse,“ begann das Mädchen nach langem, schmerzerfülltem Dahinbrüten. „Die effectvollste Nummer zuletzt, wie die Sachkenner sich ausdrücken. O, Quintus, die Schmach ist mir noch unerträglicher, als die Schrecken des Todes! Sprich, mein Theurer, wirst Du dem Pöbel den ersehnten Triumph gönnen? Wirst Du kämpfen wie ein Gladiator? Oder gehorchst Du dem

Rufe des Stolzes, der uns befiehlt, das Schwert voll ruhiger Hoheit wider die eigene Brust zu kehren?"

„Ich werde kämpfen, Cornelia."

„Unglücklicher!" stöhnte sie laut, ihr Gesicht in die Hände pressend. „So spricht kein Claudier! Oder hoffst Du, der Löwen Meister zu werden?"

„Ich hoffe nichts, denn ich weiß, die kurze Klinge ist nicht viel mehr als ein Spielwerk. Aber so lange mein Arm sie zu führen vermag, hab' ich kein Recht, sie aus Eitelkeit sinken zu lassen. Hat die Vorsehung es beschlossen, so genügt auch die schwächliche Waffe, um den Gegner zu fällen . . ."

„Du rasest! O, wie erkenn' ich's jetzt: Eure Lehre ist in der That eine Lehre für Sclaven. Sie tritt den Stolz des Mannes tief in den Staub."

„Das ist der wahre Stolz, der den Menschen emporhebt über jegliches Vorurtheil, — der ihn selbst die Verachtung verachten lehrt. Ich kenne nur Ein Gebot: meine Pflicht. Du aber, Cornelia, noch einmal beschwör' ich Dich . . ."

Das Klirren der Riegel nahm ihm das Wort vom Munde. Der schreckliche Augenblick war gekommen.

Eine Secunde lang lehnte er, stockenden Athems, und die Lider geschlossen, wider der Mauer. Dann aber richtete er sich kühn und trotzig empor. Cornelia umschlang ihn mit beiden Armen.

„Sprich kein Wort mehr, Geliebter!" sagte sie voll unendlicher Hingebung. „Auch ich kenne die Pflicht eines treuliebenden Herzens. Ich folge Dir freudig, — und der letzte Hauch meines Lebens ist Dein. Jetzt sei völlig Du selbst, und gräme Dich nicht um mich! Wenn ich zurückbliebe, — ja, dann verdiente ich Deine Thränen. Aber so . . . Alle Qual erlischt ja im Tode."

Quintus fühlte, daß Cornelia in ihrer Weise ebenso Recht hatte, wie der gläubige Christ in der seinen. So küßte er sie noch einmal auf den bleichen, zuckenden Mund, der ihm in glücklichen Tagen so vieles Traute und Gute gesagt, dankte ihr für die heldenhafte, unverbrüchliche Treue und

schwur ihr, seine Liebe mit hinüber zu retten in jenes ferne, unbekannte Land, wo er sie wiederzusehen hoffe im Licht der Verklärung.

Dann ergriff er sie bei der Hand und führte sie die Stufen hinauf.

Das Pförtchen an der Rotunde sprang auf. Sie traten langsam in die Arena.

War es der Glanz des Tages, der nach dem trüben Zwielicht des Verließes ihnen die Augen blendete, war es die innere Erregung, — sie sahen Nichts, — Nichts von den unermeßlichen Sitzreihen, von den zahllosen Tausenden, die das Amphitheater bis zum höchsten Mauerkranze erfüllten, Nichts von dem Cäsar und seinem goldgestickten Pulvinar. Das Alles verschwamm ihnen, wie ein schimmerndes Grau, wie ein Chaos. Sie fühlten sich allein und einsam inmitten dieser unabsehbaren Menschenmenge. Nur die Arena mit ihrem gelben Sande lag vor ihnen, wie eine Insel im Ocean.

Cornelia wankte. Sie hätte vielleicht die Besinnung verloren, wenn nicht der gelle Drommetenstoß und gleich darauf die Stimme des Festordners, der die Namen der Verurtheilten nannte, sie dieser Anwandlung wieder entrissen hätte.

Ein Knecht trat jetzt auf Quintus heran und überreichte ihm das kurze, dolchähnliche Schwert.

„Sieh' zu, daß Du wirfst!" raunte er ihm verstohlen in's Ohr.

Quintus, dem die Klinge, wie er sie in der Hand wog, ein unverhofftes Gefühl der Sicherheit gab, schaute dem Burschen fragend in's Angesicht.

„Ist Dir Dein Leben lieb," wiederholte der Sclave, „so wirf!"

Hiermit zog er sich hinter die Brüstung zurück.

Was sollte dies Wort bedeuten? Allerdings, wenn Quintus den Löwen aus nächster Nähe traf, so war selbst bei dem tödtlichsten Stoße vorauszusehen, das getroffene Thier werde ihn noch im letzten Augenblicke zermalmen. Aber der

Stoß aus der Nähe war doch immer noch sicherer, als der Wurf. Zudem, ein Stoß konnte möglicherweise wiederholt werden, ein Wurf nicht. Das Ganze war also wohl ein boshafter Kniff seiner Feinde, oder besten Falls der brutale Scherz eines Henkers.

Die Pforte auf der entgegengesetzten Seite der Arena ward aufgerissen. Ein riesiger Löwe, goldgelb, die ellenbreite Stirn von einer ungeheuren Mähne umwallt, trat ruhig und majestätisch in die Rotunde. Ein mächtiger, schwarzer Locken=büschel fiel ihm tief in die Augen herab.

Quintus erkannte auf den ersten Blick das unbändige Thier, das am Strande von Ostia so grausenhaft wider die Stäbe seines Käfigs getobt hatte. Seine Hand legte sich krampfhaft um das Heft seiner Waffe, die ihm jetzt mit einem Male so arm, so kläglich erschien, daß er meinte, das Volk auf den Sitzreihen müsse in lautes Gelächter ausbrechen.

Cornelia stand etwa drei Schritte von Quintus ent=fernt, regungslos und starr wie ein Götterbild.

Der Löwe kam langsam näher. Quintus heftete seinen Blick fest in das unheimlich rollende Auge des Gegners. Plötzlich schien der Löwe zu stutzen. Hatte auch er das Antlitz erkannt, das ihn damals zu so unbegreiflicher Wuth gereizt? Der mächtige Schweif peitschte voll Ingrimm die Flanken. Aus dem halbgeöffneten Rachen floß langsam der Geifer. Die furchtbaren Muskeln der Pranken zuckten und flimmerten. Jetzt duckte er sich. Jede Sehne straffte sich an, und im nächsten Augenblicke schwang er sich in gewaltigem Bogen gerade auf Quintus los. Zu gleicher Zeit hatte sich die ent=setzte Cornelia mit einem furchtbaren Schrei auf die Sprung=linie des Ungethüms losgestürzt, während Quintus blitzge=schwind auf die Seite trat. Die unerwartete Erscheinung des Mädchens mochte den Löwen verblüfft haben. Er ver=fehlte sein Ziel und kam dicht neben Quintus zu Boden. In demselben Moment aber bohrte sich ihm der Stahl bis zum Heft in das Schulterblatt.

Was war das? Welch' ein unglaubliches Meisterstück siegreicher Fechtkunst? Die Klinge war dem Löwen kaum in

den Körper gedrungen, als seine Muskeln erschlafften. Ein gräßliches Zucken ging ihm durch die Glieder. Dann rollte er starr und steif in den Sand. Er war todt.

Quintus glaubte, ein Trugbild böser Dämonen umneble ihm die erregten Sinne. Wie war das möglich? Eins jener Ungeheuer, denen oft ein halbes Dutzend von Lanzen im Leibe splittern, bevor das zähe Leben entweicht, — und dieser plötzliche Tod in Folge des Einen, allerdings kraftvollen Schwertstoßes . . .?

Der frenetische Jubel des Volkes ließ ihm nicht Zeit, über das Wunder nachzudenken. „Gnade für Quintus Claudius!" scholl es tausendstimmig von allen Bänken. „Cäsar, befreie ihn! Gnade für Quintus Claudius!"

Bleich, stirnrunzelnd, die Lippen geschlossen, saß der Imperator inmitten dieses unablässigen Sturmes. Jetzt trat Clodianus mit feinem Lächeln zu ihm heran und raunte ihm Etwas in's Ohr. Unwillig schüttelte der Cäsar das Haupt.

„Gnade für Quintus Claudius! Gnade für seine Braut!" scholl es unaufhörlich und immer gewaltiger durch's Amphitheater.

„Mein Herr und Gemahl," sagte Domitia, sich würdevoll und mit erkünsteltem Gleichmuthe zu dem düster blickenden Herrscher neigend, „Deine Huld wird ihn retten."

„Nimmermehr!" rief Domitianus, sich aufrichtend.

Er winkte dem Herold. Der Lärm verstummte.

„Römer," sprach der Cäsar mit einer Stimme, aus der man den Ingrimm heraushörte, „Ihr fordert Gnade für einen Menschen, der sich selber verurtheilt hat. In seiner Hand lag die Rettung. Nur ein Wort von ihm, ein Wort des Widerrufs, und er war frei. Sein Trotz hat dies Wort schnöde verweigert. Römer! Der Cäsar begnadigt nur die Reumüthigen!"

„Nur die Feigen!" rief eine Stimme von den höchsten Sitzreihen herab.

„Gnade für Quintus Claudius!" erscholl es von Neuem. Der Bau erzitterte fast unter dem furchtbaren Stimmengedröhne.

„Quintus!“ hauchte Cornelia, die Augen schließend, „sprich das Wort, das Dich frei macht! Nicht zum zweiten Male wirst Du dem Schicksale entrinnen. Quintus, wenn Du mich je geliebt hast . . .“

Ein trübes Lächeln und ein schmerzlich-ernster Blick war die Antwort.

Abermals wandte sich Clodianus mit einer leisen Bemerkung an den zürnenden Imperator, und abermals stellte der Herold die Ruhe her.

„Ich bin gütig und mild,“ sagte der Cäsar. „Mit freudigem Herzen erfüll' ich die Wünsche meiner geliebten Römer, dafern dies möglich ist. Hier aber stehe ich im Banne der Pflicht. Das Einzige, das ich gestatten kann, ist ein Aufschub. Für heute will ich dem Verurtheilten die Fortsetzung dieser Kämpfe erlassen. Er mag sich erholen, er mag Kräfte sammeln. Vielleicht krönt der Sieg ihn zum zweiten und dritten Male. Dann, meine theuren Römer, ist Euer Herzenswunsch ja erreicht: der Gegenstand Eures Mitleids ist frei!“

Ein Murren des Unmuths ging durch die enttäuschte Versammlung; aber man fühlte, daß alles weitere Bitten vergeblich, wenn nicht gefährlich sein würde. Es war nicht übersehen worden, daß Domitianus beim Beginne des Tumults den Obersten der Leibwache heftig herangewinkt hatte. Bei dieser Gemüthsstimmung waren Gewaltmaßregeln seitens des Imperators nicht ausgeschlossen.

„Guter Rath kommt über Nacht!“ rief jene vereinzelte Stimme von oben.

Der Festordner beeilte sich, die zwei Verurtheilten wieder abführen zu lassen. Die todte Bestie, der die mächtige Zunge schwarzblau aus dem triefenden Rachen hing, ward nach dem Ausgange geschleift und der Platz wieder in Eile geebnet. Der Kampf eines dreizehnjährigen Mädchens mit einem winzigen Zwerg brachte den Zwischenfall mit Quintus Claudius bald wieder in Vergessenheit. Da nun zum Schluß die Arena vollständig unter Wasser gesetzt und ein prachtvolles Seegefecht inscenirt wurde, dachten wohl nur noch

Wenige an den todesmuthigen Jüngling und seine schöne, bleiche Geliebte.

Nur Wenige, — aber doch Einige.

Vor Allen der Cäsar, der sich im Stillen schwur, niemals in die Begnadigung eines Menschen zu willigen, dem die schöne Cornelia lieber in den qualvollen Tod folge, als dem Herrscher des Weltreichs zum üppig schwellenden Liebeslager. Die ganze Hohlheit und Nichtigkeit seines Daseins war ihm angesichts dieser Kampfscene vor die Augen getreten. Er, der nur gehaßt und gefürchtet wurde, fühlte in diesem Augenblicke Etwas wie Heißhunger nach Liebe und Treue, und diese an sich rein menschliche Regung setzte sich in seinem verderbten Gemüthe sofort in gesteigerte Wuth um.

Dann aber auch Domitia.

Ihr Haß, der schon seit längerer Zeit in's Wanken gerathen, brach unter dem Eindruck dessen, was sie eben geschaut hatte, vollends zusammen, — selbst ihr Haß gegen Cornelia, die beneidete, glückliche Nebenbuhlerin, deren qualvoller Tod so lange Wochen hindurch die glühende Phantasie der rachgierigen Fürstin mit den grausenhaftesten Bildern gesättigt hatte.

Kurz nach Beginn der Naumachien verließ Domitia das Amphitheater und begab sich nach dem Palatium, wo Stephanus ihrer gewärtigte.

„Ist meine Herrin zufrieden?“ fragte er demuthsvoll.

„Zufrieden?“ wiederholte Domitia. „Ist es Dein Verdienst, wenn er im ungleichen Kampfe Sieger geblieben?“

„Herrin,“ sagte Stephanus, „die Frist war kurz, und alles Mühen beim Imperator erfolglos. Den einzigen Weg, der noch offen stand, hab' ich eingeschlagen. Oder wähnst Du im Ernst, ein gätulischer Löwe lasse sich abschlachten, wie ein Hase, den der Jäger mit einem Schlage des Fingers tödtet? Das Schwert war vergiftet.“

„Ha, ich begreife . . .“

Sie wollte weiter sprechen. Da stürzte Polycharma athemlos in's Gemach.

„Ich suche den Stephanus. Ein Bote aus der Arena . . .“

„Heiß' ihn eintreten!" sagte die Kaiserin.

Ein junger Mensch überreichte dem Verwalter ein Schreiben. Stephanus las. Er ward bleich. Seine Augen schlossen sich wie geblendet.

„Geh'! Es ist gut!" stammelte er, den Zettel hastig zerknitternd.

„Was ist geschehen?" fragte die Kaiserin.

„Herrin, das Schlimmste! Der Festordner hat Verdacht geschöpft. Meine List wird entdeckt werden."

Die Fürstin erglühte.

„So kämpfst Du nicht nur für die Rettung des Quintus Claudius, sondern für Dich selber, o Stephanus! Dein Leben steht auf dem Spiel wie das seine. Prüfe, handle und gedenke des Lohnes, der Dich erwartet! Laß, wenn es nöthig ist, Rom in die Erde sinken: nur verhindre das Gräßliche!"

„Du befiehlst, ich gehorche!"

Zwölftes Capitel.

Der Tag neigte sich. Blutroth sank die Sonne in's tyrrhenische Meer. Das Capitolium und die Bogenreihen des Amphitheaters glühten wie Purpur, während im Straßengewirre schon Dämmerung herrschte. Dann verglomm auch der letzte Brand, der die Höhen umloderte. Bläuliches Dunkel stieg immer weiter an den Mauern empor. Es war Nacht geworden über den Schaulustigen und ihren gemarterten Opfern — und endlich schien das Volk nun gesättigt. Wie ein fluthender Strom ergoß es sich über das Forum, in den Vicus Cyprius und die benachbarten Hauptstraßen.

Während Rom sich so von den aufregenden Genüssen des Tages Erholung gönnte und sich in süßer Schlaffheit dem Zauber der milden Frühlingsnacht überließ, näherten sich von dem Eilande Igilium her mit Windeseile sechs ge-

waltige Schiffe. Drei Stunden vor Mitternacht gingen die Fahrzeuge bei Alsium vor Anker und setzten ihre Bemannung, drei Cohorten auserlesener Soldaten, unbehindert an's Land. Der Sohn des lugdunensischen Proprätors befand sich an ihrer Spitze; mit ihm war der Bataver Cajus Aurelius Menapius und der einarmige Centurio. Der Proprätor selber näherte sich mit dem Rest seiner Mannschaften auf der großen Heerstraße, der Via Cassia, und befand sich bereits in Clusium, während die übrigen Verschworenen mit geringem Gefolge von Luna und Pisä her über Rusellä südostwärts zogen, um sich in Forum Cassii mit den Truppen des Proprätors zu vereinigen.

Domitianus wußte nur von dem Herannahen des Proprätors, lebte jedoch in dem Wahne, es handle sich nur um die Ausführung seines eigenen Befehls. Von Clodianus unauflöslich umgarnt, hatte er selber für die Hauptstadt eine Verstärkung gefordert. Der Adjutant hatte hier gerade aus dem Umstande Nutzen gezogen, daß der Kaiser wiederholt geheimnißvolle Warnungen vor einer großen Verschwörung empfing. Die Landung in Alsium dagegen war der erste Schritt offener Empörung, und wenn Clodianus im Einverständniß mit Parthenius auch Alles anstrengte, um die Kunde von diesem Ereigniß dem Palatium und den noch zweifelhaften Elementen der prätorianischen Leibwache fernzuhalten, ja, wenn er selbst klüglich darauf bedacht war, im äußersten Nothfall eine glaubhafte Erklärung zu finden, so mußte man doch jeden Augenblick sich gewärtigen, daß die Maske nun fallen werde. Clodianus und Parthenius verbrachten daher den Rest des Tages außerhalb Roms, in der Villa des Adjutanten, und begaben sich nach Mitternacht zu einem Freigelassenen des Parthenius, wo sie eine wichtige Besprechung mit Norbanus, dem Präfecten der Leibwache, hatten. Der Oberst war nach langem Hin- und Hermanövriren endlich auch für die Sache der Verschwörer gewonnen worden. Neue Frevelthaten des Imperators, und ganz besonders das himmelschreiende Unrecht gegen die Senatoren und Ritter, die seit dem Tage ihrer Verhaftung noch immer ohne Urtheil

im Kerker schmachteten, hatten bei der geraden und biederen Natur des Kriegsmannes den Ausschlag gegeben. Zum größten Leidwesen der Verschworenen konnte Norbanus auch jetzt nur bezüglich dreier der von ihm befehligten Cohorten eine bestimmte Zusage machen. Die übrigen waren zu Anfang des Jahres neu recrutirt worden, und das wachsende Mißtrauen des Imperators hatte insbesondere die Officiersstellen fast durchweg mit seinen ausgesprochensten Günstlingen und Creaturen besetzt. Wie dem aber auch sein mochte, jetzt war es zu spät, alle Möglichkeiten in Anschlag zu bringen. Nur nach vorwärts lag die Straße noch offen. Es galt um jeden Preis den Versuch. Schlimmsten Falls waren die Prätorianer doch wohl zwei Tage lang hinzuhalten. Bis dahin aber konnte der Proprätor mit seinem Heer angelangt sein. Vielleicht auch gab es noch andere Mittel der Lösung. Clodianus dachte an Stephanus . . .

Als das röthliche Viertel des abnehmenden Mondes über den Horizont stieg, hatte der Sohn des Proprätors mit seinen kampfesmuthigen Truppen schon mehr als die Hälfte des Weges zwischen Alsium und der Hauptstadt zurückgelegt. Aurelius, von seinem getreuen Herodianus und dem Gothensclaven begleitet, ritt neben dem jungen Kriegsmann einher und sah mit Entzücken, wie sich der schwärzliche Streifen am Himmelsrand immer deutlicher gliederte und gestaltete. Dieser Streifen war Rom. Jetzt, da der Mond höher stieg, glaubte Aurelius die Bauten auf dem Mons Janiculus und weiter links den hochgelegenen Quirinustempel klar unterscheiden zu können. Zwischen den beiden Punkten, die er so mehr in der Phantasie als mit dem Auge erblickte, wohnte seine Claudia, die Heißgeliebte, die Holde, die Einzige! Was hatte sie leiden müssen während der letzten Monate! Ach! und noch jetzt! — Heute vielleicht war ihr Bruder, den sie über Alles liebte, dem finsteren Verfolgungswahn des Imperators zum Opfer gefallen! Freilich, Clodianus hatte heilig und theuer versprochen, Alles anzustrengen, um das Entsetzliche möglichst hinauszuschieben: — aber wer konnte wissen . . .!

Aurelius gab seinem Hengste die Sporen, als könne er's nicht erwarten, durch die Straßen Roms zu sprengen, an den Kerker zu schlagen und den befreiten Freund an die Brust zu ziehen. Wie sollte er seiner Claudia entgegen=treten, wenn er zur Rettung ihres Bruders zu spät kam! Weshalb auch mußte die Ausführung des Verschwörungsplans sich so lange hinausziehen? Die Gründe der Zögerung waren allerdings zwingend — selbst Cinna hatte sie anerkannt. Aber das Herz, das Herz fragte nicht nach Motiven der Strategie und der Staatsklugheit. Ihm währten die Tage, die man so im Zuwarten dahinströmen ließ, wie trostlose Ewigkeiten. Nun, die nächste Zukunft muß die beklemmende Spannung ja lösen. Gewiß, die Götter konnten die sehn=suchtsvolle Hoffnung nicht so grausam betrügen. Und wenn es gelang, wenn das Schicksal es gnädig fügte, — welch' ein Glück, daß die Fesseln gerade durch ihn gesprengt wurden, welch' ein Triumph dem finsteren, trotzigen, unerbittlichen Manne gegenüber, der des eigenen Sohns nicht geschont hatte um des Gesetzes willen!

Aurelius schämte sich fast, daß er so nur an sein eigenes Geschick dachte, während die nächsten Stunden doch über das Loos von Millionen, über die Zukunft des Weltreichs ent=scheiden sollten. Aber was half ihm aller Ernst des Willens, aller Eifer des Vorsatzes? Immer wieder kehrten seine Ge=danken zu der so herrlich geträumten Scene zurück, da er seine Claudia umarmen, und stolz vor den Ober=Priester hin=treten würde mit den Worten: „Siehe, hier ist Dein Sohn!"

Die Straße war einsam. Weithin hallte der Schritt der Cohorten durch die schweigende Nacht. Die wenigen Wanderer und Fuhrwerke, die den Truppen von der Stadt her entgegen kamen, ließ man durch. Was von Alsium her nach Rom wollte, wurde von den Soldaten wohl oder übel in die Mitte genommen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregel hielt man sich auf Alles gefaßt.

Eine halbe Meile von Rom stießen Clodianus und Parthenius, der Verabredung gemäß, zu dem Heereszug. Die

Cohorten machten einen Augenblick Halt. Die Verschworenen begrüßten sich. Nur mit innerem Widerstreben suchte Aurelius Worte der Höflichkeit für den Oberkämmerer, der ihm stets unsympathisch gewesen, jetzt aber den verhaßtesten und widerwärtigsten Eindruck machte. Die volltönigen Reden des Clodianus dagegen, der Mancherlei von Freiheit und Vaterland declamirte, nahm er für baare Münze.

„Ich habe die letzte Botschaft Deines Vaters empfangen," sagte Parthenius zu dem Sohn des Proprätors. „Wohlan denn, ich füge mich. Ein Weib auf dem Thron der Cäsaren scheint Euch gefährlich — und gefährlicher noch der Plan des Cornelius Cinna, die Republik wieder herzustellen. Die gewichtigen Gründe Deines Vaters haben mich überzeugt. So sei's denn beschlossen! Euer Candidat ist der meine."

„Wir danken Dir," versetzte der Sohn des Proprätors. „Unsere Truppen wissen bereits, was im Werke ist. In ihren Reihen ist der Name des Nerva mehr als einmal genannt worden. Du sollst sehen, edler Freund, es bedarf nur eines Funkens, um diese Herzen in Brand zu setzen."

Er wandte sein Pferd.

„Leute!" rief er mit Donnerstimme, „Euer Cäsar heißt Marcus Coccejus Nerva!"

„Nerva!" scholl es tausendstimmig zurück. „Nieder mit Domitianus! Es lebe Nerva, der Imperator!"

Die zerstreuten Anwohner der Landstraße mochten bei diesem wettersturmähnlichen Rufe gar verblüfft aus dem Schlafe emporschrecken und sich fragen, was der Lärm zu bedeuten habe. Wenn sie dann sahen, daß es reguläre Cohorten waren, die in bester Ordnung auf Rom marschirten, so schlüpften sie wohl kopfschüttelnd wieder unter die Decke und begnügten sich mit der alten Klage, daß dem Soldatenstand Alles erlaubt sei, auch die muthwillige Störung der Nachtruhe.

Die Cohorten aber schritten mit erneuter Rüstigkeit vorwärts und erreichten nach kurzer Frist den westlichen Abhang des Mons Janiculus, wo sich ihrem Einzuge — Dank den schlauen Maßnahmen des Clodianus — kein Hinderniß in den Weg setzte.

Unterdeß verbrachten Quintus Claudius und seine Verlobte eine schreckliche Nacht. Man hatte sie nach dem unverhofften Ausgang des Kampfes zurück in das unterirdische Gewölbe der Arena geführt. Hier beließ man sie — sei es nun aus Bequemlichkeit, oder weil man fürchtete, das Volk möchte seiner Theilnahme allzu lebhaft Ausdruck verleihen, falls es die Verurtheilten auf dem Wege nach dem mamertinischen Kerker zu Gesicht bekäme. Man warf ein paar Teppiche auf die Steinfliesen und postirte einen bewaffneten Knecht in's Verließ. Je zwei bewachten die Eingänge. Niemand dachte daran, den Ermatteten Trank oder Speise zu reichen; denn daß sie jetzt noch am Leben sein würden, stand ja nicht im Programm, und der Festordner hatte wichtigere Dinge zu thun, als sich um das Schicksal der beiden „Aufgehobenen" zu kümmern.

Cornelia kauerte, von all' dem, was sie erlebt hatte, unsäglich erschöpft, im dunkelsten Winkel und rang stumm die Hände. Es war zweifellos, der Tyrann erbarmte sich nicht! Das Ganze war also nur eine Verlängerung ihrer Qual, ein Aufschub des Unausbleiblichen, ein langsames Schlürfen des Todeskelches, welchen die Anderen mit einem Zuge leerten! Die Gewißheit überstieg fast ihre Kräfte.

Auch Quintus, den das Gefühl des Sieges im Anfang gehoben hatte, ward mit jeder Minute ruheloser und gramverzehrter. Der bange Verzweiflungsschrei, der von den Lippen Cornelias erklungen, da der Löwe sich zum Sprung anschickte — ein Schrei, gell und doch voll zitternden Wohlklangs, hallte ihm tief in der Seele nach. In diesem qualerpreßten Schreckensrufe lag Alles, was sich mit Worten nicht sagen ließ, ein wildzärtlicher Vorwurf, eine Herausforderung aller feindlichen Mächte und eine Welt voll Liebe, die nur für den Liebsten lebte. Erst nachdem sie in's Verließ zurückgekehrt waren, hatte Quintus bemerkt, daß Cornelia verwundet war. Vom linken Oberarm troff Blut herab. Hier mußte die Pranke des wüthenden Thiers sie gestreift haben. Es war unbeschreiblich, was er bei dieser Wahrnehmung fühlte. Und dann — wie sie ihm wehrte, fast

trotzerfüllt, als er das Blut stillen wollte, bis sie endlich selbst einige Streifen vom Saum ihrer Stola riß und sich die Wunde nothdürftig verbinden ließ! Ihr ganzes Wesen schien dabei die hohnerfüllte Frage zu sprechen: Wozu? — Sie wußten ja Beide, was der neue Tag ihnen bringen würde.

Die Minuten schlichen träge und bleischwer dahin. Das aufgeregte Gehirn des Jünglings war nicht mehr im Stande, die fürchterlichen Gedanken zu bannen. Er vermochte kaum noch zu beten. Er sah sich im Geiste, wie er abermals an der Seite Cornelias die Arena betrat, wie sich das entsetzliche Schauspiel von heut' wiederholte, — bis auf den Schluß. Diesmal traf er den Löwen minder kunstgerecht. Die brüllende Bestie duckte sich, ein gräßlicher Sprung, und die Krallen wühlten sich ihm bis auf die Knochen in's Fleisch . . .

Jetzt lag er am Boden, blutend, verstümmelt . . . Ja, es war volle Wirklichkeit, und doch schmerzlos, ganz schmerzlos. Nur unsäglich beklemmend. Und nun hatte der Löwe auch Cornelia zerfleischt, die schöne, hoheitsvolle Cornelia . . . Dann ward das Ungeheuer von den blutenden Leibern emporgescheucht und hinweggetrieben in seinen Käfig. Die Knechte des Festordners nahten mit ihren Harpunen, um die Todten hinwegzuschleifen. Ganz deutlich hörte Quintus, wie die Haken im Sande knirschten.

Am ganzen Leibe schaudernd, fuhr er empor. Er war endlich nach so langer Rastlosigkeit entschlummert und hatte den grausamsten Traum gehabt. Aber das Knirschen und Klirren dauerte fort, und jetzt rief eine jubelnde Stimme laut und lebenswarm seinen Namen. Helles Fackellicht fiel in die aschfarbene Dämmerung. Vor ihm stand Cajus Aurelius Menapius, gefolgt von acht Soldaten des lugdunensischen Heeres.

„Quintus!“ rief er, die Arme ausbreitend. „Gepriesen sei die Gnade der Götter! Auf, edle Cornelia! Was staunst Du mich an, als erblicktest Du ein Gespenst? Aurelius bringt Euch die Freiheit!“

„Cajus!“ stammelte Quintus, dem die Ueberraschung

und die neu erwachende Hoffnung fast die Sprache raubte; „Du hier . . .? Rede . . .! Was ist geschehen . . .?“

„Rom ist unser. Mehr als die Hälfte der Prätorianer schwört zu Coccejus Nerva. Das Palatium ist seit einer Stunde umzingelt. Ihr sollt Alles erfahren. Ach, mir schwindeln die Sinne . . .! Vorwärts, Leute, macht Platz! O, Quintus, wer uns das Alles im verwichenen Herbste vorausgesagt hätte!“

Schwankend wie ein Trunkener stieg Quintus aus der Tiefe des Verließes empor an die köstliche Nachtluft. Cornelia folgte, auf den Arm ihres Retters gestützt. Wie sie so einherschritt im Scheine der Fackeln, das schwarze Haar aufgelöst und leise vom Winde bewegt, das Gewand zerfetzt und besudelt, und doch so fürstlich herniederwallend, erschütterte ihr Anblick selbst die Gemüther der rauhen Kriegsleute.

Auf dem Forum herrschte die unbeschreiblichste Aufregung. Starke Truppenabtheilungen hielten die Zugänge nach dem Mons Palatinus besetzt; andere, darunter zahlreiche Prätorianer, zogen nach den verschiedensten Stadttheilen, um die strategisch wichtigen Punkte gegen etwaige Pläne der Gegner sicher zu stellen. Dabei strömte von allen Seiten das Volk herzu, schreiend, lärmend und sich in Fragen erschöpfend.

In der Nähe des Titusbogens hielt Clodianus hoch zu Roß inmitten einer wild lärmenden Menschenmenge.

„Ja, Bürger!“ schrie er mit Donnerstimme, „der Tyrann hat aufgehört zu regieren! Mehr als zu lange trugen wir das entehrende Joch! Wir haben es abgeschüttelt! Die Befreier danken Euch für die edle, ungestüme Begeisterung! Aus Erkenntlichkeit wird Euch Nerva, der Imperator, die Kornspenden für die nächsten Jahre verdoppeln!“

„Es lebe Nerva, der Vater des Vaterlandes!“ klang es im Chore. In diesen Ruf stimmten aber nicht nur die haltlosen Proletarier, sondern freudiger noch die besseren Elemente des Volkes ein, bis hinauf zu den Rittern und den vereinzelten Senatoren, die bei der Ungewißheit der Lage so viel Muth besaßen, ihre Meinung zu äußern.

„Römer!“ rief Clodianus von Neuem, „fürchtet nicht, daß die paar Söldlinge, die das Palatium vertheidigen, unser Werk noch gefährden könnten! Von Clusium her nähern sich in Eilmärschen die Legionen des lugdunensischen Proprätors. Ehe die Sonne zum zweitenmale in's Meer sinkt, stehn sie vor Rom. Geht und sagt das euren Freunden, die da noch zagen möchten! Mit dem Proprätor aber wird er selbst Einzug halten, Nerva, der Erlauchte, der Erwählte des Volkes, der göttliche Imperator!“

„Es lebe Nerva! Es lebe Clodianus!“ schrieen viele hundert Stimmen zugleich . . .

Nur mühsam bahnte sich Aurelius mit dem befreiten Paare den Weg durch das unabsehbare Menschengewühl.

„Wohin führst Du uns?“ fragte Quintus, der bis dahin keine Worte gefunden.

„Nach dem Haus Deines Vaters.“

„Der Unglückliche!“ stöhnte Quintus, das Haupt auf die Schulter des Freundes legend. „Was muß er gelitten haben!“

Und so schritten sie langsam, wie ein Trauerzug, nach der Wohnung des Titus Claudius.

Auch im Palatium war Alles lebendig. Ueberall Fackeln, Schwertergeklirr und verworrenes Rufen. Domitianus hatte bei der Nachricht von der Umzingelung fast den Verstand verloren. Er schlotterte wie ein Weib. Laut jammernd und wehklagend sprang er vom Lager auf und rannte wie toll durch sein Schlafgemach. Die Zähne schlugen ihm krachend wider einander. Erst als ihm gemeldet wurde, die Cohorte, die im Palaste die Wache habe, sei getreu und werde jeden Angriff blutig zurückweisen, schien er sich halbwegs zu fassen. Er entbot nun einige seiner Palastbeamten zu einer Art Kriegsrath. Eine Stunde lang forschte er so die Meinungen aus, verwarf jedoch das Meiste, was vorgebracht wurde, als unausführbar oder als zwecklos. Höchst verstimmt hob er die Sitzung auf. Dann machte er in eigener Person die Runde bei sämmtlichen Posten und ließ sich herab, nicht nur die Centurionen, sondern auch die gemeinen Soldaten mit

Schmeicheleien zu überhäufen und ihre fortgesetzte Standhaftigkeit zu erbitten. Auch vertheilte er Geldgeschenke.

Trotz alledem glaubte er zu bemerken, daß die Haltung der Krieger nicht ganz so ehrfürchtig sei wie sonst. Diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit Erbitterung und Furcht, und er schwur sich im Stillen, wenn der Aufstand erst niedergeworfen sei, Einige, die sein Mißfallen besonders erregt hatten, exemplarisch zu züchtigen. Noch war ihm nämlich unbekannt, daß die größere Hälfte der Prätorianer sich zur Partei seiner Gegner geschlagen. Ueberdies erwartete er ja den Proprätor des lugdunensischen Galliens, der im schlimmsten Falle für sich allein den Ausschlag geben und auf die Nachricht von den Ereignissen in der Hauptstadt gewiß mit verdoppelter Schnelligkeit zum Entsatz herbeieilen würde. In seiner Gemüthsverwirrung bedachte der Cäsar nicht, daß es ja Clodianus gewesen, der mit dem Proprätor verhandelt hatte, und daß Clodianus jetzt an der Spitze der Rebellion stand.

Als es Mittag ward, ohne daß die Prätorianer die Truppen des Clodianus verjagt hatten, verlor der Imperator wieder jegliche Haltung. In heller Verzweiflung rannte er aus einem Gemach in's andere. Jetzt erging er sich in lauten Schmähreden über Parthenius und Clodianus, die er Beide zu Macht und Ansehn emporgehoben; jetzt zerraufte er sich das Haar; jetzt endlich suchte er Trost bei seinen Vertrauten, insbesondere bei seinem jüdischen Lieblingssclaven, dem Phaëton, der ihm durch Singen und Plaudern die quälenden Gedanken verscheuchen sollte.

Nicht minder aufgeregt, als der Cäsar, war der gleichfalls im Palatium miteingeschlossene Stephanus, der die ganze Nacht hindurch in seinem Arbeitszimmer gesessen und Pläne um Pläne geschmiedet, wie er den Befehlen seiner Herrin gerecht werden könne.

Wohl hatte ihn Clodianus in die Bestrebungen der Revolutionspartei eingeweiht und ihm, wie er fest versicherte, eine gewichtige Rolle zugedacht. Dennoch mußte der Freigelassene sich eingestehen, daß die eigentliche Action hinter seinem Rücken in Scene gegangen war; daß er von dem

Umfange dieser Vorbereitungen keine Ahnung hatte; daß die Ereignisse ihm geradezu über den Kopf wuchsen.

Vollständig überraschend war ihm die Thatsache, daß die Intriguen des Clodianus mit den Freiheitsbestrebungen des Cinna und Nerva zusammenhingen. Diese Entdeckung schlug ihn beinahe zu Boden. Siegte der Aufstand, wie es ja allen Anschein hatte, so gehörte auch Cnejus Afranius zu den Männern der Situation, und die Enthüllung all' der Verbrechen, die Stephanus bis dahin so meisterhaft zu verschleiern gewußt, war nur noch eine Frage der Zeit. Nach Allem, was dieser gallische Sachwalter bis zur Stunde versucht hatte, schien es mehr als zweifelhaft, ob er den Worten des krankhaften Schwärmers Eurymachus Gehör schenken würde, selbst für den Fall, daß Stephanus seine Bemühungen zu Gunsten des Quintus Claudius klärlich erhärten konnte. Unter allen Umständen jedoch mußte die neue Ordnung der Dinge den Verwalter der ehemaligen Kaiserin von der Höhe seines Glanzes herabschleudern, wenn er nicht durch eine kühne, entscheidende That den Verschwornen sich beigesellte, und die künftigen Machthaber auf diese Weise im Voraus verpflichtete . . .

Allgemach reifte so in seinem angsterfüllten Gemüth ein Entschluß, den er schon mehrfach, wenn auch aus anderen Motiven, erwogen hatte: der Entschluß nämlich, Domitian zu ermorden.

Die Herrschbegierde der Kaiserin und später die Furcht vor den angeblichen Rechtsverfolgungen, die der Imperator gegen ihn planen sollte — eine Erfindung des Adjutanten Clodianus — diese beiden Momente hatten ihn vor längerer Zeit schon zu Ideen geführt, die er indeß immer wieder bei Seite schob, da ihre Ausführung bei dem großen Mißtrauen des Imperators beinahe unmöglich schien. Jetzt aber lagen die Verhältnisse günstiger. Die ungewöhnlichen Ereignisse machten ein ungewöhnliches Auftreten minder befremdlich. Auch blieb ihm ja — so meinte er — kaum eine Wahl.

Schon kurz nach Sonnenaufgang verbreitete sich im Palatium das dunkle Gerücht, Stephanus habe gestern in

später Nachtstunde eine verdächtige Persönlichkeit überrascht, die sich in auffälliger Weise unweit der Kaiserpaläste herumgetrieben. Er habe den Menschen dingfest gemacht, und ihm ein wichtiges, auf die Verschwörung bezügliches Document abgerungen. Bei dieser Gelegenheit habe ihn der Unbekannte am linken Arme nicht unerheblich verwundet.

In der That trug Stephanus, als er früh sein Bureau verließ, den linken Arm in der Binde — und, nach dem Blute zu schließen, das trotz der vielfachen Umwicklung allenthalben durch's Linnen drang, mußte die Wunde ziemlich bedeutend sein. Wer jedoch den Freigelassenen eine Stunde vorher in der Einsamkeit seines Zimmers beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie er sich mit der Spitze seines haarscharfen Dolches eigenhändig die Haut ritzte, wie er die Binde absichtlich mit dem Blute befleckte und dann den Dolch selber mit der Leinwand flach auf den Arm band.

In der dritten Stunde ließ der Verwalter bei dem Cäsar um die Gnade einer Audienz nachsuchen, da er ihm ein hochwichtiges Schreiben, das nur für die Augen des Herrschers bestimmt sei, persönlich zu überreichen habe. Domitianus hatte bereits von dem Unfalle des Stephanus Kunde erhalten. Eben wollte er den Freigelassenen zu sich entbieten, als derselbe den Wünschen des Imperators zuvorkam.

Blaß und aufgeregt kam Stephanus in's Gemach. Man durfte meinen, er sei vom Blutverluste erschöpft.

„Herr,“ sagte er, „eine Entdeckung von ungeheurer Tragweite . . .“

Domitianus, tödtlich erschreckt, sandte die Sclaven, mit Ausnahme des Phaëton, vor die Thüre und hieß Stephanus näher treten. Ehrerbietig überreichte der Freigelassene das Schreiben, das er vor wenigen Stunden selber verfaßt hatte. Der Imperator entfärbte sich. Hastig überflog er das schlau erfundene Document.

Diesen Augenblick wußte Stephanus zu benützen. Mit Blitzesschnelle zog er den Dolch und bohrte ihn dem Cäsar bis an's Heft in den Unterleib.

Der Getroffene stieß einen gräßlichen Schrei aus und warf sich wie ein wildes Thier auf den Angreifer.

„Mein Schwert!“ heulte er gell. „Phaëton, mein Schwert!“

Zitternd rannte der Knabe in's Nebengemach. Domitianus aber und Stephanus rangen verzweiflungsvoll. Der Kaiser mühte sich, dem Freigelassenen den Dolch zu entwinden, griff dabei in die Klinge und schnitt sich die Finger durch bis in's Mark. Vor Schmerz brüllend, suchte er dem Gegner die Augen einzudrücken oder ihn mit den Zähnen an der Gurgel zu packen. Die herzueilenden Sclaven wagten sich nicht zu rühren. Sie fürchteten, Stephanus handle im Auftrage des Clodianus. Nur Phaëton, der endlich das Schwert gefunden, warf sich unerschrocken auf den siegreichen Mörder und versetzte ihm genau in demselben Augenblicke einen tödtlichen Streich, da der Dolch des Stephanus dem zuckenden Imperator das Herz durchbohrte.

„Phaëton . . . zu spät . . .:“ rief Domitianus zurücksinkend. „Du allein hast mir Treue bewahrt . . .!“

Dann ergoß sich ihm ein dunkler Blutstrom aus Mund und Nase. Der Cäsar, der das Weltreich so lange Jahre unter die Füße getreten, war todt.

Stephanus überlebte sein Opfer nur kurze Frist. Der Schwerthieb des Phaëton hatte ihm den Schädel gespalten.

Die Nachricht von der Ermordung des Imperators entzog dem Widerstande der prätorianischen Leibwache jede Grundlage. Clodianus schickte alsbald einen Botschafter in's Palatium, der mit den Tribunen und Centurionen verhandelte. Noch in derselben Stunde erfolgte die Uebergabe. Auch der Rest der Prätorianer außerhalb des Palatiums widerstrebte nicht länger. So war denn der Sieg des Marcus Coccejus Nerva und seiner Anhänger ein vollständiger, und, bis auf die Opfer jener Mordscene im Palatium, ein unblutiger.

Trotz der vorgerückten Tageszeit ließ Clodianus den Senat sofort zu einer Sitzung berufen. Dieselben Männer, die bis dahin vor dem Tyrannen im Staube gelegen, überboten sich jetzt in Beweisen des Hasses und der Verachtung

gegen den Todten. Nachdem die Wahl des Marcus Coccejus Nerva officiell gut geheißen und in hochtönender Phrase als das glücklichste Ereigniß des Jahrhunderts gepriesen worden, faßte die Versammlung einen Beschluß, der den Domitianus für einen Feind des Vaterlandes erklärte und die Verpflichtung des römischen Volkes aussprach, jede Erinnerung an den Verruchten zu bannen und auszumerzen. Die zahlreichen Bildsäulen, die Domitian sich gesetzt hatte, sollten von den Sockeln geworfen, und seine Triumphbögen dem Erdboden gleichgemacht werden. Gewisse niederträchtige Anwandlungen, die darauf hinausliefen, das Denunciantenthum, wie es unter Domitian im Flore gestanden, mit erneuter Kraft fortzubetreiben, und einige hochverdiente Männer, wie den todtkranken Titus Claudius, die zu den Anhängern des ehemaligen Gewalthabers gezählt hatten, in Anklagestand zu versetzen, wurden durch die nicht mißzuverstehenden Winke des Clodianus hintertrieben, dem Cajus Aurelius nachdrücklich betont hatte, wie entschieden der neue Imperator gegen die Schurkereien des alten Styls vorgehen würde. Dagegen gab man dem Senat an die Hand, unverzüglich für die Befreiung sämmtlicher Staatsgefangenen Sorge zu tragen, und zwar mit Einschluß der Nazarener, da die Gesetzgebung bezüglich dieser jüdischen Secte alsbald nach Ankunft des Imperators revidirt werden sollte. Auch hier verfuhr Clodianus wesentlich unter dem Einflusse des Cajus Aurelius, der ihm seit der Rückkunft aus dem Hause des Titus Claudius nicht von der Seite wich.

So wenig war die Ruhe und die Ordnung durch diese welthistorischen Umwälzungen gestört worden, daß von Mittag ab die Festkämpfe im flavischen Amphitheater ihren Fortgang nahmen, freilich fast ausschließlich vom niedrigsten Pöbel besucht, dem es gleichgültig war, ob im Palatium ein Dämon oder ein Gott thronte, falls nur die Kornspenden und die öffentlichen Spiele nicht ausblieben. Einzelne dieser Schaulustigen murrten sogar, daß der neue Imperator durch die Streichung der Nazarener das reichhaltige Programm verkürze. Als aber Clodianus am Schluß der Vorstellung jedem Besucher ein beträchtliches Geldgeschenk überreichen ließ, da

schwieg die letzte Verstimmung, und „Es lebe Nerva!" klang es donnernd durch dieselbe Rotunde, wo noch vor Kurzem Domitianus mit einem ebenso donnernden „Ave Cäsar!" begrüßt worden war.

Dreizehntes Capitel.

„Titus Claudius stirbt!" raunen sich die Sclaven des öden, schweigsamen Hauses zu, wo sonst, trotz der ernsten Würde seines Besitzers, so viel heiteres Lachen erscholl und so viel fröhliche, herzerquickende Lebenslust.

„Er stirbt!" so stöhnt auch Octavia mit einem Blick der Verzweiflung auf das bleiche, verzerrte Gesicht, das, von kaltem Schweiße gebadet, die Augen halb geschlossen, regungslos in den Kissen liegt.

Hinter dieser hohen, aschfarbenen Stirn hat sich während der letzten Tage Gräßliches abgespielt. Alle Qualen des Opfertodes, den das fürchterliche Gesetz dem Sohne bereit hielt, hatte der Vater tausendfach durchgelitten. Der Wahnsinn des Fiebers hatte ihn immer und immer wieder hinausgeführt nach dem blutigen Schauplatz, wo sein Quintus zerfleischt werden sollte. Die wohlthätige Besinnungslosigkeit, die ihn anfangs mit Nacht umhüllte, hatte sich grausam gelichtet: seine Seele füllte sich mit Bildern, die ihn zu tödten drohten. Unsägliches hatten Octavia und Claudia an diesem Lager erduldet. Das eigene Weh im Herzen, mußten sie trost- und hülflos mit ansehen, wie der Unglückliche Tag und Nacht mit allen Dämonen rang, wie er tobte und raf'te und aus schaumbedecktem Munde gelle Verwünschungen gegen sich selbst und sein Schicksal ausstieß.

Jetzt, nach so unerhörten Stürmen, war er in sich zusammengebrochen. Die Kräfte schwanden ihm zusehends, und die Aerzte wandten sich stumm und rathlos von seinem Pfühle hinweg.

„Er stirbt!" klang es geheimnisvoll bis in die fernsten

Räume des Wohnhauses. Denn da war kein Sclave so niedrig oder verstockt, der diesen Gebieter nicht aus vollstem Herzen betrauert hätte.

Horch! Er spricht! Er richtet sich auf!

„Nein, nein! Du verzeihst mir!“ murmelte er kaum vernehmbar. „Nicht wahr, mein Quintus? Du fluchst mir nicht? Ich habe Dich allzeit geliebt — o geliebt, mehr als mein Leben! Das ruchlos harte Gesetz! Wehe mir! Du wendest Dich ab! Mörder nennst Du mich! Mörder!“

Er sinkt in die Kissen zurück. Sein Athem keucht. Die Hände greifen zuckend auf der Decke herum.

„Quintus!“ beginnt er von Neuem, so sanft, so schmeichlerisch wie ein Kind. „Gönne mir nur Ein gütiges Wort! O, mein Quintus, wie kannst Du wähnen, ich sei Dein Feind? Sieh diese Hand, Quintus! Wie oft hat sie Deine Wangen geliebkos't, wie oft Dein Haar gestreichelt, Dein schönes, wallendes Lockenhaar! O, die Bestien, die scheußlichen Bestien! Cäsar, welch' eine Missethat! Gnade! Gnade! Laßt mich hinab, laßt mich verbluten, aber schont seine Jugend! Umsonst! Umsonst! Sie stürmen heran! Sie packen ihn! Da . . . da . . . Ihr Götter, erbarmt Euch meiner!“

Ein heiserer Aufschrei; dann tiefes Schweigen.

„Vater, mein Vater, erkennst Du mich?“ ruft da eine zitternde Stimme. „Ich bin's, Dein Sohn — befreit und gerettet! Zweifle nicht, Vater, ich bin es selber — kein Truggebilde, kein Fiebertraum . . .! Und hier ist Cornelia. Und dort Cajus Aurelius, der uns dem Tode entriß.“

Titus Claudius zuckt beim Klang dieser Stimme empor. Starr heftet er die glanzlosen Blicke auf die Jünglingsgestalt, die jetzt niederkniet und, seine welken Hände ergreifend, heiße Thränen vergießt. Da, mit einem Male geht ein Leuchten über sein Antlitz. Ein plötzlicher Schauer schüttelt den müden Leib, und mit dem jauchzenden Rufe: „Quintus! Du!“ bricht er zusammen.

Regungslos, wie ein Todter, liegt er dahin gestreckt. Das Antlitz wird noch bleicher und fahler. Die hageren Arme sinken schlaff an der Bettstatt herab.

Alles rings umher steht wie gelähmt. Nur Claudia hat so viel Besinnung, hinauszustürzen und Hülfe zu holen.

Nach zwei Minuten erscheint der greise Palämon, ein Freigelassener des Hauses, wohlerfahren in allen Geheimnissen der griechischen und römischen Heilkunde. Mit dem Ausdrucke wahrhaften Schmerzes tritt er zum Lager. Prüfend legt er dem Bewußtlosen die Hand auf die Stirn, prüfend tastet er nach dem kaum noch fühlbaren Puls. Claudia, die Muthige, die Standhafte, berichtet ihm, was sich ereignet hat.

„Gönnt ihm Ruhe!“ sagt Palämon, wie zur Abwehr die Hände ausstreckend. „Dieser Augenblick ist entscheidend.“

Die Familie entfernt sich. Octavia ist selbst einer Ohnmacht nahe. Auf Aurelius gestützt, schreitet sie langsam nach ihren Gemächern. Nur Claudia und Baucis verweilen mit dem Arzte im Krankenzimmer.

Palämon heischt einige Tropfen samischen Weines und flößt sie dem Kranken zwischen die bläulichen Lippen. Dann nimmt er, zu Füßen des Lagers, auf einem Sessel Platz und läßt den Ohnmächtigen nicht aus den Augen.

„Muth, mein Töchterchen!“ flüstert er, da er Claudias bethränten Augen begegnet. „Er hat ihn erkannt. Wohl! Das wird ein besseres Heilmittel sein, als alle Kräuter und Mischtränke unserer Kunst. Siehst Du, er athmet schon ruhiger und regelmäßiger. Das ist keine Ohnmacht mehr, das ist Schlaf. Wenn die Schwäche ihn nicht dahinrafft, wird dieser Schlummer die Gewalt des Fiebers brechen und ihn dem Leben zurückgeben. Oeffne die Thür, mein Kind — recht weit auf, daß die erquickliche Frühlingsluft in's Gemach ströme! Geh, Baucis, fülle das Becken mit Schneewasser und benetze ein Tuch! Ueber die Stirne gelegt, wird's ihm wohl thun. Aber leise, recht leise, daß er nicht aufwacht!“

Ein köstlicher Duft von jungen Rosen drang in das Zimmer, da Claudia jetzt die Thür vorsichtig in den Zapfen drehte. Gleich darauf brachte Baucis das Schneewasser. Die kühlende Stirnbinde schien sehr wohlthätig auf den Kranken zu wirken. Er seufzte tief auf und legte sich dann auf die

Seite. Die Starrheit seiner Züge verlor sich. Er schlief ruhig und tief.

Nach einiger Zeit erschien draußen im Säulengange der Bataver. Er warf einen Blick in's Gemach, der um Auskunft bat.

Claudia erhob sich und schritt, unter Thränen lächelnd, zu ihm heran. Unbekümmert um die Gegenwart des Palämon, schlang sie die Arme um den theuern, einzig geliebten Mann und legte ihr Haupt seufzend an seine Brust.

„Er wird leben!" hauchte sie, zu dem Jüngling emporschauend. „Sieh doch, wie klar und friedlich er schlummert!"

„Gelobt sei Jupiter! Ach, meine Claudia, was haben wir in den letzten Monden erlebt!"

„Mehr, als ich ohne unsere Liebe ertragen hätte!"

Er küßte sie, warf noch einen forschenden Blick auf den Kranken und entfernte sich.

Die Sonne sank hinter den Mons Janiculus, — und immer noch lag der Erschöpfte in seinem todähnlichen Schlafe. Zwei Stunden vor Mitternacht regte er sich und fragte nach Quintus. Da Claudia, die nicht vom Lager wich, ihm freudig zuflüsterte: „Du weißt ja, Vater, er ist gerettet!" — blickte er wie verklärt der Tochter in's Antlitz. Dann verlangte er hastig zu trinken, leerte eine Schale mit Fruchtsaft und entschlief wieder.

Als es zu dämmern anfing, hieß Palämon, der einige Stunden im Nebenzimmer gerastet hatte, Claudia zur Ruhe gehen. Nach menschlicher Berechnung sei die Gefahr jetzt vorüber. Claudia gehorchte, denn sie konnte sich kaum noch aufrecht erhalten.

Am wolkenlosen Himmel stieg die Sonne empor und führte den ersten Tag der Freiheit herein über das glücklich erlöste Rom. Allenthalben schickte die Bevölkerung sich an, den neuen Cäsar, den milden, hoheitsvollen Coccejus Nerva, der für den folgenden Morgen erwartet wurde, mit glänzenden Ehrenbezeugungen zu bewillkommnen. Alle Triumphbögen, alle Säulengänge, alle Tempel wurden bekränzt. Ganz Rom glich einem einzigen großen Festsaal. In lärmenden

Schaaren zogen die Prätorianer und die Soldaten der Stadtwache durch die Gassen, um die Standbilder des Domitianus zu stürzen und Ehrensäulen für Nerva, so gut man sie in der Eile auftreiben konnte, an deren Stelle zu setzen.

All' der Lärm, all' das geräuschvolle Treiben aber weckte nicht den Titus Claudius Mucianus, der auf dem Pfühle seines luftigen Cubiculums der Genesung entgegenschlief. Erst lange nach Mittag begann er unruhig zu werden und sich von einer Seite auf die andere zu werfen. Palämon gab der Familie Nachricht, und erwartungsvoll kamen sie insgesammt nach dem Schlafgemach: Octavia, Claudia, Lucilia, Cornelia, Quintus und Cajus Aurelius, der sich heute, nachdem die große politische Umwälzung als vollbracht anzusehen war, völlig frei gemacht hatte und schon seit früh im Haus der Geliebten weilte. Mit ihnen aber, die da allesammt zur Familie gehörten, schritt — zur Ueberraschung der ehrlichen Baucis — auch ein Fremdling, ein rodumnensischer Ritter, der bis zur Stunde niemals die Schwelle des oberpriesterlichen Hauses betreten hatte, unser wackerer Freund Cnejus Afranius, der Rechtsgelehrte. Die Augen Lucilias, die inmitten all' der Beklemmung wie von der Ahnung künftigen Glückes funkelten, wenn sie denen des theuren Mannes begegneten, hätten die alte Baucis belehren können, daß dieser unvorhergesehene Gast doch nicht so ganz ohne Berechtigung hier verweilte, ja, daß zwischen den beiden Menschenkindern Dinge vorgegangen sein mußten, die für das Schicksal des Afranius sowohl, wie für das der einst so übermüthigen und jetzt so weiblich zaghaften Jungfrau von höchster Bedeutung waren. Bescheidentlich hielt sich Cnejus Afranius im Hintergrunde, als wollte er einstweilen die befremdlichen Zweifel der alten Sclavin noch gelten lassen.

Palämon empfing die Gesellschaft mit jenem Lächeln, das die Angehörigen eines Kranken mit neuem Leben durchrieselt.

„Nur gelassen!“ wehrte er, da Lucilia und Quintus ihn mit Fragen bestürmten.

Mit einem Male erklang es vom Bette her wie ein

schwerer Seufzer. Titus Claudius setzte sich auf und maß die Gesellschaft mit großen, leuchtenden Augen.

„Du bist es!“ sprach er, vor Aufregung zitternd. „Quintus, mein Sohn, mein Abgott!“

„Vater!“ schrie Quintus hell auf. Dann sank er ihm laut schluchzend in die Arme.

„War's eine Täuschung des Fiebers,“ fragte der Priester, nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, „oder vernahm ich's im Ernste? Du, Cajus Aurelius, hättest meinen Quintus befreit?“

„Herr, Du sagst es,“ versetzte der Bataver.

„Wie vermochtest Du das? Hast Du ihm Gnade erwirkt? Gelang Dir, was uns Allen mißglückte: das Herz des Kaisers zu rühren?“

„Domitianus ist todt,“ sagte der Bataver feierlich. „Ehe sein Thron noch gestürzt war, sank er von Mörderhand. Nerva aber, der neue Cäsar, ist unschuldig am vergossenen Blute. Er, der Milde, Gerechte, befahl mir, die Fesseln der Nazarener zu sprengen. Mit Aufbietung aller Kräfte sind wir vom Strande Galliens nach Rom geeilt. Die Götter wollten's, daß wir noch rechtzeitig eintrafen, um Deinen Quintus und die edle Cornelia zu retten. Das Gesetz, das sie schuldig sprach, ist getilgt.“

Regungslos hatte der Oberpriester ihm zugehört. Palämon trat, voll ängstlicher Sorge, zum Bett heran, um das Zwiegespräch abzuschneiden.

„Nicht doch, mein Freund!“ sagte Titus Claudius mit dankbarem Lächeln. „Du hast Nichts zu befürchten. Neues Leben strömt mir durch alle Adern. Nur die Ungewißheit drückt mich zu Boden: die Wahrheit wird mich emporrichten. Laß diesen Jüngling erzählen, was sich ereignet hat! Domitianus todt! Nerva Kaiser! Die Nazarener befreit —! Ich glaube zu träumen!“

Aurelius erzählte. Mit beiden Händen das Haupt seines Sohnes umklammernd, hörte Titus Claudius ihm zu. Was ihn bei dem Berichte des Batavers auch erschüttern mochte: der Eine Gedanke, vor dem Entsetzlichen bewahrt

worden zu sein, ohne sich selbst eine Schuld vorwerfen zu müssen, ohne die Pflicht als Staatsbürger und Beamter des Reiches verletzt zu haben, trug über all' die wechselnden Gefühle den Sieg davon. Immer und immer wieder kehrte sein Auge zu dem glückstrahlenden Antlitz des Jünglings zurück, des Verlorengeglaubten, den er nun leibhaftig umschlungen hielt. Alle Erwägungen gingen unter in dem Strome der ach! so lange zurückgedrängten Vaterliebe.

„Die Götter haben's gewollt!" sagte er wehmüthig, als Aurelius geendet hatte. „Ich freilich kann des Amtes, das Domitian mir verliehn, unter den Gegnern des Ermordeten fürder nicht walten. Aber ich beuge mich der Macht der Ereignisse. Was bis zur Stunde Verrath gewesen, wird von jetzt ab Gesetz. Ich bin ein schwacher, sterblicher Mensch. Ich vermesse mich nicht, hier zu urtheilen. Ich erstaune und schweige. Wo die größere Kraft der Ueberzeugung, des Wollens und Könnens ist, da ist vielleicht auch das Recht... Ein so ernstes Räthsel wird nur von den Göttern gelöst. So laßt denn das erste Wort, das ich nach diesen Tagen des Schreckens und der Qual zu euch rede, ein Wort der Versöhnung sein. Cajus Aurelius, Du besitzest das Herz meiner Tochter. Wohlan! Sie werde Dein Weib! Ich will Euer Glück nicht zertrümmern. Ihr Alle habt genug gelitten um meinetwillen."

Diesmal machte Palämon die volle Autorität seines Amtes geltend. Er drängte den jungen Bataver und die glückselige Claudia fast gewaltsam vom Lager hinweg.

„Verzeiht mir," sagte er, „aber es geht nicht, — bei allen Göttern! Er benöthigt der Ruhe. Nur seinen Quintus wollt' ich ihm zeigen, — als beste Heilung für das kranke Gemüth. Dem edlen Eidam wird er noch frühe genug die Hand schütteln."

Die Familie zog sich zurück.

„Und wir?" fragte Lucilia, da Afranius strahlend an ihre Seite trat.

„Geduld, o Königin!" versetzte der Rechtsgelehrte. „Was zuerst geblüht hat, muß zuerst reifen. Laß ihn genesen und

das Erlebte in Ruhe verarbeiten. Auch unsere Stunde wird schlagen!"

Lucilia nickte. Claudia umschlang die Schwester und küßte sie leidenschaftlich.

Quintus war der Letzte, der das Zimmer verließ. Titus Claudius schaute ihm verklärten Angesichts nach. Dann hob er den Blick gen Himmel, seufzte aus tiefster Brust und schloß langsam die Augen. Er war völlig erschöpft. Nach kurzer Frist sank er wieder in Schlaf, und das noch immer erregte Gehirn spann mit erneuter Lebhaftigkeit seine farbigen Traumbilder. Aber es waren diesmal keine Dämonen, die ihn umschwebten, sondern freundliche Genien, — und durch rosige Duftwolken schweifte sein Blick in die sonnbeglänzten Regionen des Friedens und der Erlösung.

Freundliche Genien, den Frieden und die Erlösung verkündend, umschwebten auch die große Dulderin Roma. Am folgenden Tage, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, hielt Marcus Coccejus Nerva unter dem begeisterten Jubel des Volkes seinen festlichen Einzug, — und ehe die Sonne zum zweiten Mal in's Meer gesunken, hatte sich jener welthistorische Act vollzogen, der dem römischen Staat auf lange Jahre hinaus die Wohlthaten der Freiheit und der Gerechtigkeit sichern sollte: der greise Imperator hatte, um für den Fall seines Hinscheidens das Weltreich nicht erneuten Erschütterungen preiszugeben, den Hispanier Ulpius Trajanus in feierlicher Senatsversammlung an Sohnesstatt angenommen und mit Einwilligung der hohen Körperschaft zu seinem dereinstigen Nachfolger in der Würde des römischen Kaisers ernannt.

„Ich weiß, mein geliebter Sohn," so hatte der Imperator gesprochen, „Du wirst dieses Geschenk der Liebe aus den Händen des greisen Nerva, und diese Gabe der höchsten Ehre aus den Händen des Senats und des römischen Volkes mit dankerfülltem Herzen entgegennehmen. Du wirst nicht hoffärtig werden im Besitze der Macht, wie Du nicht knechtisch geworden, da Du als Opfer der guten Sache jedem Mißgeschick ausgesetzt warst. Du wirst Dich niemals von Schmeichlern

bethören lassen, denn Du selbst hast niemals schmeicheln gelernt. Du wirst anerkennen, daß all' Deine Macht und Hoheit aus dem Willen des Volkes hervorgegangen; daß Du nur herrschest, weil das Vaterland Dir also befiehlt; daß Du nicht der Tyrann, sondern der erste Diener des Staates bist."

So hatte Nerva geredet, und im heiligen Gefühle der Pflicht hatte Ulpius Trajanus das Haupt gesenkt und die verantwortungsreiche Würde auf sich genommen, — Ulpius Trajanus, der edle, maßvolle und gerechte Mann, den die künftigen Annalen der Weltgeschichte mit beispielloser Einstimmigkeit als den besten bezeichnen sollten unter allen römischen Imperatoren.

Um dieselbe Stunde, da Marcus Coccejus Nerva mit Ulpius Trajanus von der Höhe des Capitols nach den Gemächern des Palatiums zurückkehrte, verließen zwei Männer einsam und in schlichter Gewandung das Weichbild der Siebenhügelstadt.

Der Eine von ihnen, der Isispriester Barbillus, entwich in schlau gewählter Verkleidung nach Antium, wo ein Helfershelfer mit dem, was in der Eile an Schätzen zusammengerafft worden war, auf ihn wartete. Von dort gedachte er nach Alexandria in Aegypten zu segeln, und so dem Zorn des allmächtigen Cornelius Cinna, der jetzt im Palatium neben Coccejus Nerva der Erste war, zu entgehen. Das Schiff scheiterte, und acht Tage später ward der Leichnam des großen Zauberkünstlers zu Messana an's Land geschwemmt.

Der andere der beiden Männer, Eurymachus, der ehemalige Sclave des Stephanus, nahm die Richtung nach Ostia. Die Massilierin Lykoris, die urplötzlich allem Glanz und allem Luxus entsagt und die Taufe empfangen hatte, war dem Quintus Claudius zuvorgekommen: sie hatte den Eurymachus von den Erben des Stephanus freigekauft und ihn ausgerüstet für eine Reise nach Gallien. So zog er denn nach so vielen Kämpfen und Prüfungen mit erneutem Lebensmuthe von dannen, um als Apostel die nazarenische Lehre weiter hinauszutragen bis zu den fernsten Marken des Weltreichs.

Anmerkungen.

S. 7. Enipeisches Vorgebirge, die heutige Punta della Licosa, südlich vom Salernischen Meerbusen.

Capreä („Ziegeninsel"), jetzt Capri.

Trireme, ein Dreirudrer, d. h. ein Schiff mit drei übereinander liegenden Ruderbänken. Der Takt des Ruderns wurde vom Obmann geregelt; gewöhnlich durch Hammerschläge oder Commandoworte, nicht selten auch durch Flötentöne oder, wie hier, durch ein Lied der Matrosen (cantus nauticus).

Puteoli, bedeutende Hafenstadt Campaniens, jetzt Pozzuoli. Ueber den Weltverkehr Puteolis vergl. Stat. Silv. III, 5, 75.

S. 8. Apollonius von Tyana in Kappadocien (um 50 n. Chr.), schwärmerisch-ascetischer Philosoph, Magier und Thaumaturg; von heidnischen Autoren vielfach mit Christus zusammengestellt. Vergl. seine ausführliche Lebensgeschichte von Philostrat.

Reisekärtchen. Stationenverzeichnisse für einzelne Routen waren im Alterthum ganz gewöhnlich. Mit besonderer Vorliebe brachte man sie auf Gefäßen an, etwa auf Trinkbechern ꝛc.

Tunica, das kurzärmelige Untergewand für beide Geschlechter, die Haustracht, über welche die Männer beim Ausgehen die Toga, die Frauen die Stola oder die Palla anzogen. In der Kaiserzeit trug man unter der Tunica eine zweite, die tunica interior, die unserem Hemde entsprach.

Der Palast des Tiberius. Ueber das grausame und ausschweifende Treiben des Tiberius auf Capri vergl. Tac. Ann. I, 67. Suet. Tib. 40, Juv. Sat. X, 72 u. 93. Geringe Reste dieses Palastes zeigt man noch heute: Villa di Timberio; die 700′ hohe senkrechte Felswand heißt il salto (der Sprung).

Die Söhne der Leda, Castor und Pollux, die sogen. Dioskuren, unter die Sterne versetzt, waren Schutzgottheiten der Schiffer.

Wachstafel (tabula cerata), ein mit Wachs überzogenes Täfelchen, auf welches mit dem Griffel (stilus) geschrieben wurde. Die Wachstafel ersetzte in den Schulen unsere Schiefertafel und im

alltäglichen Leben unser Notizbuch. Der (eiserne, oft aber auch silberne oder goldene) stilus, mit dem die Buchstaben eingeritzt wurden, war am oberen Ende nach Art eines Spaten plattgedrückt. Mit diesem platten Ende ward das Geschriebene wieder mit Wachs verstrichen: daher stilum vertere = den Griffel wenden, = etwas ausstreichen.

Freigelassener. Ein überaus wichtiger Factor in der Organisation der römischen Gesellschaft war das von Alters her zu Recht bestehende Institut der Sclaverei (servitium). Die Sclaven (servi) waren das sachliche Eigenthum ihres Herrn, der unumschränkt über ihr Schicksal und ihr Leben verfügen konnte. (Erst im Jahre 61 n. Chr. verbot das sogen. Petronische Gesetz die willkürliche Verurtheilung der Sclaven zu Thierkämpfen ꝛc.) Aus diesem Zustande der Unfreiheit konnte nun der Sclave durch die sogenannte manumissio entlassen werden. Ein solcher ehemaliger Sclave hieß libertus, libertinus. Seine Stellung hing von dem größeren oder geringeren Grade der Feierlichkeit ab, mit welcher die manumissio erfolgt war. Die ceremoniellste Art der Freilassung gewährte ihm die vollen Rechte der Freigebornen. Aber selbst in diesem Falle haftete ihm gesellschaftlich ein ähnlicher Makel an, wie jetzt etwa den emancipirten Negersclaven in Nordamerika. Gelangte ein solcher Freigelassener zu Macht und Einfluß — was unter den Imperatoren sehr gewöhnlich war —, so bezeugten ihm die adelsstolzen Sprößlinge alt-erlauchter Geschlechter zwar äußerlich ihre Ehrfurcht: aber die Herkunft des Mannes blieb unvergessen.

Trajectum. Stadt der Bataver in der römischen Provinz Germania, jetzt Utrecht.

Gades, Stadt im südlichen Spanien, jetzt Cadiz.

S. 9. Panormus, Stadt an der Nordküste von Sicilien, jetzt Palermo.

Korybant (Corybas, *Κορύβας*, gewöhnlich im pl. Corybantes), Priester der Kybele. Sie feierten ihren Gottesdienst in wilder Begeisterung, unter Waffentänzen und geräuschvoller Instrumentalmusik. (Vergl. Hor. Od. I, 16, 8: non acuta si geminant Corybantes aera etc.)

Ostia, der an der Tibermündung gelegene Hafen Roms.

Massilia, bedeutende Stadt an der Südküste Galliens, von den Griechen gegründet, jetzt Marseille.

Rugier (Rugii), germanische Völkerschaft im heutigen Pommern und auf der Insel Rügen.

Friesen (Frisii), germanische Völkerschaft im nördlichen Theile von Holland und weiter ostwärts bis jenseits der Ems (Amisia).

Frühstück. Der erste Imbiß nach dem Aufstehen hieß jentaculum. Er bestand zu Zeiten der Republik (bei den ärmeren Volksklassen auch späterhin) vorwiegend aus Speltbrei (puls). Bei den

Wohlhabenden griff natürlich auch hier der Luxus um sich; doch blieb das jentaculum im Vergleich mit dem zweiten Frühstücke (prandium), und insbesondere mit der Hauptmahlzeit (coena) immer frugal.

S. 10. Widderkopf an der Kielspitze. Gewöhnlich waren diese Verzierungen an der Kielspitze in Holz geschnitten. Sie sind nicht zu verwechseln mit den sog. Schiffsschnäbeln (rostra, ἔμβολα). Diese Schnäbel — zwei starke eisenbeschlagene Balken — befanden sich am Vordertheile der Kriegsschiffe und wohl auch solcher Fahrzeuge, die langwierige, möglicherweise durch Seeräuber gefährdete Reisen zu unternehmen hatten. Sie lagen dicht unter dem Wasserspiegel und hatten die Aufgabe, feindliche Fahrzeuge in den Grund zu bohren. Vergl Buch III, Cap. 1.

Parthenopeischer Golf. Parthenope ist der alte Name Neapels, von der Sirene Parthenope, die dort begraben sein soll.

Vesuvius. Der weltberühmte Ausbruch, der die drei genannten Städte verschüttete, erfolgte im Jahre 79 n. Chr., also 16 Jahre vor Beginn unserer Erzählung.

Bajä, jetzt Baja, das größte Luxusbad der antiken Welt. Vergl. Hor. Ep. I, 1, 83.

Aenaria und Prochyta, jetzt Ischia und Procida.

S. 11. Alexandrinische Marktschiffe. Alexandria in Aegypten war als Handels- und Industriestadt etwa das London des Alterthums.

Tarentinische Reisemäntel. Die Wollgewebe aus Tarent, dem heutigen Taranto, waren berühmt.

Magus, ein gothisches Wort — (nicht etwa das lateinische magus, griech. μαγος = Magier, Zauberer) — bedeutet soviel als Knabe, Jüngling, Knecht (vergl. die Magen = Verwandten).

„Hva gasaihvis?“ — „Gasaihva leitil skip“. Wörtlich: „Was siehst (Du)?“ — „(Ich) sehe (ein) kleines Schiff.“ Die frühsten Monumente der gothischen Sprache datiren allerdings um einige hundert Jahre später, aus der Zeit, da die Gothen ihre ursprünglichen Wohnsitze an der unteren Weichsel aufgegeben und sich weiter südostwärts am schwarzen Meere niedergelassen hatten. Doch erscheint die Licenz, einen Gothen des ersten Jahrhunderts in der Sprache des Ulfilas reden zu lassen, nach allen sprachgeschichtlichen Analogien durchaus nicht verwegen. Das Gothisch, wie es uns überliefert ist, weist so consolidirte und klare Formen auf, daß eine wesentliche Veränderung der Sprachphysiognomie innerhalb des Zeitraumes zweier oder dreier Jahrhunderte nicht wohl denkbar ist.

S. 12. Batavia. Die Benennung der Schiffe nach Personen, Städten, Ländern 2c. findet sich frühzeitig.

S. 13. Amulet. Der Glaube an die schützende Wirkung der Amulette war in der römischen Frauenwelt sehr verbreitet. Ins-

besondere hing man den Kindern Amulette gegen den bösen Blick um.

Isis. Die ägyptische Göttin Isis war ursprünglich eine Personification des Nillandes, und als solche die Gattin des Osiris, des Nil-Gottes, der von Typhon getödtet und sehnsüchtig von der verwaisten Göttin gesucht wird. Später wurde sie mit allen erdenklichen Gestalten der hellenischen — vergl. Apulej. Met. XI, 5 — und römischen Mythologie vermengt und so im ersten Jahrhundert n. Chr. die Göttin par excellence. Ihr Cultus fesselte vornehmlich die Frauenwelt.

Wächsernes Schifflein. Solche Votivgeschenke werden häufig erwähnt. Gewöhnlich bestanden sie in gemalten Tafeln; aber auch Nachbildungen in Wachs oder in Metall waren gebräuchlich.

S. 14. Nilwasser. Dem Wasser aus dem heiligen Nilstrom schrieben die Isisgläubigen eine besondere Kraft zu.

Sesterzen. Sestertius, römische Silbermünze. Werth ungefähr 20 Reichspfennige.

Römische Ritter. Die freie Bevölkerung Roms zerfiel zur Kaiserzeit in drei Stände: Senatoren, Ritter und Volk (dritter Stand). Der Senatorenstand war auf Rom beschränkt. In seinen Händen ruhte verfassungsmäßig die eigentliche politische Macht, die zur Zeit der Republik vom gesammten Volke ausgeübt worden war. Dem Senat stand das Recht zu, „die Souveränetät zu übertragen und zurückzufordern, d. h. die Kaiser ein- und abzusetzen, ein Recht, das er freilich nur ausnahmsweise geübt hat, das aber die Kaiser förmlich anerkannten, indem sie sich von ihm bestätigen ließen. In ihrem Verhältniß zum Senat waren die Kaiser nur die Ersten unter Gleichen, die Mitglieder dieses Standes im eigentlichen Sinne ihre Pairs: ein Verhältniß, das mit Ausnahme von Caligula, Nero, Domitian und Commodus die Kaiser der beiden ersten Jahrhunderte wenigstens äußerlich aufrecht zu erhalten mehr oder weniger bemüht gewesen sind." (Friedländer, Röm. Sittengesch. I, 3.) Die Zahl der altsenatorischen Familien war eine verhältnißmäßig geringe. — Der zweite Stand — die Ritter (equites) — war über das ganze Weltreich verbreitet. „Aus einer besonders ausgezeichneten militärischen Dienstclasse hatte er sich in der Gracchenzeit als eine Vermögensclasse Aller gebildet, die einen Census von 400,000 Sest. besaßen, wobei die Bedingungen der freien Geburt und Abstammung, der Unbescholtenheit, der Enthaltung von ehrlosem oder unanständigem Erwerb sich von selbst verstanden. Der Verlust des Census, gleichviel ob verschuldet oder unverschuldet, zog den Verlust des Standes nach sich. In Folge der Verwirrung und Auflösung aller gesetzlichen Ordnungen durch die Bürgerkriege verloren auch diese Bestimmungen zum großen Theil ihre Kraft. Während viele früher Berechtigte durch den Ver-

lust des Census den Stand einbüßten, maßten sich Andere, die zwar den Census, aber nicht die sonstigen Erfordernisse besaßen, ungehindert die äußeren Auszeichnungen der Ritter an, namentlich den goldenen Ring und den ritterlichen Ehrenplatz im Theater." (Friedländer a. a. O.) Innerhalb des Ritterstandes gab es verschiedene Abstufungen des Ranges und namentlich große Verschiedenheit des Vermögens. Neben bettelhaften Titular-Rittern gehörten „die Banquiers, die Großhändler, die Zollpächter, die Directoren und Mitglieder von Handelsgesellschaften und Vereinen zu kaufmännischen Unternehmungen jeder Art" vorzugsweise dem Ritterstand an: hier also Cajus Aurelius als der Sohn eines Großhändlers. — Der dritte Stand umfaßte die Handwerker, die Klein-Industriellen, die Schenkwirthe, die Gelehrten, die Künstler ꝛc. ꝛc., insofern die Betreiber dieser Berufsarten nicht Sclaven waren; ferner aber das ungeheure Proletariat, das beinahe ausschließlich von den öffentlichen Almosen lebte.

„Herr", sprach die Matrone. Ueber die Anrede mit „Herr" (domine) vergl. die ausführlichen Erörterungen bei Friedländer (Sittengesch., I. Anhang). Sie war allerdings nicht so alltäglich wie das moderne „Herr", aber doch als Ausdruck einer besonderen Höflichkeit in den verschiedensten Lebensverhältnissen gang und gäbe. Selbst die Kaiser gebrauchten sie im Verkehr mit Leuten, denen sie Achtung bezeigen wollten. So schreibt Marc Antonin an Fronto: „Have, mi domine magister." Nach Seneca (Ep III, 1) war es bereits unter Nero gebräuchlich, daß man Begegnende, auf deren Namen man sich nicht gleich besinnen konnte, mit „Herr" begrüßte, um so auf keinen Fall unhöflich zu erscheinen. Der eben erwähnte Fronto nennt einen Schwiegersohn „domine", und als einst Nero öffentlich Cither spielte, redete er die Zuschauer „mei domini" (meine Herren) an. Ja, die für unser Ohr ganz modern klingende Verbindung der Anrede domine mit dem Namen findet sich mehrfach. So bei Apulejus (Met. II) „Luci domine", — „Herr Lucius". Unsere Erzählung vermeidet jedoch diese Verknüpfung des „Herr" mit dem Namen, da hierdurch ein allzu anachronistisches Colorit herbeigeführt werden möchte. Dem domine entspricht als Anrede bei Frauen das domina (Herrin), was die Franzosen, wenn sie altrömische Stoffe behandeln, dem Wortlaute wie dem Sinne nach richtig mit ihrem (nur bei uns trivial gewordenen) madame (= meam dominam) wiedergeben.

Titus Claudius Mucianus. Die Römer führen gewöhnlich drei Namen. Titus ist hier der Vorname (praenomen), der den Söhnen am neunten Tage nach der Geburt beigelegt wurde. Claudius ist der Name der gens, des Stammes, der Familie im weiteren Sinne des Wortes (nomen gentilicium). Mucianus ist das cognomen, der Zuname, der Name der Familie im engeren Sinn (stirps oder familia). Zu einer gens gehörten also mehrere

stirpes. — Die Töchter wurden lediglich nach der gens genannt; also hieß beispielsweise die Tochter des Titus Claudius Mucianus: Claudia. Waren es ihrer zwei, so unterschied man sie durch die Zusätze major (die Aeltere) und minor (die Jüngere); waren es mehrere, durch die Zahl. Die gens der Claudier war eine altberühmte. Die hier zu Hauptträgern unserer Erzählung gemachte stirps Muciana beruht auf freier Erfindung.

S. 16. Gavius Apicius, ein berüchtigter Schlemmer zur Zeit der ersten Kaiser (Tac. Ann. IV, 1). Er entleibte sich, als er in seiner Casse nur noch $2^1/_2$ Millionen Denare ($4^1/_2$ Millionen Mark) vorfand, da er es für unmöglich hielt, mit einer so geringen Summe anständig auszukommen.

Hymettus, Berg in Attika, berühmt durch seinen vorzüglichen Honig. (Hor. Od. II, 6, 14.)

Geschliffener Smaragd. Vergl. Plin. Hist. Nat. XXXVII, 64, wo berichtet wird, daß sich der Kaiser Nero bei den öffentlichen Schauspielen eines solchen Lorgnons bedient habe.

Der Hummer (cammarus) war bei den Römern minder hochgeschätzt als bei uns. Vergl. Plin. Ep. II, 17: „Das Meer hat allerdings keinen Ueberfluß an köstlichen Fischen; doch liefert es treffliche Schollen und Hummern", — wo also die Hummern den köstlichen Fischen entgegengesetzt sind.

Krystallscheibe. Fensterscheiben aus Glas (vitrum), Marienglas (lapis specularis) und ähnlichem Material waren im Alterthume nicht selten.

S. 17. Menander, Sohn des Feldherrn Diopeithes, geb. 342 v. Chr., hervorragender griechischer Lustspieldichter. Von seinen Comödien besitzen wir nur noch Fragmente.

Tibur, beliebter Sommeraufenthalt der römischen Großen, jetzt Tivoli.

Kappadocische Hengste. Die kleinasiatische Landschaft Kappadocien war berühmt wegen ihrer vortrefflichen Pferde.

S. 18. Sänfte (lectica), das übliche Tragbett, ziemlich genau dem orientalischen Palankin entsprechend, mit reichen Vorhängen (vela) versehen und auch sonst ein Gegenstand luxuriösen Raffinements. Die Zahl der Sänftenträger (lecticarii, calones) belief sich auf 2 bis 8. In der Stadt Rom selbst, wo das Fahren während der Tageszeit nicht gestattet war, ersetzten die lecticae vollständig unsere Equipagen und Droschken, denn sie waren auch stundenweise zu miethen, und an mehreren frequenten Punkten befanden sich Standorte (castra lecticariorum).

Lavaplatten, das übliche Pflasterungsmaterial in Mittel- und Süditalien.

Sigambrer, deutsche Völkerschaft an den Ufern der Sieg.

Rothe Livrée, die übliche Tracht der Sänftenträger zur Kaiserzeit.

Krauslockige Aethiopier. Der Name Aethiopier (*Αἰθίοπες*) im engeren Sinne bezeichnet die Bewohner von Ober-Aegypten; im weiteren Sinne die Gesammt-Bevölkerung des nordöstlichen Afrika und des südwestlichen Asien. Nach Herodot (VII, 70) hatten die östlich wohnenden Aethiopier schlichtes, die westlich wohnenden krauses Haar.

S. 19. Thermen (thermae, *θέρμαι*, d. i. „warme Bäder"), öffentliche Bade-Anstalten im größten Stile, den hellenischen Ringschulen nachgebildet. Vergl. Becker, Gallus III, S 68 ff.

Cumä (*Κύμη*), jetzt Cuma, die älteste der griechischen Colonien Italiens, jenseits des Bergrückens, der die bajanische Bucht nach Westen abschließt; nur wenige tausend Schritte von Bajä entfernt.

Vorauf gingen acht oder zehn Sclaven ... Ein solcher Vortrab war bei Leuten von Distinction üblich, selbst wenn sie zu Fuße gingen.

Lusitanier, Völkerschaft im heutigen Portugal, zwischen Tagus (Tajo, Tejo) und Durius (Duero, Douro).

S. 20. Cäcuber. Die Landschaft Cäcubum am cajetanischen Meerbusen war berühmt durch ihren ausgezeichneten Wein. (Vergleiche Hor. Od. I, 20, 9 ff. und bes. I, 37, 5 ff., wo gesagt wird, es sei geradezu sündhaft, den Cäcuber bei anderen als außergewöhnlichen Gelegenheiten aus dem Keller zu holen, antehac nefas depromere Caecubum cellis avitis etc.)

Erymanthischer Eber. So genannt vom Gebirg Erymanthos in Arkadien, wo er hauste, bis ihn Herkules tödtete.

Dionysos, Beiname des Bacchus.

Libation, Trankopfer.

Vestibulum, der — in der Kaiserzeit häufig mit einer Säulenhalle bedeckte — Vorplatz vor der Hausthüre (fores).

Adoptivkind. Die Annahme an Kindesstatt war im alten Rom durch strenge Rechtsvorschriften geregelt. Die Adoption im engeren Sinne (adoptio) erstreckte sich auf solche Personen, die noch in väterlicher Gewalt standen; bei selbstständigen Personen hatte die sogenannte arrogatio statt. Bei Frauenzimmern war diese letztere Form überhaupt ausgeschlossen.

S. 21. Atrium. Von der Hausthüre führte ein schmaler Gang (ostium) nach dem ersten Binnenhofe, dem Atrium, so genannt, weil dieser Raum, wo sich ursprünglich der Herd befand, vom Rauche geschwärzt war (ater). Das Atrium, das im älteren römischen Hause mehr den Charakter eines Zimmers mit verhältnißmäßig kleiner Dachöffnung, späterhin den des Hofes trug, war anfänglich der Mittelpunkt des Familienlebens, der Wohnraum, wo die fleißige Hausfrau mit ihren Sclavinnen thronte. Als die republikanische Sitteneinfalt dem Luxus Platz machte, ward das Atrium zum Empfangssalon, und das Familienleben zog sich nach entlegeneren Räumen zurück.

S. 22. Triclinium (Dreilager), eigentlich das Speisesopha, auf welchem gewöhnlich drei, zuweilen auch mehr Personen zu Tische lagen; dann auch das Speisegemach selbst. Es befand sich am zweiten Binnenhofe, dem sogenannten Peristyl oder Cavädium.

Cimbrische Halbinsel, das heutige Jütland.

Guttonen, deutsche Völkerschaft an der unteren Weichsel.

Aestuer, germanisches Küstenvolk im heutigen Esthland.

Scandier, Bewohner des südlichen Schwedens.

Hier im Landhause der üppigen Golfstadt, umringt von allem, was das Leben bequem und genußreich macht, fühlte man sich durch den Gedanken ferner Schrecknisse doppelt freudig erregt. Dieser Charakterzug war bei den Römern besonders scharf ausgeprägt. Allgemein suchte man z. B. den Lebensgenuß durch die Vorstellung von dem Tode zu steigern; daher man es liebte, wenn die Speisezimmer, als die eigentlichen Stätten der Fröhlichkeit, die Aussicht auf Grabmäler hatten.

S. 23. Das goldene Haus (domus aurea). So hieß der mit wahnsinnigstem Luxus ausgestattete Palast des Nero, der sich vom palatinischen Hügel durch das Thal bis hinauf zu den mäcenatischen Gärten auf dem Mons Esquilinus erstreckte. Das goldene Haus enthielt eine Unmasse der herrlichsten Marmorbildwerke. Vespasian ließ den colossalen Prunkbau zum größten Theil einreißen.

Nur was im Bereiche der sieben Hügel geboren, zählt für voll. Die Geringschätzung der Provinzialen war allen Römern, auch denen der untersten Volksclassen, eigenthümlich. So sagt Cicero: Cum infimo cive romano quisquam amplissimus Galliae comparandus est? (Läßt sich irgend ein noch so hervorragender Gallier mit dem untergeordnetsten römischen Bürger vergleichen?) Dieses Vorurtheil erhielt sich bis in die späteren Jahrhunderte, obgleich schon unter den ersten Kaisern zahlreiche Provinzialen zur Senatorenwürde und zu den höchsten Aemtern gelangten. Geradezu komisch berührt es, wenn Juvenal, der Sohn eines Freigelassenen, die „Ritter aus Kleinasien" (Equites Asiani) von oben herab und wie Eindringlinge behandelt, die nicht würdig wären, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Von den übrigen Provinzialen dachte man allerdings nicht so geringschätzig, wie von den Griechen und Orientalen. Aber noch Tacitus (Ann. IV, 3) rechnet es der Gemahlin des Drusus zum erschwerenden Umstand, daß ihr Buhle Sejanus, mit dem sie die Ehe brach, nicht etwa ein Vollblutrömer, sondern bloß ein Ritter aus Volsinii, ein Municipale, gewesen.

Modegärten. Der Geschmack der Römer in Bezug auf die Gartenkunst gleicht durchaus dem von Versailles. Die Beredtsamkeit, mit welcher einzelne Autoren die Rückkehr zur unverfälschten Natur predigen (Hor. Epist. I, 10, Prop. I, 2, Juv.

Sat. III ꝛc.), beweist nur, daß die entgegengesetzte Richtung die allgemeine war. Für comme il faut galt insbesondere das Zurechtschneiden und Verkünsteln der Bäume und Sträucher. So schreibt Plinius der Jüngere in seiner Schilderung des tuscischen Landhauses (Ep. V, 6): „Vor dem Säulengange befindet sich eine offene Terrasse, mit Buchs umfriedigt, die Bäume in verschiedene Gestalten geschnitten; unter derselben ein schräg abfallendes Rasenstück, an dessen Fuße auf beiden Seiten des Weges verschiedene Tiergestalten in Buchs stehen. Auf der Ebene wächst der Akanthus weich, fast möchte ich sagen, durchsichtig. Ringsum zieht sich ein Heckengang mit dichtem und mannigfaltig geschnittenem Gesträuch. Um den Heckengang läuft eine Allee in Form eines Circus, mit verschiedenartig gestaltetem Buchs und kunstvoll gestutzten Bäumchen. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, die dem Auge durch treppenweise gezogenen Buchs versteckt wird.“ Und mehr gegen Ende des Briefes: „Dort ist der Buchs in tausenderlei Formen geschnitten, zuweilen in Buchstaben, welche bald den Namen des Herrn, bald den des Gärtners darstellen.“

S. 24. Priester des capitolinischen Jupiter. Die Priester einzelner Gottheiten hießen Flamines. Der vornehmste unter ihnen war der Flamen Dialis, der Priester des Jupiter. — Capitolinus hieß der Gott nach seinem Tempel auf dem capitolinischen Hügel. Ueber das Verbot, die Hauptstadt für mehr als eine, oder höchstens zwei Nächte zu verlassen, vergl. Tac. Ann. III, 71.

S. 25. Die Prätur und das Consulat waren unter den Kaisern, trotz der nunmehr eingetretenen Machtlosigkeit dieser Aemter, immer noch ein Gegenstand des glühendsten Ehrgeizes.

Gaditanerin. Gades war berüchtigt wegen seiner leichtfertigen Tänzerinnen ꝛc. (Gaditanae. Vergl. Juv. Sat. XI, 162 ff.)

Thyrsusschwinger. Thyrsus (*θύρσος*) — eigentlich Stengel, Stamm — hieß der mit Reben und Epheu umwundene Stab des Bacchus und der Bacchantinnen.

S. 27. Brücke des Nero. Zu den wahnsinnigen Unternehmungen des Kaisers Nero gehörte auch die mit unermeßlichen Kosten erbaute, völlig zwecklose Brücke quer über den Meerbusen von Bajä.

Surrentum, jetzt Sorrento.

Cajeta, jetzt Gaëta.

S. 28. Urbanitas; wörtlich: die Städtischkeit.

Ein bleicher, bärtiger Mann ... Das Tragen von Bärten ward erst unter dem Kaiser Hadrian allgemein. Zur Zeit unserer Geschichte galt für die höheren Stände (nicht aber für das untere Volk und die Sclaven) noch die Sitte, den Bart vom einundzwanzigsten Jahre an zu rasiren.

S. 29. Stoa, die Schule der Stoiker; so genannt von der Säulenhalle (*ποικίλη στοά*) zu Athen, in welcher ihr Begründer

Zenon von Kition zu lehren pflegte. Die Richtung der stoischen Philosophie war eine vorwiegend praktisch-eudämonistische. Sie erstrebte die Besiegung des physischen und moralischen Uebels durch persönlichen Heroismus.

S. 30. Coena, die zweite und letzte Hauptmahlzeit nach vollendeter Tagesarbeit. Unter den Kaisern begann die Coena gegen $^1/_2$3 Uhr Nachmittags, im Winter wohl etwas später. Sie entsprach in ihrem Verhältniß zu den übrigen Tagesstunden durchaus dem „diner" der Franzosen, denn die Römer waren Frühaufsteher, und der Tag begann auch für die höhere Gesellschaft mit Sonnenaufgang.

Cavädium oder Peristyl hieß der zweite Binnenhof des römischen Hauses, mit dem ersten, dem Atrium, durch einen oder zwei Corridore verbunden. Am Cavädium lag u. a. das Speisezimmer, sowie das Studierzimmer des Hausherrn. Der zwischen dem Atrium und dem Cavädium gelegene Raum, das Tablinum, enthielt das Familien-Archiv &c.; es war Geschäfts-Local und Bureau.

S. 31. Typhon. Der böse Geist, der den Nilgott Osiris tödtet. Vergl. die Anm. zu S. 13 („Isis"). Bei den Griechen ein gewaltiges Ungeheuer der Urzeit, eine Personification entweder des Samum und anderer verderblicher Gluthwinde, oder der elementaren Kraft der Vulkane.

Kithara (*κιθάρα*), ein beliebtes Musik-Instrument. Die Saiten — in der Regel Darmsaiten — wurden mittelst eines Stäbchens (plectrum *πλῆκτρον*) von hartem Holze, Elfenbein oder Metall geschlagen. Fertigkeit in der Musik war bei den Damen der höheren Stände ebenso allgemein als bei uns. Auch kam es nicht selten vor, daß sie Liedertexte &c. selbst componirten. Dies rühmt z. B. Statius von seiner Stieftochter und der jüngere Plinius von seiner dritten Gemahlin.

S. 32. Ibykos aus Rhegion in Unter-Italien (528 v. Chr.), ausgezeichneter Lyriker; derselbe, den Schiller zum Helden seiner Ballade gemacht hat. Von seinen zahlreichen Gedichten ist nur noch wenig erhalten. Wir geben hier seinen „Frühlingsgesang" in der stimmungsvollen Uebertragung Emanuel Geibel's (Classisches Liederbuch, S. 44).

Kydonische Aepfel nannten Griechen und Römer die Quitten, nach der Stadt Kydon auf der Insel Kreta.

S. 33. Wasserorgel (hydraulus, *ὕδραυλος*), ein von Cicero, Seneca u. A. erwähntes Musik-Instrument. Vergl. auch die Bemerkung Ammian's: „Wasserorgeln und Leyern werden gebaut, so groß, daß man sie für Karossen erachten könnte."

S. 34. Bajä gilt von Alters für bacchusfreundlich. Vergl. Sen. Ep. 51 u. a.

S. 35. Statius. — P. Papinius Statius geb. zu Neapel

um 45 n. Chr., gest. um 96 — lyrischer und epischer Dichter, oft rhetorisch gekünstelt, aber von glänzender Phantasie. Seine Hauptwerke sind das Epos „Thebais", worin er den Kampf der Söhne des Oedipus vor Theben behandelt, und die „Silvae" (Wälder), eine Sammlung kleiner Gedichte. Auch begann er eine epische Dichtung „Achilleis".

Martial. Vergl. die Anm. zu S. 44.

S. 36. Cubiculum, Schlafgemach. Die cubicula befanden sich theils am Atrium, theils am Peristyl, theils in den obern Stockwerken.

S. 37. Briefchen. Die Römer schrieben ihre Briefe entweder auf Wachstafeln (vergl. die Anm. zu S. 8) oder auf Papier (papyrus, carta), im ersten Falle den stilus, im zweiten eine Rohrfeder und Tusche benutzend. Die Wachstafeln wurden nach Vollendung des Briefes auf einander gelegt, der papyrus mehrfach gebrochen. Dann umschlang man das Ganze mit einem Bindfaden, dessen Endstücke man versiegelte.

S. 39. Die Kaiserin Domitia. — Gemahlin des Kaisers war Domitia Longina, die Tochter des Corbulo, ehemalige Gattin des Aelius Lamia. (Suet. Dom. 1.)

S. 40. Ich bin sein Freund. Unter „Freunden (amici) des Kaisers" im prägnanten Sinne verstand man Leute, die regelmäßig nicht nur an den geselligen Kreisen des Souveräns theilnahmen, sondern auch bei allen wichtigen Regierungsmaßregeln ꝛc. ꝛc. von ihm zu Rathe gezogen wurden. Innerhalb dieses Zirkels der Freunde gab es natürlich wieder innere, äußere und äußerste Kreise. Quintus, der für das Hofleben nur wenig Verständniß hat, kann sich gerade nur knapp dem alleräußersten beizählen, und auch das wohl mehr um seines Vaters willen, der zu den intimsten „Freunden" des Imperators gehört, als vermöge seiner eigenen Beziehungen zum Palatium. Hoffähig war er natürlich, wie alle Mitglieder seines Standes, auch ohne ein specielles „Freundschafts-Verhältniß" zum Kaiser. Wenn hier von inneren und äußeren Kreisen der Freunde die Rede ist, so darf dies nicht verwechselt werden mit den verschiedenen Classen der Freunde. Die Angehörigkeit zur ersten oder zur zweiten Classe bedingte einen Rang-Unterschied. Selbstverständlich konnte Quintus in diesem Sinne nur zur ersten Classe (primi amici) gehören.

Kypris (Cypris, Cypria), Beiname der Liebesgöttin Aphrodite, von der Insel Kypros (Cypern), wo der Hauptsitz ihres Cultus war.

Ich küsse die Lippen nicht, die ein Possenreißer, ein Sclave geküßt hat. Domitia hatte ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Schauspieler Paris. Als Domitianus die Sache entdeckte, wollte er die Kaiserin mit dem Tode bestrafen, ließ es jedoch auf die Fürbitte des Ursus bei der bloßen Verstoßung bewenden. Der

Schauspieler ward auf offener Straße niedergemacht. (Vergl. Dio Cass. LXVII 3, Suet. Dom. 3.) Quintus nennt den Paris geringschätzig einen Possenreißer, denn das Schauspielgewerbe war im alten Rom anrüchig und verachtet.

S. 43. Muräne (muraena, *μύραινα*), ein häufig erwähnter Seefisch (Cic., Plin. Hist. Nat. etc.), der für eine große Delicatesse galt. Die vorzüglichsten lieferte der Lucriner See bei Cumä.

S. 44. Wie ein Client im Hause des Patrons. Die Clienten waren ursprünglich Schutzbefohlene, treue Anhänger ihres Herrn (patronus), der seinerseits verpflichtet war, ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Sie repräsentirten gewissermaßen eine Erweiterung der Familie. Später ging dieses Pietätsverhältniß in ein Miethsverhältniß der allerkläglichsten Art über. Unter den Kaisern waren die Clienten gewöhnlich nur noch die armen Schlucker, im Gegensatz zu ihrem reichen Gebieter. Sie bildeten seinen Hofstaat, machten ihm früh die übliche Morgen-Aufwartung, begleiteten ihn überall, wo er öffentlich auftrat, und erhielten dafür eine lächerlich geringe Vergütung an Geld oder Naturalien.

Martial. M. Valerius Martialis, geb. zu Bilbilis in Hispanien um 42 n. Chr., witz- und geistreicher Epigrammatiker; seine 1200 Epigramme sind eine Hauptquelle für die Sittengeschichte des hier geschilderten Zeitalters. Er starb um's Jahr 102

L. Nonius Asprenas war im 14. Jahre der Regierung des Domitian (94 n. Chr.) mit M. Arricinius Clemens Consul, stand also „im vorigen Herbst" noch im Amt.

S. 45. Appische Straße. Die Via Appia, von einem Claudier (dem Censor Appius Claudius Caecus 312 v. Chr.) erbaut, führte von Rom über Capua nach Brundisium (dem heutigen Brindisi). Statius (Silv. II, 12) nennt sie die Königin der Straßen (regina viarum). Ein großer Theil ihrer vortrefflichen Pflasterung, sowie die Trümmer der daran gelegenen Grabmäler sind heutigen Tags noch erhalten.

Heil und Segen! — Die Römer begannen ihre Briefe regelmäßig mit der Namensnennung des Schreibenden, der dem Adressaten Glück und Gesundheit wünschte. Der Anfang des hier mitgetheilten Briefes hätte also, streng genommen, zu lauten: Titus Claudius Mucianus wünscht seiner Lucilia Heil und Segen; T. Claudius Mucianus Luciliae suae S. P. D.

Säcularfest, glänzende Schauspiele in der Rennbahn, im Amphitheater ꝛc., die, wie der Name besagt, alle hundert Jahre gefeiert wurden. Domitianus setzte sich indeß über die Nothwendigkeit eines hundertjährigen Zwischenraumes hinweg, indem er, wie Sueton (Dom. 4) berichtet, nicht die letzte unter Claudius stattgehabte Säcularfeier, sondern die vorletzte, nämlich die des Kaisers Augustus zum Ausgangspunkt seiner Rechnung nahm.

Die Oekonomie unseres Romans legt die domitianischen Säcularspiele etwas später, als sie in Wirklichkeit stattfanden.

Albanum. Das am Fuße der Albanerberge gelegene Landgut des Domitianus (Suet. Dom. 4). Unter dem gleichen Namen besaßen hier auch andere vornehme Römer Sommerfrischen und Villen. Später entstand aus diesen Landhäusern das Städtchen Albanum, jetzt Albano.

S. 46. Palatium, der Complex der Kaiserpaläste auf dem palatinischen Hügel. Unser deutsches „Palast“ ist von „Palatium“ abgeleitet, wie „Kaiser“ von „Caesar“.

Nazarener, übliche Bezeichnung der Christen, die von den Römern lange Zeit hindurch für eine jüdische Secte gehalten wurden. Vergl. u. A. die Worte des Dio Cassius (LXVII, 16): „ . . . die sich zum Judenthum neigten“ — wo er die Christen meint, die unter Domitianus verfolgt wurden.

S. 47. M. Coccejus Nerva aus Narnia in Umbrien, geb. 32 n. Chr., Senator.

Lucius Norbanus. Vergl. Dio Cass. LXVII, 15.

Prätorianische Leibwache. Prätorium hieß im römischen Lager das Feldherrnzelt; cohors praetoria hiernach die Leibwache des Feldherrn. Augustus übertrug diese Bezeichnung auf die kaiserliche Leibwache und errichtete neun prätorianische Cohorten (von je tausend Mann), die theils in Rom, theils im übrigen Italien garnisonirten. Die in Rom befindlichen Cohorten waren anfänglich bei den Bürgern einquartirt; später bekamen sie jenseits des quirinalischen Hügels eine eigene Caserne (castra praetoria). Sie und die prätorianischen Reiter bildeten die kaiserliche Garde und Leibwache. Im Vergleich zu den übrigen Soldaten hatten sie mancherlei Vorrechte, wie z. B. eine kürzere Dienstzeit, höheren Sold, höheren Rang 2c.

S. 48. Clodianus. Vergl. Suet. Dom. 17.

Recitation des Martial. Es war allgemein üblich, daß die Dichter ihre Werke, ehe dieselben publicirt wurden, einem auserlesenen Kreis von Zuhörern vortrugen. Diese Vorträge nannte man recitationes.

S. 49. Die zweite Morgenstunde. Die Römer theilten den Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in 12 Stunden ein. Die Stunden des Winters waren demgemäß kürzer als die des Sommers. Da unser Capitel ungefähr um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche spielt, so entspricht die zweite Morgenstunde unserem „zwischen Sieben und Acht“.

Bremse der Juno. Die eifersüchtige Himmelskönigin Hera (bei den Römern Juno) verwandelte die von Zeus geliebte Tochter des Inachos, die schöne Io, in eine Kuh und ließ sie durch eine Bremse verfolgen.

Zweimillionenstadt. Die Einwohnerzahl Roms unter

den Kaisern erreichte die Ziffer von 2,000,000 nicht völlig. Jedenfalls aber belief sie sich auf weit über 1,000,000. Directe Angaben fehlen; doch hat man aus verschiedenen Gesichtspunkten Wahrscheinlichkeitsrechnungen angestellt, die so ziemlich die gleichen Resultate ergeben. Die beiden wichtigsten Momente, die hier in Betracht kommen, sind erstens der vom kaiserlichen Rom occupirte Flächenraum, und zweitens die Angaben der alten Schriftsteller über die Getreide-Consumtion, die zur Zeit des Josephus 60,000,000 Scheffel jährlich betrug. Erwähnt sei hier noch die allerdings hyperbolische Stelle Arist. Encom. Rom. p. 199, wo behauptet wird, Rom würde die ganze Breite Italiens bis zum adriatischen Meere ausfüllen, wenn man die einzelnen Stockwerke der Häuser, anstatt sie aufeinander zu thürmen, auf ebener Erde erbaut hätte.

S. 50. Lacerna, ein leichter Wollmantel, der entweder an Stelle der Toga über der Tunica oder, was gewöhnlicher war, als Ueberwurf über die Toga getragen wurde. Weiße Lacernen waren die eleganteſten.

Wie alle Römer, schwärmte er für das Meer. „Die Liebe der Römer für das Meer ist vielfach durch ihre Literatur, weit mehr durch die Trümmer ihrer Villen und Paläste bezeugt, die seine schönsten Ufer säumten und gerade um ihrer Aussicht willen von den Zeitgenossen gepriesen werden.“ (Friedländer, Sittengesch. II, p. 129.)

Der jüngere Plinius. C. Plinius Cäcilius Secundus, ein Neffe und Adoptivsohn des älteren Plinius, wurde im Jahre 62 n. Chr. zu Novum Comum im transpadanischen Gallien geboren. Er starb um's Jahr 114. — Geistvoller Schriftsteller, gewandter Staatsmann, Enthusiast für alles Gute und Schöne, wohlwollender Charakter, der nur nicht ganz von dem Vorwurfe kleinlicher Selbstgefälligkeit freizusprechen ist. Seine Schriften, insbesondere seine Briefe, sind eine wichtige Quelle für die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Epoche. Die von uns berührte Stelle des Plinius lautet: „O Meer! O Gestade! Du wahrhaft trautes Museion! Wie Vieles dichtet und schafft Ihr mir!“

S. 51. In den Zapfen drehte. Gewöhnlich hing die Thüre nicht wie bei uns in Angeln, sondern es befanden sich am oberen und unteren Rande keilförmige Zapfen (cardines), denen eine Vertiefung in der Schwelle und in dem oberen Theile des Rahmens entsprach.

Wenn er nun vollends der Freund einer so allerliebsten Person ist . . . Quintus gebraucht hier mit absichtlicher Zweideutigkeit das Wort „Freund“, — halb in dem Sinne, in welchem sonst das Wort „Freundin“ (amica) gebraucht wurde, eine ursprünglich euphemistische Bezeichnung, die jedoch im Laufe

der Zeit eine so unanständige Physiognomie bekam, daß selbst die derbste Unverblümtheit ehrbarer klang.

S. 54. Sesamkuchen. Sesamum (σήσαμον) hieß eine schotenartige Pflanze, aus deren Frucht man ein schmackhaftes Mehl gewann oder auch Oel preßte.

Das Ei, das er auslöffeln wollte. Der Löffel, dessen Gebrauch im alten Rom lange nicht so ausgedehnt war, als bei uns, diente vornehmlich beim Verspeisen der Eier.

S. 55. Hymenäus des Catull. Das 61. Carmen des Dichters (Collis o Heliconii . . .). Der immer wiederkehrende Refrain lautet: „O Hymen, Hymenaee!“

C. (oder Qu.) Valerius Catullus, berühmter Lyriker, ward im Jahre 77 v. Chr. zu Verona geboren und starb 30 Jahre alt. Zur Zeit unserer Geschichte war er im höchsten Grad populär. Martialis, der ihn zu seinem Vorbild erkoren, stellt sich ihm vielfach, als dem anerkannten Classiker, gegenüber und spricht z. B. die Hoffnung aus, man werde einst anerkennen, daß nur Catulls Lyrik die seinige übertreffe. — Herodianus nimmt sich hier ein Catullisches Poem als Modell, wie heutzutage ein ehrsamer Kleinbürger, der sich lyrisch versuchen wollte, etwa auf Schiller verfiele.

S. 56. Mons Capitolinus, der capitolinische Hügel, nördlich vom Palatinus, südwestlich vom Quirinalis. Auf seiner Höhe hatte Tarquinius Priscus das Capitolium, d. h. den Tempel des Jupiter Optimus Maximus, der Juno und der Minerva gebaut.

Forum Romanum, das römische Forum par excellence, am Fuße des capitolinischen und des palatinischen Hügels, schon zu Zeiten der Republik Mittelpunkt des öffentlichen Lebens.

Die heilige Straße (Sacra Via) zerfiel in die eigentliche Sacra Via, die vom Capitol bis zum Titusbogen, und in die Summa Sacra Via (die obere heilige Straße), die vom Titusbogen nach dem Flavischen Amphitheater führte. Weltbekannt aus Hor. Sat. I, 9. (Ibam forte Via Sacra, sicut meus est mos.) Sie war die frequenteste Straße in Rom. Die antike Pflasterung ist noch heute vorhanden. „Via“ war, wie noch jetzt in Italien, die Bezeichnung der großen Hauptstraßen.

S. 57. Berufsmäßige Morgenbesucher. Diese Morgenbesucher waren eben jene Clienten, von denen in der Anm. zu S. 44 die Rede ist. Ueber ihre klägliche Situation, ihr geringes Ansehen und die schlechte Behandlung, die sie selbst von Seiten der Sclaven ihres Gebieters zu leiden hatten, äußern sich Juvenal (Sat. 5) und insbesondere Martial an verschiedenen Stellen. (Vergl. Friedländer, I, 247 bis 252.) Die übliche Stunde der Aufwartung war kurz nach Sonnenaufgang.

Legions-Tribunat. Augustus ernannte zu Commandeuren der einzelnen Legionen die sogenannten legati oder praefecti legionum. Der legatus entsprach also ungefähr unserm

Obersten. Die nächsten Untergebenen des legatus waren die Tribunen (unsern Majoren entsprechend), die jedoch bei besonderer Qualification auch das Commando einer Legion übernehmen konnten. Im Allgemeinen stand das Tribunat nicht eben im Rufe besonderer militärischer Tüchtigkeit, da die Söhne der Senatoren und Ritter ihre kriegerische Carrière gleich mit dieser Würde begannen. Ihrem Alter und ihrer Erfahrung nach waren die Tribunen also Seconde-Lieutenants. Die Untergebenen der Tribunen waren die Centurionen, die eigentlichen Fachofficiere, die vermöge ihrer größern Erfahrung in hohem Ansehen standen. Zur Zeit unserer Geschichte war der Andrang der jungen Leute zum Tribunat so außerordentlich, daß die wirklich disponiblen Stellen auch nicht annähernd für das Bedürfniß ausreichten. Schon der Kaiser Claudius hatte daher überzählige Tribunate (supra numerum, imaginariae militiae genus. Suet. Claud. 25) geschaffen, ein Schein-Officierthum, das, ohne Leistungen zu beanspruchen, nur der Eitelkeit schmeichelte.

Wächserne Ahnenbilder. Die in Wachs modellirten Porträts der Ahnen (imagines majorum) bildeten bei den vornehmen Römern eine Hauptzierde des Atriums. Die hier erwähnten Vorfahren unseres (erfundenen) Titus Claudius Mucianus gehören ohne Ausnahme der Geschichte an.

S. 58. Britannier, die keltischen Ureinwohner des heutigen England. Ueber den Eindruck, den die römische Größe auf den britannischen Häuptling Caractacus machte, vergl. Dio Cass. LX, 33.

Bernsteinkette. Der Bernstein (electron) war bei den Römern als Schmuckmaterial besonders zu Halsketten, Ringen, Armbändern 2c. hochgeschätzt, bis er durch allzustarke Zufuhr im Werthe sank. Hauptfundort waren die Gestade der Ostsee.

Durchbrochene Goldringe. Der Priester des Jupiter durfte nur Ringe tragen, welche durchbrochen waren, da man im geschlossenen Ringe das Symbol der Fesselung erblickte.

Der Hausherr in blendender Toga. Die weiße Toga war das bei solchen Empfangsfeierlichkeiten unerläßliche Galagewand selbst für die Imperatoren. Dem Kaiser Nero ward es höchlich verübelt, daß er einst, da der Senat ihm die Aufwartung machte, nur eine geblümte Tunica trug. (Vergl. Dio Cass LXIII, 13.)

Den priesterlichen Hut auf dem Haupte. Den Flamines war es verboten, barhaupt zu gehen. Sie trugen stets einen Hut (apex) oder eine Art Priesterbinde.

S. 59. Parthenius, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten am Hofe des Domitianus. Bei den alten Schriftstellern vielfach erwähnt, insbesondere in den Epigrammen des Martial, wo sein Name fortwährend wiederkehrt. Er war cubiculo praepositus (προκοιτος bei Dio Cass.), d. i. Vorgesetzter des Schlafgemachs, Oberkämmerer, und galt für den ausgesprochenen Günst-

ling des Imperators. Sein Amtsgenosse Sigerus oder Sigerius, der ihm an Rang, Macht und Einfluß jedenfalls nachstand, wird von unserer Erzählung nicht weiter berücksichtigt.

Titus Flavius Clemens, ein Vetter des Imperators, im Jahre 95 n. Chr. gleichzeitig mit Domitian (der sich diese Würde 17mal zuerkennen ließ) Consul. Bezüglich seines Uebertrittes zum Christenthum vergl. Dio Cass. LXVII, 14, sowie Suet. Dom. 15.

Im Circus. Der Circus Maximus zwischen dem aventinischen und dem palatinischen Hügel war der Hauptschauplatz für die Wettrennen der Reiter und Wagen und faßte zur Zeit des Domitian etwa 1/4 Million Zuschauer.

Ein Wagenlenker von der neuen Circuspartei. „Da die Festgeber nur ausnahmsweise die Circusspiele mit eigenen Leuten und Pferden bestreiten konnten, übernahmen Gesellschaften von Capitalisten und Besitzern größerer Sclavenfamilien und Gestüte die Lieferung und Ausrüstung. Wie in der Regel vier Wagen um die Wette rannten, so gab es auch vier solcher Gesellschaften, die zu jedem Rennen je einen Wagen stellten und, seit Wagen und Lenker Farben als Abzeichen trugen, je eine dieser Farben zu der ihrigen machten; daher sie Factionen oder Parteien genannt wurden.“ (Friedländer, II, 192.) Die Farben dieser vier Parteien waren weiß, roth, grün und blau. Domitian fügte zwei neue Farben hinzu, nämlich Gold und Purpur. Wie so viele Institutionen Domitians, ging auch diese Circus-Neuerung spurlos vorüber. Die ursprünglichen Parteien aber, zumal die grüne und blaue, hielten sich viele Jahrhunderte lang. Die ganze Bevölkerung Roms, und späterhin auch die von Constantinopel, spaltete sich in verschiedene Lager, die für je eine dieser Circus-Factionen Partei nahmen. Das lebhafte, ja leidenschaftliche Interesse, mit dem dies geschah, findet heutzutage höchstens in gewissen Erscheinungen des englischen und amerikanischen Volkslebens ein schwaches Analogon.

S. 60. Bei der Pferdegöttin Epona. Epona (von epus = equus, das Pferd) war die Schutzgottheit der Pferde, Maulthiere und Esel. (Juv. Sat. VIII, 157.) Man schmückte mit ihrem Bildniß die Ställe 2c. Die römischen Sportsmen schwuren mit Vorliebe bei der Pferdegöttin. (Vergl. Juv. Sat. VIII, 156: jurat solam Eponam.)

Incitatus, der Schnelle, der Beschleunigte — equo incitato = in gestrecktem Galopp — ein berühmtes Leibpferd des Kaisers Caligula. (Suet. Cal. 55.) Der Imperator erbaute ihm einen eigenen Palast, ließ es aus einer Krippe von Elfenbein fressen und von reich gekleideten Sclaven bedienen. Wenn der Hengst im Circus auftreten sollte, wurde Tags vorher in der Nachbarschaft die Vermeidung von Geräusch anbefohlen, damit die Ruhe des edlen Thiers nicht gestört werde. Caligula soll beabsichtigt haben, seinen Incitatus zum Consul zu machen.

Andrämon, Vastator, Adsertor und Passerinus. Mehrfach erwähnte Pferdenamen der römischen Kaiserzeit. Andrämon siegte wiederholt während der Regierung des Domitian. Es sind uns Denkmäler überkommen mit dem Porträt dieses Renners.

Quadriga. Ein Wagen, vor welchen vier Pferde nebeneinander gespannt waren. Die Quadrigen der Wettrenner hatten ganz die Form der alten homerischen Streitwagen — vorn mit einer Brüstung versehen, nach der Rückseite offen.

Scorpus, ein berühmter Wagenlenker zur Zeit Domitian's. Vergl. die Grabschrift, die Martial ihm gedichtet hat. (Mart. Ep. X, 53.)

> Scorpus bin ich, der Glanz und der Ruhm des lärmenden Circus,
> Rom, dein Händegeklatsch, ach, und dein kurzer Genuß!
> Neidvoll raubte mich dir nach neun Jahrdreien die Parze:
> Da sie die Siege gezählt, schien ich ein Greis ihr zu sein.

Daß der Name des Scorpus auf Aller Lippen war, geht auch hervor aus Mart. Ep. XI, 1. Dort heißt es:

> . . . Wenn müde die Wetten und das Plaudern
> Ueber Scorpus und Incitatus wurden —

wo unter Incitatus nicht der oben erwähnte Hengst des Caligula, sondern ein nach ihm benannter Circusrennfahrer zu verstehen ist.

Sarmaten, Völkerschaft im heutigen Polen und in der kleinen Tartarei. (Vergl. Mart. Spect. 3.)

Hyperboräer, die über den Boreas hinaus Wohnenden, — ein fabelhaftes Volk im äußersten Norden; dann auch im Allgemeinen die Nordländer. So versteht z. B. Martial unter den Hyperboräern die Chatten (Hessen) und Dacier (Bewohner des östlichen Ungarn).

Julia, die Tochter des Kaisers Titus, mit welcher Domitian lange Zeit hindurch ein unerlaubtes Verhältniß hatte. (Dio Cass. LXVII, 3. Suet. Dom. 22.)

S. 61. Theater- und Circus-Demonstrationen. Ueber derartige Demonstrationen wird uns mehrfach berichtet. Sie waren theils improvisirt, theils langer Hand vorbereitet. Ein eclatantes Beispiel der letzteren Art erzählt uns Dio Cassius (LXXII, 13). Dort führt eine schlau organisirte Circus-Demonstration den Sturz des verhaßten Oberkämmerers Cleander herbei. Dieser allmächtige Günstling des Kaisers Commodus hatte während einer großen Theuerung das Volk durch die frechsten Unterschleife erbittert. Da nun eben die Circuspferde den siebenten Wettlauf beginnen sollten, stürzte eine große Menge von Knaben in die Rennbahn, vor ihnen her eine hochgewachsene, furchtbar dreinschauende Heroine. Die Kinder häuften auf die Person des Cleander wilde Verwünschungen, das Volk stimmte ein, Alles erhob sich und raf'te fort nach dem quintilischen Landhause des Imperators. Commodus, ohnehin sehr feige, gerieth in solche Furcht, daß er nach kurzem Sträuben befahl, den Cleander und dessen Söhnchen zu tödten. Das Volk

schleppte den Leichnam des Oberkämmerers triumphirend umher, verstümmelte ihn und steckte seinen Kopf als Siegeszeichen auf eine Stange.

Secretariat. So bezeichnen wir das Amt „ab epistulis“, — unter Domitian von dem Freigelassenen Abascantus (Stat. Silv. V, 1) verwaltet. Später (von Hadrian ab) wurden diese und andere wichtige Posten grundsätzlich nur mit Rittern besetzt.

Die Zurückberufung der Kaiserin. Wir folgen hier einer (allerdings beanstandeten) Stelle des Dio Cassius (LXVII, 3), die berichtet, der Kaiser habe sich „auf Bitten des Volkes“ wieder mit seiner Gattin versöhnt. Bei Sueton (Dom. 3) heißt es, er habe ein hierauf bezügliches Verlangen des Volkes nur vorgeschützt, in Wirklichkeit aber die Kaiserin nur darum zu sich genommen, „weil ihm die Trennung von ihr unerträglich gewesen“. — Aus inneren Gründen verlegt unsere Erzählung diese Aussöhnung ins Jahr 95, während sie thatsächlich schon einige Zeit früher stattfand.

Bezüglich der Julia hat der Kaiser ja Nichts versprochen. — Vergl. Dio Cass. LXVII, 3. Er versöhnt sich, „ohne jedoch den Umgang mit Julien aufzugeben“.

S. 64. Vestalische Jungfrauen, Priesterinnen der Herdgöttin Vesta. Anfänglich gab es vier, später sechs vestalische Jungfrauen. Sie wurden zwischen dem sechsten und zehnten Lebensjahre gewählt und mußten dreißig Jahre lang im Dienste der Göttin verbleiben, zehn als Novizen, zehn als ausübende Priesterinnen, und zehn um die Novizen zu unterrichten. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Unterhaltung des heiligen Feuers. Sie hatten ein Keuschheitsgelübde abzulegen. Verletzten sie dasselbe, so wurden sie auf dem campus sceleratus lebendig begraben. Der Verführer ward öffentlich zu Tode gegeißelt.

S. 65. Koïsche Gewebe. Die zu den Sporaden gehörige Insel Cos (*Κῶς*) lieferte Gewänder aus halbdurchsichtigem Seidenflor, coa (n. pl.) geheißen. (Vergl. Hor. Sat. I, 2, 101.)

Goldplatten. Auf dem Aventin hat man eine Stube gefunden, deren Wände hinter vergoldeten Bronceplatten mit incrustirten Medaillen verschwanden; auf dem Palatin eine ganz mit Silberblech incrustirte Stube, in welches edle Steine eingelassen waren. Die Säle und Zimmer in der domus aurea des Nero waren durchweg mit Goldplatten überdeckt.

Stephanus. Bezüglich dieser Persönlichkeit und ihrer Stellung zur Kaiserin Domitia &c. erlaubt sich unser Roman vielfach eine sehr freie Behandlung der historischen Ueberlieferung.

Die Auster (ostrea oder ostreum) galt schon im Alterthum für einen kostbaren Leckerbissen. Vergl. die Anm. zu S. 16 („Hummer“).

S. 66. So gäb' es in ganz Rom keine ehrbare Gattin, kein gesittetes Mädchen. Vergl. Mart. Ep. IV, 71:

Lange frag' ich herum in der Stadt, Safronius Rufus,
Ob mir's ein Mädchen versagt: keines der Mädchen versagt's.
Als wenn es unerlaubt und schimpflich, je zu versagen,
Als wenn es unrecht wär': keines der Mädchen versagt's.

Im Gegensatz zu den hyperbolischen Aeußerungen des Satirikers lernen wir aus den Briefen des jüngeren Plinius eine große Anzahl Frauengestalten von wahrhaft edler Weiblichkeit kennen; auch die Historiker, insbesondere Tacitus, sowie die Inschriften haben uns Züge aufbewahrt, die uns beweisen — wenn dies überhaupt eines Beweises bedürfte — daß auch in diesem verderbten Zeitalter weibliche Tugend und Seelengröße nicht selten waren. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Satiriker vorzugsweise ein Auge für die Schwächen und Verirrungen hat.

Welch' ein Ravidus rc. Das Gedicht, auf welches Martial hier anspielt, findet sich Cat. Carm. XL:

Quaenam te mala mens, miselle Ravide,
Agit praecipitem in meos iambos?

S. 67. Tryphon. Lupercus. Die hier geschilderte Episode, die fast wie eine satirische Anspielung auf die Gegenwart aussieht, ist nur ein in Handlung umgesetztes Epigramm des Martial. (Mart. Ep. I, 117.)

Immer, wenn Du, Lupercus, mir begegnest,
Fragst Du: „Darf ich Dir meinen Knaben schicken,
Um Dein Buch Epigramme mir zu holen?" rc.

Auch des Sortimenters Atrectus, der am Argiletum, einem öffentlichen Platze unweit des Forum Caesaris, seinen Laden hatte, ist dort Erwähnung gethan. — Spuren eines geordneten buchhändlerischen Vertriebes finden sich schon gegen Ende der Republik. Als der erste Verleger in größerem Maßstabe ist wohl Pomponius Atticus, der Freund Ciceros, zu bezeichnen, der eine Reihe Ciceronianischer Werke, z. B. den Orator, die Quaestiones Academicae rc. förmlich in Verlag nahm und die Vertheilung nicht nur an die einzelnen Buchläden Roms, sondern auch an die zahlreichen Sortimenter in Griechenland und Kleinasien besorgte. (Vergl. Cic ad Att. XII, 6, XV, 13, XVI, 5.) Doch war Atticus mehr Literaturfreund und Aesthetiker, als interessirter Geschäftsmann. — Die bekanntesten Buchhändler und Verleger der Kaiserzeit waren: die Gebrüder Sosii, bei denen die Werke des Horatius Flaccus erschienen (Hor. Ep. I, 20, 2, Ars poet. 345); Dorus, der Philipp Reclam jun. des Alterthums, der unter Nero billige Volksausgaben des Cicero und des Livius veranstaltete (Sen. Benef. VII, 61) und der hier erwähnte Tryphon, der Verleger Martial's (Mart. Ep. IV, 72, XIII, 13). Die Herstellung der Auflagen ward durch Sclaven besorgt, die nach Dictat schrieben. Die Bücher wurden nur in Einband geliefert, und zwar befestigte man den Rücken des zusammengeleimten Buches an der Höhlung eines Cylinders, durch den ein drehbarer Stab lief. Die Bücher waren beschnitten, und der Schnitt schwarz,

zuweilen auch purpurn gefärbt. (Vergl. Göll: „Ueber den Buchhandel bei den Griechen und Römern." Schleiz 1865.) Die Jugendgedichte des Martial verlegte Pollio Valerianus. (Mart. Ep. I, 113, 5.)

Ich wohne gar weit auf der Höhe des Quirinalis. (Mart. Ep. X, 58.) Die Wohnung befand sich unweit des Quirinustempels.

S. 68. Denare. Ein Denarius (= 10 As) hatte zur Kaiserzeit ungefähr den Werth von 60 Pfennigen R.-W.

Laß es an den Straßenecken bekannt machen. An den Straßenecken befanden sich große, in Gyps getünchte Quadrate, die für die öffentlichen Antündigungen, insbesondere der Behörden ꝛc. bestimmt waren. Ein solches Quadrat hieß Album (albus = weiß).

Erbsenverkäufer. Gekochte Kichererbsen wurden öffentlich zum Verkaufe herumgetragen. (Mart. Ep. I, 41, I, 103.)

Mischkrug (crater oder cratera), ein großes Gefäß (nach Art unserer Bowlen), worin man die schweren Weine mit Wasser vermischte. Eine Schöpfkelle diente zum Ausschöpfen in die Becher.

Murrha-Gefäße (murrhina vasa), Gefäße aus Murrha, einer im Alterthum hochgeschätzten Masse von mattem Glanz, wahrscheinlich Flußspath.

S. 69. Perlhühner aus Numidien (aves Numidicae oder bloß Numidicae), beliebte Delicatesse. (Plin. Hist. Nat., Mart. etc.)

Die Landschaft Thesprotis in Epirus erstreckte sich von Chaonia bis zum ambracischen Meerbusen. Ihre Böckchen galten für besonders vortrefflich.

Fasanen vom kaspischen Meer waren zur Zeit unserer Erzählung eine ganz neu eingeführte Delicatesse. Phasis war der Name des Grenzflusses zwischen Klein-Asien und Kolchis; hiervon Phasianus = phasisch oder phasianisch; avis Phasiana oder bloß Phasiana oder Phasianus = der Fasan. Bei Martial auch volucres Phasides.

Datteln. Die beste Qualität bezog Rom aus Aegypten.

Feines Gebäck aus Picenum. Picentinische Brode werden schon in einem uns erhaltenen Menu einer priesterlichen Antritts-Mahlzeit in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. (Marquardt, Handbuch IV, 1) erwähnt.

Feigen aus Chios. Varro erwähnt (R. Rust. I, 41) chiische, lydische, chalcydische und afrikanische Feigen.

Pistazien. Die besten Pistazien kamen aus Palästina und Syrien, von wo sie Lucius Vitellius nach seinem albanischen Landgut verpflanzte.

Euphemus, der Tafelmeister des Kaisers. Vergl. Mart. Ep. IV, 8:

> Meiner Gedichtlein Stund', Euphemus, ist nun die zehnte,
> Wo das ambrosische Mahl Du für den Herrscher besorgst.

Das lang herabwallende Haar einer schönen Sclavin diente alsdann zum Abtrocknen. Diese Liebhaberei war nicht ganz ungewöhnlich. (Vergl. Petron. 27.)

Hispalis, Stadt im südlichen Spanien; jetzt Sevilla.

Castagnetten. Castagnetten-Tänze finden sich mehrfach in bildlichen Darstellungen. (Vergl. O. Jahn, Die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili.)

... trat ein Spaßmacher auf ... Spaßmacher, insbesondere Zwerge, waren im alten Rom sehr beliebt. Die hier folgende Scene benutzt verschiedene Motive aus einer uns überkommenen Schilderung des Lucian: „Das Gastmahl oder die Lapithen", 18, 19. Dort erscheint beim Gastmahle des Aristänetus ein häßliches Kerlchen, das allerlei Possen und Purzelbäume zum Besten gibt. „Am Ende bedachte er Jeden der Anwesenden mit einer spaßhaften Neckerei, — und Jeder lachte, wenn ihn die Reihe traf. Allein als er sich auch an den Alcidamas machte und diesen u. a. ein Malteser Hündchen nannte, so nahm dieser, zumal er längst schon auf den Beifall und die Aufmerksamkeit, die dem Possenreißer von der ganzen Gesellschaft geschenkt wurde, eifersüchtig war, die Sache übel, dergestalt, daß er seinen Mantel abwarf und Jenen auf einen Faustkampf herausforderte. Was blieb also dem armen Satyrion übrig? Da war es denn urkomisch mit anzusehen, wie sich ein Philosoph mit einem Clown balgte. Viele der Zuschauer schämten sich des Auftritts, Andere aber lachten hell auf, bis Alcidamas endlich sattsam durchgebläut war."

S. 74. Velarium. So hieß das Tuch, das zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen über das Amphitheater gespannt wurde.

Die Bäder des Titus lagen unweit der cyprischen Gasse, auf dem Terrain der Neronischen domus aurea, die nach dem Tode ihres Erbauers zerstört worden war.

S. 81. Siparium, der Zwischenacts-Vorhang auf dem Theater. (Der Hauptvorhang hieß aulaeum.) Der Theatervorhang wurde nicht in die Höhe gezogen, sondern versenkt.

Kreuz. Die Kreuzigung war die gewöhnliche Strafart für schwere Verbrecher.

S. 82. Trimeter. Ein Vers von drei Doppelfüßen, — in der dramatischen Dichtkunst der übliche.

Eine Hinrichtung als Garten-Comödie? — Das ist neu, beim Jupiter! — In der Arena waren solche Hinrichtungen in Form theatralischer, besonders pantomimischer Vorstellungen durchaus keine Seltenheit. Verurtheilte Verbrecher wurden eigens für solche Comödien unterrichtet und eingeübt. — „In kostbaren, golddurchwirkten Tuniken und Purpurmänteln, mit goldnen Kränzen geschmückt, traten sie auf; doch wie aus den todbringenden Gewändern der Medea, fuhren plötzlich Flammen aus diesen prächtigen Kleidern, in denen die Elenden grauenvoll umkamen. Es

gab wohl kaum eine aus der Geschichte und Literatur bekannte Folter oder furchtbare Todesart, mit deren Aufführung das Volk nicht im Amphitheater unterhalten worden wäre. Man sah hier Herkules auf dem Oeta den Flammentod sterben, Mucius Scävola die Hand über das Kohlenbecken halten, bis sie verzehrt war, den Räuber Laureolus, den Helden einer bekannten Posse, am Kreuz hängend von Bestien zerrissen werden. Ein anderer Verdammter stieg bei demselben Schauspiel als Orpheus aus der Versenkung auf, als ob er aus der Unterwelt zurückkehrte. Die Natur schien von seinem Spiel bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, zahlreiche Thiere umgaben ihn; als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, ward er von einem Bären zerrissen." (Friedländer, II, 268 ff.) — Daß Lykoris hier ein ähnliches Schauspiel als Unterhaltung für ihre Gäste in Scene setzt, ist wohl kaum als übertriebene Licenz zu bezeichnen. Das Recht der Herren, ihre Sclaven an Leib und Leben zu strafen, war allerdings im ersten Jahrhundert n. Chr. eingeschränkt worden; der allmächtige Parthenius aber war solchen Gesetzesbestimmungen gegenüber unzweifelhaft souverän.

Dacier, eine Völkerschaft im heutigen Ungarn, ostwärts der Donau.

S. 85. Molosserhunde (Molossi). Die Jagdhunde aus der Landschaft Molossis im östlichen Epirus waren berühmt. (Hor., Virg. etc.)

Die patricische Gasse (vicus Patricius) lief zwischen dem esquilinischen und dem viminalischen Hügel her.

S. 86. Das ist Gewalt! — Berühmter Ausruf des Julius Cäsar kurz vor seiner Ermordung, als Cimber Tillius in der Rolle eines Bittstellers zu ihm herantrat und ihn, nach erfolgter Ablehnung, auf beiden Schultern an der Toga packte. (Suet. Jul. Caes. 82.)

S. 87. Ich rathe Dir, Freigelassener . . . Der ehemalige Stand der Unfreiheit haftete allen Freigelassenen, zumal in den Augen der altsenatorischen Aristokratie, als unauslöschlicher Makel an. Selbst die weltgeschichtliche Machtstellung, zu der sich einzelne Freigelassene der Imperatoren, wie z. B. der Oberkämmerer Parthenius, empor schwangen, vermochte an dieser Thatsache Nichts zu ändern; auch sie wurden von allen Freigebornen im Grunde des Herzens verachtet, so sehr man auch aus Klugheitsgründen bestrebt war, diese Verachtung unter den Betheuerungen einer kriechenden Devotion zu verbergen. Daß Quintus hier den Stephanus „Freigelassener" anredet, mußte dieser als eine tödtliche Beleidigung auffassen.

Stadtwache (cohortes urbanae). Neben der kaiserlichen Leibwache, die vorzugsweise der Machtstellung des Imperators

diente, gab es noch eine Stadtwache, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit ꝛc. Sorge trug.

S. 88. Sabinerberge. Die Sabiner, eine altitalische Völkerschaft, waren die Grenznachbarn der Lateiner. Ihr Gebiet stieß nördlich an das der Umbrer, südlich an den Fluß Anio.

Von seinen Clienten und Sclaven begleitet. Vornehme Leute zeigten sich in der Oeffentlichkeit nur selten ohne Gefolge.

Das frühe Aufstehen ist meine Qual. Vergl. Mart. Ep. X, 74. wo der Dichter sich als einzigen Lohn für seine Gedichte die Möglichkeit ausbittet, morgens ausschlafen zu dürfen.

S. 89. „Famos!" rief der Poet. Martialis liebte es, den Höhergestellten oft bis zur Unwürdigkeit zu schmeicheln. Vergl. Mart. Ep. XII, 11, wo er den Oberkämmerer Parthenius wegen seines angeblichen Dichtertalentes verherrlicht.

Subura. Eine winklige, stark bevölkerte Straße zwischen dem Forum Romanum und dem Vicus Patricius, von der ärmeren Volksclasse bewohnt.

Die Höhe der fünf-, sechs- und mehrstöckigen Häuser. Ueber die Höhe der Häuser im alten Rom vergl. Friedländer, I, 5 ff.

Tabernen und Vorhallen. Vor den Häusern befanden sich in den kleineren Straßen allerlei Buden, Läden, Werkstätten, Schenk- und Barbierstuben ꝛc., die dem Verkehr vielfach hinderlich waren. Das Unwesen nahm schließlich so überhand, daß Domitian sich genöthigt sah, in gewissen Stadtvierteln die aufdringlichsten Vorbauten hinwegräumen zu lassen. Hierauf bezieht sich ein Epigramm des Martial (VII, 61).

S. 90. Laut schreiend zogen die Bäcker mit ihrer frischen Waare von Thür zu Thür. Vergl. Mart. XIV, 223:

Stehet nun auf! Es verkauft schon der Bäcker dem Knaben das Frühstück.

Unter diesem „Frühstück" sind hier sogenannte Fettkuchen (adipata) zu verstehen. Bis gegen Ende der Republik bereiteten sich auch die kleineren Haushaltungen ihren Bedarf an Brod selber. Späterhin gab es für die unteren Volksclassen öffentliche Backhäuser.

Pädagoge heißt der Sclave, der den Schulknaben nach der Schule bringt.

Das Geplärre buchstabirender Kinder. In dem vor dem siebenten Lebensjahre angefangenen, zweimal täglich gegebenen Unterrichte im Lesen war auch bei den Römern die Syllabir-Methode üblich; auf eine klare, deutliche und richtige Aussprache wurde besonderes Gewicht gelegt.

Die cyprische Gasse (vicus Cyprius) führte von der Subura nach dem Amphitheatrum Flavium.

S. 92. Eine Procession von Priestern. Feierliche Priesterumzüge durch die Stadt bildeten einen Hauptfactor des Isiscultus.

Ihr Aerzte habt immer Recht. Blephrus, als der ständige Begleiter seines Gebieters, überwacht dessen Gesundheit, wenn auch nicht als vollständig durchgebildeter Heilkünstler, so doch als routinirter Empiriker. Die Leibärzte der vornehmen Familien waren fast durchweg, die öffentlichen Aerzte zum größten Theile, Sclaven und Freigelassene.

Ostiarius, der in der Nische des Eingangs=Corridors (ostium) sitzende Thürhüter.

S. 94. Im hyrkanischen Hochgebirge. Hyrkanien hieß eine rauhe Gebirgsgegend am Kaspischen Meer.

S. 95. Um die zweite Vigilie. Die Römer theilten die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in vier Vigilien (Nachtwachen) zu je drei Stunden ein.

S. 96. Cubiculum, Schlafgemach.

Orbilius, der bekannte, von seinen Schülern mit dem Beiwort plagosus, der Schlaglustige, bezeichnete Schulmeister, bei dem auch Horaz in die Schule ging. (Suet. Gramm. 9.)

Möchtest mir wohl gar die Nadel in's Fleisch bohren? — Die römischen Damen rächten Toilettenverstöße ihrer Sclavinnen sehr häufig mit derartigen Mißhandlungen. Ja, es kam vor, daß eine also getroffene Dienerin todt auf dem Platze blieb. Vgl. Mart. Ep. II, 66, wo Lalage die Sclavin Plecusa wegen einer einzigen dem Haar entgleitenden Locke über den Haufen stößt.

Ei, ei, schlimme Lucilia... Bei der souveränen Mißachtung, mit der so viele Römer ihre Sclaven behandelten, könnte dieser Ton, der Tochter vom Hause gegenüber, befremdlich erscheinen. Das Verhältniß zwischen Herren und Sclaven war jedoch auch in der Kaiserzeit noch vielfach ein patriarchalisches. Namentlich erlaubten sich die älteren Sclaven und Sclavinnen im Verkehr mit den Kindern des Hauses gar manche Vertraulichkeiten. Die Kinder nannten sie nicht selten „Väterchen“, Mütterchen“, ließen sich von ihnen zurechtweisen und räumten ihnen, je nach der Persönlichkeit, oft eine nicht geringe Autorität ein. Ein schönes Beispiel herzlicher Beziehungen zwischen dem Gebieter und seinen Sclaven und Freigelassenen liefert uns der Brief des jüngeren Plinius an Paulinus (Ep. V, 19), wo es heißt: „Ich sehe, wie gelinde Du Deine Leute behandelst; um so aufrichtiger gestehe ich Dir, wie nachsichtig ich die meinigen behandle; mir liegt immer das Homerische:

— Und freundlich war wie ein Vater . . .

und unser „Familienvater“ (pater familias) im Sinne. Wäre ich aber auch von Natur rauher und härter, so würde mich doch die Krankheit meines Freigelassenen Zosimus rühren, dem ich desto größere Menschlichkeit beweisen muß, je mehr er jetzt derselben bedarf . . . Dazu kommt meine lange Zuneigung, welche durch die Gefahren selbst erhöht worden ist. Es liegt ja in der Natur, daß

Nichts die Liebe so sehr reizt und anfeuert, als die Furcht vor dem Verluste, welche ich für ihn nicht nur einmal ausgestanden habe. Denn schon vor einigen Jahren, als er lange und mit Anstrengung declamirte, warf er Blut aus; ich schickte ihn deshalb nach Aegypten, von wo er nach einer langen Reise erst kürzlich gestärkt zurückkam. Als er nun einige Tage lang seine Stimme allzusehr in Anspruch nahm, mahnte ein leiser Husten an den alten Schaden, und er warf wieder Blut aus. Ich habe daher im Sinne, ihn auf Deine Güter nach Forojulium zu senden. Denn ich habe oft von Dir gehört, daß die Luft dort gesund, und die Milch für dergleichen Curen sehr zuträglich sei."

S. 97. Hochzeit mit Getreide-Opfern. Die älteste Eingehungsform der Ehe war die confarreatio, so genannt nach dem für sie charakteristischen Getreide (far)-Opfer. Durch diese Form der Eingehung verlor die Frau am Entschiedensten ihre Selbstständigkeit. Ihr Vermögen ging in den Besitz ihres Gatten über. Auch konnte sie für sich weder etwas erwerben, noch gültige Rechtsgeschäfte abschließen. Die von Lucilia hier scherzhaft ausgesprochenen Emancipationsgelüste waren zur Zeit unserer Erzählung thatsächlich in Rom stark verbreitet. Die Form der confarreatio ward daher immer seltener.

Citrustisch. Der Citrus (tuja cupressoides), eine schöne, an den Berghängen des Atlas wachsende Baumart, lieferte kostbare Tischplatten, die mit den wahnsinnigsten Preisen bezahlt wurden, da die Stämme nur selten die erforderliche Dicke erreichten. Plinius (Hist. Nat. XIII, 15) erwähnt Scheiben von beinahe 4' Durchmesser und 1/2' Dicke. Cicero gab eine Million Sesterzen für einen Citrustisch. Seneca soll 500 solcher Tische besessen haben. — Die Platte ruhte auf einem Fuße von kunstvoll gearbeitetem Elfenbein, daher diese Tische auch Einfüße (monopodia) hießen.

Der Besatz. Das weibliche Oberkleid (stola) war unten mit einer Falbel (instita) besetzt, die sich oft schleppenartig verlängerte.

Metallspiegel. Zur Zeit unserer Erzählung waren insbesondere Spiegel aus einer Mischung von Gold, Silber und Kupfer beliebt.

S. 98. Die jungen Rechtsbeflissenen, die sich die Beifallspender in Miethe nehmen. Vgl. hierüber Quintil. XI, 3, 131, Juv. Sat. XIII, 29—31, Plin. Ep. II, 14, 4.

Centumvirats-Gericht, das Gericht der Hundertmänner, ein Richter-Collegium, das in Civilsachen, besonders in erbrechtlichen Streitigkeiten unter dem Vorsitze der Decemviri (Zehnmänner) die Entscheidung hatte.

S. 100. Das waren die Leute, die, ohne zu arbeiten, von den staatlichen Kornspenden lebten. — Die Zahl der römischen Proletarier, die fast ausschließlich auf diese Weise ihr

Leben fristeten, übertraf die der Unterstützungsbedürftigen in modernen Culturstaaten um ein Vielfaches.

S. 101. Titusbogen. Der Triumphbogen des Titus, am südöstlichen Ende des Forum Romanum, zum Andenken des Sieges über die Juden im Jahre 81 n. Chr. geweiht, steht noch heute. Er trägt die Inschrift: „Senatus populusque Romanus divo Tito divi Vespasiani filio Vespasiano Augusto.“ Seine Relief-Darstellungen sind zum Theil vortrefflich erhalten.

Meta Sudans, ein der Meta (der Spitzsäule am oberen und unteren Ende des Circus) ähnlicher Springbrunnen (sudans = triefend) unweit des Flavischen Amphitheaters. Ein Theil des Unterbaues ist noch heute erhalten.

Das Flavische Amphitheater, jetzt il Coliseo. Das Colosseum (vom Kaiser Vespasianus nach Beendigung des jüdischen Krieges begonnen, unter Titus vollendet und im Jahre 80 n. Chr. eingeweiht) faßte auf seinen Sitzplätzen 87,000 Zuschauer und mehr als 20,000 auf der offenen Gallerie. Noch bis auf den heutigen Tag ist es an Umfang und Großartigkeit von keinem ähnlichen Bauwerk der Welt erreicht, geschweige denn übertroffen worden.

Das cälimontanische Thor Porta Caelimontana), in der Nähe des heutigen Lateran. Die hier von Claudia und Lucilia eingeschlagene Straße ist noch vorhanden: sie führt jetzt den Namen Via di San Giovanni in Laterano.

Der Geburtstag (dies natalis, sacra natalicia) ward von Alters her festlich begangen.

In der Mitte stand nach alter Weise ein Herd. Der ursprünglich im Atrium befindliche, eigentliche Herd war zur Zeit unserer Geschichte längst aus den Atrien der Vornehmen und Reichen verschwunden. Hier ist an einen ad hoc errichteten Festherd zu denken.

Lucretius. Titus Lucretius Carus, geb. im Jahre 98, gest. im Jahre 55 v. Chr., verfaßte ein philosophisches Lehrgedicht „Ueber das Wesen der Dinge“ (De Rerum Natura). Die Weltanschauung dieser Dichtung ist eine wesentlich materialistische. Der Poet construirt sich das Weltall aus einer unendlichen Menge von Atomen, die einfach und unvergänglich im unendlichen Raum existiren.

Der ältere Plinius. Cajus Plinius Secundus, zum Unterschied von seinem hier mehrfach citirten Neffen der Aeltere (major) genannt, Krieger, Staatsmann und berühmter Naturforscher, ward im Jahre 23 n. Chr. zu Novum Comum geboren. Bei dem großen Vesuv-Ausbruch im Jahre 79 erlitt er, ein Opfer seiner wissenschaftlichen Forschbegierde, den Tod. (Vgl. die berühmte Schilderung in dem Brief seines Neffen an Tacitus, Plin. Ep. VI, 16.) Von seinen zahlreichen Werken ist blos die Historia Naturalis auf uns gekommen, eine gewaltige Encyclopädie, zu der das Material aus

mehr als 2000 Schriften geschöpft wurde. Er war ein unbedingter Leugner der Götter, ja des Uebersinnlichen überhaupt. Die Weltanschauung der Cinna ist hier zum Theil buchstäblich mit den Worten der Historia Naturalis geschildert.

S. 102. Antium, das heutige Porto d'Anzio, uralte Stadt südlich von Rom. Viele römische Große besaßen hier Landhäuser.

S. 104. Halbseidene Gewebe. Ganzseidene Gewebe waren in Rom selten.

Getriebene Silberschalen von der Meisterhand des gepriesenen Mentor. Mentor war ein berühmter Bildhauer, besonders wegen seiner Becher und Trinkschalen in getriebener Arbeit gefeiert; — Plin. Hist. Nat. VII, 38 u. XIII, 11, 12, sowie Mart. Ep. III, 41:

> Die Mentors Hand der Schale gab, die Eidechse,
> Lebendig ist sie und gefürchtet wird Silber . . .

d. h. also, die auf der Schale angebrachte silberne Eidechse ist so lebenswahr, daß man sich vor ihr fürchten könnte. Vergl. ferner Mart. Ep. IV, 39, IX, 59 (Becher, welche die Hand Mentors geadelt) u. a.

Der Essenzenhändler Niceros. Vgl. Mart. Ep. VI, 55 („weil du nach Niceros' Bleigefäßen duftest . . .") Mart. Ep. X, 38 („die Lampe, die von Niceros' Wohlgerüchen duftet . . .") und Mart. Ep. XII, 65 („ob von Cosmus oder Niceros ein Pfund Salbe . . .").

Bänder und Falbeln von Amethystpurpur. Kleidungsstücke von amethystpurpurnem Wollstoffe (amethystina oder vestes amethystinae) gehörten zu den prachtvollsten und kostbarsten. Vgl. Mart. Ep. I, 97, 7 u. Juv. Sat. VII, 136. Die Farbe ward so genannt, weil sie in die des Amethyst, eines violettblauen Edelsteins, überspielte.

Rosenflor. Rosen und Veilchen waren die Lieblingsblumen der Alten. Der Verbrauch dieser Blumen war colossal. Ueber die Rosenzucht in der Nähe Roms vgl. Varro R. Rust. I, 16, 3.

Tricliniarch (tricliniarches, Petr. XXII, 6. Inscr. Orell. No. 794 u. a.), der Obersclave des Speisesaals, der Tafelaufseher.

S. 105. Pästische Rosen. Pästum (*Παίστον*), in ältester Zeit Poseidonia, Stadt an der Westküste Lucaniens, südlich von der Mündung des Silarus (jetzt Sele), war berühmt durch seine herrliche Rosenzucht.

Atellanenspieler. Atellanen (Atellanae fabulae, ludi Atellani) hieß eine Art dramatischer Aufführungen von derbkomischem Charakter. Ihren Stoff nahmen die Atellanen aus dem Leben der Kleinbürger und der Landleute. Ihre Sprache war die des alltäglichen Lebens, ja häufig der oskische Dialekt. Der Name kommt von der campanischen Stadt Atella, wo diese Gattung von Schauspielen zuerst aufkam. Gewisse Grundzüge der Atellanenspiele lassen sich noch jetzt in der italienischen Volksposse nachweisen.

Phönix. Vergl. Tac. Ann. VI. 28, Plin. Hist. Nat. X, 2. Ov. Met. XV, 392.

S. 106. Cordubanisches Flachsgewebe. Corduba, jetzt Cordoba, am Bätis, jetzt Guadalquivir, war eine der bedeutendsten Handelsstädte Hispaniens, Hauptort von Hispania Baetica, Sitz des kaiserlichen Statthalters. Vergl. Strabo III, 141. Gewebe aus hispanischem Flachs (carbasus) galten für einen Kleiderstoff von ganz besonderer Feinheit.

Episch von Epos (*ἔπος*) = Wort, Rede, Erzählung. Später bezeichneten die Griechen mit *ἔπη* die epische Dichtkunst im Gegensatz zur Lyrik.

S. 107. M. Ulpius Trajanus, geb. am 18. September 53 n. Chr. zu Italica in Hispanien, erhielt im Jahre 91 das Consulat

Das Märchen von Amor und Psyche, der altclassische Urahn unseres „Aschenbrödel" und ähnlicher Perlen naiver Volkspoesie, war lange vor Apulejus, der den Stoff, gewiß unter Benutzung zahlreicher traditioneller Einzelheiten, gestaltet hat, in den römischen Kinderstuben zu Hause, und das traulich plaudernde: „Erant in quadam civitate rex et regina; hi tres numero filias forma conspicuas habuere" . . . klang nicht minder häufig von den Lippen erzählender Großmütter, als bei uns das buchstäblich entsprechende: „Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten drei schöne Töchter . . ."

S. 108. Auf dem Forum, nämlich in den am Forum belegenen Basiliken.

Basilica (*βασιλική*, scil. domus oder porticus = königliches Haus), ein öffentliches Prachtgebäude, das zu Gerichtssitzungen oder Handelsgeschäften benutzt wurde, also gleichzeitig Justizpalast und Börse. Oben befanden sich Tribünen für das zuschauende Publikum. Die Basiliken bestanden aus einem Mittelschiff und zwei durch Säulenreihen davon getrennten Nebenschiffen. Nachdem Constantin der Große zahlreiche Basiliken in Gotteshäuser verwandelt hatte, ging der Name und die Stilform auf die christlichen Kirchen über.

Theognis, elegischer Dichter aus dem attischen Megara, lebte um 520 v. Chr. Die von Lucilia hier citirten Verse finden sich Eleg. 1323 und lauten im Urtext:

Κυπρογένη, παῦσόν με πόνων, σκέδασον δὲ μερίμνας
θυμοβόρους, στρέψον δ' αὖθις ἐς εὐφροσύνας.

S. 109. Altes Laster! Lucilia spricht hier im Tone der altlateinischen Comödie (Plautus, Terenz).

Mathematiker, übliche Bezeichnung der (meist chaldäischen) Astrologen.

Alles fließt (*πάντα ῥεῖ*) behauptete der Philosoph Heraklit aus Ephesus (460 v. Chr.), wegen seiner Unverständlichkeit „der Dunkle" genannt.

S. 110. Septunzen=Vertilger. Die septunx (ein Quantum von 7 Unzen = ein cyathus, ein Schöpfbecher) ist ein häufig genanntes Weinmaß. Septunzen=Vertilger entspricht also etwa unserem „Schoppenstecher".

Lyäus (*Λυαῖος*) = der Löser, Sorgenlöser, Sorgenbrecher, Beiname des Bacchus.

S. 111. Barbillus. Ein Astrolog dieses Namens ist erwähnt Dio Cass. LXVI, 9.

S. 112. Ich hab' in verwichner Nacht einen Traum gehabt. Der Glaube an den prophetischen Charakter der Träume war in Rom allgemein; die Traumdeutung galt für eine förmliche Wissenschaft. Mit welchem Ernste die Vertreter dieser „Wissenschaft" ihren Beruf auffaßten, dafür liefert das auf uns gekommene Traumbuch des — (unzweifelhaft ehrlichen) — Artemidor von Daldia ein überraschendes Beispiel. Wenn Lucilia hier die Besorgnisse der Cornelia verlacht, so ist dies eine Freigeisterei, die nicht allzu häufig vorkam, und mehr einer leichtfertigen und lustigen Stimmung, als dem tieferen Grund einer philosophischen Ueberzeugung entspringt.

S. 114. Unser Herr und Gott Domitianus. Der Kaiser Domitian ließ sich „Herr und Gott" nennen. Suet. Dom. 13.

S. 115. Ein Todtenmahl, schwarz auf schwarzem Geräthe ꝛc. Die Geschichte von der nächtlichen Abholung der Senatoren und Ritter erzählt uns Dio Cassius (LXVII, 9).

S. 116. Packträger in Butunti. Butunti, Städtchen in Apulien, jetzt Bitonti, wird von Martial (Ep. II, 48 u. IV, 55) gleichsam als geflügelter Ausdruck für „stille Kleinstadt" gebraucht, etwa wie die Berliner „Treuenbrietzen" oder „Perleberg" sagen.

S. 117. So höhnt ein bezechtes Muttersöhnchen den Bettler am Wege nicht! Zu den Hauptvergnügungen der goldenen Jugend gehörte der nächtliche Straßenunfug, der zumeist am Proletariat ausgeübt wurde. Einer besonderen Gunst erfreute sich die sogenannte sagatio, die darin bestand, daß irgend ein Unglücklicher auf die ausgebreitete Fläche eines Mantels gelegt und von seinen übermüthigen Quälgeistern ganz in der Weise des Sancho Pansa geprellt wurde.

S. 119. Posticum (die Hinterthüre) hieß das Pförtchen, das von der Rückseite des Cavädiums oder Peristyls nach der Straße führte.

S. 121. Weihrauchduft. Weihrauch (thus) war nicht nur in den Tempeln der Isis, sondern auch bei den Opferhandlungen des römischen National=Cultus üblich. Er bestand aus dem Harze eines arabischen Baumes. Für den besten galt der sogenannte Tropf=Weihrauch.

Erstgeburt aller Jahrhunderte ꝛc. Die hier folgende Anrufung der Göttin Isis entlehnt einen Theil ihrer Ausdrücke

den Metamorphosen des Apulejus (XI, 5), wo die Göttin sich selber „Erstgeburt aller Jahrhunderte, höchste der Gottheiten, Königin der Manen, Fürstin der Himmlischen" ꝛc. nennt, und die Bezeichnungen aufführt, unter denen sie auf dem ganzen Erdkreis verehrt wird.

S. 122. Hellglänzendes Byssusgewand. Die Priester der Isis trugen helle Gewänder, in der Regel aus Leinwand (linum), daher die Göttin bei Ovid geradezu „Isis in Leinkleidern" (Isis linigera) genannt wird. Byssus ist eine Art Baumwolle.

Tonsur. Der altorientalische Gebrauch der Tonsur war bei den Isispriestern Vorschrift. (Herod. II, 37.)

S. 123. Smaragde, Rubine und Chrysolithe. Der Smaragd galt im Alterthum nächst dem Diamanten für den kostbarsten Edelstein. Die besten waren die scythischen. Nächst dem Smaragd stand der Beryll und der Opal in hohem Ansehen. (Plin. Hist. Nat. XXXVII, 85.) Rubine und Chrysolithe waren minder gesucht.

S. 124. Alle drei waren in dichte Mäntel gehüllt und trugen trotz der milden Witterung Kapuzen. An der Lacerna, dem Ueberwurf, der über der Toga getragen wurde, befand sich nicht selten eine Kapuze (cucullus).

S. 126. Es gilt noch ein Abenteuer, Parthenius ... Solche nächtliche Incognito-Streifereien vornehmer Herren waren nichts Ungewöhnliches. Von Domitian wird die Sache nicht ausdrücklich berichtet, wohl aber von Nero, Suet. Ner. 26, wo es heißt: „Sobald es Nacht war, setzte er einen Hut oder eine Mütze auf, ging in die Wirtshäuser und schwärmte zwar nur im Scherze, aber doch nicht ohne Unheil anzurichten, in den Gassen herum." Auch das Rencontre Domitians mit dem Sclaven Parmenio hat sein Vorbild in einem Erlebniß des Kaisers Nero, der einst, da er eine vornehme Dame angefallen hatte, von deren Ehemann beinahe todtgeprügelt wurde. (Suet. a. a. O.)

Und sollt' ich die Lippen ... auf den Nacken einer schmutzigen Aegypterin pressen. Bezüglich des Wortes „schmutzig" vergl. Suet. Dom. 22, wo auch erwähnt wird, daß der Kaiser hin und wieder mit den gemeinsten Dirnen verkehrt habe.

S. 127. Der Circus Flaminius, in der nach ihm benannten neunten Region gelegen, im Jahre 221 v. Chr. erbaut.

S. 128. Aelische Brücke (Pons Aelius), die heutige Engelsbrücke.

Wasserwerke. Die prachtvollen Wasserwerke bildeten einen Hauptschmuck des antiken Rom. „Die Quellen der Gebirge, meilenweit in unterirdischen Röhren oder auf gewaltigen Bogenreihen in die Stadt geleitet, ergossen sich rauschend aus künstlichen Grotten, breiteten sich in weiten reichverzierten Behältern aus, oder stiegen plätschernd in den Strahlen prächtiger Springbrunnen auf, deren

kühler Hauch die Sommerluft erfrischte und reinigte." (Friedländer, I, 14.)

S. 129. Die Straße Alta Semita entspricht ziemlich genau der heutigen Via di Porta Pia.

S. 130. Fackeln. Das Alterthum (sowie fast das ganze Mittelalter) kannte keine Straßenbeleuchtung.

Die Ringmauer des Servius Tullius (agger Servii Tullii) erstreckte sich von der Porta Collina nach der Porta Esquilina. Die dortige Gegend zählte zu den verrufensten in ganz Rom. Die „Dirnen der Stadtmauer" werden häufig erwähnt. (Vergl. z. B. Mart. Ep. III, 82, 2.)

Vejenter. Der in der Umgebung des Städtchens Veji (nordwestlich von Rom) wachsende Wein stand in geringem Ansehen. (Vergl. Mart. I, 103, 9, wo der rothe Vejenter dick, hefig genannt wird.)

Gerade oder Ungerade. Dieses noch jetzt gebräuchliche Hazardspiel war unter dem Namen ludere par impar äußerst beliebt. Der Gegner hatte zu rathen, ob man eine gerade oder ungerade Anzahl von Geldstücken oder andern Gegenständen in der geschlossenen Hand hielt.

S. 131. Speculationshäuser. Wer im alten Rom einigermaßen begütert war, hatte sein eigenes Haus. Die große Masse der Unbegüterten wohnte dagegen in Miethshäusern, die nach dem Grundsatze „billig und schlecht" von gewissenlosen Speculanten mit unerhörter Lüderlichkeit hergestellt, aber demungeachtet zu hohen Preisen vermiethet wurden. Einstürze derartiger Speculationshäuser waren daher keine Seltenheit, wie schon die stehende Verbindung der Wörter „Brand und Einsturz" (incendia ac ruinae) beweist, — Katastrophen, die Strabo (V, 3, 7) geradezu als unaufhörlich bezeichnet. (Vergl. auch Senec. Ep. XC, 43. Cat. XXIII, 9. Juv. Sat. III, 7.)

S. 132. Unter den Ziegeln (sub tegulis) war eine übliche Bezeichnung für das obere Stockwerk. (Vergl. Suet. Gramm. 9, wo von dem armen Schulmeister Orbilius erzählt wird, daß er in seinem Alter „unter den Ziegeln" gewohnt habe.

S. 134. Laßt uns bedenken, daß in Rom jeder Stein Augen und Ohren hat. Vergl. Tacit. Ann. XI, 27, wo Rom eine „Alles erfahrende und Nichts verschweigende Stadt" genannt wird. Auch Seneca (De tranq. an. XII) scandalisirt über die Horcherei, die in Rom zu Hause sei. Bei Juvenal heißt es, ein vornehmer Römer könne überhaupt kein Geheimniß haben, denn: „servi ut taceant, jumenta loquentur, et canis *et postes et marmora.*" Wenn auch die Sclaven discret sind, so plaudern die Pferde, und der Haushund, und die Pfosten und die Marmorwände. „Schließt immerhin die Fenster und verdeckt jeden Spalt mit Teppichen — am folgenden Tage erzählt man sich doch in

jeder Knelpe, was der Gebieter getrieben hat." (Juv. Sat. IX, 102—109 ff.)

Daß uns die Häscher halbwege schon auf der Spur sind. Es gab in Rom Leute, die das Wiedereinfangen der entlaufenen Sclaven als Gewerbe betrieben.

Ich gelobte mir, sein Grab solle auch dort des frommen Schmucks nicht entbehren. Die gewöhnliche Bestattungsweise in der Kaiserzeit war das Verbrennen der Leichname auf dem Scheiterhaufen (rogus); der ursprüngliche Gebrauch der Beerdigung war seltener geworden. Die Sclaven und Verbrecher wurden am esquilinischen Hügel bestattet.

S. 135. Die Monetastraße führte vom Flavischen Amphitheater nach der Porta Querquetulana.

S. 136. Auf jene Art, die man nachgerade die ‚Stephanische' nennen könnte 2c. Vergl. Suet. Dom. 17, wo von Stephanus erzählt wird, er sei damals wegen Unterschlagung von Geldern angeklagt worden. Daß Testamentsfälschungen von so unglaublicher Art wirklich vorkamen, wird von den alten Schriftstellern mehrfach ausdrücklich bestätigt. Von der Frechheit, mit welcher einflußreiche Persönlichkeiten bei ihren Bestechungen 2c. zu Werke gingen, liefert Plinius (Ep. II, 11) ein überraschendes Beispiel.

S. 138. Bannformel. Man glaubte, die vestalischen Jungfrauen besäßen die Macht, entflohene Sclaven durch gewisse Zaubersprüche innerhalb des städtischen Weichbildes festzuhalten.

S. 140. Arbeitshäuser und Bagnos. Ergastulum nannte man eine Art Gefängniß, worin Sclaven, die sich irgend ein Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, zu besonders harter Arbeit angehalten wurden. Die Einrichtung dieser Ergastula hatte vielfach Aehnlichkeit mit der unserer modernen Bagnos.

Tausende und aber Tausende strömen herzu. Vergl. die Stelle in den Briefen des Plinius, der als Gegner der Christen an den Kaiser berichtet: „Es hat sich nämlich dieser Aberglaube nicht nur über die Städte, sondern auch über die Dörfer und das Land verbreitet." (Plin. Ep. X, 98.)

S. 141. Nazarenischer Gracchus. Quintus erblickt hier, wie Thrax Barbatus, in dem Zimmermanns-Sohn von Nazareth wesentlich den Vertreter der Volksrechte, also einen Thatgenossen der beiden Volkstribunen Tiberius und Cajus Sempronius Gracchus (um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr).

S. 142. Der Mons Janiculus, jetzt Monte Gianicolo, auf der rechten Seite des Tiber.

S. 145. Venus Genitrix. In den Ruinen der Kaiserpaläste auf dem palatinischen Hügel hat man eine solche Statue der Venus Genitrix (= Erzeugerin, Mutter, sogenannt als Stamm-Mutter des Geschlechts des Julius Cäsar, der ihr unter diesem

Namen einen Tempel erbaute), sowie einen Eros, die Kanne schwingend, ausgegraben.

S. 148. Mediolanum, das heutige Mailand.

Die Leiden der Königin Dido, die schon damals so hochberühmte Episode in Virgils Aeneide. Daß gerade die Leiden der Dido sich einer besonderen Beliebtheit erfreuten, geht u. A. aus Juv. Sat. VI, 434 hervor, wo es heißt:

> Illa tamen gravior, quae, quum discumbere coepit,
> Laudat Vergilium, periturae ignoscit Elissae . . .

Die Frage, ob Dido (Elissa) Recht that, indem sie den Tod wählte, scheint also vom schöngeistigen Dilettantismus in ähnlicher Weise ventilirt worden zu sein, wie heutzutag die, ob Schiller größer sei oder Goethe.

S. 149. Sibyllen (*Σίβυλλα*, von *Σιὸς Βουλή*, wörtlich „Gottesratherin") hießen die weissagenden Priesterinnen Apollos. Ihre Prophetensprüche waren dunkel und räthselhaft.

S. 153. Nicht nur der männermordende Ares, auch der schlichte Anchises... Stephanus spielt auf die Liebesabenteuer der Aphrodite an, die nach dem hellenischen Mythus nicht nur Götter, wie den männermordenden Ares, sondern auch Sterbliche mit ihrer Liebe beglückte. Dem jungen Trojerfürsten Anchises schenkte sie ihre Gunst bekanntlich im idäischen Haine.

S. 159. Ulysseshafte Verschlagenheit. Ulysses (Ulixes), Odysseus, der Held der homerischen Odyssee, galt in der nachhomerischen Sage für den Typus der Pfiffigkeit und Verschmitztheit, während er bei Homer in idealerem Lichte erscheint.

Hellenisches Blut. Die Griechen standen überhaupt bei den Römern im Rufe, dem Typus des nachhomerischen Ulysses zu ähneln. Nächst den Orientalen waren sie die verhaßtesten aller Provinz-Bewohner.

S. 161. Ich erklettere das Capitol wie die stürmenden Gallier. Den (mißlungenen) Versuch, das umlagerte Capitol zu erklettern, machten die Gallier bekanntlich im Jahre 389 v. Chr., nachdem sie das römische Heer am Flüßchen Allia auf's Haupt geschlagen.

Thetis, Tochter des Nereus, bewohnt mit ihren Schwestern, den Nereiden, die Tiefen des Oceans. Sie personificirt das Meer als freundliches Element, wie Poseidon als furchtbares und gewaltiges.

S. 162. Du bist der süßeste Herr.... Das Beiwort „süß" (dulcis) findet sich öfter in dieser Anwendung gegen Vorgesetzte und Höhergestellte. So nennt Horaz in der bekannten ersten Ode des ersten Buches den Mäcenas: O et praesidium et *dulce* decus meum . . .

S. 163. Dienstthuende Ceremonienmeister. Bei dem feierlichen Morgenempfang der Kaiser war eine beträchtliche Anzahl

von Hofbediensteten thätig, denen es oblag, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Aufwartenden anzumelden und in's Audienzgemach zu begleiten. Diese Beamten hießen admissionales (= Einlasser), oder Leute ab admissione, ex officio admissionis etc. (Vgl. Suet. Vesp. 14 etc.)

Saturnalien. So hieß die halb unserem Weihnachtsfeste, halb unserem Carneval entsprechende mehrtägige Feier, die in der zweiten Hälfte des Monats December zu Ehren des altitalischen Saatgottes Saturnus in Scene ging. Die Saturnalien bedeuteten eine Erinnerung an die goldenen Tage des saturnischen Zeitalters. Alle Arbeit ruhte. Unserem „Prosit Neujahr!" oder dem kölnischen „Geck, loß Geck elans!" vergleichbar, erscholl allenthalben der Jubelruf: „Io saturnalia! Io bona saturnalia!" Man zechte, schmauste und spielte; man erfreute sich durch Geschenke und Ueberraschungen; man hieß die Sclaven zu Tische liegen und regalirte sie, zum Zeichen, daß unter Saturnus' Regierung kein Unterschied der Stände gewesen; man trieb allerlei Scherz und Kurzweil und ließ in Wort und That eine gewisse Maskenfreiheit obwalten.

S. 165. Meth (mulsum, *scil.* vinum), aus Most und Honig bereitet, allbeliebtes Getränk, besonders beim Prandium üblich.

Sprach's, und es nickte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion. In diesen Worten citirt Lucilia einen bekannten Vers der Iliade (Il. I, 528):

Ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων.

Wie allgemein üblich solche Citate, namentlich aus der Odyssee und der Ilias, waren, — und zwar nicht etwa in lateinischer Uebersetzung, sondern in der Ursprache, — das erhellt u. A. aus den Briefen des Plinius, z. B. I, 24, wo an zwei verschiedenen Stellen Verse der Ilias, darunter gerade der hier erwähnte, citirt werden. Ferner I, 18 (weiter unten im nämlichen Brief nochmals); I, 20 (mehrfach); IV, 28; V, 19; V, 26. Auch sonst finden sich bei Plinius innerhalb des lateinischen Textes vielfach griechische Wörter und Wendungen (vergl. Ep. I, 13, 19, 20; II, 2, 3, 12, 13, 14, 20; IV, 10; VI, 32 etc.), wie etwa heutzutage innerhalb eines deutschen Briefes gelegentlich ein französischer, englischer oder lateinischer Ausdruck vorkommt. Jeder Gebildete verstand Griechisch; ja, die Vorliebe für dieses Idiom war vielfach zur krankhaften Mode geworden, ganz wie im vorigen Jahrhundert in Deutschland die Koketterie mit dem Französischen. (Vergl. Juv. Sat. VI, 185: omnia Graece, Alles auf Griechisch!)

Rohrfeder. Man bediente sich zum Schreiben vielfach einer Feder aus Rohr, die nach Art unserer Gänsekiele geschnitten wurde.

S. 166. Spartacus. Der furchtbare Sclavenaufstand des Spartacus mißlang nur in Folge der Uneinigkeit zwischen den Auf-

ständischen. Mit größter Mühe wurde die Rebellion im Jahre 71 v. Chr. bewältigt. Spartacus fiel mit den tüchtigsten seiner Genossen nach rühmlichem Kampfe.

Tochter des Ares. So wird Rom genannt auf Grund der bekannten Sage, der Kriegsgott Mars habe mit der Vestalin Rhea Silvia den Romulus und den Remus erzeugt. Quintus gebraucht hier den hellenischen Namen Ares, da ihm die geflügelten Worte *Ῥώμη θυγάτηρ Ἄρεος* vorschweben, die sich im ersten Vers einer berühmten Ode der griechischen Dichterin Melinno (um 600 v. Chr.) vorfinden.

S. 169. Gegen das Christenthum. Ueber die Christenverfolgungen unter Domitian vergl. Dio Cass. XLVII, 16.

S. 171. Marsfeld (Campus Martius) hießen die öffentlichen Anlagen im nordwestlichen Theile von Rom. Eine ausführliche Schilderung derselben hat uns Strabo geliefert (V, 3).

Säulengang des Agrippa. Der hundertsäulige Porticus des Vipsanius Agrippa war der berühmteste Glanzpunkt im Campus Martius.

Lorbeerhaine. Am Säulengang des Agrippa befand sich ein Lorbeer- und ein Platanushain. (Mart. Ep. I, 108 u. A.)

S. 172. Virgil. Der Dichter der Aeneide war von jeher einer der am meisten gelesenen. Man tractirte ihn sogar in den Schulen, wie bei uns zu Lande den Schiller.

Batrachomyomachie (*βατραχομυομαχία*), der Froschmäusekrieg, eine Parodie der Ilias; fälschlich dem Homer zugeschrieben, wahrscheinlich verfaßt von Pigres von Halikarnaß.

Rostra. So hieß die mit Schiffsschnäbeln (rostrum = der Schiffsschnabel) geschmückte Rednerbühne am Forum Romanum.

S. 173. M. Furius Camillus besiegte die Volsker und Aequer in der Schlacht am Algidus 431 v. Chr. (Plut. Cam. II.)

Wie selten schließen wir den Bund für's Leben aus freier Wahl! Die Römerinnen heiratheten sehr frühe; daher es in der Natur der Sache lag, daß die Eltern für das gänzlich unerfahrene Mädchen die Wahl trafen. So ersucht Junius Mauricus den jüngeren Plinius, ihm für die Tochter seines Bruders Junius Rusticus Arulenus — (vergl. S. 183) — einen Gemahl vorzuschlagen. Plinius — (Ep. I, 14) — empfiehlt seinen Freund Minucius Acilianus, und zählt in ruhiger, geschäftsmännischer Weise dessen Vorzüge auf, wobei er nicht vergißt, ein beträchtliches Vermögen zu nennen. Allerdings war die formelle Einwilligung der Tochter erforderlich. Die jungen Mädchen unserer Erzählung sind, beiläufig gesagt, mit Rücksicht auf unser modernes Empfinden sämmtlich in einem Alter geschildert, in welchem die Römerinnen bereits verheirathet zu sein pflegten. Ueber das gewöhnliche Alter der Mädchen bei der Verheirathung vergl. die gründlichen Dar-

legungen Friedländers im Anhang zum ersten Theil seiner „Sittengeschichte“. Friedländer stellt dort eine Anzahl von Grab-Inschriften zusammen, in denen das Alter der Mädchen bei der Verheirathung entweder direct angegeben ist oder sich durch Abzug der Jahre der Ehe von denen des Lebens berechnen läßt. 12 der namhaft gemachten Frauen heiratheten noch vor dem 14. Jahre, 4 mit dem 14., 3 im 16., 1 im 19., 1 im 22. und 1 im 25. Es wird uns jedoch ausdrücklich bestätigt, daß Verheirathungen auch unter 12 Jahren durchaus keine Seltenheit waren.

S. 174. Varus Der weltberühmte Sieg der Germanen über Quintilius Varus ereignete sich im Jahre 9 n. Chr.

Parther, eine Völkerschaft südwärts vom kaspischen Meere. Ihre Herrschaft dehnte sich später bis an den Euphrat aus. Die Römer hatten mit den Parthern zahlreiche Fehden.

Cantabrische Bärenschnauze. Cantabria, das Bergland im Norden Hispaniens, lieferte vorzugsweise die Bären zu den römischen Thierhetzen.

Ananke (Ἀνάγκη) personificirt, ähnlich wie das lateinische Fatum, die Idee, daß es im Laufe alles Geschehens eine unabänderliche Nothwendigkeit gibt, der nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter unterthan sind.

S. 175. An den berühmten Wandgemälden vorüber. Vergl. Mart. Ep II, 14; III, 20 u. a.

Septen. Vergl Mart. Ep. II, 14; IX, 59.

Centuriats-Comitien. Schon zur Zeit der Könige war das römische Volk in fünf verschiedene Vermögensclassen eingetheilt worden, da von der Höhe des Besitzthums die Betheiligung des Einzelnen an den Staatsangelegenheiten, insbesondere auch an Steuer und Kriegsdienst, abhängig gemacht werden sollte. Jede dieser Vermögensclassen bestand aus einer bestimmten Anzahl von Centurien; so z. B. die erste Vermögensclasse aus achtzig, die fünfte aus dreißig u. s. w. Centuria hieß ursprünglich eine militärische Abtheilung von 100 Mann, dann aber auch eine Gesammtheit von Bürgern, aus deren Mitte eine solche militärische Abtheilung constituirt werden konnte. Diese Centurien — im bürgerlichen Sinne — stimmten nun in den Centuriats-Comitien (Centurien-Versammlungen) über öffentliche Angelegenheiten in der Weise ab, daß jede Centurie eine Stimme hatte.

Kaufläden und Luxusbazare. Vergl. **Mart. Ep.** IX, 50 v. 1. ff.:

Während Mamurra viel und lang' in den Septen herumging,
Dort, wo mit Schätzen Verkehr treibet das goldene Rom u. s. w.

Aus dem gleichen Epigramm geht hervor, was in diesen Kaufbuden Alles zu haben war, nämlich: Sclaven, Tischtücher, Elfenbein zu Tischfüßen, halbmondförmige Speisesophas (ihrer Gestalt — C — wegen Sigmas genannt), korinthisches Erz (die damals

beliebte Mischung aus Gold, Silber und Kupfer), krystallne Pokale, Murrhagefäße, ciselirte silberne Schalen, Edelsteine, Kleinodien 2c. 2c.

Ringkampf. Körperliche Uebungen aller Art standen bei den Römern in hohem Ansehen. Besonders beliebt waren das Wettlaufen, der Ringkampf und das Schleudern des Diskus, einer flachen Rundscheibe aus Stein oder Eisen. Vergl. Hor. Od. I, 8 (saepe disco, saepe trans finem jaculo nobilis expedito), wo von den Uebungen im Marsfeld die Rede ist.

Die Künste des Masthlion. Vergl. Mart. Ep. V, 12:

> Daß die schwankende Last der schweren Stange
> Kecklich Masthlion auf der Stirn umherschleppt 2c.

Die Kraftproben des Ninus. Vergl. Mart. Ep. V, 12:

> Daß uns Ninus, der Riese, sieben Knäblein
> Oder acht mit kräftigen Armen aufhebt 2c.

Riesen erfreuten sich in Rom, ebenso wie Zwerge und überhaupt alle Monstrositäten, einer besonderen Beliebtheit. Sie wurden sogar vielfach als Sclaven und Spaßmacher in vornehmen Häusern gehalten. Vergl. Mart. Ep. VII, 38, wo von einem riesigen Sclaven des Severus die Rede ist. Nach Plutarch gab es in Rom einen besonderen Markt für Mißgeburten (ἡ τῶν τεράτων ἀγορά), wo man verkrüppelte Menschen aller Art zum Verkauf ausbot. Da das Geschäft lucrativ war, so wurden gewisse Verkrüppelungen auf künstlichem Wege herbeigeführt.

S. 176. Schiffbrüchige — die gemalte Tafel, die ihren Unglücksfall darstellte, vor den Knieen 2c. Vergl. Hor. Epist. ad Pis. 19 ff.

S. 177. Manni. Solche Ponys werden u. a. erwähnt bei Lucr., Hor., Prop. und Sen. Sie zeichneten sich durch ihre Schnelligkeit aus. Das Wort ist celtisch.

S. 178. Sonnenroß. Herodianus spielt auf die Rosse des Helios und das Schicksal des Phaëton an, der sich von seinem Vater die Erlaubniß erwirkt hatte, auf einen Tag lang an seiner Statt den Sonnenwagen zu lenken, aber mit den ungeberdigen Rossen so wenig zurecht kam, daß Zeus ihn, um die Erde vor dem Verbrennen zu retten, durch einen Blitz tödten und von dem Sonnenwagen herab in den Fluß Eridanos schleudern mußte.

Burrus, der Sohn des Oberkämmerers. Vergl. Mart. Ep. IV, 45; V, 6.

S. 179. Wolfsgebiß (lupata frena), ein mit eisernen Stacheln in Form von Wolfszähnen versehener Zaum, kam bei hartmäuligen Pferden zur Anwendung. Vergl. Hor. Od. I, 8, 6: Nec lupatis temperat ora frenis . . .

S. 180. Soracte, ein Berg nördlich von Rom. Vergl. Varro R. R. II, 3, 3; Virg. Aen. VI, 696; Hor. Od. I, 9 (alta nive candidum).

S. 181. Aus dem lugdunensischen Gallien. Das lugdunensische Gallien (Gallia Lugdunensis, so genannt von seiner Hauptstadt Lugdunum, dem heutigen Lyon), erstreckte sich von der Seine (Sequana) bis zur Garonne (Garumna), und westwärts bis zum atlantischen Ocean. Im Süden war es durch das narbonensische Gallien vom Mittelmeere getrennt.

Wenn ein kinderloser Freund seines Vaters ihm nicht ein kleines Legat vermacht hätte. Die Vermächtnisse kinderloser Leute an fremde, nicht mit ihnen verwandte Personen spielten zur Kaiserzeit eine die Physiognomie der Gesellschaft wesentlich beeinflussende Rolle. Insbesondere stand in Folge ihres häufigen Vorkommens die Erbschleicherei im Flor.

Mitten im Arbeiterviertel. Auf der rechten Seite des Tiberstromes, in der (14.) Region, die den Namen „Trans Tiberim“ führte, wohnten ausschließlich Handwerksleute, Schiffer 2c.

S. 183. Titus, der als Regent ausgezeichnete Bruder und Vorgänger Domitians.

Flavier. Die Flavier waren mit Vespasian, dem Vater des Titus und des Domitianus, an die Regierung gekommen. Der volle Namen Domitians lautete: Titus Flavius Domitianus Augustus.

Junius Rusticus. Vergl. Suet. Dom. 10; Dio Cass. LXVII, 13.

Cäpio. Einen Mann dieses Namens erwähnt Suet. Dom 9.

Da fand sich ein Mensch, der öffentlich aussagte, er habe den Cäpio bei Lebzeiten mehrfach äußern hören, der Imperator solle sein Erbe sein. Vergl. Suet. Dom. 12: „Erbschaften wurden eingezogen, welche den Kaiser durchaus Nichts angingen, wenn nur irgend Jemand sich fand, der versicherte, er habe den Verstorbenen bei Lebzeiten äußern hören, daß der Kaiser ihn beerben solle.“

S. 184. Die Töchter unserer ersten Familien werden hinweggeschleppt. Daß dies in der That zu erwarten stand, beweist die unglaubliche Schilderung, die uns Dio Cassius von dem Treiben des Nero entwirft. (LXII, 15.)

... der alle Wände seiner Gemächer mit Spiegelstein überkleiden läßt, damit er sehen kann, was hinter seinem Rücken geschieht. Vergl. Suet. Dom. 14.

S. 187. Im lugdunensischen Gallien stehen Truppen genug. Hierüber wird zwar speciell für die Zeit des Domitianus Nichts ausdrücklich berichtet; da es jedoch z. B. unter Nero der Fall gewesen, so involvirt diese auch innerlich wahrscheinliche Annahme gewiß kaum eine Licenz. — Größer schon ist die Freiheit, die wir uns in der Behandlung der Verschwörung selbst nehmen. Dieselbe war, streng genommen, lediglich eine Palastrevolution. Gesichtspunkte, die für den Romanschriftsteller wichtiger sind, als

die der historischen Treue, nöthigen uns hier, von den Erzählungen des Sueton und des Dio Cassius ungenirt abzuweichen.

S. 189. Rodumna, am Liger (der heutigen Loire); jetzt Roanne.

S. 190. Pontische Inseln, jetzt Isole Ponzie, gegenüber dem Golf von Gaëta.

Messana, jetzt Messina.

Aricia, jetzt Ariccia.

Lanuvium, jetzt Cività Lavigna.

S. 191. Die Barken und Flachschiffe, die am Fuße des aventinischen Hügels vor Anker lagen. Am Aventinus befand sich ein von den Aedilen M. Aemilius Lepidus und L. Aemilius Paulus im Jahre 193 v. Chr. angelegter Stapelplatz (emporium). Dort legen noch heute die Schiffe an.

Lederne Kutten oder langhaarige Wollmäntel. Es sind die paenulae, die Reise- und Winterkleider gemeint, die aus rauhem Wollstoff oder aus Leder gefertigt wurden. Die Lacernen waren etwas zierlicher. Beide Bezeichnungen sind übrigens nicht mit absoluter Strenge geschieden.

Impluvien, die zur Aufnahme des Regenwassers bestimmten Bassins in der Mitte der Atrien.

Ein Becken mit glühenden Kohlen. Man heizte im alten Rom gewöhnlich vermittelst tragbarer Oefen und eherner Kohlenbecken. Doch waren auch Kamine bekannt.

S. 192. Fest des Saturn, die sog. Saturnalien. Vergl. die Anm. zu S. 163.

Da ich den Allobrogus in's Gesicht schlug. Das war nach römischer Anschauung eine noch ziemlich milde Bestrafung für ein derartiges Versehen. Es kam vor, daß Sclaven im gleichen Falle von ihren zornigen Gebietern sofort „zu den Muränen" verurtheilt, d. h. den Muränen im Fischteiche zum Fraß vorgeworfen wurden.

Milvische Brücke (Pons Milvius), jetzt Ponte Molle.

S. 193. Der cälische Hügel (Mons Caelius), südlich und südöstlich vom heutigen Colosseum.

S. 194. Die Via Latina zweigte sich, wenn man auf der Via Appia von Norden kam, links ab.

Grabmonument der Scipionen. Noch jetzt theilweise vorhanden. Es wurde 1780 in der Vigna Sassi aufgefunden. Hier lagen u. A. bestattet: L. Cornelius Scipio Barbatus, Consul 298 v. Chr.; dessen Sohn, Consul 259 v. Chr.; der Dichter Ennius &c. Ursprünglich befand sich das Grabmal über der Erde.

Bogen des Drusus. Dieses noch jetzt erhaltene Monument wurde im Jahre 8 v. Chr. dem Claudius Drusus Germanicus errichtet.

Die Grabmäler zu beiden Seiten der Straße. Von diesen Grabmälern der Via Appia sind noch jetzt reichliche Spuren vorhanden.

S. 195. Almo. Das Flüßchen führt heute noch diesen Namen; es entspringt bei Bovillä; von Ovid — (Fast. IV, 327) — erwähnt.

S. 200. Wir verschwören uns beim Andenken des Gekreuzigten, unsere Nächsten nicht zu betrügen noch zu belügen, nicht zu stehlen, noch Verleumdung zu üben, noch die Ehe zu brechen. Vergl. Plin. Ep. X, 97, wo es in einem Berichte über das Treiben der Christen heißt: „Sie behaupten aber, ihre Schuld oder ihr Irrthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem gewissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien und Christus als einem Gotte zu Ehren, untereinander ein Lied gesungen, und sich durch einen Eid, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu verbunden haben, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, kein hinterlegtes Gut auf Verlangen abzuleugnen: hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen, und nur zu einem Allen ohne Unterschied gemeinsamen, jedoch unschuldigen Mahle wieder zusammengekommen."

S. 204. Die Claudische Wasserleitung (Aqua Claudia), 50 n. Chr. vom Kaiser Claudius erbaut, $12^1/_2$ Meilen lang, kam von Sublaqueum (jetzt Subiaco).

Aqua Marcia, 146 v. Chr. vom Prätor Q. Marcius Rex erbaut, 12 Meilen lang, kam aus dem Sabinergebirge. Ihr Wasser galt für das beste im alten Rom. Von ihr sowohl wie von der Aqua Claudia sind noch bedeutende Trümmer vorhanden.

Die Labicanische Landstraße (Via Labicana) führte über Toleria, Ferentinum, Frusino und Fregellae nach Teanum (nördlich von Capua), wo sie in die Via Appia einmündete.

S. 206. Die Landstraße von Präneste (Via Praenestina) war eine Straße für den Lokalverkehr. Kurz hinter Präneste (dem heutigen Palestrina) mündete sie (bei Toleria) in die Via Labicana.

S. 210. Xystus (*Ξυστός* = Halle) nannte man den hinter dem Peristyl gelegenen Luxus-Garten. Vergl. Cic. Acad. II, 13.

S. 211. Veleda (Vĕlēda oder Vĕlēda), eine germanische Seherin aus dem Volke der Brukterer, betheiligte sich an dem Kriege unter Civilis gegen Rom (69 n. Chr.) und entflammte ihre Landsleute später zu einem neuen Aufstand, gerieth jedoch in Gefangenschaft und wurde nach Rom geschleppt. Vergl. Tac. Hist. IV. 61, 65; V, 23, 24 u. Tac. Germ. 8.

S. 212. Im Haine der Nerthus. Die Nerthus, eine altgermanische Gottheit — Personification der mütterlichen Erde

— ward insbesondere im Norden Deutschlands weithin verehrt. Ihr Haupthain befand sich auf Rügen.

S. 214. Meldete eben ein Sclave die zweite Stunde nach Sonnenaufgang. In den vornehmen Häusern wurden die Tagesstunden durch eigens hierzu bestellte Sclaven angesagt.

S. 216. Haar der Berenice, ein Sternbild, so genannt nach dem glänzenden Haupthaar der Berenice, Tochter des Magas von Kyrene. Vergl. Cat. 66.

S. 217. Den senatorischen Purpur gegen den Ring eines trajectinischen Ritters. Zu den Auszeichnungen der römischen Senatoren gehörte von Alters her das Vorrecht des breiten Purpurstreifens am Rande der Toga. Zu den Auszeichnungen des zweiten (des Ritter-) Standes gehörte die Berechtigung, einen goldenen Ring am Finger zu tragen. Doch griff bereits frühzeitig der Mißbrauch um sich, daß auch Angehörige des dritten Standes, ja selbst Freigelassene, dies Ehrenzeichen sich anmaßten. Die schwersten Strafen, wie Vermögenseinziehung ꝛc. vermochten den Unfug nicht zu beseitigen. Zur Zeit unserer Geschichte war der goldene Ring thatsächlich bereits ebenso vogelfrei, wie etwa heuzutage in Oesterreich das „von" in der Anrede von Bürgerlichen. Vergl. Mart. Ep. XI, 37, wo sich der Freigelassene Zoilus einen riesigen Goldring anmaßt. Um so geringfügiger mußte der — wenn auch legitime — Ring des Cajus Aurelius im Vergleich mit dem senatorischen Purpur erscheinen. Beiläufig gesagt, kamen auch bezüglich des Purpurs schon zur Zeit des Tiberius Mißbräuche vor. Vergl. Dio Cass LXII, 13.

S. 218. Die Bona Dea, eine etwas mystische Gottheit, verwandt mit der Ops, der Fauna und der hellenischen Demeter. Ihr Tempel stand am nordöstlichen Abhang des Mons Aventinus.

Der sogenannte delphinische Weg (Clivus Delphini) führte vom Circus Maximus nach der Porta Raudusculana.

S. 219. Zum Platzmachen zu bewegen. Wenn Leute von Distinction ausgingen, so wurde dies Bahnbrechen durch die Menge des Publicums vielfach mit Ostentation betrieben. Stets aber hatten einige Sclaven die Aufgabe, ihrem Gebieter voran zu gehen und ihm so die Wege zu ebnen.

Rittervermögen = 400,000 Sesterzen.

S. 221. Den geräumigen vierrädrigen Wagen. Es ist hier entweder an die rheda (die Reisekutsche) oder an die carruca (eine bequeme, opulente Pracht-Equipage) zu denken.

S. 222. Cisium. Solche zweirädrige Cabriolets wurden vornehmlich da benützt, wo es auf möglichst schnelle Beförderung ankam. (Vergl. Cic. Rosc.: cisiis pervolavit.)

Proviantkästen. Die vornehmen Römer führten selbst auf kürzeren Reisen ein umfangreiches Gepäck, insbesondere auch Tafelgeschirr und Mundvorrath mit sich, denn die vielfach erwähnten

Gasthäuser waren ausschließlich für die unteren Volksclassen berechnet.

Ficana, Städtchen ungefähr in der Mitte zwischen Ostia und Rom.

S. 223. Thessalische Sonnenhüte trug man vornehmlich auf Reisen. Thessalia hieß der östliche Theil von Nord-Griechenland.

S. 225. Utica, Stadt an der Küste der Provinz Afrika, nördlich vom heutigen Tunis.

Nicopolis, Stadt in Epirus, am Eingang des ambrakischen Meerbusens, Actium gegenüber.

S. 226. Pandataria, Insel im tyrrhenischen Meere, dem cajetanischen Golf gegenüber.

Sinuessa, Stadt am cajetanischen Meerbusen.

S. 227. Wenn sie von einer Rede hört, die mehr als zwei oder höchstens drei Wasseruhren gedauert hat ... Die Wasseruhr (clepsydra) diente als Zeitmaß, namentlich bei den Gerichtsverhandlungen. Eine Wasseruhr lief ungefähr 20 Minuten lang.

S. 232. Peponila, die Gattin des Julius Sabinus, der in Gallien einen fehlgeschlagenen Aufstand erregt hatte, lebte neun Jahre lang mit ihrem Gemahl in einer unterirdischen Höhle, immer hoffend, der Kaiser werde den Verfolgten begnadigen. Vespasian aber blieb unversöhnlich, und als Julius Sabinus entdeckt wurde, bestrafte der Imperator nicht nur ihn, sondern auch das treue Weib mit dem Tode. Vergl. Dio Cass. LXIV, 16. — Bei Tacitus (Hist. IV, 67) heißt sie Epponina, bei Plutarch (Dial. de amicit. 25) Empona.

Thule (Θούλη), eine Insel im Nordmeer, galt für den nördlichsten Punkt der damals bekannten Erde. (Vergl. Tac. Agr. X; Virg. Georg. I, 30.) Vermuthlich das heutige Island oder ein Theil Norwegens.

S. 235. Nashörner, die selbst für Rom eine große Seltenheit waren. Ein aus der Zeit Gordians III. (238 bis 244 n. Chr.) herrührender Katalog von Bestien erwähnt 32 Elephanten, 10 Tiger, 60 gezähmte Löwen, 300 gezähmte Leoparden, — aber nur 1 Rhinoceros.

S. 236. Lebendige Hasen. Vergl. Mart. Ep. I, 6 (— „und im furchtbaren Rachen spielt ungefährdet der Hase" —), 14 (— „der vom Zahn so oft scherzhafter Weise ergriffene Hase" —), 22, 104.

S. 238. Der große Pan möge sie segnen. Pan, Sohn des Hermes und einer Tochter des Dryops, oder des Zeus und der arkadischen Nymphe Kallisto rc. rc. ist eine Gottheit des Waldes und der Weide. Cnejus Afranius gebraucht hier das Beiwort „der große" lediglich in dem Sinne von „der mächtige", „der ein-

flußreiche", entsprechend dem auch im Uebrigen hyperbolischen Ton seiner Rede. Der hiervon gänzlich verschiedene Ausdruck „der große Pan" im Sinne einer symbolischen Bezeichnung des Weltalls hat seinen Ursprung in einem sprachlichen Mißverständniß, demzufolge das Wort Pan von dem griechischen πᾶς „all", „ganz", herkäme, während es thatsächlich von πάω (ich weide) abzuleiten ist.

S. 239. Meine süße Erotion. Ein in zarter Jugend verstorbenes Kind dieses Namens kommt bei Mart. Ep. V, 34, 37 und X, 61 vor:

> Zeitig ein Schatten, schlummert Erotion hier, die das Fatum,
> Als sechs Winter sie alt, grausam von hinnen gerafft.

S. 241. Mann von Sinope, der bekannte cynische Philosoph Diogenes, geb. zu Sinope am schwarzen Meer 404 v Chr.

S. 244. Dryade, das personificirte Lebensprincip des Baumes, eine Baum-Nymphe.

Faun (von faveo = günstig sein), ein Gott des Feldes und Waldes, dem griechischen Weidegott Pan verwandt.

S. 245. Pannonischer Luchs. Pannonien, das heutige Ungarn. Auch aus Gallien wurden Luchse nach Rom importirt.

Wo du Cajus bist, da will ich Caja sein. Alte Formel, mit welcher die Braut dem Bräutigam Treue und Gehorsam gelobte.

Zeuxis aus Herakleia in Großgriechenland, berühmter Maler, etwa bis 397 v. Chr. — Bekannt ist sein Wettstreit mit dem Parrhasios. Zeuxis malte bei diesem Anlaß Weintrauben, die so täuschend waren, daß sie die Vögel herbeilockten.

Peripatetiker (= Herumwandler). So hieß die Philosophen-Schule des Aristoteles, von der Gewohnheit ihres Stifters, bei seinen Vorträgen nicht zu sitzen, sondern umherzugehen.

Stengelkohl. Vom Kohl aß man im Frühling die jungen Keime (cimae, prototomi), im Sommer und Herbste die größeren Stengel (caules, cauliculi). Vergl. Mart. Ep. V, 78.

S. 246. Cybium mit zerschnittenen Eiern und Lauch. Cybium (κύβιον), eine Art Mayonnaise aus eingesalzenem Thunfisch, der in Würfel zerschnitten wurde. Vergl. Mart. Ep. V, 78, wo auch die zerschnittenen Eier nicht fehlen. Vom Lauch (porrum) gab es zweierlei Arten: porrum sectile (Schnittlauch), und porrum capitatum (Porree)

„Genug!" stand am Sockel einer großen Porträtbüste. Vergl. Suet. Dom. 13, wo sich das „genug" allerdings auf die übertriebene Menge von Triumphbögen und Bildsäulen bezieht, die der Kaiser allenthalben sich errichten ließ. Inschriften nach Art der in unserem Capitel citirten waren übrigens zu allen Zeiten nichts Seltenes.

An der germanischen Grenze habe ein Centurio die Fahne der Empörung erhoben. Vergl Dio Cass. LXVII, 11: „Um diese Zeit empörte sich Antonius, Statthalter in Deutschland,

wider Domitianus, wurde jedoch von Lucius Maximus besiegt und getödtet."

S. 247. Einen Sterndeuter, Ascletario mit Namen. Vergl. Suet Dom. 15.

S. 248. Bei Tafel unterhielt er sich lebhaft mit dem Comödianten Latinus. Vergl. Mart. Ep. I, 4; II, 71; III, 86; V, 61; IX 28. Schon die Art und Weise, wie Martial an dieser letztgenannten Stelle dem Latinus schmeichelt, beweist, wie sehr der Schauspieler beim Imperator in Gunst stand. Ueber die Sache vergl. Suet Dom. 15

Als ein Unbekannter mit drei riesigen Hunden des Weges daher kam. Der Glaube an das plötzliche Erscheinen und Wiederverschwinden geheimnißvoller, dämonenartiger Wesen war namentlich in der späteren Kaiserzeit vielfach verbreitet. Ein frappantes Beispiel findet sich Dio Cass. LXXIX, 18.

Eine unerträgliche Angst raubte ihm fast den Athem. Vergl. Suet. Dom. 16: „Um Mitternacht erfaßte ihn eine solche Angst, daß er aus dem Bette sprang."

S. 250. Desselbigen Tages aber starb Julia. Ueber den Tod der Julia vergl. Suet. Dom. 22. Was dort erzählt wird, eignet sich so wenig für die künstlerische Darstellung, daß wir diesen Act der Brutalität durch einen minder ekelhaften ersetzt haben. Unsere Erfindung kann sich auf historische Analogien berufen. So hat Nero, dem wir überhaupt verschiedene Züge unseres Domitianus entlehnen, die hochschwangere Gattin Poppäa bei einem Wortwechsel durch einen Tritt auf den Leib getödtet. Vergl. Suet. Ner. 35; Tac. Ann. VI, 6.

Es war der vierundzwanzigste October: Domitians Geburtstag. Die Geburtstage der Kaiser waren große und allgemeine Festtage. Zur Zeit unserer Geschichte hieß der Monat October „Domitianus". (Vergl. Mart Ep. IX, 1.) Der eitle Herrscher hatte gehofft, sich nach dem Vorgange des Julius Cäsar und des Kaisers Augustus durch diese Umtaufung für alle Zeiten unsterblich zu machen. Während jedoch der Name „Julius" für den Monat Quintilis und der Name „Augustus" für den Monat Sextilis heute noch fortbestehen, hat sich weder die von Domitian eingeführte Bezeichnung „Germanicus" für September, noch „Domitianus" für October auch nur einen Tag über die Regierungszeit des Tyrannen hinaus erhalten. „Germanicus" nannte sich nämlich der Kaiser mit Rücksicht auf seinen Feldzug gegen die Chatten. (Vergl. Mart. II, 2, wo der Schmeichler den Fürsten mit Scipio Africanus vergleicht und behauptet, der Beiname „Germanicus" sei ungleich ehrenvoller als der Beiname „Africanus".)

Die Admissionalen, die den Empfang überwachten, untersuchten Jedermann, der die Schwelle des kaiserlichen Audienzgemaches überschritt, auf's Genaueste, ob

er nicht Waffen trüge. Vespasian hatte diesen Gebrauch, der insbesondere unter Claudius im Flor stand, schon während des Bürgerkrieges abgeschafft. Vergl. Suet. Vesp. 12.

Zögernde Scheu brütete wie ein Qualm über dem festlich geschmückten Raum rc. Vergl. Plin. Paneg. 48: „Um die Pforten schwebten Drohungen und Entsetzen, und die Zugelassenen mußten sich ebenso fürchten wie die Nicht-Zugelassenen."

Die schwarze Sorge, von der Horatius Flaccus gesungen. Vergl. Hor. Od. III, 1, 40.

S. 252. Schon der Thau der Morgenfrühe, entrüstet über den unglaublichen Frevel, hat versucht, ihn zu tilgen. Eine schmeichlerische Floskel ganz im Geiste des Zeitalters. (Vergl. zahlreiche Stellen in Martials Epigrammen.)

S. 253. In unvergleichlicher Milde hat unser Herz immer wieder gezögert. Vergl. Suet. Dom. 11: „Er fällte niemals ein hartes Urtheil, ohne ein Vorwort für seine Milde vorauszuschicken."

S. 255. Eine Schaar blühender Knaben, die heute zum ersten Mal mit der männlichen Toga bekleidet wurde. Die Anlegung der toga virilis, wodurch der Knabe zum Mann avancirte, war ein wichtiges Familienfest.

Festpoëm des Marcus Valerius Martialis. Das hier folgende Gedicht ist eine fast wörtliche Uebersetzung aus Mart. Ep. IV, 1.

Auf dem idischen Berg. In einer Höhle des Berges Ida auf Kreta wurde Zeus, der hellenischen Sage nach, von der Rhea geboren.

Pylischen Nestor. Nestor, König von Pylos, galt schon im Alterthum als Typus des hochbejahrten, kräftigen Greises.

Mög' er das Fest der Minerva noch oft in Alba begehen. Es ist das (fünftägige, hauptsächlich den Handwerkern, Künstlern rc., sowie der Schuljugend zu Gute kommende) Fest der Quinquatrien gemeint, das Domitian alljährlich im Monat März auf seinem albanischen Landgute feiern ließ.

Schrieb er auf eine hölzerne Tafel die Namen derer, die er dem Tode weihte. Die Geschichte von dieser hölzernen Tafel ist, ihren wesentlichen Grundzügen nach, dem Berichte des Dio Cassius entlehnt. (LXVII, 15.)

S. 257. Garum, eine Delikatesse, unserm Caviar entsprechend, aus den Eingeweiden der Seefische bereitet. Vergl. Hor. Sat. II, 8, 46.

Schneekalte Milch. In den wohlhabenden Familien wurden die Getränke rc. während der wärmeren Jahreszeit durch Schnee oder Eis abgekühlt. Vergl. Mart. Ep. XII, 17 (— „Cäcuber mit Schneewasser gekühlt" —), XIV, 103, 104 etc.

S. 261. Versammelte Väter. Dies entspricht ungefähr

dem lateinischen patres conscripti, wie die Senatoren genannt wurden.

S. 266. Und gar manche römische Jungfrau, die den schwergetroffenen Gladiator mit gesenktem Daumen zur Abschlachtung überliefert. Diese Worte finden sich mit geringer Aenderung in einer Satire des Juvenal. Das Senken der Daumen seitens des Publicums war das Zeichen, daß man dem besiegten Gladiator die Gnade verweigerte.

S. 267. Putzstühle (cathedrae), erhöhte Sessel mit Armlehnen und einem Tritt für die Füße. In diesen cathedrae machten die römischen Modedamen Toilette.

S. 271. Lictor, ein Diener der höheren Magistrate, der die Fasces, die Ruthenbündel, mit dem darin befindlichen Beil vorantrug.

Erklärte die Verhandlungen für eröffnet rc. Die hier folgende Schilderung einer Senatssitzung entspricht in ihren Hauptzügen genau dem, was die alten Schriftsteller uns überliefert haben.

Relatio hieß, wie ersichtlich, der orientirende Vortrag über den Gegenstand und den Zweck der Sitzung.

Was urtheilst Du? Lateinisch: Quid censes?

S. 273. Leda. Danaë. Sisyphus. Allbekannte Gestalten aus der hellenischen Mythe. Leda war die Tochter des Thestios und die Gemahlin des Tyndareos. Zeus näherte sich ihr in Gestalt eines Schwanes. — Danaë, von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens erobert, gebar den Perseus. — Sisyphus, Sohn des Aeolus und der Euarete, König von Ephyra (Korinth), mußte zur Strafe seiner Missethaten in der Unterwelt den vielgenannten Felsblock bergan wälzen.

Unser altes, schönes, echtlateinisches Wort „Religion“. Die Etymologie des Wortes religio entspricht in der That der hier von Cinna gegebenen Deutung.

S. 274. Die Abstimmung durch Weitschweifigkeiten hinausschieben. Man nannte dies: dicendo diem eximere; denn nach Sonnenuntergang konnte kein gültiger Beschluß mehr gefaßt werden.

S. 276. Seid auf der Hut, damit das Vaterland keinen Schaden erleide. Variation der bekannten Formel: videant consules ne quid res publica detrimenti capiat.

Abstimmung vermittelst Handaufheben. Vergl. Tac. Hist. IV, 4 u. Sen. Ep. VIII, 6.

S. 277. Frischgewalkte Staatstoga. Die Walker (fullones) spielten im alten Rom eine große Rolle. Wenn die Toga schmutzig und unansehnlich geworden, so ward sie dem fullo zum Waschen, Glätten und Aufarbeiten gegeben. Bei den Festspielen

erschien selbst der geringere Mann, soweit dies seine Verhältnisse erlaubten, in Gala.

S. 278. Du erscheinst ihr, magisch beleuchtet und von Blitzen umzuckt, in der Gestalt des adlerköpfigen Gottes Osiris. Von einer solchen Göttercomödie des Domitian wird uns zwar bei den alten Schriftstellern Nichts berichtet; nach Allem jedoch, was wir vom Charakter des Mannes wissen, leidet es keinen Zweifel, daß unsere Erfindung ihm durchaus nicht zu nahe tritt. Die Sache anlangend, so ist Aehnliches thatsächlich vorgekommen, und zwar im Jahre 19 n. Chr. Flavius Josephus erzählt, ein römischer Ritter, Decius Mundus, habe eine vornehme Dame, Paullina mit Namen, lange Zeit hindurch mit Liebesanträgen verfolgt, ohne Gehör zu finden. Da sie nun eifrig dem Cultus der Göttin Isis ergeben war, so bewog Decius Mundus die Priester durch die Summe von 5000 Denaren, ihr vorzuspiegeln, der Gott Anubis (Sohn des Osiris und der Isis) heische von ihr ein nächtliches Stelldichein. Paullina glaubte dies, und Decius Mundus erschien in der schakalköpfigen Maske des Gottes. Der Betrug gelang. Als jedoch der Kaiser Tiberius davon Kunde bekam, schickte er den Ritter in die Verbannung, ließ die Priester kreuzigen, den Tempel dem Erdboden gleichmachen und das Bild der Göttin in's Wasser werfen. Beiläufig sei noch bemerkt, daß Domitian, ehe er Kaiser war, aus dem belagerten Capitol, wohin er sich in dem Kriege mit Vitellius geflüchtet hatte, in der Tracht eines Isispriesters entwich und sich dann bis zur Niederwerfung der Gegner versteckt hielt.

S. 279. Du weißt, morgen wird Julia, die Tochter meines verstorbenen Bruders, bestattet. Gewöhnlich lag zwischen dem Zeitpunkt des Todes und dem der Bestattung ein längerer Zeitraum als hier, — ungefähr eine Woche.

Tempel der Flavier. Vergl. Suet. Dom. 15 u. 17. Dort ruhte die Asche des Vespasian und des Titus.

S. 280. Ich seh' ihn, wie er barfuß, in zerrissenem Mantel, nach dem Gute des Phaon reitet. Ueber das schreckliche Ende des Nero vergl. Suet. Ner. 48 ff. Dio Cass. LXIII, 27 ff. Phaon war ein Freigelassener des Imperators, einer der Wenigen, die ihm bis zuletzt die Treue bewahrten. Vergl. ferner, was Dio Cassius (LXXVII, 15) von den Visionen des Caracalla berichtet.

S. 281. In diesem Augenblicke kam wuchtigen Schrittes der Adjutant Clodianus vorüber. Bei Dio Cassius (LXVII, 15) ist es Domitia, die Kaiserin, die den Knaben beim Spielen mit dem hölzernen Täfelchen überrascht.

S. 283. Dienst im Cubiculum. Es ist der Dienst am Altare der Laren gemeint. Vergl. Suet. Dom. 17.

S. 284. Von der heiligen Veste Jerusalem. Die Zer=

störung Jerusalems durch Titus, den Sohn des damaligen Kaisers Vespasianus, erfolgte am 10. August 70 n. Chr.

S. 285. Dann fing er Fliegen, wie er dies schon als Knabe gewohnt war. Vergl. Suet. Dom. 3: „Im Anfange seiner Regierung blieb er einige Stunden täglich für sich allein und trieb dann nichts Anderes, als daß er Mücken fing und sie mit einem spitzigen Griffel durchstach."

S. 286. Cassiopeja, ein Sternbild in der Nähe des Kepheus, so genannt nach Cassiopeja, der unter die Sterne versetzten Mutter Andromedas. Vergl. Prop. I, 17, 3; Ov. Met. IV, 7, 38.

Semele, die Tochter des thebanischen Königs Kadmos, erbat sich von Zeus, der sie liebte, auf Anstiften der eifersüchtigen Hera, er möge ihr in der ganzen Pracht seiner göttlichen Majestät erscheinen. Da Zeus beim Styx geschworen hatte, er werde ihr willfahren, so war er gebunden. Er nahte der Unglücklichen mit Blitz und Donner, — und die himmlischen Flammen verzehrten sie. Sterbend gebar sie den Dionysos (Bacchus).

S. 290. Das Gemach erbebte in seinen Grundfesten. Der h. Hippolyt in seiner „Widerlegung der Ketzereien" theilt eine Anzahl von Recepten mit zur Erzielung derartiger bei den damaligen Beschwörern und Thaumaturgen allgemein üblicher Zaubereffecte; darunter auch ein in der Handschrift nicht vollständig erhaltenes zur Herstellung eines Erdbebens.

Pulvinar (von pulvinus, der Pfühl, das Polster) hieß ursprünglich ein mit kostbaren Teppichen belegter Polstersitz, für die Götter bei dem sogenannten lectisternium (Götterschmaus) aufgestellt. Auf dieses Pulvinar setzte man die Bildnisse der Götter und trug ihnen Speisen vor. (Vergl. Liv. V, 13, 16.) Dann aber verstand man unter Pulvinar auch die Lagerstätte der Göttinnen und der Kaiserinnen — (vergl. Cat. 64; Ov. Pont. II, 2, 71; Juv. VI, 31) — und schließlich das Polster der kaiserlichen Loge im Circus und im Amphitheater. Vergl. Suet. A. 45.

S. 294. Nun, dieses Blut ist vergossen worden. Vergl. Suet. Dom. 16, wo erzählt wird, daß der von Ahnungen gequälte Imperator sich einst zufällig blutig gekratzt und dann ausgerufen habe: „Wäre es doch hiermit genug!"

S. 295. Apodyterium (*ἀποδυτήριον*), der Auskleideraum in den Bädern. Vergl. Plin. Ep. V, 6, wo von einem Auskleidezimmer im Bad einer Villa die Rede ist.

Eläothesium (*ἐλαιοθήσιον*), der Salbraum, das Oelzimmer. Vergl. Vitr. V, 11, 2.

Gymnasium (*γυμνάσιον*, von *γυμνός*, nackt), der Turnsaal.

S. 296. Testament eines kinderlosen Senators. Vergl. die Anmerkung zu S. 181. Daß solche Testamentsgeschichten einen Hauptgegenstand des Stadtgesprächs (der fabulae urbis) aus-

machten, geht u. A. hervor aus Juv. Sat. I, 144, wo das Fehlen eines Testamentes Aufsehen erregt, und aus Plin. Ep. VIII, 18 wo vom Testamente des Domitius Tullus die Rede ist. Dort heißt es: „Daher gehen in der ganzen Stadt die widersprechendsten Reden um. Manche heißen ihn undankbar, treulos und falsch ... Die andern dagegen loben ihn gerade deßhalb, weil er die unwürdigen Hoffnungen dieser Leute getäuscht hat.“ Und am Schluß des langen Briefes: „Nun weißt Du sämmtliche Stadtneuigkeiten, denn man spricht von gar nichts als von Tullus.“

Der Poet ... hatte ein lustig Stücklein aus dem Leben eines Rechtsanwaltes zum Besten gegeben. Angeregt zu der hier folgenden Episode hat uns Mart. Ep. IV, 46, wo ein Rechtsanwalt, mit Namen Sabellus, ganz in der hier geschilderten Weise verhöhnt wird. Doch handelt es sich dort nicht um die Belohnung für einen gewonnenen Rechtsstreit, sondern um die üblichen Geschenke zum Saturnalienfest. Die weiter unten als improvisirt gedachten Verse finden sich bei Martial wörtlich (Vers 5 bis 10).

S. 297. Lucanische Wurst. Die alten Römer waren leidenschaftliche Wurstesser. Man unterschied Blutwürste (botuli), Leber- und Bratwürste (tomacula), die in kleinen Blechöfen warm auf der Straße zu haben waren, geräucherte Würste (hillae) und Lucanische (Lucanicae, so betitelt nach der wurstberühmten Landschaft Lucanien in Unteritalien), die man gewöhnlich zu Speltbrei verzehrte. Vergl. Mart. Ep. XIII, 35, wo die Lucanische Wurst von sich aussagt:

Rings um den schneeigen Brei bild' ich den artigsten Kranz.

Falisker Magen, Magenwurst oder Saumagenspitz aus der etrurischen Stadt Falerii. (Die Einwohner dieser Stadt hießen Falisker.)

S. 299. Praxiteles, vielgepriesener athenischer Bildhauer, Schöpfer der berühmten knidischen Venus, Meister im Anmuthigen und Reizenden. Clodianus will hier nur sagen: ein großer Plastiker; sonst hätte für den concreten Gegenstand — zwei Ringkämpfer — etwa Lysippus näher gelegen.

Frigidarium, das kalte Bad im Gegensatze zum Caldarium, dem heißen Bad. Räume, ähnlich wie die hier geschilderten, finden sich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, unter den ausgegrabenen Resten Pompejis.

S. 301. Tractatoren (tractatores) hießen die Sclaven, die nach dem Bade den Körper reiben und drücken und die einzelnen Glieder ziehen und renken mußten. (Vergl. Sen. Ep. 66.) Nach Mart. Ep. III, 82 versahen auch Sclavinnen diesen Dienst (tractatrices), indeß wohl nur in Privathäusern.

S. 311. Herodianus aber schob nicht nur den Riegel ein, sondern legte auch die große eiserne Stange ...

rechts und links auf die Haken. Das Verschließen der Thüre fand in der Regel entweder durch Riegel (pessuli) oder vermittelst einer Querstange (sera) statt. Hier ist die Querstange neben dem Normalverschlusse durch Riegel als ein besonderer Sicherheitsverschluß zu denken. Die Querstange war gewöhnlich aus Holz.

S. 312. Stadtpräfect (praefectus urbi). Seine Stellung war zur Kaiserzeit ungefähr die eines Polizei-Präsidenten. Er verfügte über die cohortes urbanae, die Stadtsoldaten. Seine Autorität erstreckte sich bis zum hundertsten Meilenstein.

S. 314. Ardeatinische Straße (Via Ardeatina), die Landstraße nach dem uralten Städtchen Ardea, 18 Millien südwärts von Rom, auf einem Hügel gelegen. Vergl. Liv. I, 57; V, 11.

S. 315. Orakel des Faun. Bis dahin war es von Rom aus etwa zwei Drittel des Weges nach Ardea.

Lavinium. Laurentum. Von beiden Städten sind heute nur noch Ruinen vorhanden.

S. 317. Setinischer Wein. Setia, Stadt in Latium, südöstlich von Suessa Pemetia. Berühmter Weinort, jetzt Sezza. Vergl. Liv. VI, 30; VII, 42 etc. Plin. Hist. Nat. XIV, 6, 60. Mart. Ep. IV, 64, 69; VI, 86; IX, 2; X, 13, 36; XIII, 23 (— „altem setinischen Wein sind chiische Feigen vergleichbar“ —).

S. 320. Acta Diurna. Durch Julius Cäsar wurde zuerst eine offizielle Zusammenstellung und Veröffentlichung wichtiger Nachrichten eingeführt. Diese Publicationen hießen acta diurna urbis oder acta diurna populi. Nachdem die Redaction dieses Amtsblattes ihre Nummer zusammengestellt hatte, ward dieselbe durch ein Heer von Schreibern vervielfältigt und bis in die fernsten Provinzen versandt. Außer den Amtsnachrichten brachten die Acta Diurna auch vermischte Mittheilungen über besonders wichtige Ereignisse des öffentlichen Lebens, Familien-Nachrichten, Kunstnotizen ꝛc. Vergl. Hübner in Fleckeisens Jahrbuch, Suppl. III, S. 364—594, sowie die treffliche populär gehaltene Auseinandersetzung von Göll, „das Nachrichtsblatt der Stadt Rom“ in dessen „Culturbildern“.

S. 326. Da lagen, in elfenbeinernen Kästen auf einander geschichtet, ihre Lieblings-Schriftsteller. Kostbare Bücher pflegte man in verschlossenen Kästen aufzubewahren.

Der Kopf des Jupiter, nach dem weltberühmten Meisterwerke des Phidias. Die berühmteste und vielleicht großartigste Schöpfung der griechischen Plastik war der panhellenische Zeus in Olympia, ein Werk des Phidias. Was uns die alten Schriftsteller über diese Colossalstatue berichten, klingt ohne Ausnahme enthusiastisch. So lautet ein Epigramm:

> Dir sein Bild zu enthüllen kam Zeus hernieder zur Erde,
> Oder Du schautest den Gott, Phidias, selbst im Olymp.

Dio Chrysostomus schreibt: „Niemand, der den Zeus des Phidias gesehen hat, ist im Stande, sich ein anderes Bild von dem Gott zu entwerfen . . . Ein Mensch, der schwer in seiner Seele belästigt wäre, von vielen Sorgen und Schmerzen heimgesucht, wie sie das Leben uns darbietet, dergestalt, daß er selbst vom süßen Schlummer nicht mehr erquickt würde, der müßte, glaub' ich, diesem Bilde gegenübertretend, Alles vergessen, was es im Dasein Düsteres und Furchtbares gibt. So hast Du, Phidias, Dein Werk ersonnen und ausgeführt! Solches Licht und solche Anmuth wohnt Deiner Kunst inne." Phidias hatte sein Götterbild im Sinne jener homerischen Verse geschaffen, in denen Zeus der flehenden Thetis Gewährung zuwinkt:

Sprach's, und es winkte Gewährung mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königes walleten vorwärts
Vom unsterblichen Haupt. Es erbebten die Höh'n des Olympos.

Der Zeus des Phidias war thronend dargestellt. Die Linke hielt das Scepter, die Rechte trug eine Siegesgöttin. Unter sämmtlichen Bildern des Zeus, die uns erhalten sind, scheint die Büste von Otricoli dem Ideale des Phidias am nächsten zu kommen. Eine Nachbildung von absoluter Genauigkeit existirt nicht; doch geben uns die Schilderungen der alten Schriftsteller, sowie zwei Münzen von Elis, die Overbeck und Friedländer genau bearbeitet und beschrieben haben, eine Reihe nicht unwichtiger Anhaltspunkte. — Die Büste im Boudoir unserer Claudia mag gedacht werden als eine Doublette des Jupiter von Otricoli — nur etwa in engerem Anschluß an die Einzelzüge des Originals.

S. 329. Sardinische Bergwerke. Sardinien spielte im römischen Kaiserreich eine ähnliche Rolle, wie Sibirien im Reich des Czaren. Verbrecher und auch oft genug Unschuldige vertrauerten ihr elendes Dasein in den dortigen Bergwerken. Das Klima der Insel galt überhaupt für höchst ungesund. (Vergl. Strab. V, 13. Mart Ep. IV, 60.) In Fällen von geringerer Bedeutung wurden die Schuldigen auch ohne Zwangsarbeit nach Sardinien verbannt, wo sie frei wohnen konnten. (Vergl. Mart. Ep. VIII, 32.)

S. 330. Tigellinus. Sophonius Tigellinus aus Agrigent in Sicilien gewann durch seine Talente als Sportsman und Rossezüchter die Gunst Neros und ward schließlich Oberst der prätorianischen Leibwache. (Tac. Ann. XIV, 51.) Ausschweifend, rachsüchtig und gewissenlos, galt er mit Recht für das eigentliche böse Princip im Leben des Imperators, dessen letzte edle Regungen er zu ersticken bestrebt war. An den meisten Verbrechen Neros trug er die Hauptschuld; so auch an dem schrecklichen Brand, der halb Rom in Asche legte. (Vergl. Tac. Hist. I, 72. Dio Cass. LXII, 13. LXIII, 12.)

S. 341. Rauchkäse. Vgl. Mart. Ep. XI, 52; XIII, 32. — Der beste Rauchkäse war der velabrische, so genannt nach Velabrum,

einer Gegend zwischen dem capitolinischen, palatinischen und aventinischen Hügel

S. 342. Metapontum, auch Metapontium (*Μεταπόντιον*), griechische Stadt am tarentinischen Meerbusen — jetzt bis auf die Reste eines dorischen Tempels (la Tavola de' Paladini) verschwunden. Schon zur Zeit unserer Geschichte war die einst so berühmte Stadt im Verfall begriffen.

Cyrenaica, Landschaft an der Nordküste Afrikas; die jetzige Hochebene von Barka.

S. 346. Bis man die Charybdis zum Entern gebracht hätte. — Die Enterhaken (corvi, manus ferreae) waren eine Erfindung des Duilius Vgl. Front. II, 3, 24; Flor. II, 2. Wenn die corvi das feindliche Schiff gepackt hatten, warf man Brücken über die Haken. An der Herbeiführung dieses Nahkampfes hatte selbstverständlich diejenige Partei ein Interesse, die sich im Punkte der Kriegstüchtigkeit überlegen, im Punkte der Manövrirkunst jedoch schwächer glaubte. So die Römer im Kampfe mit den Karthagern.

S. 349. Oder ein Seeräuber ... Trotz aller energischen Maßregeln gegen die namentlich von den Illyriern, Kilikiern und Isauriern geübte Seeräuberei war das Piratenthum auf dem mittelländischen Meere selbst zur Zeit Domitians noch nicht vollständig ausgestorben.

S. 350. Ligurien. Die Ligurier wohnten an der heutigen Riviera zwischen Marseille und Pisa. Unter den Kaisern wurde der Begriff Liguria auf das heutige Nizza, Genua, das südliche Piemont und den westlichen Theil von Parma und Piacenza beschränkt.

Dann, mit der linken Hand rudernd, ergriff er mit der rechten behutsam das Beil und zerhieb ... mit drei, vier wuchtigen Streichen die Taue, durch die das Steuerruder bewegt wurde. Diese tollkühne Art, ein feindliches Schiff kampfunfähig zu machen, war keine Seltenheit. Die zweischneidige Axt, deren man sich zum Zerhauen der Steuertaue bediente, hieß bipennis.

S. 351. Sollte es anders sein mit dem Staatsschiffe? Der Vergleich des Staatswesens mit einem Schiffe war den Römern geläufig. Vergl. die allbekannte Ode des Horaz „Ad rem publicam" (I, 14): O navis, referent in mare te novi fluctus . . .

S. 352. Planasia und Ilva, jetzt Pianosa und Elba.

Athenopolis, das heutige S. Trobez.

Olbia, das heutige Hyères.

Rhodanus, die heutige Rhône.

S. 360. Savo, das heutige Savona an der Riviera.

Albium Ingaunum, das heutige Albenga, südwestlich von Savona.

S. 361. Es führe schon um deiner schönheitsberühm=

ten Schwestern willen nach Gallien. Die Frauen Marseilles und mehr noch die des benachbarten Arles zeichnen sich noch heute durch ihre an den Typus des hellenischen Frauenideals erinnernde Schönheit aus.

S. 362. Rosenduftiger Sprühregen. Diese köstliche Abkühlung, die bei den Reichen und Großen nicht selten war, hieß sparsio (Besprengung). Auch im Theater ꝛc. wurden die Zuschauer an besonders heißen Tagen durch solche sparsiones erquickt.

Paphos (*Πάφος*, genauer *Παλαίπαφος*, Alt-Paphos, zum Unterschiede von *Πάφος νέα*, Neu-Paphos), Stadt auf Cypern, Hauptsitz des Aphrodite-Cultus. Hier sollte die Schaumgeborne dem Meere entstiegen sein. Vergl. Hor. Od. I, 30; III, 28 ꝛc.

S. 363. Citirte den weltberühmten Vers des Catull: „Laß uns leben, meine Lesbia, laß uns lieben!" Vergl. Cat. V, 1: Vivamus, mea Lesbia, atque amemus!

Er pflückt das Heute, wie Flaccus befiehlt. Vergl. Hor. Od. I, 11, 8. Der Ausdruck „er pflückt das Heute" ist eine wörtliche Uebersetzung des dort gebrauchten „carpe diem", — ebenso wie die Wendung: „und kümmert sich keinen Augenblick um die Zukunft" dem Horazischen „quam minimum credula postero" entspricht.

S. 364. Der mamertinische Kerker. Staatsgefängniß in Rom war der Carcer Mamertinus am Fuße des Capitols, — noch jetzt im Wesentlichen erhalten.

Tullianum, eine Abtheilung des mamertinischen Kerkers, so genannt nach dem Könige Servius Tullius, der das Gefängniß erbaut haben soll. Im Tullianum waren die Catilinarier hingerichtet worden.

S. 365. Die steingemauerte Bettstatt. Steingemauerte Bettstätten waren auch in Privathäusern nicht ungewöhnlich, wie dies namentlich aus zahlreichen Beispielen in den Häusern Pompejis hervorgeht.

S. 369. Amphora, ein auf beiden Seiten mit Handhaben versehenes Gefäß, meist aus Thon gefertigt, zuweilen aus Glas, unten spitz zulaufend. Mit dieser Spitze wurde die Amphora in die weiche Erde oder in die eigens hierzu bestimmten Löcher des Schänktisches (abacus) gesteckt. Hier ist die Vertiefung zum Feststecken der Amphora in den Steinplatten des Bodens zu denken.

S. 373. Die Henkersknechte. Das Gewerbe der Henkersknechte (carnifices), denen die Hinrichtung der Sclaven und der Fremdlinge oblag (verurtheilte Bürger wurden von den Lictoren getödtet), war unter allen das am meisten verachtete.

Hast Du den Galgen geküßt . . . Titus Claudius meint das Kreuz, das für den gebildeten Römer nichts Besseres war, als für uns die Guillotine.

S. 374. Bis dahin bleibst Du in meiner Wohnung in

haft, ehrenvoll, wie es dem Glanz deines Namens gebührt. Für Angeklagte von Stand gab es die Einrichtung der sogenannten libera custodia, der freien Bewachung im Hause eines vornehmen Bürgers.

S. 383. Der Aufsichtsrath der Pontifices. Die Pontifices waren ein Priestercollegium, das die Angelegenheiten der Religion und des Cultus von Staatswegen überwachte. Unter Sulla betrug ihre Zahl fünfzehn; die Kaiser vermehrten oder verminderten sie nach Gutdünken. An der Spitze des Collegiums stand der oberste der Pontifices, der Pontifex maximus. In der Kaiserzeit war das Staatsoberhaupt *eo ipso* auch Pontifex maximus. Ganz besonders lag den Pontifices die Beaufsichtigung des Ritualwesens ob.

S. 384. Ein Herold gebot Schweigen. Der Herold (praeco) pflegte der Menge zuzurufen: „Favete linguis!“

Weiheguß. Der Guß, mit welchem das Opferthier vor der Tödtung geweiht wurde, hieß immolatio.

S. 392. Eure Dichter preisen die Zähigkeit als das Glorreichste. Vergl. z. B. das bekannte „Justum ac *tenacem*“ etc. (Hor. Od. III, 3.)

S. 393. Silen (Silenus, *Σειληνός*), Sohn des Hermes und einer Nymphe, ständiger Begleiter des Bacchus. „Er ist die besondere Gestalt eines älteren Satyrs, ein stets trunkener, heiterer und gemütlicher Alter mit einer Glatze und stumpfer Nase, fett und rund wie ein Weinschlauch. Vom Weinschlauch ist er unzertrennlich. Die eigenen Füße vermögen ihn selten zu tragen; er reitet gewöhnlich auf einem Esel oder wird von Satyrn geführt und gestützt. Außer dem Wein ist Musik und Gesang seine Freude.“ Einen Tempel hatte Silen zu Elis.

S. 398. Du siehst, wackerer Freund, wie sehr Domitianus zur Milde neigt. Vergl. die Anm. zu S. 61.

S. 402. Auf dem Ummwege vom Circus Maximus her. Der Circus Maximus lag südwestlich, der Carcer Mamertinus nordöstlich vom Mons Palatinus.

Unter dem Brustgürtel. Der Brustgürtel (mamillare) vertrat bei den römischen Damen die Stelle des modernen Corsets.

Bryonia („die Zaunrübe“). Von solchen gewerbsmäßigen Giftmischerinnen wird uns mehrfach berichtet. Vornehmlich berüchtigt war Locusta („die Heuschrecke“), eine Zeitgenossin und Helfershelferin des Kaisers Nero. Vergl. Suet. Ner. 33; Tac. Ann. XXII, 66; Juv. Sat. I, 71. Unsere Bryonia ist nicht historisch.

S. 412. Amathusia, Beiname der Aphrodite, von der Stadt Amathus auf der Südküste von Cypern, wo sich ein berühmter Tempel der Göttin befand.

S. 413. Den Weinstock mit dem Ulmenstamm zu vermählen. Beliebte Wendung, um die idyllische Thätigkeit des

Landlebens zu charakterisiren. Vergl. Hor. Epod. II, 9; Od. IV 5. 30.

S. 414. Zerlege-Messer. Die Speisen wurden gewöhnlich im Triclinium von einem eigens hierzu bestellten Sclaven (scissor) zerteilt, worauf der Vorkoster (praegustator) dieselbe zu versuchen pflegte, um die Gesellschaft gegen Vergiftung sicher zu stellen.

S. 415. Parthenius, geleite mich zum nächsten Altane. Vorbauten (Altane, Balkone, Erker) waren dem Alterthume nicht fremd. Vergl. u. A. das berühmte Erkerhaus in Pompeji.

S. 417. Municipium. Municipes, d. h. Antheilnehmer, hießen ursprünglich die Bewohner derjenigen Städte, welche mit Rom im Verhältnisse der engsten Bundesgenossenschaft standen, wie z. B. Tusculum, Formiä, Lanuvium. Später dehnte sich die Bezeichnung auf sämmtliche Städte Italiens aus, dergestalt, daß nunmehr jede römische Landstadt municipium hieß. Noch später erstreckte sich die Bezeichnung auf sämmtliche Städte des Reiches. Wir gebrauchen das Wort municipium hier im uneigentlichen Sinne, geradezu für das deutsche „Landstädtchen“, denn die Erhebung sämmtlicher Städte des Reiches zu Municipien fällt einige Jahrzehnte nach der Regierungszeit Domitians. Was hier über die Bedeutung Rodumnas gesagt wird, läßt sich aus den alten Schriftstellern nicht belegen.

S. 418. Decetia, das heutige Decize.

Noviodunum, das heutige Nevers.

An den Iden des Monats Februar. Idus (von dem etruskischen iduare = theilen; vergl. div—idere) hieß die Mitte des Monats. Im März, Mai, Juni und October der 15., in den übrigen Monaten der 13. Tag.

S. 419. Lilybäum, Stadt an der Westspitze Siciliens, das heutige Marsala.

Vesontio, das heutige Besançon.

Argentoratum, das heutige Straßburg im Elsaß.

Opimische Weinkrüge, soviel wie Weinkrüge alter Jahrgänge, Krüge mit Weinen, die unter dem Consul Lucius Opimius (633 nach Erbauung der Stadt) gekeltert worden. Vergl. Cic. Brut. 83, 287; Vell. II, 7.

S. 420. Rhätien (Rhaetia) umfaßte Theile des heutigen Tyrol, Ober-Baierns und der Schweiz.

S. 421. Pindar (*Πίνδαρος*), griechischer Lyriker, geb. zu Theben 522 v. Chr. Dichtete vorzugsweise Epinikien, d. h. Festlieder zur Verherrlichung der Sieger bei den griechischen Nationalspielen.

Kaiserliche Verführungsspione. Ueber solche agents provocateurs vergl. Epict. Diss. IV, 13, 5: „Durch ihr voreiliges Vertrauen lassen sich unbedachte Leute in Rom von den Soldaten fangen. Ein Soldat in Civil setzt sich neben Dich und beginnt auf

den Kaiser zu lästern. Du aber glaubst, der Umstand, daß er so mit dem Lästern angefangen, gäbe Dir eine Bürgschaft für seine Zuverlässigkeit. Nun sprichst auch Du deine Gedanken aus und wirst alsdann in Ketten gelegt und in's Gefängniß geworfen."

S. 423. Ihr wißt, daß eine der drei hier stationirten Legionen zu den Truppen gehörte, die ich damals im Feldzuge am Rhein gegen die Germanen befehligte. Ueber den Feldzug Trajans am Rhein vergl. Plin. Paneg. 14. Einige Ausdrücke der dort gegebenen Schilderung sind hier wörtlich herübergenommen.

S. 425. Proprätor. Augustus theilte sämmtliche Provinzen des Reiches in zwei Kategorien: in kaiserliche und senatorische. Die Verwaltung der ersteren übernahm er selbst, die der letzteren gab er dem Senate anheim. „Für sich hatte er die in irgend einer Weise schwierigen ausgewählt, sei es, daß die Einwohner noch nicht beruhigt waren oder daß kriegerische Nachbarn mit Einfällen drohten; der Senat bekam dagegen die friedlichen. Scheinbar lagen also die Dinge so, daß er dem Senate die besten und einträglichsten gewährte, indeß er selber nur Sorge und Gefahr übernahm: in Wahrheit aber machte er den Senat waffenlos und behielt für sich allein das Heer. Nur eine einzige senatorische Provinz (Afrika) erhielt eine, und späterhin zwei Legionen. Die Statthalter der senatorischen Provinzen zerfielen in zwei Kategorien. Afrika und Asien erhielten nach Entscheidung des Senats ehemalige Consuln zur Verwaltung. Die übrigen Senatsprovinzen wurden prätorischen Männern übergeben, doch ebenfalls mit dem Titel Proconsules. Die Statthalter der kaiserlichen Provinzen hießen dagegen, mochten sie immerhin auch schon Consul gewesen sein, Proprätores, zur Bezeichnung, daß sie Heere commandirten (praeire). Diese Proprätoren (legati Caesaris pro praet. cons. pot.) verwalteten im Unterschied von den senatorischen Proconsuln ihr Amt länger als ein Jahr, wodurch den Provinzialen eine große pecuniäre Erleichterung erwuchs." — Das lugdunensische Gallien gehörte zu den kaiserlichen Provinzen, besaß demgemäß einen Proprätor und eine größere Garnison.

Er hob hervor, daß Du damals an der Spitze deiner Legionen . . . niemals ehrgeizige Pläne geschmiedet. Vergl. Plin. Planeg. 14, wo die Vermuthung ausgesprochen wird, Domitian habe damals doch wohl vor seinem siegreichen Feldherrn Trajan „eine gewisse Furcht" gehegt.

S. 426. Wachen und Ehrenposten. Ein kaiserlicher Proprätor hatte das Anrecht auf sechs Lictoren.

Den Cäsar Domitianus vor dem Senate des Hochverraths anzuklagen. Der Senat hatte das allerdings beinahe nur theoretische Recht, die Imperatoren ein- und abzusetzen.

S. 429. Und stellen den alten, herrlichen Freistaat des Cincinnatus und des Regulus wieder her. Die Oppo-

sition unter den Imperatoren der ersten Jahrhunderte trug einen wesentlich republikanischen Charakter, der sich auch vielfach in der zeitgenössischen Literatur geltend gemacht.

S. 430. Am sechsten Tage nach den Kalenden. Kalendae (von kalare, ausrufen) hieß der erste Tag jedes Monats. Ursprünglich wurde der Monatsanfang nach dem Neumond bestimmt. Von einem eigens dazu erbauten Hause auf dem capitolinischen Hügel (Curia Calabra) mußte ein Beamter, später der Pontifex Maximus, den Neumond ausrufen. Die Tage der zweiten Monatshälfte wurden nun derart berechnet, daß man sie als „vor den Kalenden" des folgenden Monats bezeichnete; also beispielsweise hieß der 24. März „der 9. Tag vor den Kalenden des April". (Man rechnete den Tag, von welchem man zählte, und den, bis zu welchem man zählte, bei der Numerirung mit.) Die hier von uns gebrauchte Wendung „am sechsten Tage nach den Kalenden" entspricht keiner wörtlich identischen lateinischen Wendung.

Dreihundert Löwen. „Am meisten" — sagt Friedländer — „erstaunt man über die Zahlen sowohl der Thiere von Einer Gattung, als die Gesammtzahlen der verschiedenen, die bei einzelnen großen Schauspielen in Rom zusammengebracht worden sein sollen. Diese Zahlen klingen unglaublich; freilich ist nicht zu vergessen, daß gerade die Gattungen der großen Thiere innerhalb zweier Jahrtausende eine ungeheuere, schwer zu bemessende Abnahme erlitten haben. Ohne Zweifel ist auch die Bemerkung Dios richtig, daß alle solche Zahlen übertrieben sind; aber sie bleiben auch noch nach großen Abzügen, ja wenn man sie auf die Hälfte herabsetzt, enorm. In dieser Beziehung sind die Spiele des Pompejus und Cäsar nicht nur nicht übertroffen, sondern auch nicht erreicht worden. Bei den ersten sah man angeblich 17 oder 18 Elephanten, 500 oder 600 Löwen, 410 andere afrikanische Thiere; bei den letztern 400 Löwen und 40 Elephanten. Doch daß 100 und selbst 200, ja 300 Löwen, 300, 400, 500 Bären, ebensoviel afrikanische Thiere bei einem einzigen Schauspiel gezeigt oder gehetzt wurden - solche Angaben (und von gemeinen Thiergattungen zum Theil noch höhere) sind bei den Geschichtsschreibern der Kaiserzeit nichts weniger als selten. Mit den Thieren, die damals in Rom zu einem einzigen großen Feste zusammengebracht waren, könnte man gegenwärtig alle zoologischen Gärten Europas auf's Reichste versorgen. Nach der eigenen Angabe Augusts, der „an der unzähligen Menge und unbekannten Gestalt der Thiere" besondere Freude hatte, wurden in den von ihm gegebenen 26 Schauspielen an afrikanischen Thieren allein ungefähr 3500 erlegt. Bei dem hunderttägigen Fest, das Titus zur Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters im Jahre 80 gab, sollen an einem Tage 5000 wilde Thiere aller Art gezeigt, im Ganzen 9000 zahme und wilde getödtet worden sein."

Des vierten Festtages. Die Säcularspiele hatten, so viel

uns darüber berichtet wird, in der Regel nur drei Festtage; Nichts hindert jedoch die Unterstellung, daß Domitian kraft seiner souveränen Willkür eine Ausnahme gemacht haben könne.

Kommt heran, um zu schauen, was Keiner von Euch jemals gesehen hat, noch je wieder sehen wird! Lateinischer: . . . quod nunquam quisquam spectasset nec spectaturus esset.

S. 431. Stibium, ein vielgebrauchtes Toilettenmittel der römischen Damenwelt, — ein Pulver aus geröstetem Spießglaserz. Noch jetzt bei den Orientalen unter dem Namen Surmé bekannt.

Der Festzug vom Capitol. Die Säcularspiele begannen mit einem Festzuge (pompa geheißen,) dessen Verlauf der hier gegebenen Schilderung entsprach. An den Festzug schlossen sich die Wettrennen im Circus Maximus an. Diese spielten jedoch gemeinhin eine größere Rolle als in unserer Erzählung, wo sie mehr als Introduction behandelt sind.

S. 433. Der Consul Flavius Clemens. Vergl. die Anm. zu S. 59. — Den Untergang dieses (historischen) Flavius Clemens hat Pyat zum Gegenstand einer kleinen — im Colorit leider verfehlten — Novellette gemacht, aus der wir einige Grundzüge für unsere Erzählung benutzt haben. Ueber die Beziehungen des Flavius Clemens zum Christenthume berichten Dio Cassius (LXVII, 14) und Sueton (Dom. 15).

S. 437. Die sogenannten *tesserae*, die elfenbeinernen Eintrittstafeln. Solche Eintrittsmarken (auch thönerne und metallene) sind bei den Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in nicht geringer Menge gefunden worden.

Der Platz-Zeiger (designator) entspricht unserem Logenschließer.

Sie ließen sich auf die Polster nieder, die der Sclave ihnen nachgetragen. Die Sitzreihen bestanden aus Marmorquadern, die während der Dauer des Schauspiels mit den Polstern und Ehrensitzen (bisellia) bedeckt wurden.

S. 438. Die frisch aufgewalkte Toga. Bei den öffentlichen Schauspielen erschien Alles in höchster Gala. Wer nur Eine Toga besaß, schickte dieselbe vor der Festlichkeit zu dem Walker (fullo), um sie reinigen, kämmen und glätten zu lassen. Die Arbeiten der Walker sind sehr anschaulich dargestellt auf den Bildern einer im Jahre 1826 zu Pompeji ausgegrabenen Walkerwerkstatt. Vergl. auch die Anm. zu S. 277.

Das Podium, das für die Senatoren bestimmt war. Die Senatoren hatten bei allen öffentlichen Schauspielen besondere Ehrenplätze.

Die weihevollen Gewänder verhüllten gar manches gebrochene Gelübde. Ueber die gebrochenen Gelübde der Vestalinnen vergl. Suet. Dom. 8. — Wenn die Sache herauskam, ver-

fuhr die Regierung des Domitian strenger gegen die Sünderin, als die des Vitellius und des Titus, und zwar steigerte sich diese Strenge mit jedem wiederkehrenden Falle. Den Vestalinnen Ocellata und Varonilla wurde die Wahl ihres Todes freigestellt, ihre Verführer aber in die Verbannung geschickt. Später dagegen ließ Domitian die Vestalin Cornelia lebendig begraben und ihre Liebhaber — denn sie hatte deren mehrere — auf dem Comitium zu Tode prügeln. — Hiermit im Widerspruch steht die (vielleicht unechte) Bemerkung des Dio Cassius (LVXII, 3), wonach Domitianus sich Etwas darauf zu Gute gethan hätte, daß er die des Umgangs mit Männern überwiesenen Vestalinnen nicht lebendig begraben, sondern eines minder grausamen Todes sterben ließ.

Pulvinar. Hier hat man sich unter dem Pulvinar einen divanartigen Prunksitz vorzustellen. Vergl. Suet. A. 45, sowie die Anmerkung zu S. 290.

S. 439. Das ungeheure Segeltuch, das, von fünfzig Mastbäumen gehalten . . . Die steinernen Oesen, in denen diese Mastbäume befestigt waren, sind heute noch an den Ringmauern des Colosseums vorhanden.

Tauromenium, Stadt an der östlichen Küste Siciliens, jetzt Taormina.

Der zehnte oder zwölfte Platz, von Dir aus gerechnet. Unsere Erzählung läßt hier, wie dies im Circus üblich war, beide Geschlechter bunt durcheinander sitzen. Für gewöhnlich hatten die Frauen bei den Vorstellungen der Amphitheater besondere Plätze. Unsere Licenz läßt sich um so leichter rechtfertigen, als die Bestimmungen über die Plätze im Theater niemals mit voller Strictheit durchgeführt wurden, und so insbesondere immer die Klage wiederkehrt, daß sich Unberechtigte zu den Plätzen der Ritter herandrängen.

Rhegium, Stadt an der Südspitze der italischen Halbinsel, im Lande der Bruttier; jetzt Reggio.

S. 441. Der den Erdball mit dem Zucken der Wimper bewegte Vergl. Hor. Od. III, 1, V. 8: „cuncta supercilio moventis.“ Die Worte beziehen sich dort auf Jupiter; die Schmeichler des Domitian aber, insbesondere Martial, wurden nicht müde, den Imperator als zweiten Jupiter zu vergöttern. Vergl. Mart. Ep. V, 6, V. 9 u. v. a.

Ave, Caesar! oder Ave, Imperator! (= Heil Dir, o Kaiser!) Mit diesen Worten begrüßte man den Imperator bei seinem öffentlichen Erscheinen, worauf der Kaiser dann wohl erwiderte: Avete vos! (Seid auch mir gegrüßt!) Das Wort: Ave! (Sei gegrüßt! Sei gesegnet!) war auch sonst beim Kommen und beim Abschied gebräuchlich

Der Platz zur Linken blieb frei. Er wäre für Titus Claudius Mucianus bestimmt gewesen. Der Flamen Dialis

nahm bei den öffentlichen Spielen von Amtswegen den Platz zur linken Seite des Kaisers ein. Vergl. Suet. Dom. 4: „Neben ihm saß der Priester des Zeus."

S. 442. Heil Dir, Cäsar, die Todgeweihten begrüßen Dich! — Wörtliche Uebersetzung der Formel: „Ave, Caesar, morituri te salutant!" mit welcher die zum Kampfe bestimmten Gladiatoren dem Herrscher zu huldigen pflegten.

Die Nachbarschaft ihrer liebegirrenden Cavaliere. Vergl. die Anm. auf der vorigen Seite zu „Der zehnte oder zwölfte Platz von Dir aus gerechnet". — Die hier erwähnten Vorschriften des Ovid finden sich in der Ars amandi I, 135 ff. Anderwärts (Amores III, 2) gibt uns derselbe Dichter Beispiele einer „liebegirrenden" Conversation mit der schönen Nachbarin.

S. 443. Die Daumen nach abwärts: das besagte den Tod. Vergl. die Anm. zu S. 266.

S. 445. Er hat! (Habet!) war der übliche Freudenruf des Publicums, wenn ein Stoß gehörig getroffen hatte.

Nachdem die Knechte den Sand der Rotunde etwas aufgeschüttelt . . . Vergl. Mart. Ep. II, 75, 5.

> Nam duo de tenera puerilia corpora turba
> Sanguineam rastris quae renovabat humum.

Ein Scheusal aus der Heerde der Vaterlandsfeinde. Der Ausdruck ist dem bekannten „sus de grege Epicuri" analog gebildet.

S. 448. Wann, wann wird dieses Bild sich erfüllen? Vielleicht ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß Barbillus hier im Geiste das Bild des flavischen Amphitheaters erblickt, wie es sich späterhin im katholischen Rom gestaltete, — die gewaltige, pflanzenumwucherte Ruine des Colosseums mit dem einsamen Kreuz im grasbedeckten Oval der Arena. Die italienische Regierung hat dieses Bild inzwischen wieder etwas modificirt, indem sie die Vegetation, die den Fortbestand der ehrwürdigen Ruine durch Begünstigung des Verwitterungs-prozesses in Frage zu stellen schien, beseitigt hat — allerdings zum Nachtheile der malerischen Wirkung.

Bis die Coena ihm für heute ein Ziel setzt. Wir nehmen hier an, daß die Spiele nur bis zu der (an diesen Tagen wohl ausnahmsweise etwas nach später verlegten) Hauptmahlzeit gedauert haben. Die Lustbarkeiten bei den Säkularfesten und ähnlichen Anlässen wurden indeß gewöhnlich auch die Nacht hindurch fortgesetzt.

S. 454. Ihr duftiges Haar. Man salbte das Haar mit kostbaren Essenzen, insbesondere mit einem Oele, das aus den Blüthen der indischen Narde (Nardus indica) bereitet wurde.

S. 459. Nach den unterirdischen Verließen des Amphitheaters gebracht. Das Meiste von dem, was wir bei unseren Schaubühnen als „hinter den Coulissen" bezeichnen würden,

befand sich in den römischen Amphitheatern unter der Erde; insbesondere die Behältnisse für die wilden Thiere und die Verurtheilten. Die unterirdischen Räumlichkeiten des flavischen Amphitheaters sind noch heute zu sehen.

S. 463. Der Consul Flavius Clemens und seine edle Gemahlin. — Die Gemahlin des Consuls Flavius Clemens war gleichfalls eine Verwandte des Domitian. Sie hieß nach Dio Cassius (LXVII, 14) Flavia Domitilla. Diesem Geschichtsschreiber zufolge ward sie übrigens nicht zu den Bestien, sondern nur zur Verbannung nach Pandataria verurtheilt. Wie nahe Flavius Clemens ursprünglich der Person des Imperators gestanden, das geht aus dem Berichte des Sueton (Dom. 15) hervor, wo es heißt, der Kaiser habe die beiden Söhne seines Vetters Flavius Clemens, damals noch kleine Knaben, öffentlich zu seinen Nachfolgern bestimmt und deshalb, statt ihrer bisherigen Namen, dem einen den Namen Vespasianus und dem andern den Namen Domitianus gegeben. Nach Sueton war übrigens das Nazarenerthum des Flavius Clemens nicht so klärlich erwiesen, wie unsere Erzählung es annimmt. Vergl. auch die Anmerkungen zu S. 59 und zu S. 433.

S. 473. Unwillig schüttelte der Cäsar das Haupt. Im Allgemeinen waren die Imperatoren bemüht, den öffentlich ausgesprochenen Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen. Nur Domitian und einige Andere machten hier eine Ausnahme. So berichtet Sueton (Dom. 13), Domitian habe, als das Publikum bei den Kampfspielen des capitolinischen Jupiter um die Wiedereinsetzung des Palfurius Sura bat, der früher aus dem Senate gestoßen und jetzt als Redner gekrönt worden war, dasselbe nicht einmal einer Antwort gewürdigt, sondern die Rufer ohne Weiteres durch den Mund des Herolds zur Ruhe verwiesen. Die in unserer Erzählung (S. 61) geschilderte Nachgiebigkeit gegen das Circuspublikum, das die Zurückberufung der Kaiserin fordert, widerspricht diesem Charakterzug nicht, denn dort war der Imperator durch eine ausdrückliche Zusage gebunden.

S. 474. Bei dieser Gemüthsstimmung waren Gewaltmaßregeln Seitens des Imperators nicht ausgeschlossen. — Von solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Publikum bei öffentlichen Festspielen gibt uns Dio Cass. LXVII, 8 ein drastisches Beispiel. Es erhob sich nämlich einst bei einer glänzenden Vorstellung im Circus ein furchtbares Unwetter. Der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herab. Niemand aber durfte den Schauplatz verlassen, selbst nicht für kurze Zeit, um sich etwa einen Regenmantel zu holen. Der Kaiser selbst dagegen wechselte fortwährend das Obergewand. „Viele," so schreibt Dio Cassius wörtlich, „erkrankten in Folge der Erkältung und starben."

Der Kampf eines dreizehnjährigen Mädchens mit

einem winzigen Zwerge. Vgl. die Anm. zu S. 69. Ferner Dio Cass. LXVII, 8.

Da nun zum Schluß die Arena vollständig unter Wasser gesetzt und ein prachtvolles Seegefecht inscenirt wurde . . . Die Seegefechte (Naumachien) wurden entweder in eigens hierzu gegrabenen Becken und Teichen oder auch in der Arena aufgeführt, die, vermöge der hochausgebildeten Technik der Römer gerade in Wasserkünsten, binnen wenigen Minuten überschwemmt werden konnte.

S. 476. Igilium, das heutige Giglio.

S. 477. Alsium, südlich von Caere, alt-etrurische Stadt, späterhin römische Colonie, beliebter Vergnügungs- und Villen-Ort (vgl. Front. „De feriis Alsiensibus", sowie Cic. Mil. 20; Ad. fam. IX, 6). jetzt Palo. Einige Ruinen aus dem Alterthume sind noch vorhanden.

Die Via Cassia führte zwischen der Via Flaminia und der Via Aurelia nach dem mittleren Etrurien.

Clusium, das jetzige Chiusi, frühzeitig genannt als Residenz des Königs Porsena, zwischen dem Trasimenischen und dem Vulsinischen See.

Luna, Stadt im nördlichen Etrurien, unweit des jetzigen Carrara, römische Colonie.

Pisä, das heutige Pisa.

Rusellä, jetzt Rosella.

Forum Cassii, südlich vom Lacus Vulsiniensis (Lago di Bolsena).

S. 480. Begnügten sich mit der alten Klage, daß dem Soldatenstand Alles erlaubt sei, auch die muthwillige Störung der Nachtruhe. In einem Gedichte aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts wird unter anderen Vorzügen des Militärstandes besonders hervorgehoben, daß der Soldat sich manchen Uebermuth gegen den Nicht-Soldaten erlauben dürfe. (Vergl Juv. Sat. XVI, 7—34.) Schlägt ein Soldat einen Civilisten — (togatus) —, so wagt dieser nicht nur nicht den Schlag zu erwidern, sondern nicht einmal einen Proceß anzustrengen, denn vor den Militärgerichten, von denen die Vergehen der Soldaten bestraft werden, nimmt die ganze Cohorte für den Angeklagten Partei.

S. 487. In der That trug Stephanus, als er früh sein Bureau verließ, den linken Arm in der Binde. Vergl. Suet. Dom. 17.

Diesen Augenblick wußte Stephanus zu benützen. Mit Blitzesschnelle zog er den Dolch und bohrte ihn dem Cäsar bis an's Heft in den Unterleib. Die hier gegebene Schilderung entspricht im Wesentlichen den Aufzeichnungen des Sueton und des Dio Cassius, nur mit dem Unterschiede, daß wir den jungen Sclaven, von welchem der Kaiser, dem Berichte Suetons

zufolge, das Schwert heischt, mit den „herbei Eilenden", die „der Verschwörung nicht theilhaftig" waren und den Stephanus niedermachten, identificiren. Die Ermordung Domitians, die wir aus inneren Gründen hier in den Monat April verlegen, fand historisch am 18. September statt.

S. 488. Phaëton . . . zu spät . . .! Du allein hast mir Treue bewahrt . . .! Diese Worte sind dem Berichte Suetons über das Ende Neros (Ner. 49) entlehnt, wo der Centurio, der da beauftragt ist, den sterbenden Kaiser festzunehmen, von Mitleid übermannt wird und, indem er ihm den Mantel auf die tödtliche Wunde legt, sich so stellt, als ob er zu seiner Rettung käme.

Dieselben Männer, die bis dahin vor dem Tyrannen im Staube gelegen, überboten sich jetzt in Beweisen des Hasses und der Verachtung gegen den Todten. Vergl. Dio Cass. LXVIII, 1.

S. 489. Die zahlreichen Bildsäulen, die Domitian sich gesetzt hatte, sollten von den Sockeln geworfen, und seine Triumphbögen dem Erdboden gleich gemacht werden. Vergl. Dio Cass. a. a. O.

Das Denuncianten thum. Vergl. Dio Cass. a. a. O.: „Auch wurden viele wegen fälschlicher Angebereien mit dem Tode bestraft."

Unverzüglich für die Befreiung sämmtlicher Staatsgefangenen Sorge zu tragen, und zwar mit Einschluß der Nazarener. Vergl. Dio Cass. a. a. O.: „Nerva ließ die wegen Beleidigung der Majestät Angeklagten in Freiheit setzen und die Verbannten in ihre Heimath zurückkehren. Auch durfte Niemand wegen jüdischer Lebensweise (d. h. wegen Nazarenerthums) von irgend Wem vor Gericht gestellt werden."

S. 492. Der greise Palämon, ein Freigelassener des Hauses, wohlerfahren in allen Geheimnissen der griechischen und römischen Heilkunde. Vergl. Anm. zu S. 92.

Samischen Weines. Die Insel Samos unweit der kleinasiatischen Küste war seit Alters berühmt wegen ihrer köstlichen Weine.

Muth, mein Töchterchen! — Dieser vertrauliche Ton im Munde des Arztes darf nicht überraschen. Bereits früher — (vergl. die Anm. zu S. 96) — haben wir angedeutet, daß zwischen den älteren Dienern des Hauses und den Kindern eine Art Pietätsverhältniß obwaltete, ja, daß die ersteren sich nicht selten herausnahmen, die letzteren zurechtzuweisen und auszuzanken.

S. 497. Der greise Imperator hatte, um für den Fall seines Hinscheidens das Weltreich nicht erneuten Erschütterungen preiszugeben, den Hispanier Ulpius Trajanus in feierlicher Senatsversammlung an

Sohnesstatt angenommen und mit Einwilligung der hohen Körperschaft zu seinem dereinstigen Nachfolger in der Würde des römischen Kaisers ernannt. Vergl. Dio Cass. LXVIII, 3. — In Wirklichkeit erfolgte diese Adoption und die damit verknüpfte Ernennung zum „Kronprinzen" (— „Caesar" im engeren Sinne —) einige Zeit später, während Ulpius Trajanus als kaiserlicher Statthalter in Obergermanien verweilte.

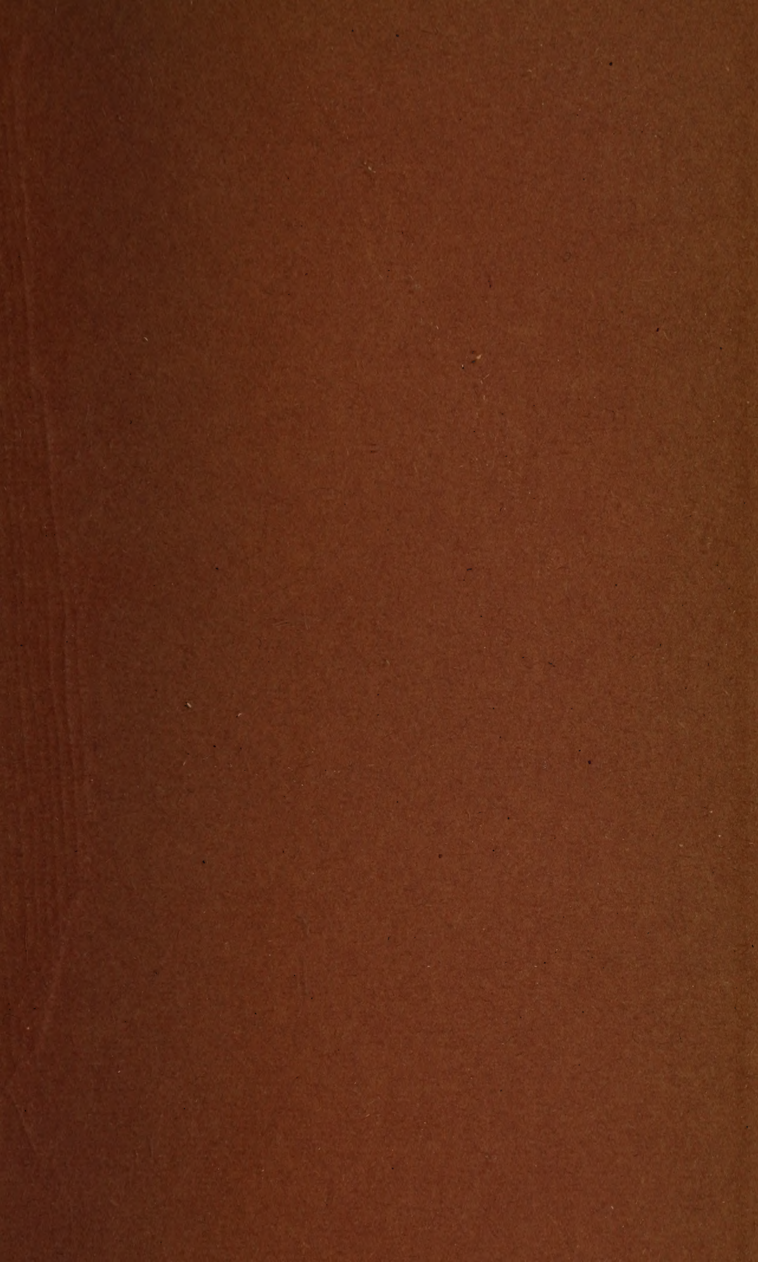
S. 498. Ulpius Trajanus . . ., den die künftigen Annalen der Weltgeschichte mit beispielloser Einstimmigkeit als den besten bezeichnen sollten unter allen römischen Imperatoren. Vergl. Dio Cass. LXVIII, 5: „Sein Charakter hatte nicht die leiseste Spur von Falschheit, Tücke oder Grausamkeit; er liebte die guten Bürger, behandelte sie achtungsvoll und zeichnete sie aus; nach den schlechten aber fragte er nicht." — Ferner LXVIII, 6: „Er war durch Gerechtigkeitsliebe, Tapferkeit und Sitteneinfalt gleich ausgezeichnet . . . Er beneidete Keinen und versperrte Keinem die Bahn des Ruhmes; vielmehr ehrte und erhob er jedes Verdienst. Daher brauchte er Keinen zu fürchten. Verleumdern traute er nicht. Er vergriff sich weder an fremdem Gute, noch auch ließ er Unschuldige hinrichten." — Ferner LXVIII, 16: „Wie er zum erstenmale dem neuen Befehlshaber der Prätorianer das Schwert überreichte, zog er dasselbe aus der Scheide, hielt es empor und sprach: „Nimm dies Schwert und gebrauche es, wenn ich gut regiere, für mich, wenn ich schlecht regiere, wider mich." — Auch die Lobrede des mit dem neuen Kaiser befreundeten jüngeren Plinius läßt, trotz vieler Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck, erkennen, daß sie von wirklicher Ueberzeugung getragen ist; zumal gewisse Thatsachen für sich selbst sprechen; so z. B. die gänzliche Umgestaltung des höfischen Ceremoniells. Ehedem — so meint Plinius — sei der Kaiserpalast eine Festung gewesen; unter Nerva und Trajan sei er zu einem öffentlichen Gebäude geworden. „Da gibt es keinen Riegel, keine Stufen der Demüthigung, und wenn man tausend Schwellen überschritten hat, begegnet man nicht stets von Neuem Umständlichkeiten und Hindernissen. Zu Trajan kommen wir nicht, wie dies bei früheren Imperatoren der Fall war, in Bestürzung und eilig, um nicht etwa durch unsere Verspätung in Lebensgefahr zu gerathen, sondern im Gefühle der Sicherheit, freudig und gerade wie's uns bequem ist. Hält uns irgend ein dringendes Geschäft zurück, so bedarf es bei Trajan nicht einmal eines Wortes der Entschuldigung. Wenn wir Dich begrüßt haben, so stürzen wir nicht hastig hinweg. Wir verweilen, wir treiben uns gemüthlich herum, als ob der Palast uns gehöre, — derselbe Palast, den noch kürzlich jenes ruchlose Scheusal (Domitian) mit so vielen Schrecknissen umgeben hatte; derselbe Palast, wo das Unthier sich einschloß, wie in eine Höhle, um jetzt das Blut seiner nächsten Verwandten zu trinken,

jetzt zur Erwürgung der edelsten Bürger hervorzustürmen . . Aber die Rache durchbrach dennoch den Wall seiner Wachen und drang siegreich durch die verschlossenen Thüren . . . Um wie vieles gesicherter und sorgenfreier ist jetzt dieser Palast, da er nicht durch die Wachen der Tyrannei, sondern durch die der Liebe, nicht durch die Abgeschlossenheit und die Riegel, sondern durch die darin verkehrenden Bürger geschirmt wird. Du hast uns durch Erfahrung gezeigt, daß die Tugend des Fürsten seine beste Schutzwehr ist." Ferner Plin. Pan. 65: „Trajan überzeugt uns, daß der Fürst nicht über den Gesetzen steht, sondern die Gesetze über dem Fürsten." Und Plin. Pan. 67: „Sonst pflegten wir einfach für das Wohl der Kaiser . . . Gelübde zu thun; die Ausdrücke jedoch, in denen wir das Gelübde für unsere gegenwärtige Regierung gethan haben, verdienen wahrlich betont zu werden: wenn Du nämlich den Staat gut und zum Besten Aller regieren wirst . . . Du willst also nur unter der Bedingung von den Göttern erhalten sein, wenn Du den Staat gut und zum Besten Aller regierst."










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073948074